

# Psychosoziale Praxis, Drogengebrauch und das Problem der Identität

Dissertation zur Erlangung des

Doktorgrades (Dr. rer. soc.)

des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften

der Justus Liebig-Universität Gießen

Vorgelegt von

Horst Gerhard

aus 35390 Gießen

2001

## Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b>	<b>1</b>
<b>1. Gesellschaftlicher Umbruch, Identitätsbildung und der Strukturwandel der Jugendphase</b>	<b>19</b>
<b>1.1 Ursachen und Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Umbruchs</b>	<b>19</b>
1.1.1 Krise der Arbeitsgesellschaft	20
1.1.2 Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen	22
1.1.2.1 Deinstitutionalisierung der Familie	25
1.1.2.2 Individualisierung und „neue“ soziale Ungleichheit	29
1.1.3 Globalisierungsprozesse	32
1.1.3.1 Die Krise des Sozialstaates	35
<b>1.2 Identitätsbildung im Wandel</b>	<b>38</b>
1.2.1 Kulturelle Erosion und Identitätskrise	38
1.2.2 Zur historischen Genese individueller Subjektivität	40
1.2.3 Zum Begriff der Identität	43
1.2.4 Klassische Identitätskonzepte	44
1.2.5 Identitätsbildung in der Spätmoderne	52
1.2.5.1 Identitätsprothesen	61
<b>1.3 Identitätsverunsicherungen und narzißtische Störung</b>	<b>65</b>
1.3.1 Psychoanalytische Konzepte einer narzißtischen Persönlichkeitsstörung	69
1.3.2 Der „Bruchstück-Mensch“ als psychologische Signatur des Zeitalters	71

1.3.3	Exkurs: Das „falsche Selbst“	74
1.3.4	Die „psychische Geburt“ des Individuums	76
1.3.5	Zur Sozialpathologie der Ich-Schwäche	80
1.3.6	Kultur des Narzißmus und „postmoderne Persönlichkeit“	84
<b>1.4</b>	<b>Strukturwandel der Jugendphase</b>	<b>88</b>
1.4.1	Zur historischen Etablierung der Jugendphase	90
1.4.2	Die Schwäche der klassischen Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule)	91
1.4.3	Die Ambivalenz der Individualisierung	97
1.4.4	Exkurs: Kindliche Lebensmuster	101
1.4.5	Erfahrungszusammenhänge von Jugendlichen	105
1.4.6	Psychosoziale Belastungen und Belastungsregulation in der Adoleszenz	107
1.4.7	Identitätsbildung in der Adoleszenz aus psychoanalyti- scher Sicht	112
1.4.8	Exkurs: Vom Brüchigwerden der Geschlechtsrollen- identität	115
1.4.9	Ablösung und Identitätsbildung im „ausgehöhlten Mora- torium“	117
1.4.10	Konsum und Medien als Identitätsprothesen	120
1.4.11	Jugendliche: krank oder kreativ?	126
<b>1.5</b>	<b>Resümee</b>	<b>128</b>
<b>2.</b>	<b>Drogengebrauch und Identität</b>	<b>133</b>
<b>2.1</b>	<b>Drogengebrauch und Sucht</b>	<b>133</b>
2.1.1	Anthropologische und kulturspezifische Aspekte des Drogengebrauchs	134
2.1.2	Sucht und Abhängigkeit	138
2.1.3	Süchtiges Verhalten und „Versüchtelung“	142
<b>2.2</b>	<b>Zur Psychoanalyse der Sucht</b>	<b>145</b>
2.2.1	Das Ich-psychologische Modell der Sucht: Die Droge als „Selbstheilungsmittel“	147

<b>2.3</b>	<b>Drogengebrauch als Spannungsmanagement: Zur gesellschaftlichen Dimension des Konsum- und Suchtverhaltens</b>	<b>152</b>
2.3.1	Die illusionäre Rückeroberung des Selbst im süchtigen Konsum	156
2.3.2	Beschleunigung und Langeweile	160
2.3.3	Pharmakologisch gesteuerte Alltagsbewältigung und rauschhafte Förderung des Wohlbefindens	163
<b>2.4</b>	<b>Adoleszenzentwicklung und Drogengebrauch</b>	<b>167</b>
2.4.1	Epidemiologie des Suchtmittelkonsums und substanzspezifische Konsummuster	170
2.4.2	Drogengebrauch als Identitätssuche und als problematische Form der Lebensbewältigung	181
2.4.3	Leitbilder des gesellschaftlichen Konsums	185
2.4.4	Familiale und schulische Determinanten für Drogenkonsum und -abhängigkeit	186
<b>2.5</b>	<b>Jugendkulturen und Drogengebrauch</b>	<b>193</b>
2.5.1	Geschichtlicher Abriß der Jugend- und Drogenkulturen in Deutschland	193
2.5.2	Exkurs: Jugendkulturen	198
2.5.3	Zum Funktions- und Bedeutungswandel des Drogengebrauchs im Kontext von (Drogen- und Jugend-) Szenen	203
2.5.4	Illegale Drogen in der Erwachsenen-Kultur	225
<b>2.6</b>	<b>Resümee</b>	<b>227</b>
<b>3.</b>	<b>Entgrenzung und Integration. Psychosoziale Praxis zwischen Hilfe und Kontrolle</b>	<b>232</b>
<b>3.1</b>	<b>Zwischen „Psycho-Kult“ und sozialer Dienstleistung. Psychosoziale Praxis im Spannungsfeld von Individualisierung und sozialer Polarisierung</b>	<b>233</b>
3.1.1	Zur historischen Genese des psychosozialen Arbeitsfeldes	233
3.1.2	„Hunger nach Sinn“ und wachsender Orientierungsbedarf	237

3.1.3	Soziale Arbeit und psychosoziale Praxis in der individualisierten und gespaltenen Gesellschaft	243
<b>3.2</b>	<b>Psychosoziale Interventionsmodelle in der Drogenhilfe</b>	<b>247</b>
3.2.1	Drogenpolitik und Drogenhilfe	247
3.2.2	Zur historischen Entwicklung des Hilfesystems für Drogenabhängige	252
3.2.3	Paradigmenwechsel in der Drogenhilfe	256
3.2.4	Drogenhilfe im Spannungsfeld von Bedarfsorientierung, Medizinalisierung und Strafverfolgung	260
3.2.5	Drogenberatung zwischen Suchtbegleitung und Prävention	264
3.2.6	Selbstregulation und psychosoziale Intervention bei „Drogengefährdung“	267
3.2.7	Entspezialisierung der Hilfsangebote	275
<b>3.3</b>	<b>„Vom Symptom zur psychischen Störung“. Aspekte tiefenpsychologischer Behandlung</b>	<b>279</b>
3.3.1	Narzißmus und Beziehung. Tiefenpsychologische Therapie in der Spätadoleszenz	280
3.3.2	Eine kausale Therapie der Sucht	286
<b>3.4</b>	<b>„Vom Symptomträger zum sozialen Beziehungsgeflecht“: Spielarten psychosozialer Praxis</b>	<b>293</b>
3.4.1	Interventionen im Familiensystem: Familienberatung und -therapie	293
3.4.2	Suchtprävention	297
3.4.2.1	Ansätze der Suchtprävention	297
3.4.2.2	Suchtprävention in Schule und Jugendarbeit	300
3.4.2.3	Zur Kritik des Präventionsgedankens	303
3.4.3	Sozialtherapeutische Zugänge zur „Welt des Anderen“	308
3.4.3.1	Zur historischen Genese eines sozialtherapeutischen Praxisverständnisses	309
3.4.3.2	Psychoanalytische Sozialtherapie (Richter)	310
3.4.3.3	Sozialtherapie als mehrdimensionale Problem-Analyse	313
3.4.3.4	Das Konzept psychosozialer Arbeit (Bernler und Johnsson)	316
3.4.3.5	Psychoanalytische Pädagogik	317
3.4.3.6	Zur praktischen Realisierung einer sozialtherapeutischen Haltung	318

<b>3.5</b>	<b>Resümee</b>	<b>328</b>
<b>4.</b>	<b>Zusammenfassung, Diskussion und Ausblick</b>	<b>334</b>
	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>350</b>

## **Einleitung**

Die vorliegende Arbeit sucht eine theoretische Deutung des Zusammenhangs von Identitätsbildung, Drogengebrauch und psychosozialen Praxisansätzen zu leisten. Zunächst werden die Bezüge zwischen individuellen und sozialen Identitätsbildungsprozessen und den unterschiedlichen Formen und Funktionen des Gebrauchs von psychoaktiven Substanzen (Drogen) analysiert. In einem weiteren Schritt geht es darum, die praktischen Aufgaben und die gesellschaftlichen Funktionen psychosozialer Reaktionsweisen auf Phänomene von Drogenkonsum, -mißbrauch und -abhängigkeit zu skizzieren und kritisch zu überprüfen. Das heißt, die Möglichkeiten und Grenzen eines beratenden, therapeutischen, begleitenden etc. Umgangs mit Betroffenen wie auch von präventiven Strategien werden ausgelotet.

Daß die „institutionell organisierte Form der gesellschaftlichen Reaktion“ (Keupp) auf Phänomene des Drogengebrauchs und -mißbrauchs Züge einer psychosozialen Intervention annimmt, setzt voraus, daß diese Phänomene vorgängig als soziales Problem, als Verhaltensauffälligkeit, individuelle Pathologie oder auch als Facette eines Lebensstils definiert worden sind. Als solche sind sie dann, je nachdem, zu behandeln und zu betreuen, zu bestrafen, zu ignorieren oder zu tolerieren.

Die Ausgestaltung je konkreter Interventionen folgt den jeweils gesellschaftlich vorherrschenden und kulturell bedingten Definitionen und Interpretationen von Drogenkonsumphänomenen. Der Umgang mit psychoaktiven Substanzen (Gebrauch, Mißbrauch, Abhängigkeit) wird je nach seiner Ausprägung, aber auch in Abhängigkeit von unterschiedlichen Beurteilungsperspektiven mal als Spielart individueller Pathologie, mal als abweichendes Verhalten, dann aber wieder etwa als Variante eines Lebensstils oder auch als zielgerichtetes, im Rahmen von psychosozialen Entwicklungsprozessen spezifisch bedeutsames Handeln begriffen. Im Spannungsfeld der zahlreichen Diskurse über die Phänomene des Drogengebrauchs und die angemessenen Formen institutioneller Reaktion oszillieren vielgestaltige Aussagen, Hypothesen und Vorannahmen.

Der Versuch, in dem thematischen Dreieck von Identitätsbildung, Drogengebrauch und psychosozialer Praxis Orientierungsmarken zu finden, kommt zwangsläufig dem Bemühen gleich, Schneisen durch einen undurchdringlich erscheinenden Dschungel zu schlagen. Diesem Bemühen weiß sich indes die vorliegende Arbeit verpflichtet. In ihr wird der Versuch unternommen, in einem multiperspektivischen Zugang die unterschiedlichen Facetten des Phänomens zu beleuchten und zueinander in Beziehung zu setzen. Hierbei

wird die Erklärungskraft sozialwissenschaftlicher und psychologischer Aussagen überprüft, und es werden Vermutungen über die komplexen Zusammenhänge von Drogengebrauch, Identitätsbildung und psychosozialer Praxis zur Debatte gestellt.

### Hypothesen

Die zentralen Annahmen der vorliegenden Arbeit beziehen sich zunächst auf Zusammenhänge zwischen Prozessen der Identitätsbildung und Mustern des Drogengebrauchs:

- Im Kontext der Herausbildung bzw. Wiederherstellung *personaler Identität* kann Drogengebrauch der situativen Bewältigung einer Identitätsbedrohung dienen, die sich infolge von (inneren wie äußeren) Belastungen und unauflösbaren Ambivalenzen manifestiert. Als Selbstheilungsversuch einer verunsicherten Identität initiiert, kann er freilich auch in die protahierte Selbstzerstörung der Sucht führen.
- Auf der interaktionalen Ebene ermöglichen gruppen- bzw. szenebegleitende Muster des Drogengebrauchs soziale Anerkennung und unterstützen damit den Bildungsprozeß *sozialer Identität*. Sofern sie jedoch als gesellschaftlich unerwünschtes Verhalten bewertet werden, leisten sie einer Stigmatisierung solcher Gruppierungen und der Festschreibung von „negativen Identitäten“ Vorschub.
- Auf der Ebene *gesellschaftlicher Identität* wird das in den Drogen verkörperte „Böse“ präsent und wach gehalten, indem deren Nutzer mit Ausschluß und Ausgrenzung bedroht, wenn nicht bestraft werden. Während einerseits mittels solcher Ausgrenzungen soziale Desintegrationsprozesse forciert werden, gewinnt der Drogengebrauch andererseits eine sozialintegrative Qualität, indem er einer pharmakologischen Steuerung der subjektiven Befindlichkeit und einer routinierten Alltagsbewältigung dienstbar gemacht wird.

Wir gehen von der Beobachtung aus, daß die gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebensbedingungen zu einer chronischen Lockerung und Verflüssigung stabiler und konsistenter Identitätsstrukturen beigetragen haben. Gesellschaftliche Entwicklungstendenzen, die als *Individualisierung*, *Pluralisierung* und/ oder *Globalisierung* beschrieben worden sind, bedingen fundamentale Verunsicherungen der Identitätsentwicklung. Traditionelle Sozialformen lösen sich auf, und die Restbestände der „gesellschaftlichen Container“ (Keupp), wie Kirchen, Wohlfahrtsverbände und Gewerkschaften können die Lebensmuster der Einzelnen nicht mehr zu kollektiven Identitäten bündeln. Hierdurch sind unübersehbar Spielräume für die individuelle Lebensplanung eröffnet und die Lebenschancen vieler verbessert worden. Auf der anderen Seite schlagen die vielfältiger und unkalkulierbarer gewordenen Risiken sehr viel direkter auf die unmittelbare Lebensrealität der Individuen durch.



In (spät)modernen Gesellschaften sind vielfältige Spannungen und Belastungen zu registrieren, „die nicht auf individuellen Störungen und Erkrankungen, sondern auf dem *normalen* Funktionieren der Gesellschaft (und des Individuums)“ (Marcuse 1968: 8; H.i.O.) beruhen. Sie rufen Leiderfahrungen und Streßreaktionen hervor, die zum Teil durch den Konsum psychoaktiver Substanzen zu bewältigen versucht werden. Natürlich führt nicht jede Streßerfahrung zur Sucht, noch nicht einmal zu problematischen Nutzungsmustern von solchen Substanzen. Aber der Konsum von Drogen aus Motiven einer Manipulation subjektiver Befindlichkeit und einer Regulierung innerer psychischer Spannungen ist zu einem gesellschaftlich konformen Verhalten geworden. Er verweist auf ein erhöhtes gesellschaftlich induziertes Spannungspotential, das nicht mehr „natürlich“ oder kulturell abgebaut werden kann.

Unsere Hypothese lautet, daß wir - in Abhängigkeit von den gewandelten gesellschaftliche Rahmenbedingungen - mit einer *doppelten Entgrenzung* der Modalitäten dieses pharmakologisch herbeigeführten Spannungsabbaus zu tun haben:

1. Diese Modalitäten und die ihm entsprechenden kulturellen Praktiken sind über soziale Schranken hinausgetreten, sie betreffen nicht mehr nur definierbare Teilgruppen, Subkulturen etc. der Gesellschaft.
2. Sie haben zugleich altersspezifische, d.h. in typischer Weise auf die Adoleszenzphase beschränkte, Einhegungen verlassen.

Dieses Phänomen einer doppelten Entgrenzung des Substanzgebrauchs steht in einer engen Beziehung zu den veränderten Identitätsbildungsprozessen. Es hat zugleich Auswirkungen auf die Strategien psychosozialer Intervention: Sozialarbeiterische und therapeutische Praxisformen lösen sich zunehmend wieder aus jener Verbindung, die sie im Paradigma *psychosozialer Praxis* eingegangen waren und rutschen an die Pole eines Spannungsfeldes, das aus einem Mix repressiver, präventiver und kurativer Interventionen besteht.

In der öffentlichen wie in der fachwissenschaftlichen Wahrnehmung und Diskussion finden sich bei der Auseinandersetzung mit unserer Thematik zwei typische *Verkürzungen*, die den Entgrenzungen im Gebrauch psychoaktiver Substanzen nicht gerecht werden:

1. Die erste Verkürzung besteht darin, daß die beschriebenen Tendenzen zur Befindlichkeitsmanipulation mittels pharmakologischer Steuerung nur bei identifizierbaren gesellschaftlichen Außenseiter- bzw. sozialen Randgruppen wahrgenommen werden, denen sie als soziales Problem in terms von abweichenden Handlungen eindeutig zugeschrieben werden.

Demgegenüber möchten wir den Nachweis führen, daß sie zunehmend auch in jene Zonen des gesellschaftlichen Zentrums eindringen, in denen der „produktive Kern“ der Gesellschaft beheimatet ist. Auch im „Kern“ der Ge-

sellschaft nimmt die Neigung zu einer pharmakologischen Manipulation zu: Wir registrieren eine zunehmende Tendenz zur erlebnisbezogenen Manipulation des eigenen Innenlebens, die als integrativer Teil einer weitverbreiteten Lifestyle- und Fitneß-Kultur in die Alltagsbezüge vieler Menschen Eingang gefunden hat.

Eine Fokussierung der Wahrnehmungseinstellung auf die gesellschaftlichen „Ränder“, auf besonders auffällige Szenen, Individuen und Verhaltensweisen würde den Blick auf das breite Feld pharmakologischer Manipulation und süchtigen Verhaltens verstellen. „Denn auch die Produktions- und Lebensprozesse in jenem Teil der Gesellschaft, in dem sich die Menschen bisher gesichert und aufgehoben fühlen, sind keineswegs mehr problemlos auf eine befriedigende Zukunft gerichtet.“ (Negt 1997: 17)

Die gesellschaftliche Funktion marginalisierter bzw. von Marginalisierung bedrohter Gruppierungen und Szenen besteht darin, daß sie Projektionsflächen für die Bedrohungsängste und Ausbruchphantasien des „produktiven Kerns“ bilden, der sich mittels stigmatisierender Zuschreibungen von eigenen Ängsten und „gefährlichen“ Neigungen zu entlasten sucht. Nichtsdestotrotz finden wir eine Affinität zur pharmakologischen Manipulation dort in spezifischer und auffälliger Weise, wo Benachteiligungen kumulieren. Wo individuelle und gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten und Zukunftshoffnungen beeinträchtigt, gar zerstört sind, dient solche Manipulation der Betäubung von Ohnmacht und Hilflosigkeit.

2. Die zweite Verkürzung sieht das Spannungsfeld von Identitätsbildung und Drogengebrauch in einer nahezu ausschließlichen Verknüpfung mit den spezifischen Entwicklungsproblemen und -risiken der Adoleszenzphase.

Demgegenüber sehen wir eine Reihe von Indikatoren dafür, daß unter den gesellschaftlichen Bedingungen von beschleunigtem Wandel und Mobilität Identitätsbildung nicht mit dem Ende der Adoleszenzphase zum Abschluß kommt, sondern ein auf Dauer gestellter Prozeß, eine im Prinzip lebenslange Aufgabe bleibt. Dies insbesondere, weil die hohen Geschwindigkeiten in den Entwicklungsabfolgen der Arbeitsgesellschaft - vor einem unsicher gewordenen beruflichen Hintergrund - ständiges lebensbegleitendes Lernen und berufliche Flexibilisierungs- und Mobilitätsbereitschaft erfordern.

Identitätsbildung ist trotz dieser Wandlungstendenzen auch und in besonderer Weise ein zentrales Problem der Jugendphase, vor allem weil hier noch immer entscheidende Prozesse der Selbstsuche und -findung durchlaufen und typische entwicklungsbedingte Krisen bewältigt werden müssen. Dergleichen ist Drogenkonsum in besonderer Weise gebunden an spezifische Erfahrungskomplexe der Jugendphase sowie an jugendkulturelle Kontexte. Die Vielfalt jugendkultureller Szenen erlaubt individuelle Beweglichkeit und einen Stilmix, der ein Äquivalent auf der Ebene der Drogengebrauchs-

muster findet: Der gleichzeitige Gebrauch mehrerer Drogen ist heute verbreitet, wobei Lebensstil, Konsumpräferenzen und Angebotsstruktur über die Wahl der Droge entscheiden und funktionale Kriterien den Ausschlag dafür geben, wie welche Drogen miteinander kombiniert werden.

Beide perspektivische Verkürzungen formulieren die thematischen Zusammenhänge von Drogengebrauch und Identitätsbildung in einer je eigenen charakteristischen Weise aus: Einmal wird ihre Einbettung in subkulturelle Praktiken und Stile fokussiert, das andere Mal werden sie im Zusammenhang mit spezifischen Risiken der Adoleszenzentwicklung begriffen. Die Verkürzung besteht in der Ausschließlichkeit, mit der die Wahrnehmung und Interpretation auf den jeweiligen sozialen bzw. lebensgeschichtlichen Kontext festgelegt wird. Demgegenüber sucht die hier zu entfaltende Argumentation diese Verkürzungen in einer synthetisierenden Perspektive zu überwinden. Den kontextuellen Einbindungen des Phänomens wird zwar Rechnung getragen; diese werden zugleich aber auch überschritten.

Wir lassen uns folglich leiten von der doppelten Strategie einer

- wenn nicht ausschließlich auf Randgruppen bezogenen, so doch deren spezifische Situation besonders berücksichtigenden Wahrnehmungseinstellung sowie einer
- wenn nicht ausschließlich auf die Adoleszenzphase, so doch deren Eigenheiten spezifisch bedenkenden Perspektive.

### Konzeptualisierung

Die vorliegende Dissertation stellt einen theoretischen Deutungsversuch dar, der heterogene Erklärungsansätze verknüpft:

- Soziologische Gesellschaftsanalyse und Zeitdiagnose
- Sozialpsychologische Identitätskonzepte
- Psychoanalytische Persönlichkeitstheorie und Entwicklungspsychologie.

Im Spannungsfeld dieser Konzepte wird die gesellschaftliche Funktionalität resp. Dysfunktionalität von Formen und Phänomenen des Drogengebrauchs analysiert und theoretisch interpretiert.

Vorliegende theoretische Erklärungsansätze, die sich mit Drogenkonsumphänomenen befassen, leisten in der Regel allenfalls eine Verknüpfung von maximal zwei, nicht aber von allen drei der hier vorgestellten Perspektiven. Dabei verzeichnen sie eine Schlagseite entweder hin zu gesellschaftsbezogenen Aussagen, wobei einer im Grundsatz soziologisch ausgerichteten Analyse bestenfalls sozialpsychologische, nicht aber tiefenpsychologische Erklärungsfiguren hinzugefügt werden. Oder aber sie neigen zu individuumbezogenen Erklärungen, die identitätstheoretisch und tiefenpsychologisch

fundiert sind, jedoch gesellschaftsanalytisch zu kurz greifen und allenfalls Oberflächenphänomene erfassen.

Das Neue und wissenschaftlich Weiterführende der vorliegenden Arbeit besteht in einer multiperspektivischen Verschränkung der Vorgehensweise, die identitätstheoretische und entwicklungspsychologische Aussagen mit einer Analyse des gesellschaftlichen Strukturwandels verknüpft. Auf diese Weise wird ein für die Analyse von Formen, Phänomenen und Funktionen des Drogenkonsums umfassender theoretischer Deutungsrahmen erstellt - umfassend hinsichtlich des uns hier interessierenden Gegenstandsbereichs, nicht natürlich bezüglich aller politischen, rechtlichen, ökonomischen etc. Aspekte und Weiterungen, die die Auseinandersetzung mit dem Drogenproblem erst zu einer vollständigen machen.<sup>1</sup>

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit bilden Konzepte der Identitätsbildung in spätmodernen Gesellschaften die theoretische Klammer für eine soziologische und psychologische Analyse von Phänomenen des Drogengebrauchs. Weder wird allein der Umgang mit illegalen Drogen als Phänomen, das lebensgeschichtlich im wesentlichen auf die Adoleszenzphase begrenzt ist, berücksichtigt, noch wird der Drogengebrauch rein als individuelles Phänomen begriffen, sondern als eingebunden in soziale Kontexte und gesellschaftliche Dynamiken.

Die Theorieelemente, die disziplinär in Soziologie oder Psychologie verankert sind, beschreiben immer nur Teilaspekte des Gesamtzusammenhangs. Sie müssen im Rahmen einer „interparadigmatischen Vorgehensweise“ (Hurrelmann) zusammengeführt werden, wenn das Problemfeld vollständig erfaßt werden soll. Nur mittels einer solchen Verknüpfung verschiedener Theorien bzw. Theorieelemente kann ein Erkenntnisfortschritt erzielt werden. Dabei ist es keinesfalls beliebig, welche Elemente miteinander kombiniert werden. Wenn eine wechselseitige Ergänzung und Befruchtung gelin-

---

<sup>1</sup> Politisch-ökonomische und juristische Aspekte finden im Rahmen der vorliegenden Arbeit Berücksichtigung, sofern sie zum Verständnis komplexer Zusammenhänge unerlässlich sind; sie stehen aber nicht im Zentrum des Interesses. Ihre Thematisierung hätte von der folgenden Beobachtung auszugehen: „Die Droge ist das größte 'liquide Finanzimperium der Welt': ein dreistelliges Milliardengeschäft! Auf ihrem illegalen Wege vom Produzenten zum Kleindealer vertausendfacht sich ihr Preis und Korruption und Kriminalität sind außer Kontrolle. Wenn aber nach wie vor trotz verschärfter Kontrollen und Strafverfolgung allenfalls zwischen 5% - 20% des Angebots an Suchtstoffen vom Markt genommen werden können, dann ist der 'Drogenkrieg' verloren - ganz abgesehen davon, daß ein solches Verständnis der Drogenpolitik die Illusion einer drogenfreien Gesellschaft und einer präventiven Wirkung der Strafe suggeriert.“ (Groß/ Gerhard 1999: 403)

Amendt (2000: 305) hat betont, daß das „sogenannte Drogenproblem“ u.a. Folge einer Blickverengung sei, „die sich auf jeweils nur einen bestimmten Aspekt des Problems fokussierte und andere Aspekte ignorierte. Mal ist es der juristische, mal der medizinisch-therapeutische, mal der präventive, mal der pharmakologische, mal der kulturell-spirituelle Aspekt, mal, wenn auch seltener, der politisch-ökonomische Aspekt, nie ist es der Blick aufs Ganze.“

gen soll, dann müssen sie sich auf ein gemeinsames erkenntnisleitendes Interesse beziehen.

Die Kritische Theorie der Gesellschaft und eine Psychoanalyse mit sozialwissenschaftlichem Selbstverständnis (vgl. Lorenzer u.a.1971) besitzen ein solches gemeinsames Interesse: Sie stellen methodische Arsenale für eine Erkenntnis individueller und kollektiver Verhältnisse bereit, die die gesellschaftliche Bedingtheit von Leidenserfahrungen zur Sprache bringt und in der Verknüpfung beider Perspektiven die Spannung von Individuellem und Gesellschaftlichem, von Autonomie und Anpassung zugleich aushält und austrägt. Beide theoretischen Konzepte zielen auf die Emanzipation der Subjekte ab.<sup>2</sup> Sie legen die Bedingungen der gesellschaftlich vorherrschenden Unmündigkeit frei, zum einen im Blick auf die historisch herausgebildeten gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, und zum anderen im Blick auf unbewußte psychische Prozesse. Eine Psychoanalyse, die die Dialektik von Individuum und Gesellschaft austrägt und nicht negiert, deckt in den verinnerlichten Zwangsverhältnissen, die sich etwa in individuellen Symptombildungen manifestieren, zugleich die Formen äußerer gesellschaftlicher Macht und Herrschaft auf. Das Symptom entsteht als Kompromißbildung aus einem intrapsychischen Konflikt zwischen Wünschen und deren Versagung, der vom Individuum nicht verarbeitet werden kann. „Das Symptom als Preis für soziale Anpassung und Lebensfähigkeit verweist auf den inhärenten Zwang der gesellschaftlichen Formen. Gerade weil im Symptom die widersprüchliche Beziehung zwischen dem Subjekt und sozialer Norm, Partizipation und Widerstand, als verinnerlichte selbst unbewußt bleibt, muß das Individuum mit sich abmachen, was ursprünglich nach einer kollektiven Lösung verlangte.“ (Anselm 1983: 47)<sup>3</sup>

Das spannungsreiche Verhältnis zwischen einer kritischen Soziologie und einer ebenso ausgerichteten Psychologie unterbindet eine bloß theoretische Verdopplung alltagsweltlicher Ausblendungen und Verkürzungen, wie sie auch in einseitigen wissenschaftlichen Erklärungsansätzen vorkommen. Sie kann aber „Potentiale für Eigenwilligkeit, für emanzipatorische Erweiterung von Ich-Grenzen, für Verweigerung gegenüber den gesellschaftlichen Identitätszwängen aufzeigen und die Fähigkeit wachhalten, in Differenzen zum Bestehenden zu denken.“ (Keupp u.a. 1999: 272)

Es ist Aufgabe kritischer Sozialwissenschaft, die gesellschaftlichen und psychologischen Mechanismen, die das Leben leidvoll und oft unerträglich ma-

---

<sup>2</sup> In die Grundannahmen dieser Konzepte fließen normative Vorstellungen von Gerechtigkeit, Gleichheit und Herrschaftsfreiheit ein, und zwar im Blick sowohl auf zwischenmenschliche Beziehungen wie auf die gesellschaftlich-politischen Verhältnisse.

<sup>3</sup> Der emanzipative Gehalt der Psychoanalyse als Behandlungsmethode ist darin zu sehen, daß der Analytiker sich mit dem genesungswilligen Teil des Ichs verbündet und daß er in der Therapie zum Stellvertreter all der Figuren wird, an denen das Subjekt gescheitert ist. „Damit wird das therapeutische Modell zum Vorbild für gesellschaftliche Verkehrsformen, in denen offer- und zwangsfreie Beziehungen gelingen.“ (Anselm 1983: 47)

chen, zu Bewußtsein zu bringen. Auch wenn sie dadurch nicht zum Verschwinden gebracht werden können, so eröffnet doch der kritische Impetus der Sozialwissenschaft, wie Bourdieu betont hat, „jenen, die leiden, einen Weg, ihr Leiden auf gesellschaftliche Ursachen zurückzuführen und sich solcherart vom Gefühl eigenen Verschuldens zu befreien.“ (zit. nach a.a.O.: 272)

Die vorliegende Arbeit ist grundlegend als Versuch einer theoretischen Deutung des Zusammenhangs von Identitätsbildung, Drogengebrauch und psychosozialen Praxisformen konzipiert. Im 3. Kapitel allerdings, das der Analyse psychosozialer Interventionsstrategien gewidmet ist, wird die theoretische Analyse ergänzt durch die Reflexion praktischer Erfahrungen. Die Erfahrungen, über die der Verfasser in diesem Praxisfeld verfügt, erlauben es, Erkenntnisse kritisch zu überprüfen, die aus der Auswertung anderer Quellen gewonnen werden. Bereits vorhandene Interpretationsmodelle werden als vorläufige Problematisierung des uns interessierenden Phänomens aufgefaßt. Die Argumentation entfaltet sich in diesem Teil der Arbeit in einer Pendelbewegung zwischen theoretischer Analyse und einer Reflexion unmittelbarer praktischer Erfahrungen in relevanten Teilbereichen psychosozialer Intervention (Beratung, Therapie, Prävention).

Bei dieser Vorgehensweise wird die Person des Forschers/ Therapeuten zum zentralen Instrument der Erhebung und Erkenntnis. Einem Diktum von Adorno folgend wird beansprucht, „in jedem Augenblick in den Sachen und außer den Sachen“ zu sein „- der Gestus Münchhausens, der sich an dem Zopf aus dem Sumpf zieht, wird zum Schema einer jeden Erkenntnis, die mehr sein will als entweder Feststellung oder Entwurf.“ (Adorno 1951: 91) „In den Sachen“ und „außer den Sachen“ meint in diesem Fall, daß der Gang der Darstellung und Argumentation zwischen therapeutischer *Froschperspektive* und der *Vogelperspektive* der Sozialwissenschaften oszilliert.

Ein zentrales methodologisches Problem, das sich hier stellt, ist natürlich, wie weit die Objektivierung von Situationen möglich ist, in die der Forscher als Berater/ Therapeut involviert war - birgt diese Involvierung doch die Gefahr, im Fundus der berufspraktischen Erfahrungen nur noch das zu finden, was man finden will und damit den eigenen professionsspezifischen Bornierungen aufzusitzen. Wir versuchen dieser Gefahr zu begegnen, indem wir die Reichweite möglicher Erklärungen, die diese Kasuistiken liefern, bewußt begrenzen und kasuistisches Material eher zur Illustration zentraler Erklärungsfiguren heranziehen als daß wir diese aus dem Fallmaterial generieren.

Eine Anmerkung zu Schreibweise: Die Frage einer geschlechtsneutralen Sprache ist ein schwer zu lösendes Problem. Im Interesse einer besseren Lesbarkeit des Textes haben wir uns entschlossen, der traditionellen Sprachform den Vorzug zu geben. Hiervon abweichende Formulierungen werden

lediglich dann verwendet, wenn im Textzusammenhang eher konkrete Menschen und weniger Kategorien von Personen gemeint sind.

### Aufbau und Gliederung:

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in drei Kapitel:

- Im **1. Kapitel** wird ein gesellschaftlich-individueller Begründungsrahmen erstellt, der den *gesellschaftlichen Umbruch*, die *Veränderungen der Identitätsbildung* und den *Strukturwandel der Jugendphase* umschließt. Dieser Rahmen dient als theoretisches Orientierungsraaster für die in den darauffolgenden Kapiteln entfaltete Argumentation.

- Im **2. Kapitel** werden die individuellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen und Bedeutungen von Drogenkonsum und -abhängigkeit thematisiert: Das Spannungsmanagement durch Drogen, die Verwendung *psychoaktiver Substanzen als Selbstheilungsmittel* und die gesellschaftliche Dimension des Suchtverhaltens stehen zur Debatte. Anschließend werden Zusammenhänge von *Adoleszenzentwicklung, Jugendkultur und Drogengebrauch* analysiert.

- Das **3. Kapitel** ist der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen *psychosozialer Praxisformen* sowohl innerhalb wie außerhalb des Arbeitsfeldes der Drogenberatung und -therapie gewidmet.

## **1. Kapitel: Gesellschaftlicher Umbruch, Identitätsbildung und der Strukturwandel der Jugendphase**

In diesem Kapitel werden zunächst die Ursachen und Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Umbruchs (1.1) nachgezeichnet, der die objektive Kulisse für die uns zentral interessierenden Wandlungen der individuellen und kulturellen Identitätsmuster bildet.

An dem spannungsreichen und widerspruchsvollen gesellschaftlichen Umbruch sind vor allem beteiligt: die Strukturkrise der Industriegesellschaft und die Aushöhlung des Normalarbeitsverhältnisses; eine Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen sowie Globalisierungsprozesse.

Die aktuelle gesellschaftliche Umbruchsituation hat auf der einen Seite sehr vielfältige soziokulturelle Lebensstile und -muster hervorgebracht; auf der anderen Seite hat sie die bereits bestehende sozioökonomische Polarisierung der Gesellschaft verstärkt. In dem Maße, wie soziale Bindungskräfte erlahmen, droht der Zusammenhalt der Gesellschaft in segmentierte alltägliche Lebenswelten zu zerfallen, die untereinander nicht mehr kommunikativ verbunden sind. Die soziokulturellen Umbrüche bringen nicht nur Veränderun-

gen in den äußeren Lebensverhältnissen mit sich, sondern sie haben auch die Bedingungen der Individuierung grundlegend verändert und insbesondere eine zunehmende Krisenhaftigkeit von Identitätsbildungsprozessen bewirkt.

Im Abschnitt: Identitätsbildung im Wandel (1.2) wird zunächst die historische Genese individueller Subjektivität skizziert und im Anschluß daran der analytische Gehalt klassischer sozialwissenschaftlicher Identitätskonzepte ermittelt. Im Zentrum des Interesses stehen dann die spätmodernen Spielarten der Identitätsbildung. Zwei Erfahrungskomplexe werden eingehender thematisiert, die zu einer Modifikation herkömmlicher Identitätsvorstellungen in Richtung einer größeren *inneren Vielfalt* und *psychischen Beweglichkeit* Anlaß gegeben haben: Die Beobachtung einer „intrapyschischen Pluralisierung der Subjekte“ (Honneth) hat die Vorstellung von der Einheitlichkeit des Ich im Sinne einer konsistenten Identität abgelöst. Zudem hat sich die Vorstellung, daß die Identitätsentwicklung mit dem Ende der Adoleszenz und dem Übergang ins Erwachsenenleben gleichsam zum Stillstand komme, historisch überlebt. Identitätsbildung und -krisen werden vielmehr zu auf Dauer gestellten Erscheinungen.

Es wird danach gefragt, wie innere Kohärenz und Stimmigkeit unter Lebensbedingungen erreicht und aufrechterhalten werden können, die dem Einzelnen ein Höchstmaß an Flexibilität und (innerer wie äußerer) Beweglichkeit abverlangen und wo in einem damit die gesellschaftlichen Chancen für tragfähige Beziehungen und die Ausbildung stabiler Identitäten schwinden.

Die neuen Identitätskonfigurationen, von Keupp als „Patchwork-Identität“ bezeichnet, bilden ein komplexes Geflecht von Risiken und Möglichkeitsräumen der Identitätsbildung. Sie sind durchgängig ambivalent und erwecken den Eindruck einer in zwei Hälften auseinandergefallenen Subjektivität: Deren eine Hälfte ist mit kreativer Lebenserfüllung und einem Gewinn an innerer Vielfalt und Beweglichkeit assoziiert, während der anderen der negative Beigeschmack einer äußerlich bleibenden und gerade nicht identitäts-gestützten Anpassung an situative Vorgaben anhaftet.

Die identitätstheoretischen Überlegungen werden ergänzt durch gesellschafts- und psychoanalytische Überlegungen zum Zusammenhang von grassierenden Identitätsverunsicherungen und narzißtischen Störungen (1.3). Bezeichnungen wie *ichstrukturelles Defizit* und *narzißtische Störung* verweisen auf tiefgreifende Verunsicherungen der Identitätsbildung und eine basale Beeinträchtigung der Persönlichkeitsentwicklung, die meist an Symptomen eines herabgeminderten Selbstwertgefühls, depressiver Verstimmungen, von Gefühlen der Leere und Sinnlosigkeit sowie einer erhöhten Kränkbarkeit greifbar wird. Individuelle Zustandsbilder und Störungsmuster werden aus der Perspektive der psychoanalytischen Persönlichkeitstheorie und Entwicklungspsychologie fokussiert. Eine Einbeziehung entwick-



lungspsychologischer Erkenntnisse dient der Untermauerung entsprechender diagnostischer Befunde.

Individualpsychologisch begriffene Störungsbilder wie narzißtische oder Borderline-Persönlichkeitsstörungen weisen immer auch einen *sozialpathologischen* Anteil auf. Sie können geradezu als extremer, pathologisch verzerrter Ausdruck des sogenannten *Sozialcharakters* gelten, der die psychosoziale Basisstruktur einer spezifischen gesellschaftlichen Ordnung darstellt. In einer soziologischen Perspektive wird daher immer auch nach den Konstitutionsbedingungen und Erscheinungsweisen eines gesellschaftlichen Sozialcharakters gefragt, der als sozialpsychologische Signatur des Zeitalters gelten und den Nährboden für vielfältige Drogenkonsum- und Suchtphänomene bilden kann.

Der Abgleich von Befunden der Narzißmustheorien etwa von Kohut und Kernberg mit kulturhistorischen und sozialwissenschaftlichen Diagnosen, die schon vor ca. zwei Jahrzehnten eine „Kultur des Narzißmus“ (Lasch) diagnostiziert haben, vermag zu zeigen, daß die psychosoziale Grundstruktur fortgeschrittener Gesellschaften deutlich narzißtisch geprägte Züge aufweist.

Im vierten und letzten Abschnitt dieses Kapitels wird der Strukturwandel der Jugendphase (1.4) analysiert. Vor dem Hintergrund kultureller Erosionsprozesse hat die Jugendphase zunehmend ihren *Schonraumcharakter* verloren und ist direkt in den Einflußbereich gesellschaftlicher Vorgaben geraten.

Der gesellschaftliche Individualisierungsschub hat einerseits die Lebensphase Jugend insgesamt verändert. Andererseits aber bestehen dennoch klassen- und geschlechtsspezifische Chancenunterschiede fort. Polarisierungen, neue defizitäre Lebenslagen und Benachteiligungsverhältnisse manifestieren sich insbesondere im Verlauf der 90er Jahre verstärkt.

Dies bedeutet: Sind die Orientierungsprobleme Jugendlicher angesichts einer *Überkomplexität* gesellschaftlicher Lebensverhältnisse bereits unter „Normalbedingungen“ groß genug, so tendieren sie zu einer weiteren Zuspitzung, wenn Belastungen etwa aufgrund von kindlichen Deprivations- und Mangel Erfahrungen und/ oder schulischen Mißerfolgserlebnissen sowie einer allgemein verdüsterten beruflichen Zukunftsperspektive hinzutreten. Gerade für Jugendliche sind nicht nur die Chancen gewachsen, ein den subjektiven Ansprüchen angemessenes Leben zu führen, sondern auch die Risiken, an der Verwirklichung von Lebensentwürfen zu scheitern. Und auch diejenigen unter den Kindern und Jugendlichen, die eher die Chancenseite dieser Entwicklung erleben, befinden sich heute in einer widersprüchlichen Situation, in der konsumtiver Überfluß einem Mangel an emotional gesättigten Erfahrungen kontrastiert.

Abschließend wird uns die Frage beschäftigen, *wie* die Jugendlichen mit der komplexer gewordenen gesellschaftlichen Situation umgehen, was sie für sich daraus machen, wie sie mit den Belastungen klarkommen etc.. Wir gehen dabei von der Hypothese aus, daß komplexe Gesellschaften, die an die Orientierungskapazität des einzelnen hohe Anforderungen stellen, eigentlich zunehmend stabilere Identitätsformationen benötigen würden, daß aber faktisch mit der Aushöhlung des „psychosozialen Moratoriums“ und seiner partiellen Wandlung zum Ghetto auch die Ausbildung eines flexiblen, belastbaren und stabilen Ichs erschwert wird.

## 2. Kapitel: Drogengebrauch und Identität

In diesem Kapitel befassen wir uns zunächst mit der Funktion des Drogengebrauchs für das individuelle Spannungsmanagement sowie für die Selbstwertregulation und Identitätsbildung (2.1 - 2.3).

Eingangs werden zentrale Begriffe wie *Drogengebrauch, Sucht, süchtiges Verhalten* etc. vorgestellt und reflektiert. Die inflationäre Ausweitung des Suchtbegriffs, wie sie in der Rede von der „Versüchtelung“ (W. Gross) zum Ausdruck kommt, wird kritisch kommentiert. (2.1)

Unter Bezugnahme auf die heterogenen theoretischen Konzepte der Psychoanalyse wird deren Beitrag zum Verständnis von Drogenmißbrauch, -sucht und -abhängigkeit herausgearbeitet. (2.2) Wir kommen insbesondere auf ich- und selbstpsychologische Erklärungsmodelle zu sprechen, deren zentrale Aussage darin besteht, daß ein in seiner Ichstrukturbildung geschwächtes Individuum Drogen im Sinne einer Ich-Stärkung und *Selbstheilung* nutzt. Dieser *Reparaturversuch* struktureller Lücken im psychischen Aufbau der Person mit Hilfe von Drogen liefert seinem Wesen nach jedoch allenfalls prothetische Lösungen: Die Droge wird als „chemische Krücke“ eingesetzt, wo das Ich Funktionslücken aufweist und die intrapsychische Regulation nicht mehr sicherstellen kann.

Da abhängiges bzw. süchtiges Verhalten immer auch einen Reflex der gesellschaftlichen Gesamtkultur bildet, wird auch nach den gesellschaftlichen Bedingungen süchtigen Verhaltens und süchtiger Befriedigung gefragt: Welche Erklärungskapazität besitzen hypothetische Annahmen, die von einer „Suchtgesellschaft“, einer „Versüchtelung“ der Gesellschaft oder auch einer „Gesellschaft von Süchtigen“ sprechen? (2.3) Grundsätzlich gehen solche Annahmen davon aus, daß in der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft ein Suchtpotential strukturell angelegt ist. Wenn dies zutrifft, dann ist der süchtige Konsument kein Außenseiter der Gesellschaft (mehr), sondern er ist zum „Leitbild der zeitgenössischen Epoche“ (Eisenberg) geworden. Suchtverhalten stellt gleichsam die reinste Form einer Konsumorientierung dar, die gesellschaftlich produziert und zugleich für die Reproduktion der Gesellschaft unabdingbar ist.

Die strukturell mit dem Suchtverhalten zu vergleichende Konsumorientierung vermittelt kompensatorische Befriedigungen und verschafft zugleich einer in ihren Grundfesten verunsicherten Identität prothetische Sicherungen. Wie der Warenkonsum, so liefert auch der Gebrauch von Drogen Schemata für die Herausbildung einer Ersatzidentität. Beide Male handelt es sich um illusionäre Versuche der Rückeroberung des Selbst unter gesellschaftlichen Bedingungen, die dessen Ausbildung zusehends erschweren. Die Sucht erscheint somit als ein Versuch, das Sinnproblem in der Wohlstandsgesellschaft zu lösen - als ein Versuch jedoch, bei dem auf lange Sicht der Schaden - für den Einzelnen wie für die Gesellschaft - den Nutzen überwiegt.

In einer schnellebigen, durch die Orientierung an äußerer Perfektion und „Spaß“-Erleben charakterisierten Zeit scheint vielen die Bewältigung des eigenen Lebens nur noch möglich zu sein mittels pharmakologischer Manipulation. *Life-Style-Drogen* werden zum Zwecke individuellen Befindlichkeits- und Identitätsmanagements eingesetzt und sollen als physiologisch-psychologisches „Schmiermittel“ ein jederzeitiges Funktionieren gewährleisten. Drogen werden heute vornehmlich konsumiert, um die Anforderungen des Alltags routiniert zu bewältigen; der Konsum fördert die Ablenkung und heizt zugleich die gesellschaftliche Beschleunigungsdynamik an.

In den Abschnitten über Adoleszenzentwicklung, Jugendkultur und Drogengebrauch (2.4 und 2.5) soll gezeigt werden, daß der Wandel von der Sub-, Gegen- und Drogenkultur zur Jugendkultur und deren partielle Vermischung mit Teilbereichen der Erwachsenen-Kultur einschneidende Folgen für die Thematisierungsweisen des Drogenphänomens hat. Wir analysieren diese:

- in einer entwicklungspsychologischen Perspektive, die unterschiedliche Funktionen des Drogenkonsums im Kontext der Jugendentwicklung identifiziert;
- in einer soziologischen Perspektive, die die Einbettung des Drogengebrauchs in sub- bzw. jugendkulturelle Szenen untersucht.

Drogenkonsum wird heute dezidiert als Facette der Jugendentwicklung begriffen und im Kontext der altersspezifischen *Entwicklungsaufgaben* und Anforderungsbewältigungen der Jugendphase analysiert. Entwicklungspsychologische Erklärungsmodelle verlassen die Defizit- und Devianzperspektive und betonen die dem Konsum innewohnenden problemlösenden Qualitäten. Drogenkonsum wird als adoleszenztypisches Risikoverhalten begriffen und - in seiner problematischen Ausformung - als „nach innen gerichtete Form der Belastungsregulation“ (Hurrelmann) verstanden. (2.4)

Wo früher der Gebrauch von illegalen Drogen per se als Mißbrauch gesehen wurde, finden wir heute differenziertere Sichtweisen, die Abstufungen von Konsummustern vornehmen und Typologien der unterschiedlichen Ge-

brauchsformen erstellen. In aller Regel zeigt sich hierbei, daß die Gruppe der Gelegenheitskonsumenten in Szenen eingebunden ist, bei denen es sich um Jugend-Teilkulturen (und nicht um ausgesprochene Drogenkulturen) handelt. Die Vielfalt jugendkultureller Szenen erlaubt individuelle Beweglichkeit und einen Stilmix, der sich auch im Hinblick auf die Drogengebrauchsmuster bemerkbar macht.

Bei einer Teilgruppe von Dauerkonsumenten finden wir im Ergebnis defizitär verlaufener Sozialisationsprozesse inkonsistente psychische Strukturbildungen, so daß die Drogenbindung schließlich in eine Abhängigkeit von der Substanz und eine damit einhergehende abweichende Entwicklungskarriere mündete. Gewohnheitsmäßigen und abhängigen Usern droht das Abrutschen in nach wie vor stigmatisierte Drogenkulturen; die kulturellen Leitbilder und Konsumpraktiken der Bezugsgruppen prägen dann stark das individuelle Verhalten.

Im Kontext der Identitätsentwicklung Jugendlicher erscheinen die psychosozialen Funktionen des Drogenkonsums als eine immer stärker entwicklungstypische biographische Erfahrung, die innerhalb des gesellschaftlichen Normalitätsspektrums angesiedelt ist. Drogenkonsum wird als Ausdrucksform der individuellen Verarbeitung einer gesellschaftlichen Lebensrealität begriffen, die durch tiefgreifende soziokulturelle Wandlungsprozesse gekennzeichnet ist. Drogenkonsum kann für Jugendliche die Funktion einer Sinn- und Haltsuche sowie diejenige eines Selbst-Managements psychischer sowie auch sozialer Konflikte übernehmen, die im äußeren Beziehungsfeld des sozialen Nahraums auftreten, insbesondere in der Familie, im Rahmen des schulischen Lebens und im Freizeitbereich.

Im Wahrnehmungshorizont von Jugendlichen und jungen Erwachsenen löst sich die Grenzziehung zwischen legalen und illegalen/ illegalisierten Drogen zusehends auf; der Umgang mit (leichten) illegalen Drogen erfolgt häufig ohne Unrechtsbewußtsein.

Wir registrieren einen verbreiteten polyvalenten Drogengebrauch. Lebensstil, Konsumpräferenzen und Angebotsstruktur entscheiden über die Wahl der Droge; funktionale Kriterien geben häufig den Ausschlag dafür, wie welche Drogen miteinander kombiniert werden. Stoffe und Gebrauchsmuster werden, in Abhängigkeit vom jeweiligen Wirkungsspektrum, gezielt auf gewünschte Effekte hin instrumentalisiert. (vgl. Loviscach 1996: 160)

Die historisch gerichtete Untersuchung der Einbettung des Drogengebrauchs in sub- bzw. jugendkulturelle Szenen zeigt auf, daß sich seit dem Ende der 60er Jahre zunächst Formen einer *Jugendsubkultur* entwickelten, die sich als Protest gegen und als Rückzug aus der spätkapitalistischen Leistungsgesellschaft deuten ließen: Hippies, Dropouts etc. (2.5) Der Konsum von Drogen wurde in diesem subkulturellen Kontext als Chance der Bewußtseinsweiterung erlebt und begriffen. Er diente als Katalysator einer „Reise nach in-

nen“, die über die Grenzen der Alltagserfahrung hinausführt und ekstatisches Erleben ermöglicht.

Im weiteren Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung verlagerten sich die Konsummotive von der Suche nach Rausch, Ekstase und Bewußtseinerweiterung hin zu Motiven einer prothetischen Sicherung und Stärkung von Ich-Fähigkeiten, um Unlustspannungen in Schach zu halten, die Flucht vor Einsamkeit anzutreten und Angst und Verzweiflung zu verdrängen. In den letzten beiden Jahrzehnten registrieren wir das zunehmende Bestreben, die eigene Leistungsfähigkeit zu steigern und dem Konkurrenzdruck standzuhalten. Den neuen Szenen von Drogengebern eignet nicht mehr das subkulturelle Selbstverständnis von Außenseitern. Es handelt sich vielmehr um jugendkulturelle Teilgruppen, die allenfalls einen partiellen und temporären Ausstieg - mit „gesichertem Rückfahrtschein“ (Negt) und kalkuliertem Risiko - aus den Zusammenhängen der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft praktizieren.

### **3. Kapitel: Entgrenzung und Integration. Psychosoziale Praxis zwischen Hilfe und Kontrolle**

Dieses Kapitel ist der Analyse psychosozialer, d.h. beratender, betreuender und präventiver Intervention bei Drogenmißbrauch und -abhängigkeit gewidmet. Entsprechend unserer These, daß die Relevanz dieser Phänomene über lebensphasenspezifische wie über subkulturelle Einhegungen hinausgetreten ist, finden hier Berücksichtigung

- nicht nur das historisch entstandene, eigenständige Hilfesystem für die Zielgruppen der Mißbraucher und Abhängigen von illegalen Drogen (3.2), sondern auch
- der psychologische und therapeutische Umgang mit Menschen mit Drogenproblemen, der nicht durchgehend und nicht zwingend an einen spezifischen institutionellen Rahmen gebunden ist (insbesondere individual- und sozialtherapeutische Behandlungsansätze auf psychoanalytischer Grundlage). (3.3, 3.4)

Zunächst werden allgemeine Tendenzen und Probleme psychosozialer Praxis im Spannungsfeld von Individualisierung und sozialer Polarisierung skizziert und analysiert (3.1). Wir zeichnen die historische Genese des psychosozialen Arbeitsfeldes nach, das sich seit den 70er Jahren in expansiver Weise entwickelt hat.

Die Triebkräfte hinter dieser Expansion sind vielfältiger Natur. Die gestiegenen Lebensrisiken und Belastungen der postindustriellen Gesellschaft haben zu einem wachsenden Bedarf an kompensierenden und kurativen psychosozialen Dienstleistungen geführt. Aus der chronischen Identitätskrise des Individuums erwachsen Orientierungs- und Sinnprobleme, die ein steigendes Bedürfnis nach psychosozialen Hilfestellungen begründen. Wenn

immer größere Teile des „gesellschaftlichen Kerns“ in riskante Lebenslagen geraten und im Individuum sich gesellschaftliche Spannungen ablagern, die die alltagsweltlichen Bewältigungskapazitäten für Krisen und Belastungen überstrapazieren, dann wächst die Suche nach Halt und das Bedürfnis nach prothetischen Sicherungsmaßnahmen. Auf der anderen Seite haben die Selbstverwirklichungsoptionen moderner Gesellschaften zu unterschiedlichen Formen einer kreativen Sinn- und Kohärenzsuche geführt, die sich beim vielfältigen Angebot eines Marktes von Psychowaren („Psychoboom“) bedient. Parallel zu dieser Entwicklung verstärken und regenerieren sich im Zuge der sozialen Spaltung der Gesellschaft ausgrenzende Kontrollformen und -systeme für die „Modernisierungsverlierer“.

Das institutionalisierte System der Drogenhilfe, das anschließend im Zentrum der Aufmerksamkeit steht (3.2), stellt ein stark professionalisiertes Handlungsfeld Sozialer Arbeit dar, in dem psychotherapeutisch orientierte Behandlungsvorstellungen früh eine tragende Rolle übernommen haben. In einer Hinwendung zu psychologischen Erklärungs- und Therapieansätzen ist Drogenabhängigkeit in erster Linie als individuelle Pathologie begriffen worden.

Eingangs wird das Spannungsfeld von Drogenpolitik und Drogenhilfe untersucht und die historische Entwicklung des Hilfesystems für Drogenabhängige nachgezeichnet, wobei der Paradigmenwechsel von der abstinenzorientierten zur akzeptanzorientierten Drogenhilfe etwas genauer unter die Lupe genommen wird. Die Akzeptanzorientierung, die keinen Erwartungsdruck zur Verhaltensänderung auf den Klienten ausübt, läßt sich als Ausdruck einer *Normalisierung* begreifen: Drogenkonsum wird - ganz im Sinne pluraler Optionsvielfalt - als Entfaltung eines Lebensstils verstanden.

Die nachfolgende Diskussion psychosozialer Interventionsmodelle in der Drogenberatung und -therapie rückt die Aufgaben und Funktionen sowie die Möglichkeiten und Grenzen ambulanter Praxisansätze in den Mittelpunkt. (Spezialisierte) Drogenberatung hat sich im Verlauf der letzten zwei, drei Jahrzehnte von symptomorientierter Betreuung und Therapie zu einer (allgemeinen) psychosozialen Beratung bei der Bewältigung von Entwicklungs- und Belastungskrisen in der Adoleszenz hin geöffnet. Dieser Wandel entspricht im Bereich der Drogenhilfe der generellen Tendenz zur Ausweitung sozialer Dienstleistungen und Hilfsangebote.

In dem Maße, so unsere Vermutung, wie der Konsum von Drogen über den Kontext abgrenzbarer Subkulturen hinaus praktische Bedeutung gewinnt, *normalisieren* sich komplementär in gewissem Sinne auch die gesellschaftlich-institutionellen Reaktionsweisen auf den Drogengebrauch. Seltener, gelegentlicher Drogenkonsum von Jugendlichen verliert das Stigma eines abweichenden, unmoralischen oder gar kriminellen Verhaltens. Die Gebrauchsmuster dieser in der Regel sozial und psychisch wenig auffälligen

Konsumenten, sofern sie überhaupt die Wahrnehmungs- und Eingriffsschwelle öffentlicher Interventionen überschreiten, werden im Kontext eines psychosozialen Beratungshandelns thematisiert, das sie als Symptome adoleszenter Entwicklungskrisen begreift.

Die beiden folgenden Abschnitte (3.3 und 3.4) befassen sich mit psychoanalytisch fundierten Behandlungsstrategien und Interventionen in sozialen Feldern, in denen der Drogengebrauch bzw. -mißbrauch im Sinne einer symptomatischen Auffälligkeit eine Rolle spielt. Die Psychoanalyse ist als therapeutisches Verfahren ursprünglich an der Behandlung klassischer Psychoneurosen entwickelt worden. Inzwischen konnte dieses Verfahren jedoch dergestalt modifiziert werden, daß es erfolgreich auf sogenannte *frühe Störungen* angewandt wird; zu diesen zählen u.a. die verschiedenen Formen süchtiger Abhängigkeit. Zugleich ist es auch auf die Behandlung der Probleme von Paaren, Familien und Gruppen ausgedehnt worden. Die Bewegungsrichtung von psychoanalytisch-psychotherapeutischen Verständismodellen und der ihnen entsprechenden Interventionspraxis verläuft demnach:

- von der symptomatischen Auffälligkeit (z.B. Drogenmißbrauch bzw. -abhängigkeit) zur zugrundeliegenden psychischen Beeinträchtigung bzw. Störung (3.3) sowie
- vom Symptomträger zum sozialen Beziehungsgeflecht (Familie, Gruppe), dessen gestörte Beziehungen und Kommunikationsprozesse sich in symptomatischen Auffälligkeiten eines oder mehrerer seiner Mitglieder manifestieren. (3.4)

Im Abschnitt: „Vom Symptom zur psychischen Störung“. Aspekte tiefenpsychologischer Behandlung (3.3) werden die Möglichkeiten und Grenzen therapeutischer Verfahren diskutiert, die auf der Grundlage eines psychodynamischen Verständnisses des Suchtmittelmißbrauchs das Selbstwertgefühl und die Beziehungsfähigkeit von kränkungsanfälligen, narzißtisch defizitären Menschen zu fördern suchen. Anschließend werden die individual- und sozialtherapeutischen Formen der Behandlung leiderzeugender Abhängigkeit reflektiert und die Chancen einer *kausalen Therapie der Sucht* exemplarisch zu skizzieren versucht.

Der Abschnitt: „Vom Symptomträger zum sozialen Beziehungsgeflecht“: Familientherapie, Prävention und Sozialtherapie (3.4) widmet sich therapeutischen und präventiven Strategien, die die Aufmerksamkeitsrichtung vom Individuum weg und hin zu dessen sozialem Lebenskontext verlagern.

Wir befassen uns hier zunächst mit *familientherapeutischen Ansätzen* in der Beratungsarbeit mit Drogenabhängigen und -gefährdeten sowie mit Konzepten und Strategien der *Drogen- und Suchtprävention*.

*Neuere Varianten einer sozialtherapeutischen Praxis* im weiteren Sinne nehmen für sich in Anspruch, ein Instrumentarium bereitzustellen, mit des-

sen Hilfe die Aufspaltung von sozialarbeiterischer Handlungsnotwendigkeit und therapeutischer Orientierung im praktischen Interventionshandeln überwunden werden kann.

Zu diesen Ansätzen zählen etwa:

- das vor dem Hintergrund einer psychoanalytisch-familientherapeutischen Sichtweise entwickelte „introspektive Konzept“ (Richter);
- methodisch unspezifische Ansätze, die auf der Grundlage einer mehrdimensionalen Problemanalyse operieren;
- das Konzept „psychosozialer Arbeit“ (Bernler/ Johnsson);
- Ansätze einer psychoanalytischen Pädagogik, die eine psychoanalytische Haltung im pädagogisch-sozialarbeiterischen Feld zu realisieren trachten.

In den Modellen *psychosozialer* und *sozialtherapeutischer Praxis* sind die Strategien der Sozialen Arbeit und der Psychotherapie in fruchtbarer Weise aufeinander bezogen worden und haben sich ergänzen können. Der Vorzug dieser Modelle ist es, Aspekte der sozialen Lebenssituation und der inneren psychischen Konflikthaftigkeit eines Patienten/ Klienten theoretisch wie im Handlungsbezug miteinander zu verbinden.

Voraussetzung für die Entwicklung einer sozialtherapeutischen Haltung ist ein Perspektivenwechsel, der die eigene Person durch den Blick der anderen zu sehen erlaubt, sich mit den Augen anderer sieht und andere von der eigenen - getrennten - Position aus wahrnimmt: Dies erst führt zu einer Form der Authentizität, die nicht ist, „was man immer schon selbst war, der Kern, das wahre Selbst, sondern vielmehr die Begegnung des Ureigenen mit dem Fremden.“ (Passett 1981: 186)

#### **4. Zusammenfassung, Diskussion und Ausblick:**

Vor dem Hintergrund der eingangs aufgestellten Hypothesen zu den Zusammenhängen zwischen Prozessen der Identitätsbildung, Mustern des Drogengebrauchs und Strategien psychosozialer Intervention sowie auf der Grundlage der theoretischen Analysen und der Reflexion praktischer Erfahrungen werden abschließend zentrale Aussagen dieser Arbeit noch einmal verdichtet. Exemplarisch werden einige weiterführende Aspekte des Umgangs mit Drogenkonsumphänomenen behandelt, die zugleich die Grenzen psychosozialer Praxis verdeutlichen.



## **1. Gesellschaftlicher Umbruch, Identitätsbildung und der Strukturwandel der Jugendphase**

Im *ersten Abschnitt* dieses Kapitels (1.1) werden zunächst die *Ursachen und Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Umbruchs* nachgezeichnet, der die objektive Kulisse für die uns zentral interessierenden Wandlungen der individuellen und kulturellen Identitätsmuster bildet.

Im *zweiten Abschnitt* (1.2: *Identitätsbildung im Wandel*) wird die historische Genese individueller Subjektivität skizziert und im Anschluß daran der analytische Gehalt klassischer sozialwissenschaftlicher Identitätskonzepte ermittelt. Im Zentrum des Interesses stehen die spätmodernen Spielarten der Identitätsbildung.

Die identitätstheoretischen Überlegungen werden im *dritten Abschnitt* (1.3: *Unsicherheit der Identität und narzißtische Störung*) ergänzt durch eine Fokussierung individueller Zustandsbilder und Störungsmuster aus der Perspektive der psychoanalytischen Persönlichkeitstheorie und Entwicklungspsychologie.

Im *vierten Abschnitt* (1.4) schließlich wird der *Strukturwandel der Jugendphase* analysiert, aufgrund dessen die Jugendphase zunehmend ihren Schonraum-Charakter verloren hat und direkt in den Einflußbereich gesellschaftlicher Vorgaben geraten ist.

### **1.1. Ursachen und Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Umbruchs**

Seit zwei bis drei Jahrzehnten findet in den fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften ein Umbruch statt, der vordergründig durch einen technologischen Rationalisierungsschub geprägt ist. Dieser Schub hat zu einer rasanten Beschleunigung gesellschaftlicher, ökonomischer und technologischer Vorgänge geführt. Er markiert den Übergang von der Industriegesellschaft zur *informationellen Gesellschaft*.

Keupp zufolge ist die gesellschaftliche Entwicklung mit dem Übergang von der industriellen zur informationellen Produktionsweise und den damit verbundenen Globalisierungsvorgängen in eine „heiße“ Phase eingetreten. Anknüpfend an Levi-Strauss' Unterscheidung zwischen „heißen“ und „kalten“

Kulturen schlägt er vor, zwischen „kalten“ und „heißen“ Phasen in der geschichtlichen Entwicklung von Gesellschaften zu unterscheiden: „In den ‚kühleren Perioden‘ haben die Menschen das Gefühl, in einem raumzeitlichen Gefüge von großer Vorhersehbarkeit, Berechenbarkeit und Sicherheit zu leben. Das System von Regeln und Rollen und die daran geknüpften Erwartungen garantieren einen ruhig dahinfließenden Alltag, der in seinem Gleichmaß und seiner Kalkulierbarkeit das Gefühl entstehen läßt, ‚so war es, und so wird es immer sein‘. (Keupp 1995: 16 f.) „Heißere“ Entwicklungsetappen kündigen sich dadurch an, daß „die Grundlagen des Alltagslebens ‚ins Rutschen‘ geraten, bestimmte Erwartungen aneinander vorbeilaufen und der Regelungskanon für den Alltag nicht mehr unbefragt vorausgesetzt werden kann.“ (a.a.O.: 17) Es kommt zu Irritationen, die die Bedingungen menschlichen Zusammenlebens betreffen. Das Verhältnis zur vermeintlichen „Normalität“ und „Natürlichkeit“ der Dinge wird „reflexiv“. „Heiße Gesellschaften“, so Keupp, „zeichnen sich durch ihr ‚gieriges Bedürfnis nach Veränderung‘ aus (Levi-Strauss 1968, S. 272), sie fördern Spannungen und Widersprüche, sie treiben Spannungen auf die Spitze, weil aus ihnen die Veränderungsenergien gewonnen werden können.“ (a.a.O.: 16)

Dem spannungsreichen und widerspruchsvollen Umbruch in sämtlichen gesellschaftlichen Lebensbereichen liegen vor allem die folgenden ökonomisch-technologischen, sozialkulturellen und politischen Faktoren zugrunde:

- die Krise der Arbeitsgesellschaft, die das Normalarbeitsverhältnis aushöhlt;
- die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen sowie
- die Globalisierung ökonomischer, sozialer, kultureller etc. Prozesse.

Die folgende Analyse dieser Faktoren wird zeigen, daß im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung die historisch herausgebildete Struktur individueller Subjektivität einem folgenreichen Wandel unterliegt.

Eine weitere Auswirkung dieses Umbruchs besteht darin, daß das überkommene sozialstaatliche Sicherungsmodell zunehmend in Frage gestellt wird. Dieser Vorgang modifiziert den Rahmen und die konkrete Ausgestaltung der Interventionen in jenem Segment psychosozialer Praxis, das uns hier vordringlich interessiert.

### **1.1.1. Krise der Arbeitsgesellschaft**

Während noch in der Nachkriegszeit die Stabilität der Erwerbsverhältnisse vorherrschend war, ist das für das Industriezeitalter insgesamt charakteristische *Normalarbeitsverhältnis* im Sinne einer arbeits- und sozialrechtlich abgesicherten, kontinuierlichen, auf Dauer angelegten Vollzeitbeschäftigung seit Ende der 70er Jahre zunehmend brüchig geworden.

Zu diesem Wandel haben Prozesse der Automatisierung, Computerisierung und Digitalisierung entscheidend beigetragen. Gorz hat bereits zu Beginn der 80er Jahre in den Wirkungen der „mikroelektronischen Revolution“ Indikatoren für das „Ende der Arbeitsgesellschaft“ gesehen: „Jede Politik, auf welche Ideologie sie sich sonst auch berufen mag,“ so schreibt er, „ist verlogen, wenn sie die Tatsache nicht anerkennt, daß es keine Vollbeschäftigung für alle mehr geben kann und daß die Lohnarbeit nicht länger der Schwerpunkt des Lebens, ja nicht einmal die hauptsächliche Tätigkeit eines jeden bleiben kann.“ (Gorz 1983: 56) Rifkin sagt dreizehn Jahre später das „Ende der (Erwerbs-) Arbeit“ voraus: „In nahezu allen wichtigen Industriezweigen wird die menschliche Arbeitskraft durch Maschinen ersetzt. Millionen von Menschen auf der ganzen Welt sehen sich durch arbeitssparende Technologien zunehmend an den Rand gedrängt. Mitte des nächsten Jahrhunderts wird es keine Arbeiter und Arbeiterinnen mehr geben, sie werden alle der Dritten Industriellen Revolution und dem unbarmherzigen technischen Fortschritt zum Opfer gefallen sein.“ (Rifkin 1996: 107)

Auch wenn die Prognosen vom *Ende der Arbeit* insoweit überzogen erscheinen mögen, als die Erwerbsarbeit sicherlich - wenn auch in modifizierter Form - noch eine Weile erhalten bleiben wird, so läßt sich doch von einem *Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft* sprechen.

Industriesoziologische Untersuchungen haben bereits in den achziger Jahren gezeigt, daß die umfassenden Rationalisierungsprozesse in der Industrie zu einer Segmentierung der Arbeitskräfte führen. „Für einen kleiner werdenden Teil entstehen in den Kernbereichen moderner Industrieproduktion Arbeitsplätze, die interessanter, vielfältiger und geeigneter sind, komplexe menschliche Fähigkeiten einzubringen. (...) Diesen ‚Rationalisierungsgewinnlern‘, (...) stehen jene Teile der Belegschaft gegenüber, für die die technologischen Modernisierungsprozesse eine Zerstörung ihrer bisherigen Erwerbsperspektiven bringt.“ (Keupp 1987: 19) Der *neue* Arbeitsmarkt erzeugt an seinem einen Pol hochqualifizierte Arbeitsplätze einer *neuen Dienstleistungsklasse*, die sich aus karriereorientierten, gut ausgebildeten Menschen zusammensetzt, die im Beruf und in ihrer Freizeit unter hohem Effizienzdruck stehen. Hier finden sich Haltungen, die mit demonstrativem Konsum, Hedonismus, Individualismus, Flexibilität und Entsolidarisierung umschrieben werden können. Auf dem anderen Pol entsteht ein *refeudalisierter* Bereich haushalts- und unternehmensbezogener Dienstleistungen, die - von spezialisierten Dienstleistern angeboten - die Karriereorientierten von einfachen Tätigkeiten entlasten.

Die technologischen Neuerungen haben tiefgreifende Veränderungen im Arbeitsleben fast aller Menschen mit sich gebracht. Es sind neue, vielfältigere, freilich auch instabilere Formen der Erwerbsverläufe entstanden, die sich nicht mehr in den alten Kategorien - hier Arbeit, dort Arbeitslosigkeit - fassen lassen, sondern eine „neue Topographie der Arbeit“ bilden. (vgl. Beck-

Gernsheim 1998: 55) Phasen der Erwerbstätigkeit wechseln mit solchen der Arbeitslosigkeit oder der Um- und Nachqualifizierung ab. Dauerarbeitsverhältnisse werden durch befristete Tätigkeiten und ökonomische Selbständigkeit verdrängt, reguläre Beschäftigung in sozialversicherungsfreie Arbeitsverhältnisse umgewandelt. Im Schlagwort von den „Patchwork-Arbeitsverhältnissen“ findet diese strukturelle Unstetigkeit einen passenden Ausdruck.

Negt hat eine Reihe von gesellschaftlichen Krisenherden geortet, die anomische Spannungen produzieren und kulturelle Suchbewegungen befördern. Die Krise der Arbeits- und Erwerbsgesellschaft ist ihm zufolge eine „historisch zentrale Krise“. Diese sei so tiefgreifend wie noch nie zuvor, „weil die mikroelektronische Rationalisierungstendenz fortwährend und unaufhaltsam zur Entwertung lebendiger Arbeitskraft führt, zur Auflösung herkömmlicher Erwerbsarbeitsplätze und damit zur Entwertung lebendiger Menschen. Wo allein der Besitzer eines Arbeitsplatzes schon als Gewinner bezeichnet wird, ist das entwertete Leben der Verlierer auf der anderen Seite auch ein Angriff auf deren Würde.“ (Negt 1997a: 9)

Ganze gesellschaftliche Gruppierungen sind im Zuge dieser Entwicklung nicht bloß temporär, sondern dauernd vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen worden. Mit der Arbeitslosigkeit werden Lebenserfahrungen und berufliche Qualifikationen entwertet und bedeutungslos. Da insbesondere für die männliche Identitätsbildung Erwerbsarbeit eine zentrale Bedeutung besitzt, beschädigt strukturelle Arbeitslosigkeit den Kern menschlicher Lebenstätigkeit derart, daß in vielen Fällen von einer „tiefen Verletzung der Humanität“ (Morgenroth 2001) gesprochen werden muß.

### **1.1.2. Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen**

*Individualisierung* bezeichnet eine Entwicklung, die nicht zu trennen ist von der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Unter Individualisierung ist derjenige historische Prozeß zu verstehen, in dessen Verlauf sich das bürgerliche Subjekt herausbildete. Das Konstrukt der „Individualisierung“ hingegen, wie es im Anschluß an Beck (1986) in der sozialwissenschaftlichen Diskussion verwendet wird, ist spezifischer und beansprucht, aktuelle geschichtlich-gesellschaftliche Entwicklungen systematisch zu reflektieren.

Beck (1986) hat in den achtziger Jahren einen tiefgehenden gesellschaftlichen Umbruch diagnostiziert und daraus seine These vom „Individualisierungsschub“ entwickelt. Seit etwa 1950 seien wir Zeitzeugen eines epochalen Entwicklungsschubs, der - trotz der in vielen Bereichen noch vorherrschenden traditionell-industriegesellschaftlichen Strukturen - neue gesellschaftliche Formationen erkennen lasse. Beck bezeichnet diese Formationen als „Risikogesellschaft“: „Auf dem Hintergrund eines vergleichsweise hohen materiellen Lebensstandards und weit vorangetriebenen sozialen Si-

cherheiten wurden die Menschen in einem historischen Kontinuitätsbruch aus traditionellen Klassenbedingungen und Versorgungsbezügen der Familie herausgelöst und verstärkt auf sich selbst und ihr individuelles Arbeitsmarktschicksal mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen.“ (Beck 1986: 116)<sup>1</sup>

Weitere Merkmale des Modernisierungsschubes sind die Bildungsexpansion sowie gesteigerte soziale und geographische Mobilität. Aufgrund dieser Entwicklung haben sich quer durch alle gesellschaftlichen Schichten neue und vielfältige Spielräume für die Lebensplanung und die Entfaltung von Lebens- und Konsumstilen eröffnet. Zugleich aber sind - infolge etwa von drohender Arbeitslosigkeit und der Flexibilisierung von Beschäftigungsverhältnissen - neue Risiken produziert worden. Beck hatte zwar durchaus das Fortbestehen sozialer Ungleichheitslagen im Blick: „Die alten Abstände stellen sich auf dem neuen Niveau wieder her“ (a.a.O.: 142); als Auswirkung eines von ihm so genannten „Fahrstuhleffektes“ hätten sie jedoch an Brisanz verloren.<sup>2</sup>

Individualisierung der Gesellschaft bedeutet, daß die Einzelnen aus historisch vorgegebenen Sozialformen herausgelöst werden. Klassen und Schichten, festgefügte soziokulturelle Milieus und tradierte Sicherungssy-

---

<sup>1</sup> In der fortgeschrittenen Moderne, so die Eingangsthese von Beck's *Risikogesellschaft*, „geht die gesellschaftliche Produktion von *Reichtum* systematisch einher mit der gesellschaftlichen Produktion von *Risiken*.“ (Beck 1986: 25; H.i.O.) Modernisierung der Gesellschaft meint Beck zufolge „die technologischen Rationalisierungsschübe und die Veränderung von Arbeit und Organisation, umfaßt darüber hinaus aber auch sehr viel mehr: den Wandel der Sozialcharaktere und Normalbiographien, der Lebensstile und Liebesformen, der Einfluß- und Machtstrukturen, der politischen Unterdrückungs- und Beteiligungsformen, der Wirklichkeitsauffassungen und Erkenntnisformen. Der Ackerpflug, die Dampflokomotive und der Mikrochip sind im sozialwissenschaftlichen Verständnis von Modernisierung sichtbare Indikatoren für einen sehr viel tiefer greifenden, das ganze gesellschaftliche Gefüge erfassenden und umgestaltenden Prozeß, in dem letztlich *Quellen der Gewißheit*, aus denen sich das Leben speist, verändert werden.“ (Beck 1986: 25; H.i.O.)

„Chancen, Gefahren, Unsicherheiten der Biographie, die früher im Familienverbund, in der dörflichen Gemeinschaft, im Rückgriff auf ständische Regeln oder soziale Klassen definiert waren, müssen nun von den einzelnen selbst wahrgenommen, interpretiert, entschieden und bearbeitet werden. Die Folgen - Chancen wie Lasten - verlagern sich auf die Individuen (...)“ (Beck/ Beck-Gernsheim 1994:15)

<sup>2</sup> „Auf der einen Seite sind die Relationen sozialer Ungleichheit in der Nachkriegsentwicklung der Bundesrepublik weitgehend *konstant* geblieben. Auf der anderen Seite haben sich die Lebensbedingungen der Bevölkerung radikal verändert. Die Besonderheit der sozialstrukturellen Entwicklung in der Bundesrepublik ist der *'Fahrstuhl-Effekt'*: die *'Klassengesellschaft'* wird *insgesamt* eine Etage höher gefahren. Es gibt - bei allen sich neu einpendelnden oder durchgehaltenen Ungleichheiten - ein kollektives Mehr an Einkommen, Bildung, Mobilität, Recht, Wissenschaft, Massenkonsum. In der Konsequenz werden subkulturelle Klassenidentitäten und -bindungen ausgedünnt oder aufgelöst. Gleichzeitig wird ein Prozeß der *Individualisierung* und *Diversifizierung* von Lebenslagen und Lebensstilen in Gang gesetzt, der das Hierarchiemodell sozialer Klassen und Schichten unterläuft und in seinem Wirklichkeitsgehalt in Frage stellt.“ Beck (1986: 122; H.i.O.)

steme lösen sich zugunsten einer *Pluralisierung der Lebensstile* auf. Indikatoren dieser Entwicklung sind u.a., daß

- als Folge sich beschleunigender Säkularisierungsprozesse in den vergangenen Jahrzehnten eine abnehmende Kirchenbindung zu konstatieren ist;

- alte Wohngebiete und die in ihnen über Generationen gewachsenen Bindungen immer mehr verschwinden, und mit ihnen auch soziale Netzwerke und soziokulturelle Milieus, in denen kollektive Erfahrungen und spezifische Lebensmuster weitervermittelt werden könnten;

- kollektive Deutungsmuster und homogene Bewußtseinslagen (Klassenbewußtsein) ebenso fortschreitend zerfallen wie lebensweltlich erworbenes Erfahrungswissen und dessen Weitergabe. Sie verlieren daher zunehmend an Orientierungsfunktion und werden mehr und mehr durch massenmedial vermittelte Interpretationsfolien ersetzt;

- die klassische Rollenverteilung der Geschlechter in Frage gestellt wurde und damit die traditionelle Sozialform der Kleinfamilie als Muster intimer Gesellung nicht mehr konkurrenzlos ist.<sup>3</sup>

In diesem Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung haben sich die Anforderungen an die Subjekte verändert, und zwar zunächst im Sinne einer *Erweiterung individueller Gestaltungsspielräume*. „Individualisierung von Lebensläufen heißt also (...): sozial vorgegebene Biographie wird in selbst hergestellte und herzustellende transformiert, und zwar so, daß der einzelne selbst zum ‘Gestalter seines eigenen Lebens’ wird und damit auch zum ‘Auslöfler der Suppe, die er sich selbst eingebrockt hat’.“ (Beck 1983: 58 f.)

Mit der damit einhergehenden Pluralisierung von Lebensstilen wachsen indes nicht nur die Chancen, ein den subjektiven Ansprüchen angemessenes Leben zu führen, sondern auch die Risiken, an der Realisierung von Lebensentwürfen zu scheitern. Die Vielzahl konkurrierender Orientierungsmuster und Sinngebungsangebote ist nicht nur Wohltat für die Betroffenen, sondern auch Quell neuer Verunsicherungen und Belastungen.

Individualisierung bedeutet daher nicht nur eine Erweiterung der Wahl- und Gestaltungsmöglichkeiten, vielmehr etablieren sich zugleich *neue Abhängigkeiten*: die Abhängigkeit vom Arbeitsmarktschicksal etwa, oder auch die Abhängigkeit zu anonymen Institutionen - von der Krankenversicherung über das Bildungssystem bis hin zum Altersheim. „Der einzelne wird zwar aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen herausgelöst, tauscht dafür aber die Zwänge des Arbeitsmarktes und der Konsumexistenz und der in ihnen enthaltenen Standardisierungen und Kontrollen ein. An die Stelle

---

<sup>3</sup> „Die Versuche vieler Frauen, für sich einen eigenen Weg zu finden, der die Option auf Beruf, Kinder und Partnerschaft beinhaltet, hat in die private Welt vieler Menschen eine experimentelle Offenheit gebracht, die nach keinem traditionellen Standardmuster kleinfamiliärer Lebensformen gemeistert werden kann.“ (Keupp 1987: 43)

*traditionaler* Bindungen und Sozialformen (soziale Klasse, Kleinfamilie) treten *sekundäre* Instanzen und Institutionen, die den Lebenslauf des einzelnen prägen und ihn gegenläufig zu der individuellen Verfügung, die sich als Bewußtseinsform durchsetzt, zum Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten machen.“ (Beck 1986: 211; H.i.O.)

#### 1.1.2.1 Deinstitutionalisierung der Familie

Der Umbruch der Modernisierung hat nicht nur das „Normalarbeitsverhältnis“ und die „Normalbiographie“ zurückgedrängt. Auch die „*Normalfamilie*“ (verstanden als kernfamilialer Haushalt eines Ehepaares mit seinen leiblichen Kindern) befindet sich auf dem Rückzug. Zwar bleiben Heirats- und Kinderwunsch feste Bestandteile der Lebensplanung junger Menschen und rund vier Fünftel aller Kinder verbringen ihre gesamte Kindheits- und Jugendzeit bei beiden leiblichen Eltern; wir finden aber heute zunehmend Ein-Eltern-Familien, Singles, gleichgeschlechtliche Paare usw.. Die Normalfamilie wird vor allem dort von anderen Lebensformen verdrängt, wo soziale Sicherungen in Gestalt gut bezahlter Erwerbsarbeit vorhanden sind. Die Destabilisierung der Normalfamilie läßt sich in der Bundesrepublik Deutschland, wo sie Mitte der 60er Jahre eingesetzt hat, ablesen 1. an der Entwicklung der demographischen Merkmale (Geburten, Heiraten, Scheidungen), 2. an der zunehmenden Pluralisierung und Individualisierung der Lebensformen sowie 3. an der Abnahme der normativen Verbindlichkeit des bürgerlichen Familienmusters, die eine Deinstitutionalisierung der Familie bewirkt hat.

zu 1. Die Krise der Normalfamilie zeigt sich zunächst an den *demographischen Wandlungsprozessen*, die seit 1965 stattgefunden haben, speziell: am Rückgang der Geburtenzahlen, der abnehmenden Heiratshäufigkeit sowie der Verdrei-, ja Vervierfachung (die nach 1980 geschlossenen Ehen betreffend) der jährlichen Zahl der Ehescheidungen. (zur detaillierten Entwicklung im Bereich der einzelnen Indikatoren vgl. Peuckert 1999: 27 ff.)

zu 2. Neben das klassische bürgerliche Familienmuster, das seine normative Verbindlichkeit inzwischen eingebüßt hat, ist eine Vielzahl von sich pluralistisch auffächernden Lebensformen getreten. Von einer *Pluralisierung* läßt sich insofern sprechen, als kein einzelner Haushaltstyp und keine Familienform so eindeutig dominiert wie noch vor 30 Jahren. Der Trend geht von der Mehrgenerationen-Familie zur Zweigenerationen-Kernfamilie, von der kinderreichen Familie zur Ein-Kind- oder Ein-Eltern-Familie (Lebensgemeinschaft); von der relativ festen und ein Leben lang währenden Institution zur Verhandlungssache auf Zeit. Peuckert (1997: 296 ff.) spricht davon, daß sich das einheitliche Teilsystem Familie in mehrere Privatheitstypen ausdifferenziert habe. Idealtypisch betrachtet seien neben die Normalfamilie als einem zunehmend „kindorientierten Privatheitssystem“ zwei neue Pri-

vatheitssysteme getreten: der „partnerschaftliche“ und der „individualistische Privatheitstyp“.<sup>4</sup>

zu 3. Die normative Verbindlichkeit des bürgerlichen Familienmusters in den westlichen Industriegesellschaften hat abgenommen. Die institutionelle Verknüpfung von Liebe, lebenslanger Ehe, Zusammenleben und gemeinsamem Haushalten, exklusiver Monogamie und biologischer Elternschaft, die für die bürgerliche Ehe- und Familienordnung charakteristisch war, hat sich gelockert, sie ist unverbindlicher geworden.<sup>5</sup> Es ist zu einer *Deinstitutionalisierung* der Familie gekommen. Diese ist zum einen durch kulturelle Legitimitätseinbußen bestimmt, die die Normalfamilie seit der radikalen Familienkritik im Gefolge der antiautoritären Studentenbewegung Ende der 60er Jahre erfahren hat. „Die moderne Familie gilt seitdem nicht mehr ohne weiteres als die natürliche, unantastbare und alleintaugliche Lebensform. Die Legitimitätskrise betrifft in erster Linie die Institution Ehe.“ (Peuckert 1999: 36)<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Für den partnerschaftsorientierten Privatheitstyp ist eine funktional auf „Liebe“ ausgerichtete Handlungsthematik prägend. „Der Prototyp ist hier die *nichteheliche Lebensgemeinschaft*. Die Entkoppelung von Liebe und Ehe bedeutet, daß nicht mehr das Kind, sondern die affektive, die erotisch-sinnliche und die sexuell-körperliche Dimension zur Grundlage der nichtehelichen Lebensgemeinschaft werden.“ (Peuckert 1997: 297; H.i.O.) Für den individualistischen Privatheitstyp sind Ansprüche auf Selbstverwirklichung, ein ausgeprägtes Interesse an Unabhängigkeit sowie die Betonung des Berufs- und Freizeitbereichs kennzeichnend. In dieser extremen Weise stellen nur *Singles* (d.h. Personen, die bewußt alleine leben) Selbstbestimmungsbedürfnisse ins Zentrum der Handlungsorientierungen. Für die moderne Kleinfamilie als einem primär kindorientierten Privatheitstyp sind erzieherische Handlungsschemata strukturprägend. „Die ‚Normalfamilie‘ ist seltener geworden und macht 1993 in West- und Ostdeutschland einen Anteil von 29% bzw. 32% an allen Haushalten aus. Die zunehmende Kindzentrierung heutiger Ehen kann man daran ablesen, daß neben ‚Liebe‘ immer häufiger der Kinderwunsch als Hauptmotiv für die Eheschließung genannt wird.“ (a.a.O.: 299)

<sup>5</sup> Beck (1986:163 f.) hat diese Entwicklung folgendermaßen resümiert: „Noch in den sechziger Jahren besaßen Familie, Ehe und Beruf als Bündelung von Lebensplänen, Lebenslagen und Biographien weitgehend Verbindlichkeit. Inzwischen sind in allen Bezugspunkten Wahlmöglichkeiten und -zwänge aufgebrochen. Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mitten drin. Wie dies alles kurzfristig, langfristig oder vorübergehend mit den Zwängen oder Ambitionen der Versorgungssicherung, der Karriere, des Berufs aller Beteiligten vereinbar ist.“

<sup>6</sup> Die Ehe hat erheblich an normativer Kraft eingebüßt, und ihr Sinn wird zunehmend in Frage gestellt. Die Anforderungen an eheliche Treue werden eingeschränkt, die Ehe wird nicht mehr von vornherein als auf Dauer angelegt angesehen. Scheidungen werden eher toleriert, und auch die Geschlechterrollen haben an Kontur verloren. Die kulturelle Liberalisierung der Geschlechterbeziehungen, die in den 60er Jahren einsetzte, hat in Verbindung mit der Verfügbarkeit bequemerer und sicherer Mittel der Geburtenkontrolle und den wachsenden Ansprüchen der jüngeren Frauen auf Gleichberechtigung weitreichende Verhaltensänderungen unter den jüngeren Generationen ausgelöst. (vgl. Fünfter Familienbericht 1994: 70)



Die Deinstitutionalisierung der Familie zeigt sich weiterhin an einem tendenziellen Abbau der sozialen Normen und Kontrollmechanismen, die das Monopol von Ehe und Familie gewährleistet haben,<sup>7</sup> sowie am Nachlassen der informellen sozialen Kontrolle von Abweichungen gegen die Ehe- und Sexualmoral.<sup>8</sup>

Die geschilderten Tendenzen haben Verhaltensunsicherheiten befördert, und insbesondere im Kontext von Intim- und Partnerbeziehungen Entscheidungsprobleme und Konflikte heraufbeschworen. Das *Verhältnis der Geschlechter* insgesamt ist einer epochalen Wandlung unterworfen. Die Bildungsexpansion und die damit einhergehende revolutionäre Angleichung der Bildungschancen junger Frauen sowie der stark gestiegenen Anteil qualifizierter Berufstätiger seit Mitte der 60er Jahre haben dazu geführt, daß der Individualisierungsprozeß verstärkt auf den weiblichen Lebenszusammenhang übergegriffen hat. In der Folge „ist in den Lebensentwürfen zahlreicher Frauen die Berufskarriere als konkurrierender Wert zur Familie immer wichtiger geworden. Im Hinblick auf die Pluralisierung der Lebensformen bedeutet dies, daß nun verstärkt die Vorstellungen *zweier selbständiger Individuen* mit jeweils eigenen Lebensplänen koordiniert werden müssen, daß neue Arrangements von Familie und Beruf, neue Formen des Umgangs miteinander gefunden werden müssen. Dabei steigt die Attraktivität solcher Lebensformen, die es gestatten, den selbständigen Interessen von Mann und Frau nachzugehen.“ (Peuckert 1999: 40 f.; H.i.O.)<sup>9</sup>

<sup>7</sup> „Das sog. *Gleichberechtigungsgesetz von 1957* orientierte sich noch ganz am bürgerlichen Rollenverständnis (Limbach 1989). Eine Ehefrau war nur dann ‚berechtigt, erwerbstätigkeit zu sein, soweit das mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist‘. (§ 1356 I 2 BGB) Der Vater behielt das letzte Entscheidungsrecht im Bereich der elterlichen Gewalt und war allein mit der Vertretung des Kindes betraut. Der Ehe- und Familienname war der des Mannes. Das *1. Eherechtsreformgesetz von 1976* steckt nur noch den äußeren Rahmen der Ehe ab und nimmt damit Abschied vom Leitbild der Hausfrauenehe. Den Eheleuten werden keine nach Sphären (Beruf - Familie) getrennten Rollen mehr zugeordnet. Sie regeln die Haushaltsführung im gegenseitigen Eivernehmen und sind beide berechtigt, erwerbstätig zu sein. Mit dem Wegfall des Verschuldens- und dem Übergang zum Zerrüttungsprinzip im Juli 1977 wird die Ehescheidung erleichtert und menschenwürdiger gestaltet.“ (Peuckert 1999: 37 f.; H.i.O.)

<sup>8</sup> „Scheidung und Wiederheirat, (befristetes) nichteheliches Zusammenleben ohne Kinder sowie Alleinleben gelten heute weithin als akzeptabel. In abgeschwächter Form gilt dies auch für uneheliche Mutterschaft.“ (Peuckert 1999: 38)

<sup>9</sup> Im Zuge der tatsächlichen Gleichstellung von Mann und Frau werden die Grundlagen von Familie (Ehe, Sexualität, Elternschaft usw.) in Frage gestellt. „In der wohlfahrtsstaatlichen Modernisierung nach dem Zweiten Weltkrieg geschieht (...) ein Doppeltes: Einerseits werden die Anforderungen marktabhängiger Normalbiographie werden auch auf den weiblichen Lebenszusammenhang ausgedehnt. Damit vollzieht sich nichts Neues, nur die Anwendung der Prinzipien entwickelter Marktgesellschaften über die Geschlechterlinie hinweg. Andererseits werden auf diese Weise aber völlig neue Lagen innerhalb der Familie und zwischen Männern und Frauen ganz allgemein geschaffen, ja, die ständischen Lebensgrundlagen der Industriegesellschaft aufgelöst.“ (Beck 1990: 41)

Unter den Bedingungen von Individualisierung entsteht ein historisch neues Spannungsverhältnis zwischen dem Anspruch auf ein Stück eigenes Leben *und* der Sehnsucht nach Bindung, Nähe, Gemeinschaft. Die Individualisierung, die die Lagen von Männern und Frauen auseinanderdividiert, treibt sie also umgekehrt auch in die Zweisamkeit hinein. Mit der Ausdünnung der Traditionen wachsen die Verheißungen der Partnerschaft. „Wo die Individualisierungsdynamik sich durchsetzt, wird mehr Aufwand als früher nötig, um im Familienalltag die verschiedenen Einzelbiographien noch zusammenzuhalten. Wieviel Dramaturgie und Diplomatie kostet das! Während man in der Vergangenheit auf eingespielte Regeln und Rituale zurückgreifen konnte, beginnt heute eine Inszenierung des Alltags, eine Akrobatik des Abstimmens und Ausbalancierens.“ (Beck-Gernsheim 1998: 20) Wo die Abstimmungsleistungen nicht gelingen, wird der Familienzusammenhalt fragil und vom Auseinanderbrechen bedroht.

Was als Beziehungskonflikt erscheint, hat also eine gesellschaftlich-geschichtliche Seite: In den heute aufbrechenden Konflikten zwischen Männern und Frauen werden die Widersprüche der Industriegesellschaft ins Persönliche gewendet und müssen dort ausgetragen werden. Die „Freisetzung aus geschlechtsständischer Hierarchie“ ist für Frauen und Männer grundlegend verschieden. Frauen werden einerseits aus den traditionellen Weiblichkeitszuweisungen freigesetzt, andererseits in diese zurückgebunden und durch diesen Widerspruch hin- und hergerissen. Bei den Männern dagegen fallen selbständige ökonomische Existenzsicherung und alte Rollenidentität zusammen. Vaterschaft und Beruf, ökonomische Selbständigkeit und Familienexistenz sind im männlichen Lebenszusammenhang keine Widersprüche, die gegen die Bedingungen in Familie und Gesellschaft erkämpft und zusammengehalten werden müssen, ihre Vereinbarkeit ist vielmehr in der traditionellen Männerrolle vorgegeben und gesichert. D.h. aber: Individualisierung (im Sinne marktvermittelter Existenzführung) bestärkt männliches Rollenverhalten. Wesentliche Impulse für die Freisetzung aus der Männerrolle sind von außen, durch Veränderungen bei den Frauen induziert.<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Konflikte, die hier entstehen, lassen die gegensätzlichen Lagen von Männern und Frauen schärfer hervortreten. Zwei zentrale *Katalysator-Themen* sind Kinder und ökonomische Sicherung. Die Bewußtwerdung der Konflikte entzündet sich in den ehelichen (und außer-ehelichen) Beziehungen an den aufbrechenden Wahlmöglichkeiten (z.B. auseinanderstrebende berufliche Mobilität der Ehepartner; Zeitpunkt, Zahl und Versorgung der Kinder; Aufteilung der Hausarbeit und Kinderversorgung; Art der Empfängnisverhütung, Sexualität). Mit den zu durchdenkenden Entscheidungen werden die unterschiedlichen und gegensätzlichen Konsequenzen und Risiken für Männer und Frauen und damit die Gegensätze ihrer Lagen bewußt. Die Entscheidungsmöglichkeiten haben eine persönliche und eine institutionelle Seite. D.h.: fehlende institutionelle Lösungen (z.B. fehlende Kindergärten und flexible Arbeitszeiten, ungenügende soziale Sicherungen) potenzieren private Beziehungskonflikte, und umgekehrt: institutionelle Vorkehrungen entlasten das private *Hickhack* der Geschlechter. Entsprechend müssen private und politische Lösungsstrategien in ihrem Zusammenhang gesehen werden.

Ein wesentliches Kennzeichen der Vorgaben der Moderne ist, daß sie eher gegen als für familiales Zusammenleben und Zusammenhalt wirken. Die meisten Rechte, Anspruchsvoraussetzungen für Unterstützungsleistungen des Wohlfahrtsstaates sind auf Individuen zugeschnitten, nicht auf Familien. Sie setzen in vielen Fällen Erwerbsbeteiligung (oder, im Falle von Arbeitslosigkeit, Erwerbsbereitschaft) voraus. Erwerbsbeteiligung wiederum setzt Bildungsbeteiligung, beides Mobilität und Mobilitätsbereitschaft voraus. „Ehe und Familie erfordern das Gegenteil. In dem zu Ende gedachten Marktmodell der Moderne wird die familien- und ehelose Gesellschaft unterstellt. Jeder muß selbständig, frei für die Erfordernisse des Marktes sein, um seine ökonomische Existenz zu sichern. Das Marktsubjekt ist in letzter Konsequenz das alleinstehende, nicht partnerschafts-, ehe- oder familienbehinderte Individuum. Entsprechend ist die durchgesetzte Marktgesellschaft auch eine *kinderlose* Gesellschaft - es sei denn, die Kinder wachsen bei mobilen, alleinerziehenden Vätern und Müttern auf.“ (Beck 1986: 191; H.i.O.)

#### 1.1.2.2 Individualisierung und „neue“ soziale Ungleichheit

Die im Kontext der *Individualisierungshypothese* von Beck vorgetragenen Annahmen bezüglich vergrößerter Potentiale individueller Freiheit haben sich als allzu optimistisch erwiesen; sie wurden durch die realen gesellschaftlichen Entwicklungen in den neunziger Jahren in Frage gestellt. Auch wenn Individualisierung bei Beck als durchgängig ambivalenter Prozeß gesehen wird, der Schatten- wie Sonnenseiten kennt, zeigen seine Analysen allenfalls Trends in Teilsektoren der Gesellschaft auf und sind damit sozial selektiv. Das im Begriff der Individualisierung eingefangene Gesellschaftsbild entstammt zudem einer ökonomischen Prosperitätsphase und läuft angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlich-ökonomischen Krisentendenzen Gefahr, den neoliberalen Habitus von „Modernisierungsgewinnern“ („Jeder ist seines Glückes Schmied“) ideologisch zu rechtfertigen.<sup>11</sup>

Empirisch verifizierbar ist sicherlich, daß die sozioökonomische Organisationsform der Klassengesellschaft im Zuge der fortschreitenden Durchmischung von sozialen Milieus relativiert worden ist; die hierarchische Klassenstruktur wird durch ein horizontales und pluralistisches Nebeneinander unterschiedlicher Milieus überformt, die weniger vom ökonomischen Status als von psychophysischen Faktoren wie Lebensalter, Generationszugehörigkeit, Bildung und ästhetischem Stil geprägt sind.<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Es sprengt den Rahmen dieser Darstellung, die kaum mehr überschaubare Literatur zu gesellschaftlichen Modernisierungs- und Individualisierungsprozessen, die sich kritisch mit den Beck'schen Thesen auseinandersetzen, zu referieren und zu kommentieren. (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994; Beck (Hrsg.) 1997)

<sup>12</sup> Um die neuen Ungleichheitslagen und -verteilungen zu erfassen, sind unterschiedliche sozialwissenschaftliche Modellkonstruktionen entwickelt worden. Ein Beispiel ist das „Mo-

Dennoch bedarf die Annahme eines allgemeinen Individualisierungsschubs geschlechts-, milieu- und klassenspezifischer Differenzierungen. Chancen und Risiken der mit dem Begriff der Individualisierung angesprochenen Entwicklung verteilen sich sozialstrukturell durchaus ungleich. Die sozio-kulturelle Heterogenisierung hat die sozio-ökonomische Polarisierung der Gesellschaft nicht verschwinden lassen. Untersuchungen von Vester u.a. (1993) haben den Nachweis führen können, daß trotz verifizierbarer Tendenzen der „Individualisierung“, „Pluralisierung“ usw. keine Auflösung der Klassengesellschaft festzustellen, sondern es zu einer *Pluralisierung der Klassengesellschaft* gekommen ist. Es gibt eine überschaubare Pluralität gesamtgesellschaftlicher Großgruppen, die sich nach ihrer Alltagskultur, Lebensweise und Weltdeutung mehr oder minder deutlich voneinander abgrenzen und die sich auch als gewandelte Erben der traditionellen Formen der Klassenmentalitäten identifizieren lassen. Im Alltagsverhalten in Deutschland wirken nach wie vor eine obere, eine mittlere und eine untere Klassenmentalität fort, die milieumäßige Zusammenhänge sowie Abgrenzungen nach Geschmack und Wertvorstellungen stiften und Unterschiede der Lebensführung befestigen.<sup>13</sup>

---

dell der sozialen Lagen“, das die erwachsene Bevölkerung nach sozial bedeutsamen Merkmalen in verschiedene Soziallagen untergliedert und untersucht, welche materiellen Ressourcen (Indikatoren für „objektive Wohlfahrt“) und welche Lebenszufriedenheit (Indikatoren für „subjektive Wohlfahrt“) jeweils an diese geknüpft sind. Neben dem traditionellen „vertikalen“ Schichtkriterium des Berufsstatus werden zur Untergliederung der Bevölkerung noch die beiden „horizontalen“ Kriterien Geschlecht und Alter (unter/über 60 Jahre) herangezogen. „Aus der Kombination der drei Merkmale entstehen 44 Soziallagen, die einen relativ differenzierten Einblick in die Verteilung der materiellen Ressourcen und der Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden der westdeutschen Bevölkerung eröffnen.“ (R. Geißler 1992: 71)

Einen ganz anderen analytischen Zugang bildet der anwendungsbezogene Versuch des SINUS-Instituts, die westdeutsche Bevölkerung entlang von Wertorientierung und Lebensstilen nach verschiedenen „sozialen Milieus“ zu gruppieren. „Ausgangspunkt der Untergliederung ist nicht die ‚objektive‘ Soziallage der Menschen, sondern deren Bewußtsein und Lebensweise. Die klassische Fragestellung der Sozialstrukturanalyse wird genau umgekehrt. Die traditionelle Sozialstrukturforschung untergliedert die Bevölkerung zunächst nach ‚objektiven‘ Soziallagen und fragt dann danach, welche Mentalitäten, Einstellungen und Verhaltensweisen mit diesen Lagen typischerweise verbunden sind. SINUS dagegen untergliedert die Bevölkerung zunächst nach verschiedenen Wertorientierungen und Lebensstilen, den sogenannten ‚sozialen Milieus‘ und fragt anschließend danach, in welchen Schichten diese ‚Milieus‘ auftauchen.“ (a.a.O.: 71)

Die zentrale Argumentation im Konzept der Milieubildung zielt darauf ab, „daß mit dem Zerbrechen traditioneller Sozialmilieus sich Lebensformen jenseits von Klasse und Schichtung herausbilden, die zunehmend durch ‚subjektive‘ Interpretationen ‚objektiver‘ Lebensbedingungen geprägt seien.“ (Bohnsack 1998: 96) Soziale Ungleichheiten werden heute neu gefaßt: Sie erscheinen nunmehr wesentlich als Ergebnis von Schwankungen und Brüchen im Lebensverlauf der Individuen, wodurch Klassenunterschiede übertüncht und verdeckt werden. „Vertikale“ Ungleichheiten in Gestalt von Einkommens- oder Besitzunterschieden werden durch „horizontale“, nämlich die Folgen der Instabilitäten moderner Lebensläufe, überlagert oder gar ersetzt. (vgl. Erler 1998)

<sup>13</sup> In der obersten Gruppe, bei etwa 20 % der Westdeutschen, herrscht ein Habitus der Distinktion, ganz gleich, ob es sich um die konservative Fraktion oder die technokratisch-

Diese vertikal dreigeteilte Gesellschaft tendiert nach ihren Mentalitäten unter den Bedingungen wirtschaftlicher Prosperität nicht zu einer Polarisierung. Sie besitzt in der differenzierten Mitte starke kohäsive Kräfte. Vester (1994) nennt diese Konstellation eine „pluralisierte Klassengesellschaft“: „Klassengesellschaft wegen der vertikalen Unterschiede nach Mentalitäten, sozialen Lagen und Macht. Pluralisiert, da die Unterfraktionen dieser drei Lagen vielfältiger geworden sind. Sie haben sich horizontal modernisiert in Richtung zu weniger engen, offeneren, aufgeklärteren Elementen des Bewußtseins, und das ist in der Tat die vieldiskutierte Tendenz der ‚Individualisierung‘.“<sup>14</sup>

Seit Mitte der 80er Jahre mehren sich die Indikatoren für eine Spaltung der Gesellschaft in einen „produktiven Kern“ und eine stetig wachsende Teilgesellschaft von Randgruppen und Marginalisierten. (vgl. Keupp 1987: 96)

---

moderne Fraktion oder die links-alternative Fraktion handelt. Es dominieren die anspruchsvollen Geschmacks- und Lebensstilformen der *feinen Leute*. Diese Gruppen treten auf mit einem Anspruch auf Distinktion und Führungsrollen. Ebenfalls etwa 20 % der Westdeutschen teilen die Mentalitäten der Volksklassen. Hier dominiert die an den eigenen Grenzen orientierte Alltagsethik der *einfachen Leute*. Man fügt sich der Disziplin und Notwendigkeit, nutzt aber auch Chancen des Genusses und der Geselligkeit. Innerhalb dieser Gruppierungen hat sich eine horizontale Modernisierung vollzogen. Zwischen diesen oberen und unteren Klassen finden wir eine riesige und in sich vielfältige Mittelklasse von 60 %. Unter deren Mentalitäten nimmt der nach oben blickende, enge und quasi servile Habitus der traditionellen Kleinbürger nur noch ein Drittel ein. Die Mehrheit besteht heute aus modernen Angestellten und Facharbeitern und Facharbeiterinnen, die seit den Bildungsreformen in modernere Berufe gekommen sind, und aus einer hedonistischen, relativ jugendlichen Fraktion. Die Lebensmoral dieser Mittelklassen orientiert sich stark am *Erreichten* auf der sozialen Stufenleiter und an den Vorbildern höherer Schichten (Strebsamkeit und Wunsch *dazuzugehören*). (vgl. Vester 1994)

<sup>14</sup> Das Konstrukt der *Zwei-Drittel-Gesellschaft* reflektiert den Aggregatzustand einer Entwicklung, bei der die Bedingungen wirtschaftlicher Prosperität nicht länger erfüllt sind und die kohäsive Kapazität der gesellschaftlichen „Mitte“ sich abschwächt. Es bringt eine Realität auf den Begriff, die dadurch gekennzeichnet ist, daß ein großer Teil der Bevölkerung dauerhaft von politischer und gesellschaftlicher Partizipation ausgeschlossen ist, daß ein kleinerer, aber wachsender Anteil für den Arbeitsmarkt nicht mehr benötigt wird, und daß Armut in bestimmten Stadtvierteln konzentriert wird.

Negt (1998: 89) sieht in Europa inzwischen eine „Drei-Drittel-Gesellschaft“ sich abzeichnen: „ein Drittel der erwerbsfähigen Bevölkerung auf vorerst sicheren Arbeitsplätzen, mit den entsprechenden Privilegien auf allen Ebenen; ein Drittel in prekären Arbeitsverhältnissen, arbeitend, aber sozial ungesichert und mit einem Lebensstandard in Nähe der Armutsgrenzen; das übrige Drittel ist auf Dauer von der Gesellschaft abgekoppelt.“

Gleich ob *Zwei-* oder *Drei-Drittel-Gesellschaft*: Ähnlich wie das Konstrukt der *Individualisierung* nimmt auch dieses Modell eher eine mögliche zukünftige Entwicklung voraus, als daß es bereits die aktuelle Realität vollständig abbildet. Aber diese Entwicklung wird sicherlich dann eintreten, wenn sich die Verteilungskonflikte weiter verschärfen. Anders als bei der These der *Individualisierung* wird hier die strukturelle und institutionelle Ebene angesprochen, und die Ursachen der beschriebenen Entwicklung werden im kapitalistischen Wirtschaftssystem und dessen politischer Regulation verortet.

Der gestiegene Wohlstand der Bevölkerungsmehrheit kontrastiert einer Verelendung einer wachsenden Minderheit.

In der Wohlstandsphase der bundesdeutschen Entwicklung traten zu der vertikalen Aufteilung nach Klassenlagen und -mentalitäten horizontale Disparitäten von Lebenslagen, es bildeten sich *Randgruppen*. Die neuen Aufspaltungslinien hingegen führen zur Herausbildung einer *underclass*, die quantitativ weit über die alten Randgruppen hinausgeht und heute etwa ein Drittel der Erwerbsbevölkerung umschließt. „‘Underclass’ meint, daß sich eine neue soziale Spaltungslinie auftut, die nicht in das traditionelle Klassenschema paßt. Die sozialen Ungleichheiten innerhalb des Beschäftigungssystems werden überlagert von einer Trennung zwischen ‘innen’ und ‘außen’. Immer mehr Menschen werden an den Rand des regulären Erwerbssystems gedrängt. Sie verlieren damit den Zugang sowohl zum (relativen) Wohlstand der Gesellschaftsmehrheit als auch zu deren Ambitionen für die Zukunft.“ (Kronauer 1995)

Die gesellschaftlichen Polarisierungsprozesse führen dazu, daß sich zwei Erfahrungszonen sozialer Wirklichkeit herausbilden, die sich tendenziell nicht mehr berühren und verschränken. Die *eine* gesellschaftliche Wirklichkeit fällt in zwei Segmente auseinander, die untereinander nicht mehr kommunikativ verbunden sind.<sup>15</sup> Kontrastierend zu den Zonen des Wohlstands haben sich etwa in innerstädtischen Problemzonen soziale Segmente herausgebildet, in denen sämtliche Konflikt- und Problemlagen der Gesellschaft sich verdichten.<sup>16</sup>

### 1.1.3. Globalisierungsprozesse

Verstärkt und angekurbelt werden diese gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse durch technologische Modernisierung und ökonomische Globalisierung<sup>17</sup>. Zwar ist die Globalisierung von Anfang an ein integraler Be-

---

<sup>15</sup> Wo diese auseinanderdriftenden Wirklichkeitsbereiche dennoch in konkreten Alltagssituationen aufeinandertreffen, legen die Privilegierten situativ je nachdem Haltungen distanzierter Fremdheit bzw. karitativer Mildtätigkeit an den Tag; die *Herausgefallenen* neigen dazu, die eigene Schwäche und Ohnmacht projektiv an Gruppen auszuagieren, die noch weiter am Rand der Gesellschaft stehen und soziale Konflikte gewaltförmig auszutragen.

<sup>16</sup> „Der Arbeitsmarktentwicklung korrespondiert eine Segregationstendenz in den Städten: Es gibt Stadtteile, wo die gut verdienenden Luxuskonsumenten in ihren sanierten Altbauten residieren, und es gibt Stadtteile, wo die Herausgefallenen sich wiederfinden. Wenn Amerika unsere Zukunft ist, werden hier Ghettos entstehen, verslumende Armutszonen mitten in ansonsten prosperierenden Ballungsgebieten. Darüber hinaus werden (...) ganze Regionen von der weiteren Entwicklung abgekoppelt und ihre Bewohner tendenziell zu Überschußbevölkerung, die man nicht mehr benötigt.“ (Eisenberg/ Gronemeyer 193: 105 f.)

<sup>17</sup> Unter Globalisierung wird jener Prozeß verstanden, „der national(staatlich)e Grenzen überschreitet bzw. überwindet, zur Ausweitung/ Intensivierung wissenschaftlich-

standteil und Motor der kapitalistischen Entwicklung gewesen, aber spätestens mit dem Fall der Berliner Mauer und dem Zusammenbruch der „real-sozialistischen“ Systeme in Ostmitteleuropa hat die Herrschaft des Marktes den ganzen Planeten erfaßt. Im Zuge der Globalisierung werden die Kräfte des Weltmarkts entfesselt und die Nationalstaaten entmachtet.

Globalisierung ist weder Naturgesetz, wie seine Apologeten behaupten, noch ein bloßes Phantom, wie Kritiker meinen, sondern ein gesellschaftspolitisches Projekt, mit dem Interessengruppen systematisch versuchen, die Gesellschaft nach Gesetzmäßigkeiten des Marktes umzustrukturieren. Das „Projekt der Globalisierung“ ist insbesondere durch folgende Mechanismen gekennzeichnet:

1. eine Ökonomisierung der Staatsfunktionen und eine Kommerzialisierung aller Lebensbereiche, auch die Öffnung sozialer Bereiche für Marktmechanismen und Verbetriebswirtschaftlichung;
2. Deregulierung: der Regelungsmechanismus *Recht* (in seinen Schutz gewährenden Funktionen) wird umgewandelt in den Regelungsmechanismus *Geld*;
3. eine Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen und sozialer Risiken.

Die Folgen der Globalisierung zeigen sich in Gestalt von Prozessen sozialer Ausgrenzung, in der Herausbildung einer *underclass* sowie in Erscheinungsweisen moderner Armutsentwicklung, die eingebettet sind in einen immensen Reichtum (soziale Polarisierung); ferner in einer schleichenden *Entpolitisierung und Entdemokratisierung* der Gesellschaft; sowie schließlich in einer zunehmenden *Kriminalisierung*, die immer mehr Arme zum Adressaten von Repression werden läßt. „Die politische Kultur der Integration, die die Wirtschaftspolitik der unmittelbaren Nachkriegszeit bestimmt hatte, ist abgelöst worden von einer facettenreichen Politik der sozialen Spaltung. Ihre systematische Ursache hat diese Entkopplung von Wohlfahrtsstaat und Demokratie in einem technologisch modernisierten und global agierenden Kapitalismus, dessen Produktivitätsentfaltung mit der Schrumpfung von Arbeitsplätzen einhergeht.“ (Institut für Sozialforschung 1995)

Negt zufolge konstituiert sich in diesen Prozessen ein weiterer zentraler gesellschaftlich-politischer Krisenherd; dieser wird greifbar an der völlig veränderten Beziehung zwischen Kapital und Staat: „Der Staat hat nicht mehr die Möglichkeit, die gewaltigen Ressourcen des Kapitals, eine Reichtumsproduktion, wie wir sie geschichtlich noch nie hatten, in Steuern für die Gemeinschaft umzusetzen. (...) In einem immer größeren Umfang entziehen sich die profitablen Großunternehmen, die gerade in den letzten Jahren wieder sprunghafte Gewinne machten, dem Zugriff des Steuerstaates; indem die

---

technischer, ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Beziehungen zwischen den Kontinenten führt und zum Schluß den gesamten Erdball umspannt.“ (Butterwegge 1999: 63)

Shareholder, die Aktienbesitzer mit steigenden Dividenden bedacht werden, entziehen sich diese Unternehmen gleichzeitig völlig der Verantwortung gegenüber den vom Staat getragenen Infrastrukturen, die sie andererseits schamlos ausnützen. Und wenn der Staat an der wachsenden Reichtumsproduktion einer Gesellschaft immer weniger Anteile erhält, die öffentlichen Haushalte schrumpfen, dann eröffnen sich einer in ihren Bewegungsspielräumen verengten Politik lediglich strategische Auswege, die auf Plünderung der Lohn- und Gehaltsempfänger gehen.“ (Negt 1997a: 9 f.)

Es findet kein politischer Diskurs um eine (sozial-)politische Umverteilung (mehr) statt. Aufgrund von Sparmaßnahmen bei den Gemeinschaftsaufgaben und der Unterstützung sozial Schwacher entstehen regelrechte Zonen der Desinvestition, die von der Wohlfahrtsentwicklung abgehängt sind.

Die Folgeerscheinungen global verursachter Probleme werden auf lokaler und regionaler Ebene sichtbar; sie lassen sich hier indes ebensowenig politisch bewältigen wie auf der Ebene der Nationalstaaten, denen im Angesicht einer globalisierten Ökonomie die Handlungs- und Steuerungsfähigkeit mehr und mehr abhanden kommt. Die Regierungen der großen Industrieländer erscheinen wie die Zauberlehrlinge, die der Geister nicht mehr Herr werden, die sie selbst herbeiriefen. „Im Namen der ökonomischen Heilslehre vom freien, grenzenlosen Markt haben sie seit Beginn der siebziger Jahre systematisch alle Schranken niedergerissen, die ehemals den grenzüberschreitenden Geld- und Kapitalverkehr regierbar und damit beherrschbar machten.“ (Martin/ Schumann 1996: 72)<sup>18</sup>

Im Zuge des Übergangs von der industriellen Arbeitsgesellschaft in eine postmoderne Informationsgesellschaft wird eine Umgestaltung aller gesellschaftlichen Bereiche nach betriebswirtschaftlichen Kriterien unübersehbar. Negt (1998: 105 f.) hat darauf hingewiesen, daß die begrenzte Rationalität von Kapital- und Marktlogik „in alle Poren des sozialen und individuellen Lebens eindringt und sich an die Stelle der Gesellschaft setzt.“<sup>19</sup>

---

<sup>18</sup> Die „konservative Revolution“ (Bourdieu) des Neoliberalismus „macht alle Praktiken zur Norm, zur idealen Regel, die die tatsächlichen Regelmäßigkeiten der ökonomischen Welt ihrer ureigenen Logik überlassen, dem sogenannten Gesetz des Marktes, das heißt: dem Recht des Stärkeren. Sie ratifiziert und glorifiziert die Herrschaft dessen, was man heute Finanzmärkte nennt, also die Rückkehr zu einer Art Raubkapitalismus, der kein anderes Gesetz kennt als den maximalen Profit, zu einem ungebremsten und ungeschminkten Kapitalismus, der gleichzeitig immer stärker rationalisiert, an die Grenzen seiner ökonomischen Effektivität getrieben wird, durch die Einführung von modernen Herrschaftsformen wie dem Management und den Einsatz manipulativer Techniken, der Marktforschung und der Werbung.“ (Bourdieu 1998: 44 f.)

<sup>19</sup> Die zur vorherrschenden Ideologie aufgedonnerte *Verbetriebswirtschaftlichung* des Denkens und Handelns finde sich vor allem in den *neuen Dienstleistungsberufen*, bei den Managern der globalen Wirtschaft. „Hohe Bildung, Kreativität, Teamgeist, Leistungswillen, Ehrgeiz, protestantisches Arbeitsethos, hohe berufliche Belastung kennzeichnen diesen Typus, der - time is money - auch seine Freizeit effizient gestalten muß.“ (Dangschat, o.A.: 15)



Die betriebswirtschaftliche Tendenz, Kosten aus dem eigenen Bereich abzuwälzen, setzt sich bis in die Sphären der Politik und bis in die Alltagswelten der Menschen hinein fort. Betriebswirtschaftlich ist es nur logisch, sich von denjenigen Abteilungen zu trennen, die nur ´rote Zahlen´ erbringen; oder die Beschäftigten zu entlassen, die dem Tempo der Modernisierung nicht mehr folgen können, oder die Arbeitskraft durch Maschinen zu ersetzen. Menschen, die eine „Just-in-time-Befriedigung“ suchen, lassen sich auch in ihrer Freizeit von nichts und niemandem festlegen; feste Partnerschaften, Ehen oder gar Kinder werden vermieden oder aufgeschoben. „Es ist die gleiche betriebswirtschaftliche Logik, die die Paare dazu bringt, auf eigene Kinder zu verzichten: sie kosten Zeit, Geld und Energie; die die Kinder dazu bringt, sich nur gegen Zahlung von Geld an der Hausarbeit zu beteiligen; die die Asylsuchenden dazu bewegt, mit Rauschgifthandel das Einkommen aufzubessern.“ (Dangschat o.A.: 16)

Die Übertragung der betriebswirtschaftlichen Rationalität in die alltäglichen Lebenswelten läßt kollektive Widerstandspotentiale, Bildungs- und Lernprozesse und kulturelle Potentiale erodieren: „Das absolut Neue besteht darin, daß die Kapital- und Marktlogik von nahezu allen Barrieren, Kontrollen, Widerständen, Gegenmachtpositionen befreit ist. (...)“ (Negt 1998a). Immer mehr gesellschaftliche Bereiche werden von der Logik kapitalistischer Konkurrenz durchzogen; mit dem Wiedererstarken des Neoliberalismus hat der Kapitalismus gleichsam seine „Beißhemmungen“ abgelegt.<sup>20</sup>

### 1.1.3.1 Die Krise des Sozialstaates

Der Sozialstaat gründet seinen Funktionsmechanismus auf die *Normalitätsannahmen* der 50er und 60er Jahre, nämlich auf *geregelt* Arbeit und *ordentliche Familienverhältnisse* als Grundlagen einer Wohlfahrtsentwicklung, bei der Bedürftigkeit, die einen Hilfsanspruch begründete, die Ausnahme blieb.<sup>21</sup>

Kleinfamilie und Sozialstaat sind symbiotisch miteinander verflochten gewesen: „Ohne ein Mindestmaß an sozialer Sicherheit ist kein geordnetes Familienleben möglich; umgekehrt beruht der entwickelte Wohlfahrtsstaat auf den familialen Reproduktionsformen und traditionellen Geschlechterbe-

---

<sup>20</sup> Marktorganisation bedeutet, denjenigen zu bestrafen, der sich am Markt nicht behaupten kann; Armut ist durch die Marktorganisation gleichsam *systemisch* gewollt. Mit der Ausdehnung der Marktorganisation wird die Brutalität und Gewalt der Gesellschaft in die sozialen Beziehungen eingepflanzt; in der Folge nimmt die Gefahr etwa von Rechtsextremismus und Gewalt zu.

<sup>21</sup> So liegt etwa dem Bundessozialhilfegesetz von 1962 ein Gesellschaftsbild zugrunde, das mit solchen Normalitätsannahmen operiert: ihm zufolge trete Bedürftigkeit, die einen Sozialhilfsanspruch begründen würde, nur noch vereinzelt und vorübergehend auf.

ziehungen. In dem Maße, wie die Familie im Gefolge des Modernisierungs- und Individualisierungsprozesses einem Wandel ihrer Form und Funktionen unterlag, büßte auch der Sozialstaat an gesellschaftlichem Rückhalt ein.“ (Butterwegge 1999: 57)

In gleicher Weise sind soziale Sicherung und (männliche) Normalbiographie untrennbar miteinander verquickt gewesen. Die staatliche Sozialpolitik am Ende des 19. Jahrhunderts hat dazu beigetragen, den modernen (männlichen) Lebenslauf zu schaffen. Ihre Grundlagen waren die Schulpflicht und die Bismarck'sche Sozialversicherung. Seitdem prägen sozialstaatliche Normen und Institutionen dem Leben eine standardisierte Phasenstruktur auf und definieren einzelne Ereignisse und Episoden, die in individuellen Biographien auf verschiedene Weise auftreten. Diese Biographien waren eingelagert in das, was Max Weber „Gehäuse“ nannte, „eine bürokratische Struktur, die den Gebrauch der Zeit rationalisierte“. (zit. nach Sennett 1998: 16) Dieses Gehäuse verlieh dem Lebenslauf eine klare zeitliche Struktur: Das Bildungssystem steuert Lebensläufe, indem es fachliche Qualifikationen und Kulturtechniken vermittelt und damit berufliche Chancen eröffnet. Die Rentenversicherung institutionalisiert Vorbilder für Normalarbeitsverhältnisse, indem sie diese prämiert. Insgesamt garantieren die Kranken- und Rentenversicherung, und nicht zuletzt die Sozialhilfe eine verlässliche Lebensspanne und integrieren dadurch den Lebenslauf als Ganzes.

Heute werden in allen genannten Bereichen Brüche und Risse sichtbar. Die Normalitätsannahmen, die den Sicherungssystemen wie Renten- und Arbeitslosenversicherung zugrundeliegen, sind partiell obsolet geworden; von daher stimmt die Programmatik der sozialen Sicherungssysteme kaum noch mit der Entwicklung realer Lebensläufe überein. (vgl. Erler 1998)<sup>22</sup>

Daher müßten die Sicherungssysteme eigentlich an die realen Lebensverhältnisse der Menschen angepaßt werden, etwa in Gestalt einer sozialen

---

<sup>22</sup> Die fortschreitende Individualisierung erfordert staatliches Kompensations- und ordnungspolitisches Kontrollhandeln (Tendenz zur zunehmenden Verrechtlichung und Bürokratisierung) wie auch umgekehrt die sozialstaatlichen Errungenschaften den Individualisierungsschub befördern. „Die wohlfahrtsstaatlichen Programme (Kranken-, Sozial- oder Arbeitslosenversicherung) basieren auf der Individualisierung von Risiken und sichern diese Risiken auch nur aufgrund der Zurechnung zu einer bestimmten Person ab. (...) Sozialstaatliche Leistungen können nur dann erwartet und eingeklagt werden, wenn die Staatsbürger Defizite und Probleme sich selber zurechnen. Kollektive Betroffenheit von spezifischen Problemen und eine auf die strukturelle Ursache solcher Probleme zielende Intervention sind als sozialpolitische Definitions- und Handlungsmuster nicht möglich.“ (Keupp 1987: 42)

Es entspringt der unverbrüchlichen Logik des fortbestehenden individuellen Verschuldungsprinzips, wenn Menschen zu niedrig entlohnter Arbeit gezwungen werden - auf der Grundlage des BSHG - und als *faul* stigmatisiert, wenn sie dies ablehnen. Bourdieu (1998: 18; H.i.O.) spricht hier von einer Rückkehr zum Individualismus, die es ermögliche, „das Opfer zu tadeln“, das für sein Unglück allein verantwortlich ist, und ihm die *selfhelp* zu predigen, (...)“

Grundsicherung. „Eine moderne Industriegesellschaft, die ihren Mitgliedern ein hohes Maß an Mobilität, beruflicher Flexibilität sowie Aufgeschlossenheit gegenüber allen Veränderungen ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen abverlangt, braucht den Sozialstaat um so nötiger, als die Integrationskraft der Familien, Nachbarschaften und Verwandtschaftsbeziehungen erschöpft zu sein scheint.“ (Butterwegge 1999: 71)

Aber das Gegenteil geschieht; Anpassung erfolgt gegenwärtig zur anderen Seite hin: Der Sozialstaat ist zunehmend unter Druck geraten durch eine neoliberale Politik der Umverteilung von unten nach oben, die Standortsicherung mittels einer „Verschlankung“ der Sozialsysteme betreibt. Der moderne Sozialstaat erscheint seinen Kritikern zunehmend als Luxus, den man sich nicht mehr leisten zu können meint. Hieraus resultiert eine „tiefe Sinnkrise des Sozialen“ (Butterwegge), weil „es (das Soziale - der Verf.) - quer durch die etablierten Parteien und in fast allen gesellschaftspolitischen Lagern - als Belastung der Volkswirtschaft und potentielle Gefährdung ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt gesehen, aber nicht mehr sein ureigener/ eigenständiger Wert betont wird, der mit über die Humanität und Lebensqualität einer Gesellschaft entscheidet.“ (a.a.O.: 69)

Der deutsche Sozialstaat hat bislang die Spaltung der Arbeitsgesellschaft in ein *Innen* und *Außen* nicht verhindern, aber wenigstens befrieden können. In Deutschland findet Ausgrenzung am Arbeitsmarkt (noch) stärker im Verborgenen statt als in anderen Ländern, z. B. in Frankreich<sup>23</sup> oder in den USA. Aber auch hier verzeichnen wir einen „Prozeß der Rückbildung des Staates“ (Bourdieu), in dessen Verlauf der Staat sich aus einer Anzahl von Bereichen des öffentlichen Lebens zurückgezogen hat oder im Begriff ist, dies zu tun.

Die Folge wäre, wie in den USA sich bereits abzeichnet, eine „Zweiteilung des Staates“ in einen „Vorsorgestaat für die Privilegierten“ und einen repressiven „Polizeistaat für das Volk“ (Bourdieu).

Auf den ersten Blick mag es als paradox erscheinen, aber in den Gesellschaften moderner Wohlfahrtsstaaten ist zugleich ein erheblicher Zuwachs an Freiheitsspielräumen für Individuen und Gruppen sowie eine erhebliche Steigerung des staatlichen Kontrollpotentials zu beobachten. Deleuze (1993) hat in diesem Zusammenhang vom Übergang von der Disziplinargesellschaft zur Kontrollgesellschaft gesprochen.

---

<sup>23</sup> „In Frankreich hat sich der Staat aus vielen Gebieten der Daseinsvorsorge ganz zurückgezogen. Die Folgen zeigen sich in unzähligen Leiden, und nicht nur der Leute, die von der großen Krise betroffen sind. Es läßt sich etwa nachweisen, daß jene Probleme, die sich in den Vororten der großen Städte beobachten lassen, durch eine neoliberale Wohnungspolitik entstanden sind. Seit den 70er Jahren hat sie (...) eine soziale Segregation in Gang gesetzt, hier ein Subproletariat, meist Immigranten, die in den großen Wohnblöcken, dort die Arbeiter und Kleinbürger in ihren Einfamilienhäusern, die sie mit Krediten gekauft haben und die ihnen ungeheure Belastungen zumuten. Diese einschneidende Entwicklung wurde durch politische Maßnahmen bewirkt.“ (Bourdieu 1998: 41)

Das Ende des wohlfahrtsstaatlichen Kompromisses und die Durchsetzung des Neoliberalismus haben in jüngster Zeit Bestrebungen verstärkt, bestimmte soziale Gruppen und soziale Praktiken zu disziplinieren, zu stigmatisieren und auszugrenzen. „Die sozialen Polarisierungsprozesse werden dabei nicht mehr aus der Perspektive sozialer Gerechtigkeit, sondern als Problem der öffentlichen Sicherheit und Ordnung thematisiert. Zu den bevorzugten Objekten dieser Stigmatisierungs- und Diskriminierungskampagnen zählen neben Flüchtlingen und Migranten jene Menschen, die aus dem vorherrschenden Produktivitäts- und Leistungsmodell herausfallen.“ (Ronneberger 1998: 30 f.)

## **1.2. Identitätsbildung im Wandel**

### **1.2.1. Kulturelle Erosion und Identitätskrise**

Negt hat die grundlegende Strukturkrise der Industriegesellschaft mit dem Begriff „kulturelle Erosionskrise“ belegt. Eine solche Krise erzeuge einen Zustand extremer Spannungen und intensiver Suchbewegungen. „Gemeint ist damit ein aus den Fugen geratener gesamtgesellschaftlicher Zustand, in dem kein Stein mehr auf dem anderen bleibt. (...) Von den herkömmlichen Krisen unterscheiden sich Erosionskrisen dadurch, daß diese sich vor allem unterhalb des öffentlichen Institutionensystems auswirken, daß sie die Subjekte in ihrer seelischen und geistigen Grundausrüstung erfassen. Krisen dieses Typs verändern die Subjekte in ihren wichtigsten Lebensäußerungen, in ihrem Arbeitsverhalten, in ihrem Selbstwertgefühl, in ihren Wert- und Bedürfnisorientierungen.“ (Negt 1997: 22)<sup>24</sup>

<sup>24</sup> Objektive Erscheinungen einer Erosionskrise erblickt Negt in der chronischen Arbeitslosigkeit, der Abdrängung und Verarmung beträchtlicher Bevölkerungsteile, dem Legitimationsverlust des politischen Herrschaftssystems und den betriebsamen Suchbewegungen der Jugendlichen. (a.a.O.: 24) Kulturelle Erosionsphänomene gründen sich auf eine Vielzahl von Krisenherden, darunter die erwähnte Krise der Arbeits- und Erwerbsgesellschaft und die veränderten Beziehungen zwischen Kapital und Staat.

Der Begriff der Erosion, der der Geologie entlehnt ist, bezeichnet dort die ausfurchende und abtragende Tätigkeit des fließenden Wassers. Ihm kommt im Kontext genuin sozialwissenschaftlicher Theoriebildung das Konzept der *Anomie* am nächsten, wie es insbesondere von E. Durkheim entfaltet wurde. „Charakteristisch für Anomie ist eine Situation der Norm- und Orientierungslosigkeit, die in den Individuen, auch wenn ihre soziale Lage, ja die der Gesamtgesellschaft relativ stabil erscheint, Gefühle der Vereinsamung und Verlassenheit, Angstzustände von Macht- und Hilflosigkeit bewirkt. Es ist ein Zustand, in dem alte Normen nicht mehr gelten, die regulierende Kraft der Tradition (zum Beispiel die einer patriarchalischen Kultur, die religiöser Wertsysteme) teilweise oder ganz außer Kraft gesetzt ist, aber neue Handlungsorientierungen, die Sicherheit im Alltagsverhalten verbürgen, noch nicht gefunden sind.“ (Negt 1997: 23) Der Erosionsbegriff setzt den Akzent deutlicher auf den Prozeß der Zersetzung und weniger, wie im Anomiekonzept, auf das Resultat, den Zustand.

Die soziokulturellen Umbrüche im Entwicklungsprozeß von Industriegesellschaften bringen für die einzelnen nicht nur Veränderungen in den äußeren Lebensverhältnissen mit sich, sondern verändern die Bedingungen der Individuierung grundlegend. „Sie fordern eine veränderte innere Ausstattung, um durch eine sich partikularisierende Welt und die ständig geforderten situativen Umstellungen ohne Zerfall der Person durchzukommen.“ (Keupp 1987: 43)

Der Individualisierungshypothese entnehmen wir wertvolle Hinweise auf bedeutsame sozialpsychologische Folgen der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte: auf die sich verbreitende Tendenz nämlich, dem Individuum als persönliches Versagen zuzuschreiben, was durch strukturelle Faktoren verursacht ist, sowie auf die hieraus resultierenden individuellen Belastungen und die Schwierigkeiten der Identitätsbildung. So kann diese Hypothese als analytisches Gerüst für die Ausleuchtung der objektiven, gesellschaftlichen Seite der massiven Sinnkrisen dienen, denen Menschen sich ausgesetzt sehen, wenn ihnen angesichts der sich beschleunigenden kapitalistischen Entwicklungsdynamik der individuelle Umbau der eigenen Lebenserwartungen, Vorstellungen und Sinnstrukturen nicht gelingt.<sup>25</sup>

Die Individuen werden immer mehr zu Initiatoren und Managern ihrer Beziehungsmuster, während sie gleichzeitig normative Steuerungspotentiale einbüßen. Von der Normalbiographie zur „Wahlbiographie“, zur „reflexiven Biographie“ oder zur „Bastelbiographie“ - das ist das Kennzeichen der Moderne. (vgl. Beck-Gernsheim 1998: 56 f.) „In der individualisierten Gesellschaft muß der einzelne (...) bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen.“ (Beck 1986: 217)<sup>26</sup>

Der Lebenslauf ist nicht mehr Schicksal, sondern weit eher ein Möglichkeitsraum, mit dessen Erweiterung aber auch das Feld potentieller Kon-

---

<sup>25</sup> Bei den von den *Segnungen* des ökonomischen und technologischen Fortschritts abgehängten Gruppierungen, den sogen. *Modernisierungsverlierern*, führen die gesellschaftlichen Desintegrationsprozesse zu steigender Verunsicherung, zu Bedrohungsängsten und Ohnmachtsgefühlen. Die Krisenhaftigkeit subjektiver Sinnstrukturen geht also oftmals mit konkreten ökonomischen und sozialen Schwierigkeiten einher und findet sich deshalb vor allem bei Langzeitarbeitslosen, Inhabern von *Restarbeitsplätzen*, Arbeitern in krisenbestimmten Branchen und Jugendlichen ohne Schulabschluß oder mit abgebrochener Berufsausbildung.

<sup>26</sup> Die Moderne, so Beck-Gernsheim, hat „ein eigenes Leitbild geschaffen, eine eigene Verhaltensanweisung, um den Unsicherheiten des Lebens unter Individualisierungsbedingungen aktiv zu begegnen. Die Vorgabe heißt: Planen! Die Zukunft in den Griff kriegen! Den Zufall abwenden, selbst steuern und lenken! Kurz, das Leben wird, zumindest der Anforderung nach, zum Planungsprojekt.“ (Beck-Gernsheim 1998: 58 f.)

fliktzonen expandiert. Die „Bastelbiographie“ nämlich ist immer zugleich eine „Risikobiographie“, ja eine „Drahtseilbiographie“: ein Zustand der (teils offenen, teils verdeckten) Dauergefährdung. Die Folgen sind gesteigerte individuelle Strapazen sowie eine *zunehmende Krisenhaftigkeit von Identitätsbildungsprozessen*. „Das ständige Aushandelnmüssen ist anstrengend, ist ein kaum zu befriedender Krisenherd, jedenfalls solange keine neuen kollektiven Sinnhorizonte entstanden sind. Seine Bewältigung erfordert bei den Subjekten psychosoziale Ressourcen, die längst nicht immer vorhanden sind.“ (Keupp 1987: 119)<sup>27</sup>

Bevor wir diese für unser Thema bedeutsamen Folgewirkungen der Individualisierung eingehender betrachten, befassen wir uns zunächst mit der historischen Entstehung jenes Subjektivitätstypus', von dessen struktureller Veränderung die Rede ist: des bürgerlichen Individuums nämlich.

### 1.2.2. Zur historischen Genese individueller Subjektivität

Individuelle Subjektivität ist historisch im Kontext moderner bürgerlicher Lebensformen entstanden. In der mit der Renaissance anbrechenden Neuzeit tritt das Individuum aus einem als naturhaft gedachten Kosmos heraus und erkennt sich als handelndes und begreifendes Zentrum der Welt. Der Mensch wird als Subjekt zum Angelpunkt. Der Descartes'sche Kognitivismus entwirft das Bild des in sich eingeschlossenen Menschen, der Orientierungen nicht länger von einem göttlichen Heilsplan und auch nicht in einem kommunikativen Prozeß erwartet, sondern sich auf ein System kognitiver Sicherheiten verläßt.

Der gesellschaftliche Umbruchprozeß, der den Beginn der Neuzeit einläutet, markiert auch den Ursprung der neuzeitlichen Psychologie. „Sie speist sich aus dem Bedürfnis der Bürger, 'sich selbst zu finden', sich nicht heteronom, also fremdbestimmt, zu definieren, sondern autonom zu finden. Nicht mehr die kategoriale Zugehörigkeit zu einem spezifischen Kollektiv, Stand oder 'Wir' sollte dem Individuum die Antwort vorgeben dürfen, wer es denn sei.“ (Keupp 1995: 24)

War die Befreiung von solchen Zugehörigkeiten und Zwecksetzungen einerseits psychologisch bedeutsam, so bildete sie auf der anderen Seite auch die Voraussetzung für die neue bürgerliche Besitzordnung. Das Subjekt „ist

---

<sup>27</sup> „Komplexe Gesellschaften bieten mehr Raum für verschiedene Lebensentwürfe; die Ausweitung und Differenzierung des gesellschaftlichen Prozesses führen zu einer Lockerung und Differenzierung individueller Lebenshorizonte. Damit wird jedoch auch die Herausbildung von Identität und ihre praktische Balance schwieriger, weil eine individualisierte Identität sich stärker selbst stabilisieren und einen komplexeren Austausch mit ihrer Umwelt erhalten muß. Auf der anderen Seite führt die gleiche Entwicklung dazu, daß von den technisierten Subsystemen immer speziellere Handlungsimperative ausgehen, denen der einzelne entsprechen muß.“ (Schüle 1983: 261)

wesenhaft der Eigentümer seiner eigenen Person oder seiner eigenen Fähigkeiten, für die es nichts der Gesellschaft schuldet. Das Individuum wurde weder als ein sittliches Ganzes noch als ein Teil einer größeren gesellschaftlichen Ganzheit aufgefaßt, sondern als Eigentümer seiner selbst. Die Beziehung zum Besitzen, die für immer mehr Menschen die fundamental wichtige Beziehung geworden war, welche ihre konkrete Freiheit und ihre konkrete Chance, all ihre Möglichkeiten zu entfalten, bestimmte, wurde in die Natur des Individuums zurückinterpretiert.“ (Macpherson, C.B.: Die politische Theorie des Besitzindividualismus, Frankfurt/M.1967, S.15; zit. nach Keupp, a.a.O.: 24) Besitzindividualismus und Autonomie sind für den klassischen *bürgerlichen Sozialcharakter* zentrale Werte, die zur innersten motivationalen Basis der Person gehören.

Die Strukturen bürgerlicher Subjektivität sind vielfach rekonstruiert worden. Elias konnte zeigen, daß verinnerlichte Verhaltenskontrollen und verstärkte Selbstzwänge eine „unsichtbare Mauer“ um das Individuum herum errichteten und dieses gleichsam in eine Kapsel einschlossen, wobei „das Abgekapselte (...) die zurückgehaltenen, am unmittelbaren Zugang zu den motorischen Apparaturen verhinderten Trieb- und Affektimpulse der Menschen (sind). Sie stellen sich in der Selbsterfahrung als das vor allen Anderen Verborgene und oft als das eigentliche Selbst, als Kern der Individualität dar.“ (Elias 1977: LXIII)

Max Weber hat in seiner Analyse des Protestantismus aufgezeigt, wie „die Macht puritanischer Lebensauffassung“, die aus dem Geist der christlichen Askese geboren ist, „der Tendenz zu bürgerlicher, ökonomisch rationaler Lebensführung zugute“ kam. (Weber 1973: 181f.) So formte sich der asketische Habitus zu jenem „stahlharten Gehäuse der Hörigkeit“ (Weber) aus, das den modernen Berufsmenschen zutiefst geprägt hat.

Die Befreiung individueller Subjektivität aus den heteronomen Zwecksetzungen der mittelalterlichen Daseinsordnung vollzog sich indes immer schon in einem sozialen Raum, der von Macht- und Herrschaftsinteressen bestimmt gewesen ist. „Die Glorifizierung eines stabilen Identitätsgehäuses übersieht geflissentlich die gewaltförmigen Prozesse, die erforderlich sind, um menschliche Subjektivitätsformen gesellschaftskonform zuzurichten. Hier begegnen wir der Idealgestalt des ´modernen Menschen´, aber die psychischen und sozialen Kosten seiner Herstellung werden verschwiegen. Dieser Identitätstypus übt - möglichst perfekt - Kontrolle nach außen und innen aus. Er verdrängt oder vernichtet alles, was sich dieser Herrschaft entzieht. Alles Ambivalente, Widersprüchliche, Fremde, Heterogene flößt ihm Angst ein, die Angst, die Kontrolle zu verlieren.“ (Keupp 1999)

„Furchtbares“, so formulierten Horkheimer und Adorno, „hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war.“ (Horkheimer/ Adorno 1969: 33)

Die Vernünftigkeit, die das autonome Individuum für sich reklamierte, ward reduziert auf die Perspektive einer instrumentellen Vernunft, einer Zweck-Mittel-Rationalität. Sie gründete sich auf Abspaltungen, die menschliche Potentialitäten zwar unterdrücken, sie dadurch aber ihrer Wirksamkeit nicht berauben. Horkheimer/ Adorno haben gezeigt, daß diese „Dialektik der Aufklärung“ zugleich die Grundlagen für eine Barbarei hervorgebracht hat, die zivilisierte Gesellschaften nie wirklich überwunden haben: „In dem Augenblick, in dem der Mensch das Bewußtsein seiner selbst als Natur sich abschneidet, werden alle die Zwecke, für die er sich am Leben erhält, der gesellschaftliche Fortschritt, die Steigerung aller materiellen und geistigen Kräfte, ja Bewußtsein selber, nichtig, und die Inthronisierung des Mittels als Zweck, die im späten Kapitalismus den Charakter des offenen Wahnsinns annimmt, ist schon in der Urgeschichte der Subjektivität wahrnehmbar.“ (Horkheimer/ Adorno 1969: 51)<sup>28</sup>

Eine dergestalt auf ihre instrumentellen Aspekte reduzierte Vernunft schleppte eine abgewehrte und verdrängte Schattenseite mit sich und grenzte das institutionell aus, was ihr als unvernünftig galt. „Der Aufstieg des Zeitalters der Vernunft, des Merkantilismus und des aufgeklärten Absolutismus vollzog sich in eins mit einer neuen rigorosen Raumordnung, die alle Formen der Unvernunft, die im Mittelalter zu der einen göttlichen, in der Renaissance zur sich säkularisierenden Welt gehört hatten, demarkierte und jenseits der zivilen Verkehrs-, Sitten- und Arbeitswelt, kurz: der Vernunftwelt, hinter Schloß und Riegel verschwinden ließ.“ (Dörner 1984: 20)

In dem Maße, wie die bürgerliche Vernunftordnung sich durchsetzte, etablierten sich zugleich neue normative Vorstellungen von Normalität und Abweichung. Von dem, was als vernünftig galt, wurden spezifische Erlebnisweisen, Erfahrungen und Impulse abgetrennt und damit neue dunkle Bezirke der Unvernunft geschaffen. Dem bürgerlichen Verhaltensideal widersprachen insbesondere Verhaltensformen wie Rauschzustände oder Wahnsinn, die im Mittelalter zum Alltagsleben gehörten. Sie wurden zunehmend ausgegrenzt, verachtet, bestraft und der sich herausbildenden Grenzwächterprofession und -institution der Psychiatrie und Psychopathologie zur Intervention und Verwaltung überantwortet. (vgl. Keupp 1987: 123)

In der neuen Welt der Anstalt, jenem von Foucault so bezeichneten „System moralischer Werte und moralischen Drucks“, wurde der Wahnsinn zu etwas, „das wesentlich die menschliche Seele, ihr Schuldgefühl und ihre Freiheit,

---

<sup>28</sup> „Es gehört zur ‚Dialektik des Ichs‘, daß es als das leibhaftige Prinzip der Selbsterhaltung einerseits in den Schuldzusammenhang der Moderne und der in ihrem Namen begangenen Greuel zutiefst verstrickt ist, daß es aber gleichwohl auch als Garant einer vernünftigen Ordnung der Dinge und eines halbwegs befriedeten Verkehrs der Menschen unter den Bedingungen ihrer warenförmigen Individualisierung und konkurrenzbedingten Partikularisierung fungierte.“ (Eisenberg 1999: 218)



betrifft; er ist jetzt in den Bereich der Innerlichkeit verlegt, und dadurch wird der Wahnsinn zum erstenmal in der abendländischen Welt nach Status, Struktur und Bedeutung psychologisch.“ (Foucault, 1968: Psychologie und Geisteskrankheit, Frankfurt/ M.; zit. nach Keupp 1995: 196)<sup>29</sup>

### 1.2.3. Zum Begriff der Identität

Identitätsbildungsprozesse finden stets an der Schnittstelle zwischen äußerer und innerer Realität statt. Es geht bei Identität immer darum, eine Passung herzustellen zwischen dem *subjektiven Innen* und dem *gesellschaftlichen Außen*, also um eine *soziale Verortung* des Individuums. Dies ist gleichsam der universelle Aspekt der Identitätsproblematik. Der Wunsch nach Anerkennung und Zugehörigkeit stellt offensichtlich ein menschliches Grundbedürfnis dar.

Daneben gibt es eine kulturell-spezifische Dimension. Insbesondere in „heißen“ Phasen gesellschaftlichen Umbruchs wie der aktuellen wird die Passungsarbeit dramatischer, wird die Suche nach sozialer Verortung zu einem brisanten Thema. Wenn Identität heute zu einem nahezu inflationär gebrauchten Begriff geworden ist, so zeigt dies an, daß nicht mehr selbstverständlich ist, was der Begriff eigentlich aussagt. Dies war jedoch noch nie selbstverständlich: Schon bei der Schöpfung des Identitätsbegriff standen Krisenerfahrungen, stand die Heimat- und Ortlosigkeit des Subjekts in der modernen Gesellschaft Pate. Und die zentrale Aufmerksamkeit der aktuellen sozialwissenschaftlichen Identitätstheoreme richtet sich erneut auf die Frage, wie die einzelnen in ihrem Selbstverständnis sich verorten in einer rapide sich wandelnden sozialen Welt?

Der *Begriff der Identität* meint die Definition einer Person als einmalig und unverwechselbar durch das Individuum selbst wie durch seine soziale Umgebung. Das Kernproblem der Identität besteht darin, angesichts wechselnder sozialer Situationen und Erfahrungen an einem lebensgeschichtlichen roten Faden festzuhalten, Gleichheit und Kontinuität auch in der Verschiedenheit durchzuhalten. „Damit das Individuum mit anderen in Beziehung treten kann, muß es sich in seiner Identität präsentieren; durch sie zeigt es, wer es ist. Diese Identität interpretiert das Individuum im Hinblick auf die aktuelle Situation und unter Berücksichtigung des Erwartungshorizontes seiner Partner. Identität ist nicht mit einem starren Selbstbild, das das Individuum für sich entworfen hat, zu verwechseln; vielmehr stellt sie eine immer wieder neue Verknüpfung früherer und anderer Interaktionsbeteiligungen des Individuums mit den Erwartungen und Bedürfnissen, die in der aktuellen Situation auftreten, dar.“ (Krappmann 1969: 8 f.)

---

<sup>29</sup> Die Psychologie, darauf hat Keupp (1987: 123) hingewiesen, hat sich im Anschluß als „Instanz der Selbstreflexion der bürgerlichen Vernünftigkeit“ entwickelt.

Stabile Identitätsgehäuse sind nicht mit Starrheit zu verwechseln. Identitätsbildung wird als ein komplexer, störungsanfälliger Prozeß begriffen, der eine lebenslange seelische Integrationsarbeit erfordert: „Identität ist nicht etwas ´was wir haben´, sondern etwas ´was wir uns immer wieder neu erwerben´.“ (Leuzinger-Bohleber 1998)

#### 1.2.4. Klassische Identitätskonzepte

In der einflußreichsten sozialwissenschaftlichen Identitätstheorie, dem *Konzept von Erikson* (1973), wird Identität als eine synthetisierende Leistung des Subjekts verstanden. „Das bewußte Gefühl, eine *persönliche Identität* zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen. Was wir hier Ich-Identität nennen wollen, meint also mehr als die bloße Tatsache des Existierens, vermittelt durch persönliche Identität; es ist die Ich-Qualität dieser Existenz.“ (Erikson 1973: 18; H.i.O.)

Erikson spricht von einem „Gefühl der Identität“ als dem „angesammelte(n) Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten.“ (a.a.O.:107) Das Identitätsgefühl liefert die Basis für die Beantwortung der Frage: Wer bin ich? Die Anerkennung, die der Einzelne dabei durch die soziale Umgebung erfährt, ist eine der wesentlichen Bedingungen für das Gelingen seelischer Integration.

Erikson konzipiert den Sozialisationsprozeß als eine Abfolge von Phasen, die systematisch mit Entwicklungskrisen einhergehen. Er versucht Wachstum und Entwicklung der „normalen“ Persönlichkeit zu beschreiben, wobei er sich zwar an den von Freud entwickelten Phasen der psycho-sexuellen Entwicklung des Kindes orientiert, jedoch auch deutlich darüber hinausgeht. Zum einen interpretiert er die kindlichen Entwicklungsphasen nicht ausschließlich triebtheoretisch, sondern in gleicher Weise als sozio-kulturellen Lernprozeß. Zum anderen bezieht er das Erwachsenenalter in seinen Theorieentwurf ein und überwindet damit die psychoanalytische Begrenzung auf das frühe Kindesalter.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Erikson konstruiert den menschlichen Lebenszyklus, indem er acht Phasen (von der Geburt bis zum Tod) systematisch mit Entwicklungskrisen in Verbindung bringt. Dem Eintritt in das Jugendalter gehen vier solcher Entwicklungsphasen voraus, die in Anlehnung an Freud folgendermaßen bestimmt sind:

- Der erste Lebensabschnitt (bei Freud: „orale Phase“) ist gekennzeichnet durch den Konflikt zwischen Ur-Vertrauen und Ur-Mißtrauen.
- Der zweite Abschnitt (bei Freud: „anale Phase“) wird von Erikson mit dem Gegensatzpaar „Autonomie gegen Scham und Zweifel“ überschrieben.

Ich-Identität wird zum zentralen Begriff für die Ablösung und Individuierung in der Adoleszenz. Er umschreibt die Bestimmtheit und Charakterfestigkeit, die der Jugendliche nach einer Phase des Experimentierens und Probehandelns - von Erikson als „psychosoziales Moratorium“ bezeichnet - erwirbt, und mit der er dann in das Erwachsenenalter eintritt. Während dieser Periode sucht „der Mensch durch freies Rollen-Experimentieren sich in irgendeinem der Sektoren der Gesellschaft seinen Platz (...), eine Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für ihn gemacht ist. Dadurch gewinnt der junge Erwachsene das sichere Gefühl innerer und sozialer Kontinuität, das die Brücke bildet zwischen dem, was er als Kind war, und dem, was er nunmehr im Begriff ist zu werden, eine Brücke, die zugleich das Bild, in dem er sich selber wahrnimmt, mit dem Bilde verbindet, unter dem er von seiner Gruppe, seiner Sozietät erkannt wird.“ (a.a.O.: 137 f.)

Das Identitätsproblem tritt in der Adoleszenz in seine entscheidende Phase. Nach Erikson geht es hier für den Jugendlichen darum, sich von der Vorherrschaft des kindlichen Über-Ichs zu befreien und das Ich durch die - vorerst probeweise - Übernahme sozialer Rollen zu konsolidieren. Das psychosoziale Moratorium bildet die hierzu notwendige Brücke, und mit dem Abschluß dieser Phase erreicht der Heranwachsende eine „Ich-Identität“, als eine spezifische Form innerer Integration, die mehr ist „als die Summe der Kindheitsidentifikationen.“ (a.a.O.: 107) Mit der Erreichung dieses „Etappenziels“ der psychosozialen Reifung ist die „entwicklungsspezifische Hauptaufgabe“ (Leuzinger-Bohleber) der Spätadoleszenz bewältigt.

Der Herausbildung von Ich-Identität stellt Erikson die Gefahr der Identitätsdiffusion entgegen: „die Befürchtung, den unterschiedlichen Anforderungen nicht gerecht zu werden; die Angst, daß die geforderte Integration mißlingt und ein stabiles, selbstreflexives Ich nicht entsteht.“ (Tillmann 1995: 210)<sup>31</sup>

---

- Im dritten Abschnitt (bei Freud: „phallische Phase“) dominiert der Konflikt „Initiative gegen Schuldgefühl“.

- Im vierten Abschnitt schließlich (analog der „Latenzzeit“) steht „Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl“.

Der für das Identitätsverständnis von Erikson zentralen Phase der Adoleszenz folgen drei weitere Stadien, die - als zu bewältigende Lebensaufgaben fast ausschließlich durch soziale Anforderungen und nicht mehr auch durch Triebprozesse definiert - das Erwachsenenleben prägen:

- „Intimität und Distanzierung gegen Selbstbezogenheit“;
- „Generativität gegen Stagnation“ sowie
- „Integrität gegen Verzweiflung und Ekel“.

(vgl. Erikson 1973: 114 - 120)

<sup>31</sup> Identitätsdiffusion ist insbesondere durch drei Problembereiche gekennzeichnet:

- Diffusion der Beziehungsfähigkeit
- Diffusion der Zeitperspektive
- Diffusion des Werksinns.

(vgl. die Erläuterungen durch Keupp 1999: 78 f.)

Während Identität ein Kriterium relativer psychosozialer Gesundheit bildet, ist Identitätsdiffusion ein Indikator relativer Störung. Beides sind mögliche Ausgänge der Adoleszenzkrise; Identitätsbildung kann demnach gelingen, aber auch mißlingen. Im ersteren Fall überwiegt die Konturierung einer Ich-Identität dauerhaft, wenn auch Aspekte und Phasen der Diffusion nie ganz verschwinden.<sup>32</sup>

Identität gilt Erikson als intrapsychisches Ordnungsprinzip und Inbegriff persönlicher Reife. Er erblickte das Heil seiner Identitätsvorstellung in der *gut integrierten Persönlichkeit*, in der Herausbildung eines Charakters. Indem er sein Konzept nur gegen die Gefahr der Identitätsdiffusion, nicht aber gegen die der Starrheit absetzt, ist sein Verständnis der „reifen“ Persönlichkeit in auffälliger Weise konformistisch angelegt. Er baut durchaus vorhandene Ansätze nicht wirklich zu einem Konzept balancierender Identität aus, sondern sucht Ich-Identität dadurch zu bestimmen, daß sie das Individuum durch die distanzlose Übernahme von fest strukturierten Orientierungen stabilisiere und vor dem Risiko der Diffusion schütze. Um dieses Risiko zu vermeiden, müsse sich das Individuum mit vorgefundenen gesellschaftlichen Gegebenheiten arrangieren; Ich-Identität und soziale Integration fallen so letztlich in eins.<sup>33</sup>

Erikson, so hat Keupp kritisch angemerkt, „repräsentiert damit in seiner Theorie die relativ stabilen soziokulturellen und ökonomischen Bedingungen der Nachkriegsära“ (Keupp 1995: 273), wo ein Individuum noch dauerhaft „seinen Ort“ im gesellschaftlichen Gefüge finden konnte. Weder *psychosoziales Moratorium* noch *Identitätsdiffusion* sind anthropologische Konstanten, sondern zeitgebundene Phänomene; sie deuten auf Lebensformen hin, die durch eine Mischung von traditionellen und modernen Elementen gekennzeichnet sind. Böhme hat diese im einzelnen herausgearbeitet: „Die Lebensform, die Erikson als normal ansieht, hat einige traditionale Voraussetzungen. So etwa Familie und Kindererzeugung als Erfüllung von Sexualität. So ferner die Vorstellung, daß Beruf Berufung sein müßte, d.h.

---

<sup>32</sup> „Fehlt ein Moratorium, dann fehlt die Möglichkeit, das Selbst im Verhältnis zum Objekt zu stärken und zu konturieren und damit eine vitale Balance von Selbstbehauptung und Hingabefähigkeit, von Narzißmus und Objektbindung zu entwickeln.“ (King 2000: 63)

<sup>33</sup> Der Einzelne soll sich bis in sein Innerstes mit dem identifizieren, was mit ihm geschieht. Dadurch aber, „daß die Versöhnung von individuellen mit gesellschaftlichen Bedürfnissen, die doch nur dem Schein nach rational sind, mit Identität gleichgesetzt wird, zerreißt auch der Zusammenhang der lebensgeschichtlichen Dimension von Identität und der gesellschaftlichen ihrer Bedrohung.“ (P. Beck 1975: 39) P. Beck zufolge mag auch auf Erikson zutreffen, was Adorno in bezug auf die revidierte (neofreudianische) Psychoanalyse gesagt hat: sie unterliege einem „harmonistischen Glauben an die Einheit der Person, die in der bestehenden Gesellschaft unmöglich, vielleicht überhaupt nicht einmal zu ersehnen ist.“ (Adorno 1952: 25; zit. nach P. Beck 1975: 39) Damit rückt Erikson in die Nähe der strukturfunktionalistischen Soziologie von Parsons, die - wenn auch von einer gänzlich anderen Ausgangsposition aus - ebenfalls integrationistische Vorstellungen der Persönlichkeit entwickelt hat.

zur Bildung einer persönlichen Identität beiträgt. Ferner unterstellt er, daß es für das Individuum notwendig sei, das Set seiner sozialen Rollen zur Einheit zu integrieren. Andererseits ist die Lebensform, die Erikson vor Augen hat, aber auch modern, insofern Eheschließung sich nicht mehr von selbst oder durch Arrangements in traditionellen Verhältnissen ergibt, sondern bewußte Partnerwahl in einem immer unbestimmter werdenden Feld von Möglichkeiten verlangt, und Beruf sich keineswegs mehr einfach durch den Stand oder dadurch, daß man geschäftlich in Vaters Fußstapfen tritt, ergibt.“ (Böhme 1996: 335) Erikson bemerke zwar, so folgert Böhme, daß das Krankheitsbild der Identitätsdiffusion ein relativ neues Phänomen darstelle, er frage aber nicht danach, durch welche gesellschaftliche Konstellation es erzeugt wird.

Ebenfalls erst in einer historisch-gesellschaftlichen Betrachtungsweise erschließen sich die erheblichen geschlechtsspezifischen Differenzen, die der Vorstellung eines psychosozialen Moratoriums anhaften. „Bereits die Vorstellung als solche, daß auch junge Frauen Raum und Zeit für die Möglichkeit von Selbsterforschung und Welterkundung beanspruchen, widerspricht traditionellen oder konventionellen Vorstellungen von Weiblichkeit (...)“ (King 2000: 58) Ein Moratorium mit den Möglichkeiten vielfältigen Experimentierens und persönlichen Wachstums hat sich für junge Frauen in den westlichen Industriegesellschaften erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts unter enormen Wandlungen hergestellt; es ist heute jedoch für viele junge Frauen selbstverständliche Realität geworden.

Gegenüber den starren und konformistischen Elementen im Konzept Eriksons hat erst die *Theorie des Symbolischen Interaktionismus* das dialektische Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wieder zu Bewußtsein gebracht. Sie entwarf ein sozialpsychologisches Konzept, das *psychische und soziale Dimensionen der Identität* sinnvoll zueinander in Beziehung setzte. Es geht von der Feststellung aus, daß soziale Situationen immer sowohl vorgegeben als auch durch die interagierenden Individuen gemeinsam zu konstituieren sind. „Die Dialektik von gesellschaftlich strukturiertem und individuell zu Interpretierendem, von objektiver und subjektiver Wirklichkeit in Interaktionssituationen ist der Ausgangspunkt eines Identitätskonzepts, das mit den Kategorien des Symbolischen Interaktionismus entwickelt wird. Sie geht zurück auf die von George Herbert Mead entwickelte Sozialpsychologie der Persönlichkeit, die dem Individuum im sozialen kommunikativen Prozeß die Befähigung zuweist, sich selbst Subjekt und Objekt zugleich zu sein.“ (P. Beck 1975: 47)<sup>34</sup>

<sup>34</sup> Mead hat die Relevanz signifikanter Symbole herausgestellt, deren Kennzeichen gemeinsame, mit anderen Menschen geteilte Bedeutungen sind. Das wichtigste Symbolsystem ist die Sprache, das als öffentliches Medium eine intersubjektive von Bedeutungen konstituiert - Voraussetzung dafür, daß der Mensch in sein Verhalten Haltungen und Erwartungen anderer aufnehmen kann, sich selbst vom Standpunkt der andern zu bewerten vermag („role-taking“, Rollenübernahme).

Identität ist demnach stets an den *Erwerb der Kompetenz zu sozialer Interaktion* - verstanden als offenes, dynamisches Geschehen - geknüpft. „Dabei sieht sich jeder Interaktionspartner vor folgendes Problem gestellt: Er muß sowohl zwischen den widersprüchlichen Erwartungen der anderen wie auch zwischen den Erwartungen der anderen und seinen eigenen Bedürfnissen und Motiven einen Ausgleich finden; er muß aber auch seine eigene Besonderheit darstellen können und dabei versuchen, von den anderen in seiner Individualität anerkannt zu werden, wie auch er seinerseits bereit sein muß, die anderen in ihrer Individualität anzuerkennen. Dieses Problem wird noch komplizierter, wenn man bedenkt, daß jeder Interaktionspartner gleichzeitig oder nacheinander noch an anderen Interaktionssituationen teilnimmt, deren Bedeutungssysteme er nicht voneinander isolieren kann, sondern in ein konsistentes Verhältnis zueinander bringen muß.“ (a.a.O.: 92)

Ein Verständnis von Identitätsarbeit als einem prekären, tendenziell lebenslänglichen Balanceakt hat erstmals *E. Goffman* ausformuliert. Sein *Konzept einer balancierenden Identität* berücksichtigt angemessen die Interaktionsgebundenheit und Vielschichtigkeit von Identitätsbildungsprozessen.

Goffman´s Identitätskonzept unterscheidet zwei Dimensionen der Identität: die soziale und die persönliche Identität als Inbegriff der an das Individuum gerichteten Erwartungen anderer; diesen steht die nur subjektiv erfahrbare Ich-Identität gegenüber.<sup>35</sup>

---

Als innerer Niederschlag der Sichtweise des „verallgemeinerten Anderen“ („generalized other“) konstituiert sich die innere Instanz des „me“ (das Ich in mir). Diese repräsentiert für das Individuum die Vorstellung, wie andere es sehen, es ist damit die in das Individuum hereingenommene Erfahrung der organisierten Haltungen anderer.

Das „I“ hingegen ist die persönlich handelnde Komponente, die individuelle und spontane Antwort auf die angesonnenen Erwartungen des „me“. Die Reaktion des „I“ auf das „me“ ermöglicht so dem Individuum, sich bis zu einem gewissen Grad von gesellschaftlichen Erwartungen zu distanzieren.

Dieses nicht restlose Aufgehen in den Haltungen anderer macht die Individualität des einzelnen aus; dessen „Selbst (self)“ ist daher ein Produkt aus der sozialen Komponente, dem „me“ und der persönlichen, dem „I“; es ist ein Produkt und Produzent sozialer Interaktion.

<sup>35</sup> Die soziale Identität bezeichnet die horizontale - man könnte auch sagen: räumliche - Dimension der Identität, die sich auf die Einheit der Person in ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Interaktionssystemen in einem gegebenen aktuellen Zeitpunkt bezieht. Ergebnis der Balance-Leistung auf der Ebene der sozialen Identität ist eine sogenannte *Schein-Normalität* (so zu sein, wie alle anderen), die auf einer *Als-ob*-Basis beruht, wo jeder Interaktionspartner zu erkennen gibt, daß er zwar die Erwartungen respektiert, ohne ihnen aber voll entsprechen zu können.

Die persönliche Identität bezeichnet die vertikale oder zeitliche Dimension der Identität und beschreibt so die Einzigartigkeit einer unverwechselbaren Biographie eines Individuums in der Folge wechselnder lebensgeschichtlicher Zustände. Ergebnis der Balance-Leistung auf der Ebene der persönlichen Identität ist die sogenannte *Schein-Einzigartigkeit* (so zu sein, wie kein anderer), die ebenfalls auf einer *Als-ob*-Basis beruht, nämlich indem die Interaktionspartner zwar einerseits so auftreten, als ob sie einzigartig wären, andererseits aber doch bemüht sind, die Gemeinsamkeit mit den anderen festzuhalten.

Der moderne Mensch muß nicht nur innerhalb der beiden Identitätsdimensionen ein stets prekäres Gleichgewicht aufrechterhalten, sondern auch zwischen ihnen, indem er zwei widersprüchlichen Anforderungen zugleich zu genügen hat: „so zu sein wie alle und so zu sein wie niemand“. Die subjektive und reflexive Leistung der Balance zwischen sozialer und persönlicher Identität ist von Goffman als *Ich-Identität* bezeichnet worden. Ich-Identität verkörpert die subjektiv erfahrbare Synthese von sozialer und persönlicher Identität, die in Interaktionsprozessen stets aufs Neue geleistet werden muß, also keine ein für allemal feststehende psychische Instanz darstellt wie bei Erikson.

Das Gelingen der balancierenden Ich-Identität ist von einer Reihe gesellschaftlicher wie individueller Bedingungen abhängig. (vgl. P. Beck 1975: 97 f.) Krappmann hat die individuellen Voraussetzungen für das Gelingen balancierender Ich-Identität anhand von vier Kategorien identitätsfördernder Fähigkeiten zu operationalisieren und mit den strukturellen Bedingungen von Interaktionsprozessen in Beziehung zu setzen versucht. Es handelt sich um: Rollendistanz, „Role-taking“/ Empathie, Ambiguitätstoleranz und Identitätsdarstellung.<sup>36</sup>

Wesentlich an der von Goffman entwickelten Vorstellung einer balancierenden Identität ist, daß Identitätsarbeit als ein prekärer, niemals abgeschlossener Balanceakt angesehen wird. Goffman ist daher im Vergleich zu Erikson einen Schritt weiter gegangen und hat das Identitätsverständnis der integrierten Persönlichkeit bereits hinter sich gelassen. „Er reagiert damit auf eine dynamische Markt- und Konsumgesellschaft, die Menschen einen permanenten Wandlungs- und Lernprozeß abverlangt und die Subjekte selbst zunehmend zu Produzenten von marktgängigen Persönlichkeitsunternehmern macht.“ (Keupp 1995: 274)

---

<sup>36</sup> Diese *identitätsfördernden Fähigkeiten* sind weitgehend sprachabhängig und setzen damit beim handelnden Individuum ein differenziertes sprachliches Kommunikationsvermögen voraus. Dieses wird in entscheidender Weise im Verlauf der familiären Sozialisation gebildet, die wiederum schichtspezifisch unterschiedlich sich darstellt: in Mittelschichtfamilien scheinen die Voraussetzungen für die Ausbildung der identitätsfördernden Fähigkeiten eher gegeben zu sein als in Unterschichtfamilien. (vgl. P. Beck 1975: 102)

Hinzu kommt als entscheidende gesellschaftliche Voraussetzung, daß sich das Konzept der Identitätsbalance nur unter nicht-repressiven gesellschaftlichen Bedingungen entfalten kann. „Die Identitätsbalance droht dann auseinanderzubrechen, wenn die gesellschaftlichen Normen der Interpretation nicht mehr zugänglich sind. Im Falle der Überprägnanz der Normen oder der Alleinherrschaft sozialer Erwartungen kann von Verdinglichung der Interaktionsbeziehungen gesprochen werden, die die persönliche Identität zerstört. Im umgekehrten Fall der Abwesenheit von gesellschaftlichen Normen, die man - ungenau - mit Anomie umschreiben könnte, droht ein Zerfall der sozialen Identität. In beiden Fällen ist dem Individuum eine kreative und konstruktive Beteiligung am Interaktionsprozeß nicht mehr möglich. Diese beiden Formen zerstörter Identität finden sich idealtypisch einerseits beim überangepaßten Individuum (Vernichtung der persönlichen Identität zugunsten der sozialen) und andererseits beim Außenseiter oder Devianten (Vernichtung der sozialen Identität – ob zugunsten der persönlichen, ist allerdings fraglich).“ (a.a.O.: 103f.)

Auf der Grundlage eines interaktionistischen Theorieverständnisses haben Habermas u.a. ein *sozialisations-theoretisches Konzept* entworfen, das zusätzlich Elemente der Marx'schen Gesellschaftstheorie, der psychoanalytischen und kognitiven Entwicklungspsychologie sowie der kognitiven Stufentheorie des moralischen Urteils (Kohlberg) amalgamiert. Im Zentrum dieses Konzepts steht der Begriff der „kommunikativen Kompetenz“, der synonym mit dem der „Ich-Identität“ gebraucht wird (vgl. Döbert/ Habermas/ Nunner-Winkler 1980; Döbert/ Nunner-Winkler 1975).<sup>37</sup>

Kommunikative Kompetenz begründet die Fähigkeit zum prinzipiengeleiteten und zugleich flexibel-reflektierten Rollenhandeln. Der Heranwachsende erwirbt diese Fähigkeit im Durchgang durch zum Teil heftige Krisenerfahrungen, die in der sogenannten „Adoleszenzkrise“ eine Zuspitzung erfahren. Identität entwickelt sich stufenförmig von der *natürlichen Identität* des kleinen Kindes (präkonventionelle Moral) über die *Rollenidentität* des Schulkindes (konventionelle Moral) bis hin zur *Ich-Identität* des jungen Erwachsenen, mit der die Stufe der „postkonventionellen Moral“ erreicht wird. (vgl. Tillmann 1995: 228)<sup>38</sup>

Die Adoleszenzkrise wird als entwicklungspsychologisch bedingte und für die Identitätsentwicklung bedeutsame Reifungskrise angesehen, in der die Heranwachsenden „sich vor die Aufgabe gestellt sehen, in der Auseinandersetzung mit den überlieferten Traditionen eine eigene Definition ihrer Identität zu erarbeiten.“ (Döbert/ Nunner-Winkler 1975: 60) Dabei kann diese Krise sehr unterschiedlich verlaufen, nämlich eher unauffällig, aber auch dramatisch. Im letzteren Fall kann sie von den Jugendlichen eher intern verarbeitet oder eher konflikthaft ausagiert werden. Weiterhin ist zu unterscheiden zwischen der sogenannten „Lösungskrise“ der Frühadoleszenz, die durch die Auseinandersetzungen mit Eltern und anderen Autoritäten geprägt ist, und der anschließenden „Identitätskrise“. Eine solche tritt dann auf, wenn „der Prozeß der Ausbildung beruflichen und politischen Engagements, der Definition je eigener Lebensziele und deren Einbettung in globale Sinnzusammenhänge mit einer weitgehenden Reorganisation der intrafamilial

---

<sup>37</sup> Mit diesen Begriffen wird die Fähigkeit des Einzelnen bezeichnet, sich innerhalb einer stets uneindeutigen und brüchigen Struktur von Rollenerwartungen zu verständigen und dabei seine Identität zu wahren. Neben der Sprachbeherrschung bilden hierfür die Fähigkeiten zur Empathie, Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz grundlegende Voraussetzungen. „Das übergreifende Erkenntnisinteresse ist auf Emanzipation der Subjekte und auf Demokratisierung der Gesellschaft ausgerichtet. Dementsprechend werden mit Begriffen wie 'Ich-Identität' und 'kommunikative Kompetenz' die Strukturen einer handlungsfähigen, zur gesellschaftlichen Beteiligung fähigen Persönlichkeit beschrieben und zugleich als wünschenswerte Sozialisationsergebnisse ausgewiesen.“ (Tillmann 1995: 217)

<sup>38</sup> Die moralische Urteilsfähigkeit bildet für Habermas einen 'Spezialfall' bei der Anwendung der kommunikativen Kompetenz.



erworbenen Orientierungsmuster verbunden ist, (...)“ (Döbert/ Nunner-Winkler 1975: 84)

Habermas und Döbert/ Nunner-Winkler postulieren einen systematischen Zusammenhang zwischen dem individuell sehr unterschiedlichen Verlauf der Adoleszenzkrise und der Identitätsformation des jungen Erwachsenen.

Idealtypisch kann diese Krise zu drei möglichen Ausgängen führen:

a) Identitätsbildung kann mißlingen, wenn keine Balancierung der verschiedenen Lebensbereiche und keine einheitsstiftende Interpretation der Lebensgeschichte erreicht wird; eine solche Entwicklung mündet in *Identitätsdiffusion*.

c) Bildet sich Identität entlang konventioneller moralischer Orientierungen aus, verlängert sich die kindlich-jugendliche Rollenidentität gleichsam bruchlos zu einer *berufsbezogenen Rollenidentität* des Erwachsenen.

c) Insbesondere bei einem heftigen Verlauf der Adoleszenzkrise steigt die Wahrscheinlichkeit, daß eine konventionelle Rollenidentität aufgebrochen und eine *reflexive Ich-Identität* erreicht wird.<sup>39</sup>

Zusammengefaßt: „In der Adoleszenzkrise entscheidet sich, ob eine bedeutende Umstrukturierung des Persönlichkeitssystems erfolgt (Rollenidentität oder Ich-Identität; konventionelle oder postkonventionelle Moralstufe). Eine heftige Adoleszenzkrise gilt als wesentliche Voraussetzung, um die wünschenswerte Stufe der Ich-Identität zu erreichen.“ (Tillmann 1995: 245)<sup>40</sup>

Habermas und Mitarbeiter verkoppeln in ihrem Theorieentwurf makrosoziologische und entwicklungspsychologische Elemente. Damit gelingt ihnen eine Verortung der Sozialisations- und Identitätsbildungsprozesse in den gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen der späten 60er und der 70er Jahre. Ihre theoretischen Prämissen wie auch ihre Prognosen bleiben freilich an die spezifischen Erwartungshorizonte dieser gesellschaftlichen Phase gebunden, die von der optimistischen Annahme ausgingen, daß aufgrund sich verschärfender spätkapitalistischer Legitimationsprobleme die Adoleszenzkrise zunehmend heftiger verlaufen würden. „Dies wiederum ist eine günstige Voraussetzung für die Überwindung einer konventionellen Rollenidentität, in deren Folge sich im Jugendalter Identitätsformationen entwick-

<sup>39</sup> In diesem Prozeß verlieren konventionelle Strukturen ihre naturwüchsige Geltung, weil „alte Werte und Bindungen überprüft werden, ihre unproblematische Geltung in Frage gestellt wird: Normen gelten fortan nicht deshalb, weil sie von Autoritäten vertreten, sondern weil sie als vernünftig und konsensfähig erkannt werden. Die Auflösung der autoritätsgebundenen Geltung fordert eine Auseinandersetzung mit und eine Distanzierung von der traditionellen Geltungsquelle - ein Prozeß der durch anomische Teilphasen und Überdistanzierung gekennzeichnet ist und als Krise erfahren wird.“ (Döbert/ Nunner-Winkler 1975: 138)

<sup>40</sup> Diese Befunde sind später dahingehend relativiert worden, daß die heftige Adoleszenzkrise als wichtiger begünstigender Faktor (neben anderen) für den Übergang zur prinzipiengeleiteten Ich-Identität, aber nicht mehr als notwendige und einzig relevante Erfahrung begriffen wurden. (vgl. Tillmann 1995: 250)

keln, die zugleich ein systemkritisches Potential darstellen.“ (Tillmann 1995: 240)<sup>41</sup>

Habermas knüpfte hieran die Erwartung, daß die Erfahrungskomplexe einer Gegenkultur, wie sie sich in den 70er Jahren herausgebildet hatte, motivbildende Kraft für typisch verlaufende Sozialisationsprozesse erlangen könnten. „Für diese Vermutung sprechen immerhin einige Verhaltenssyndrome, die sich unter den Jugendlichen verbreiten: *entweder* Rückzug als Reaktion auf die Überforderung der Persönlichkeitsressourcen, *oder* Protest infolge einer autonomen Ich-Organisation, die unter gegebenen Bedingungen nicht konfliktfrei stabilisiert werden kann. Auf der aktivistischen Seite finden sich: Studentenbewegung, Schüler- und Lehrlingsrevolten, Pazifisten, Women´s Lib; die retreatistische Seite wird repräsentiert durch Hippies, Jesus-People, Drogen-Subkultur, Phänomene der Untermotivation in Schulen etc.“ (Habermas 1976: 328, H.i.O.)

### 1.2.5. Identitätsbildung in der Spätmoderne

Die im Konstrukt der *Individualisierung* eingefangenen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse wirken sich in spezifischer Weise auf das soziale Zusammenleben und auf die innere Strukturbildung der Subjekte aus: In dem Maße, wie bislang vertraute Rahmenbedingungen für Anerkennung und Zugehörigkeit sich auflösen, werden auch die überkommenen Identitätsgehäuse eingeschmolzen.

In einer Zusammenschau von Veränderungen, die sich in den letzten Jahrzehnten in den alltäglichen Lebensverhältnissen zugetragen haben, haben Keupp u.a. (1999: 46 ff.) die folgenden zehn Erfahrungskomplexe thematisiert (von denen uns einige bereits begegnet sind):

1. Subjekte fühlen sich „entbettet“, weil sie keinen stabilen kulturellen Rahmen aus verlässlichen Traditionen mehr vorfinden, der Sicherheit und Klarheit, aber auch ein hohes Ausmaß sozialer Kontrolle vermittelt hatte.
2. Individuelle und kollektive Lebensmuster erfahren eine Entgrenzung: „Die noch eine Generation früher geteilten Vorstellungen von Erziehung, Sexualität, Gesundheit, Geschlechter- oder Generationenbeziehung verlieren den Charakter des Selbstverständlichen.“ (a.a.O.: 47)
3. Erwerbsarbeit wird als Basis von Identität brüchig.
4. Eine „multiphren Situation“ wird zur Normalerfahrung: Die wachsende Komplexität hat zu einer Fragmentierung von Erlebnis- und Erfahrungsbezügen geführt, die sich in kein Gesamtbild mehr fügen.
5. „Virtuelle Welten“ reüssieren als neue Realitäten und fördern den Zweifel an dem einen Realitätsprinzip.

<sup>41</sup> Zur kritischen Einordnung dieser Thesen aus aktuellerer Sicht, vgl. Tillmann 1995: 250 ff.

6. Das Zeitgefühl erfährt eine „Gegenwartsschrumpfung“ aufgrund der zunehmenden Verdichtung von Innovationen.
7. Es kommt zu einer zuvor nicht gekannten Pluralisierung von Lebensformen und Milieus, die vielfältige Optionen für die individuelle Lebensführung bereitstellen.
8. Die Geschlechterrollen verändern sich in dramatischer Weise.
9. Individualisierung oszilliert zwischen Egozentrierung und selbstbestimmten Gemeinschaftserfahrungen.
10. Der Verlust des Glaubens an die „Meta-Erzählungen“ erzeugt den individualisierten Sinn-Bastler.

Diesen Erfahrungskomplexen ist gemeinsam, daß verlässliche Bezüge und „Einbettungen“ verlorengegangen, aber auch Möglichkeitsräume eröffnet worden sind. Diese Komplexe „verdichten sich zu einer verallgemeinerbaren Grunderfahrung der Subjekte in den fortgeschrittenen Industrieländern: in einer ‚ontologischen Bodenlosigkeit‘, einer radikalen Enttraditionalisierung, dem Verlust von unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten, übernehmbaren Identitätsmustern und normativen Koordinaten. Subjekte erleben sich als Darsteller auf einer gesellschaftlichen Bühne, ohne daß ihnen fertige Drehbücher geliefert würden. Genau in dieser Grunderfahrung wird die Ambivalenz der aktuellen Lebensverhältnisse spürbar.“ (a.a.O.: 53)

Den veränderten Alltagserfahrungen korrespondieren neuartige Subjektstrukturen. In einer pluralen und widersprüchlichen Welt sind die Fixpunkte für die individuelle Identitätsbildung systematisch verloren gegangen. Positiv interpretiert, haben wir es hier mit einem Zuwachs an *innerer Vielfalt* (*innere Pluralisierung und Identitäts-„Patchworks“*) und *Beweglichkeit* (*Flexibilität*) zu tun.<sup>42</sup>

Honneth hat aus einer Fülle diesbezüglicher Einzelbeschreibungen als bewahrenswerten Kern herauspräpariert, „daß in jüngerer Zeit zumindest in den hochentwickelten Gesellschaften die Tendenz der Subjekte wächst, ein Mehr an inneren Identitätsmöglichkeiten zuzulassen und zu vergegenwärtigen, als es unter den Bedingungen konventioneller Rollenzuschreibungen und rigider Verhaltenszumutungen der Fall sein konnte. Angestoßen durch soziokulturelle Veränderungen in den Primärbeziehungen, die schnell im Begriff der ‚sexuellen Revolution‘ zusammengefaßt wurden, und bald beschleunigt durch die Multiplikation sozialer Beziehungen, hat inzwischen

---

<sup>42</sup> Innere Vielfalt und Beweglichkeit sind Bilden (1997: 228) zufolge „eine *notwendige Antwort auf die Pluralität* von Lebensformen, von Werten und Kulturen; sie sind die Antwort auf die Vielfalt von Kontakten und Kontexten, in denen wir uns bewegen. Sie sind die Antwort auf die *Geschwindigkeit gesellschaftlicher Veränderungen*. Innere Vielfalt und *Beweglichkeit* sind also nicht *Beliebigkeit*, sondern *Voraussetzung für Handlungskompetenz als Subjekt* unter den Bedingungen von Vielfalt, von Widersprüchen und Diskontinuitäten in Gesellschaft und individueller Biographie.“ (H.i.O.)

die Bereitschaft der Individuen nachgelassen, ihre eigene Biographie als den linearen Prozeß einer Identitätsentwicklung zu verstehen, an deren Ende die Berufsrolle und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie stehen; an die Stelle dieses relativ starren Identitätsschemas (...) ist durch Mitgliedschaft in verschiedensten Sozialmilieus, durch verstärkten Kontakt mit fremden Lebensformen und durch Ausweitung sexuellen Probedhandelns die Tendenz getreten, das eigene Selbstverständnis für ganz unterschiedliche Identitätsmöglichkeiten zu öffnen. Insofern lassen sich die soziokulturellen Wandlungen, mit denen wir es heute unter dem Stichwort der 'postmodernen Persönlichkeit' zu tun haben sollen, zunächst einmal ganz nüchtern als Vorgänge einer intrapsychischen Pluralisierung von Subjekten begreifen.“ (Honneth 2000: 1089 f.)

Entlang der beiden Koordinaten *Vielfalt* und *Beweglichkeit* diskutieren wir nun Konzepte, die die soziokulturellen Bedingungen des Wandels innerer Strukturbildung reflektieren:

a) *Innere Vielfalt* oder: Die Vorstellung von der Einheitlichkeit des Ich ist nicht länger haltbar.

Die tiefe, selbstverständliche Bindung an Beruf und Arbeit, an Sekundärtugenden wie Disziplin und Gehorsam oder auch an Werte wie Heimat und Religion, die frühere Generationen als verlässliche Stützpfeiler der alltäglichen Lebensführung noch vorgefunden haben, ist weggebrochen. Damit sind grundlegende Koordinaten eines modernen Selbstverständnisses abhanden gekommen. Mit ihnen sind vor allem Vorstellungen von Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklungslogik oder Fortschritt in Frage gestellt worden.

Bereits im Zuge der Wohlfahrtsentwicklung moderner industrieller Gesellschaften begannen die Panzerungen der alten autoritär-autoritätsgebundenen Sozialcharaktere porös zu werden. Die Tugenden des klassischen *bürgerlichen Sozialcharakters*<sup>43</sup> - protestantische Leistungsethik, Verzichtsmoral und Aufstiegsorientierung - verloren mit der Entfaltung der Konsumgesellschaft immer stärker ihren gesellschaftlichen Sinn. „In dem Maße wie die ökonomische Bedeutung des Massenkonsums wuchs, verfielen zentrale bür-

---

<sup>43</sup> Der Begriff des „Sozialcharakters“ meint laut Keupp (Hrsg., 1995: 200) „die psychosoziale Basisstruktur gesellschaftlicher Ordnungen“. Er umschließt diejenigen Charakterzüge, die Menschen in einem spezifischen kulturellen Kontext einen und verbinden. In Fromms Konzept des „Gesellschafts-Charakters“ wird dieses Konzept sozialkritisch akzentuiert: „Die Aufgabe des Gesellschafts-Charakters besteht darin, die Energien der Mitglieder der Gesellschaft so zu formen, daß ihr Verhalten nicht mehr einer bewußten Entscheidung bedarf, ob sie sich dem Sozialgefüge einordnen sollen oder nicht; daß die Menschen vielmehr so handeln wollen, wie sie handeln müssen, und daß sie gleichzeitig darin eine Genugtuung finden, sich gemäß den Errungenschaften der Kultur zu verhalten. Der Gesellschafts-Charakter formt die menschliche Energie so, daß sie das reibungslose Funktionieren einer gegebenen Gesellschaft garantiert.“ (Fromm: Über psychoanalytische Charakterkunde und ihre Anwendung zum Verständnis der Natur (1949). Bd. I der Gesamtausgabe, Stuttgart 1981, S. 207 - 214; zit. nach Keupp (Hrsg.) 1995: 203)

gerliche Tugenden wie Verzicht, Sparsamkeit, Selbstdisziplin, Gratifikationsaufschub (...)“ (Keupp 1987: 116)

Diese Tugenden wurden durch sogenannte *postmaterielle Werte* untergraben, die auf soziale und individuelle Selbstverwirklichung zielen, Kreativität und Spontaneität favorisieren und einen Gegenentwurf bilden zu den persönlichen Reduzierungen und Verhärtungen, die den erfolgreichen Berufsmenschen auszeichnen. Diese Wertorientierungen entfalten sich auf der Grundlage einer „Disjunktion von Produktions- und Konsummoral“ (D. Bell): In der Konsumtionssphäre ist die Bereitschaft zum Genuß und zum schnellen Verbrauch erwünscht, in offenkundigem Widerspruch zu jener asketischen Moral und Opfer- und Gehorsamsbereitschaft, die in der Produktionssphäre (noch) unabdingbar ist.

Im Übergang zu dem Typus einer *informationellen Gesellschaft* und den hierdurch bedingten Globalisierungsphänomenen haben sich diese Wandlungsprozesse noch einmal zugespitzt: In ihnen schleift sich das ab, was der „Konsumismus“ an veralteten Identitätsstrukturen noch übriggelassen hatte. (vgl. Eisenberg 1999: 220 f.)

Die Vorstellungen, die eine geglückte Biographie und Identität als etwas Stabiles, Dauerhaftes und Unverrückbares gesehen haben, werden auf dem Altar einer umfassenden Verfügbarkeit geopfert, die ein zentrales Kennmal der heraufdämmernden „High-Tech-Gesellschaft“ ist: Diese benötigt auf den wenigen Arbeitsplätzen, die sie noch zu bieten hat, nicht mehr „den heimatverbundenen, charaktervollen, stetigen und knorrigen Arbeitsmann, der regelmäßig und ohne Murren Arbeitskraft absondert wie eine Seidenraupe die kostbaren Fäden. Sondern sie braucht ein mobiles, flexibles Wesen, das nicht an feste Orientierungspunkte gebunden ist, sondern dessen wichtigste Tugend - die Tugendlosigkeit ist: Die Fähigkeit sich schnell auf neue Situationen und Anforderungen einzustellen. Prinzipientreue ist da eher ein Klotz am Bein.“ (R. Gronemeyer 1996: 118)<sup>44</sup>

Identitätsbildung wird in der Spätmoderne insgesamt eher bestimmt gesehen durch Merkmale der Welterfahrung, die mit Begriffen wie Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreuung, Reflexivität oder Übergänge belegt werden. Identität wird mehr denn je als ein Prozeßgeschehen begriffen, als *Projektentwurf des eigenen Lebens* oder auch als eine Abfolge von unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Projekten, die gleichzeitig verfolgt werden. Das „moderne Selbst“, so Bohleber (1999: 509), erlebt

---

<sup>44</sup> „Da, wo die Produktion noch auf menschliche Arbeitskraft angewiesen ist, setzt sie auf die Tugenden der Flexibilität. Die Menschen sollen wendig, disponibel, mobil, allseits kompatibel sein und sich an nichts wirklich binden, weil Bindungen ihre Anpassungsfähigkeit einschränken könnten.“ (Eisenberg 1999: 220)

„sich gegenüber einer als Illusion erkannten Einheitlichkeit als dezentriert, ständig im Fluß und offen für Revisionen“.

Das Individuum formt nicht mehr durch den Erwerb der Kompetenz zu gesellschaftlicher Interaktion (wie bei Mead) oder durch die Bildung eines Charakters (wie bei Erikson) eine zeitunabhängige Identität aus. Vielmehr versucht es durch die *Konstruktion einer Biographie*, sich im Wechsel der sich ständig wandelnden äußeren Verhältnisse zusammenzuhalten.

*Giddens* hat mit Bezug auf die Spätmoderne ein Reflexiv-werden aller Lebensverhältnisse konstatiert, das auch die Identitätsbildung ergreift. Die Konstruktion von Identität durch Biographie erweist sich somit als verzweifelter Kampf gegen den Identitätsverlust, und der Verzicht auf die Anstrengung, persönliche Identität zu gewinnen, ist offenkundig ein Reflex darauf, daß personale Identität gesellschaftlich nicht mehr gebraucht wird. Daß hieße aber, so folgert *Böhme* (1996: 339) hieraus, „daß der Mensch weder als moralisch verantwortlich handelnde Person noch als reflektierter Rollenträger für das Funktionieren der Gesellschaft notwendig sei. Tatsächlich zeichnet sich so etwas ab, und der Rekurs auf die Konstruktion von Identität durch Biographie ist ein Symptom davon.“

*Giddens* Theorie trägt insofern postmoderne Züge, als „das Projekt der Biographie gerade nicht als Versöhnungs- und Heilungsstrategie für ein beschädigtes Leben, sondern eher als Entfaltung eines Lebensstils beschrieben wird, (...)“ (a.a.o.: 339 f.)<sup>45</sup>

Der Diskurs der Postmoderne vollzieht einen radikalen Bruch mit allen Vorstellungen von der Möglichkeit einer stabilen und gesicherten Identität. Entsprechend haben sich die Bilder für die Beschreibung eines gelungenen Leben oder erfolgreicher Identitätsbildung gewandelt: Die Menschen hätten einschränkende feste Behausungen verlassen, sie seien zu „Vagabunden“, „Touristen“ oder „Flaneuren“ geworden, so *Zygmunt Bauman*.<sup>46</sup> Während früher noch der Identitätstypus des „Pilgers“ ein Ziel vor Augen hatte und die Vision eines Ortes, den er zu erreichen trachtete, so scheint sich heutzutage alles „gegen ferne Ziele, lebenslange Entwürfe, dauerhafte Bindungen,

---

<sup>45</sup> Bolz (1994: 517) hat die neuen Anforderungen an subjektive Anpassungsleistungen affirmativ auf den Punkt gebracht: „Unsere postmoderne Welt ist so komplex, daß niemand wissen kann, was die Zukunft bringt. Man kann sich nur noch auf ihre Turbulenzen einstellen - das heißt, man kann versuchen, sich 'chaosfest' zu machen.“

<sup>46</sup> „Touristen“ befinden sich gegenüber „Landstreichern“ in einer privilegierten Situation: „Vagabunden sind der Situation ausgesetzt, die Touristen genießen können.“ (Bauman; zit. nach Breuer 1996) Beide Typen zeichnet jedoch übereinstimmend aus, daß sie fremd sind in der Fremde, daß sie wissen, daß sie nicht lange an den Orten bleiben, an denen sie landen, und daß sie nur an sich herankommen lassen, was sie in ihre eigene Weltsicht integrieren wollen. Sie sind dauernd damit beschäftigt, ihre Identitäten zu konstruieren, aber es handelt sich immer nur um *Augenblicks-Identitäten*.

ewige Bündnisse, unwandelbare Identitäten zu verschwören. Ich kann nicht langfristig auf meinen Arbeitsplatz, meinen Beruf, ja nicht einmal auf meine eigenen Fähigkeiten bauen; ich kann darauf wetten, daß mein Arbeitsplatz wegrationalisiert wird, daß mein Beruf sich bis zur Unkenntlichkeit verändert, daß meine Fähigkeiten nicht länger gefragt sind. Auch auf Partnerschaft oder Familie ist Zukunft nicht mehr zu gründen; (...)“ (Bauman 1993) Postmoderne Ängste beziehen sich vor allem auf das Festgelegtwerden. Als Kehrseite der Erfahrung, über keinen verlässlichen Ort und keine fraglose Gemeinschaftseinbindung mehr zu verfügen, imponiert eine tief verwurzelte Angst vor dem, was morgen sein wird.<sup>47</sup>

Der Verlust an vorhersagbarer Einheitlichkeit führt zu einer *fragmentierten und dezentrierten Identitätsbildung*, für die Keupp heuristisch das Konzept einer „Patchwork-Identität“ vorgeschlagen hat. Er betont, daß dieses nicht als pathologisierend mißverstanden werden sollte: „Das Subjekt wird als Konstrukteur seiner eigenen Person betont, und die Aufmerksamkeit wird darauf gerichtet, daß unter Bedingungen der Fragmentierung, Widersprüchlichkeit und Pluralisierung der Lebensformen die Integrationsleistungen der Subjekte notwendigerweise eine kreative Eigenwilligkeit annehmen.“ (Keupp 1995: 275)

So wird es zunehmend zur individuellen Aufgabe des Einzelnen, sein eigenes Identitäts-Patchwork zu erstellen. Dies ist durchaus nicht wenig anstrengend und obendrein mit Risiken behaftet, denn ein Scheitern an dieser Aufgabe wird immer stärker als individuelles Schicksal und Versagen wahrgenommen - nicht zuletzt auch deshalb, weil mit dem Zerschlagen der „großen Erzählungen“ (ob sie nun Moderne, Fortschritt, universalistische Moral oder Kommunismus hießen), die noch ein stimmiges Deutungsmuster für den Makro- wie den individuellen Mikrokosmos liefern konnten, auch die kollektive Stimme der Benachteiligten verstummt ist.

Die neuen Identitätskonfigurationen stellen ein komplexes Geflecht von Risiken und Möglichkeitsräumen für die Ausprägung individueller Identität

---

<sup>47</sup> Bauman hat von der „ontologischen Bodenlosigkeit der Postmoderne“ gesprochen und damit auf folgendes abgezielt: „Die Postmoderne ist der Punkt, wo das moderne Freisetzen aller gebundenen Identität zum Abschluß kommt: Es ist jetzt nur zu leicht, Identität zu wählen, aber nicht mehr möglich, sie festzuhalten. Im Augenblick des höchsten Triumphs muß Befreiung erleben, daß sie den Gegenstand der Befreiung vernichtet hat. Je freier die Entscheidung ist, desto weniger wird sie als Entscheidung empfunden. Jederzeit widerrufbar, mangelt es ihr an Gewicht und Festigkeit - sie bindet niemanden, auch nicht den Entscheider selbst; sie hinterläßt keine bleibende Spur, da sie weder Rechte verleiht noch Verantwortung fordert und ihre Folgen, als unangenehm empfunden oder unbefriedigend geworden, nach Belieben kündbar sind. Freiheit gerät zur Beliebigkeit; das berühmte Zu-allem-Befähigen, für das sie hochgelobt wird, hat den postmodernen Identitätssuchern alle Gewalt eines Sisyphos verliehen. Die Postmoderne ist jener Zustand der Beliebigkeit, von dem sich nun zeigt, daß er unheilbar ist. Nichts ist unmöglich, geschweige denn unvorstellbar. Alles, was ist, ist bis auf weiteres. Nichts, was war, ist für die Gegenwart verbindlich, während die Gegenwart nur wenig über die Zukunft vermag.“ (Bauman 1993)

dar; sie bergen durchaus Potentiale der Neuorientierung, die - Adorno zufolge - auch Chancen für „das Ende des Identitätszwanges“ eröffnen: „Das befreite Ich, nicht länger eingesperrt in seine Identität, wäre auch nicht länger zu Rollen verdammt“ (1975: 275).

b) *Beweglichkeit* oder: Identitätsbildung wird zu einer nicht enden wollenden Aufgabe.

Die hohen Geschwindigkeiten in den Entwicklungsabfolgen der Arbeitsgesellschaft erfordern ständiges lebensbegleitendes Lernen, berufliche Flexibilisierungs- und Mobilitätsbereitschaft, und dies vor einem unsicher gewordenen beruflichen Hintergrund. So bleibt die Balance der Identitäten eine lebenslange Aufgabe. „Der Identitätsprozeß ist“, so Keupp u.a. (1999: 190) „nicht mehr nur ein Mittel, um am Ende der Adoleszenz ein bestimmtes Plateau einer gesicherten Identität zu erreichen, sondern der Motor lebenslanger Entwicklung.“ Identitätsbildung ist zu einer nicht enden wollenden Aufgabe geworden. Sie ist losgelöst von einer spezifischen Lebensphase, wohl aber gebunden an eine spezifische gesellschaftlich-historische Konstellation, die durch einen Selbstwiderspruch der Risikogesellschaft gekennzeichnet ist: „Es spricht einiges für die Erklärungsfigur, daß einerseits die Individuen innerhalb der hochkomplexen Industriegesellschaft über eine eigenständige Identität verfügen müssen, um autonom handlungsfähig zu sein; daß andererseits die (spät)kapitalistische Produktionsweise immer stärker die Basis für identitätsstiftende Lebenswelten zerstört.“ (Heitmeyer 1987: 95)

*Richard Sennett* sieht in der „Kultur des neuen Kapitalismus“ die gesellschaftlichen und ökonomischen Voraussetzungen dafür, daß die sozialen Chancen für tragfähige Beziehungen und die Ausbildung stabiler Identitäten zusehends rarer werden.

Die Bedingungen einer fragmentierten, isolierenden Alltagserfahrung erlauben es immer weniger, Identität und Lebensgeschichte zu einer sinnstiftenden Erzählung zu verbinden. Vielmehr erscheint der Mensch sich selbst tendenziell als eine Art *Zitatensammlung*. „Ein nachgiebiges Ich, eine Collage aus Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet - das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen, ungesicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen.“ (Sennett 1998:182) Die „Kultur des neuen Kapitalismus“, so Sennett, befördert „eine Erfahrung, die in der Zeit, von Ort zu Ort und von Tätigkeit zu Tätigkeit driftet.“ Damit hintertreibt sie die Ausbildung stabiler Charaktere und bedroht „besonders jene Charaktereigenschaften, die Menschen aneinander binden und dem einzelnen ein stabiles Selbstgefühl vermitteln.“ (a.a.O.: 31)

Sennett hat am Beispiel der Biographie einer amerikanischen Familie aufgezeigt, wie die noch lineare, auf Dauerhaftigkeit angelegte Lebensform der



Großelterngeneration sich immer mehr auflöst und wie die folgende Generation von der Zeitstruktur des „flexiblen Regimes“ der Ökonomie geprägt wird, die nichts Langfristiges mehr kennt: Unternehmen fusionieren, brechen zusammen oder wandeln sich abrupt; Jobs tauchen auf und sind am folgenden Tag verschwunden; Menschen werden hin- und hergeworfen zwischen Arbeitsbereichen, Betrieben und Arbeitsorten. Was sie heute tun, können sie morgen vergessen, weil es nicht mehr gebraucht wird. Das Leben zerfällt in episodische Fragmente. Den Menschen wird in dieser Situation nahegelegt, sich nirgends mehr tiefer einzuwurzeln, sich vielmehr schnell aus Bindungen zu lösen, sich auf nichts mehr zu verlassen. Die Angehörigen dieser - heute mitten im Berufsleben stehenden - Generation charakterisiert eine Angst, die Kontrolle über das Leben zu verlieren, und durch einen Lebensstil, „den der Konkurrenzkampf in der modernen Wirtschaft erzwingt, jede innere Sicherheit zu verlieren, in einen Zustand des Dahintreibens zu geraten.“ (a.a.O.: 22) Sennett bezeichnet diese Erfahrungsweise als „Drift“.<sup>48</sup> „Die Bedingungen der Zeit im neuen Kapitalismus“, so Sennett, „haben einen Konflikt zwischen Charakter und Erfahrung geschaffen. Die Erfahrung einer zusammenhanglosen Zeit bedroht die Fähigkeit der Menschen, ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen.“ (a.a.O.: 37)

In der „Kultur des neuen Kapitalismus“ regieren Oberflächlichkeit und Bedürfnisse nach Ablenkung und Zerstreuung: „Der flexibilisierte und angepasste Mensch unserer High-Tech-Zivilisation scheint sich tatsächlich immer mehr dem Bilde zu nähern, das Huxley in seinem Buch *Schöne Neue Welt* beschrieben hat: gut genährt, gut gekleidet, sexuell mehr oder weniger befriedigt, aber ohne Selbst, nur im oberflächlichsten Kontakt mit seinen Mitmenschen, geleitet vom Streben nach Vergnügungssuche in der allgegenwärtigen Fun-Culture.“ (M. Schneider 2000)<sup>49</sup> Insbesondere der dem Diktat des Augenblicks unterworfenen Konsumismus und die patchworkhaften Identitätsangebote postmoderner Gesellschaften tragen Gronemeyer zufolge dazu bei, daß die Lebensgeschichte der Menschen unter den gegenwärtigen Bedingungen immer weniger einen roten Faden hat, sondern mehr

---

<sup>48</sup> Er komme sich dumm vor, klagt der Sohn in der von Sennett beschriebenen Familie, wenn er seinen Kindern noch etwas von Verpflichtungen erzähle: Es ist für sie eine abstrakte Tugend, sie sehen sie nirgendwo. (vgl. Sennett 1998: 29) So greift er schließlich nach der Vorstellung zeitloser Werte, um das auf Kurzfristigkeit basierende Verhalten in einer Gesellschaft zu bekämpfen, die sich nur auf den unmittelbaren Augenblick konzentriert. „Gegen die nur oberflächlichen Bindungen im Büro, gegen die bewußte Amnesie seiner Nachbarn und gegen die Drohung, daß seine Kinder zu ‘Mall-Ratten’ werden könnten, bringt er die *Idee* bleibender Werte in Stellung.“ (a.a.O.: 33 f.; H.i.O.)

<sup>49</sup> „De-Standardisierung und damit Flexibilisierung sind die Schlüsselbegriffe einer entfalteten Marktgesellschaft, die Anpassung als autonome Selbststeuerung und als in jedem Sinne mobilen Selbst-Entwurf erzwingt. Im Sinne solcher Marktideale wäre der ganz moderne Mensch der, der permanent zu Ablösungen bereit ist und nach der ‘religio’, der transzendentalen Bindung, auch seine persönlichen Bindungen zur Disposition zu stellen bereit und fähig ist.“ (Legnaro 1992)

einem Kaleidoskop ähnelt oder auch zu einer geschichtslosen 'Abfolge isolierter, kleiner, cooler Momente' wird. (vgl. R. Gronemeyer 1996: 149)

*Flexibilität* ist zu *dem* Zauberwort der Epoche geworden. Sie trägt zwei Gesichter: Im positiven Sinn erscheint sie als eine Erweiterung von Handlungsspielräumen, Freiheit, Zeitsouveränität etc., im negativen aber „auch als das genaue Gegenteil: Flexibilität, indem Menschen aus ihren Lebenszusammenhängen herausgestoßen werden. Vertreibung ist ein konstitutives Element unserer Gesellschaft, Vertreibung aus dem Erwerbssystem, aus Heimat und Wohnumfeld.“ (Negt 1997: 227 f.)<sup>50</sup>

Insbesondere für den ökonomisch Schwachen, „der nichts als seine Hände und etwas Kopf zu verkaufen hat“ und vom Ausschluß aus der Gesellschaft bedroht ist, heißt die vielgepriesene Flexibilität, die eigentlich souveräne Handlungsfähigkeit gewährleisten sollte, „doch nur Unterwerfung unter Bedingungen, die ihm von anderen vorgegeben werden.“ (Kurnitzky 1999) In der Sphäre der Arbeit bezieht sich Flexibilität nicht nur auf die Arbeitszeit, sondern auch auf den Arbeitsort, die Arbeitsanforderungen und Arbeitsverhältnisse. Für den „Zeitarbeiter“ - schlecht bezahlt und allzeit bereit - stellt sich die vielgepriesene Flexibilität des *neuen Kapitalismus* dar als Zwang, flexibel auf die Bedingungen des Marktes reagieren zu müssen. (vgl. a.a.O.) Und die Individualisierung vollbringt das Kunststück, daß die von Arbeitslosigkeit betroffenen Menschen ihre Lage nicht als kollektives Schicksal erfahren, sondern als persönliches Versagen erleben.

Spätmoderne Identitätsformen sind durch eine durchgängige Ambivalenz gekennzeichnet. Sie vermitteln den Eindruck einer in zwei Hälften auseinandergefallenen Subjektivität. Die eine ist mit kreativer Lebenserfüllung und einem Gewinn an innerer Vielfalt und Beweglichkeit assoziiert, während der anderen der negative Beigeschmack einer äußerlich bleibenden und gerade nicht identitätsgestützten Anpassung an situative Vorgaben anhaftet.

Die Ambivalenzspannung bewegt sich zwischen zwei Polen, die - unter verschiedenen Bezeichnungen - immer eine zentrale Dualität reflektieren:

- *Kohärenz* versus *Entkernung* der Identität, die tendenziell zum Selbstverlust führt;
- Verknüpfung verstreuter Erfahrungsfragmente zu einem subjektiv stimmigen Identitäts-Patchwork versus medial erzeugte Pseudo- und *Collage*-Identitäten;

---

<sup>50</sup> Dangschat hat die externe Beeinflussung individueller Sinnstrukturen, die zu einer „Aus-kernung der eigenen Identität“ führe, als „Zwangsmobilität der Sinne“ bezeichnet; diese „bedeutet ein Obdachloswerden in den vertrauten Sinngebäuden, eine Zerstörung des eigenen Sinngebäudes und das Einweisen in ein fremdes Gebäude, deren Konstrukteur, Bauhandwerker und Betreiber nicht bekannt sind und nicht zur Verantwortung gezogen werden.“ (Dangschat o.A.: 17)

- vertiefte individuelle Selbstverwirklichung versus oberflächlicher Egozentrismus und pseudo-selbstgenügsamem Narzißmus;
- persönliche Integrität versus Augenblicksorientierung und Vermeidung von Festgelegtwerden;
- autonome Selbststeuerung und Entfaltung eines Lebensstils versus Entscheidungszwänge, die dem Irren durch einen Dschungel gleichkommen.

Die Labilisierung der Identitäten begründet ein wachsendes Bedürfnis nach Orientierung und Sinn. Schüle (1981: 23) hat darauf hingewiesen, „daß in spätkapitalistischen Industriegesellschaften so etwas wie ein chronisches Sinndefizit besteht, und es leuchtet ein, daß entsprechende Stützen gesucht und gefunden werden.“

Kompensatorische Mechanismen im Sinne von Versöhnungs- und Heilungsstrategien für ein beschädigtes Selbst greifen immer dann, wenn der zweite Pol der Ambivalenzspannung die Oberhand behält bzw. gewinnt. Solche Strategien bedienen sich etwa bei prothetischen Identitätsangeboten, die als *Identitätsbausätze* kulturell angeliefert werden, und deren Verwendung eine Neu-Zentrierung der Identität verspricht. Der Gebrauch von Drogen, das werden wir im 2. Kapitel sehen, zählt zum Arsenal dieser Prothesen.

#### 1.2.5.1 Identitätsprothesen

Das Deutungsvakuum, das im soziokulturellen Umbruch der Gegenwart mit dem Zerfall der „großen Erzählungen“ entsteht, wird ausgefüllt von vorgefertigten, kulturell angelieferten Identitätserzählungen. Es handelt sich gleichsam um Prothesen, derer der Einzelne sich bedienen kann, um die Mühsal einer eigenen Anstrengung und Auseinandersetzung, eines „Ringens“ um die eigene Identität in einem stets erneuerten Balanceakt heterogener Ansprüche, zu umgehen. „Der gesellschaftliche Baumarkt offeriert uns eine Reihe von vorgefertigten Identitätsbausätzen, an die wir mit unseren eigenen Narrationen schnell Anschluß finden.“ (Keupp 1996) Keupp zufolge handelt es sich gleichsam um vorgefertigte Schablonen der Erfahrungsbildung, in denen die persönlichen Alltagserfahrungen untergebracht werden. Er sieht vor allem zwei Typen solcher „Bausätze“ auf dem „Markt der Identitätserzählungen“ konkurrieren:

a) individualistisch-liberalistische Optionen, die die autonome Besonderheit des Subjekts herausstellen oder seine Innerlichkeit betonen; sowie

b) fundamentalistische Optionen, die aus der Erfahrung der Bedrohung heraus neue unverrückbare Behausungen zu schaffen trachten.

*zu a) individualistische Konstruktionen der Selbstverwirklicher*

In diesem Typus wird die Chancenseite der Erosion moderner Lebensgehäuse akzentuiert: als große Chance für den einzelnen, „sich wie Gott Proteus in immer neuen Gestalten zu präsentieren.“ (Keupp 1996)<sup>51</sup>

Repräsentativ für diese Position ist etwa Bosshart, der sich von dem alteuropäischen Identitätsentwurf eines durch „persönliche Tiefe“ gekennzeichneten stabilen Charakters abgrenzt: „Sich persönlich fit zu machen, wird nicht mehr heißen, ein starkes Ich zu entwickeln, sondern in virtuellen Beziehungen zu leben und multiple Identitäten zu pflegen. Das heißt: Ich setze nicht mehr auf einen persönlichen ‚Kern‘ und suche ihn, sondern ich trainiere mir die Fähigkeit an, mich nicht mehr definitiv auf etwas festzulegen. Damit bleibe ich fit für neue Wege. Metaphorisch gesprochen: *Statt in die Tiefe gehe ich in die Breite*. Ich werde zum Oberflächengestalter, ich gestalte mit meinen Stilen, torsohaften Charakteren und Identitäten Oberflächen. Dreh- und Angelpunkt der persönlichen Fitneß ist nicht mehr der Aufbau einer eigenen, stabilen Identität, sondern das Vermeiden des Festgelegtwerdens.“ (Bosshart; zit. nach a.a.O.; H.i.O.)

Das „proteische Selbst“ verfügt über die Fähigkeit, reflexhaft die jeweiligen situationsangemessenen Erwartungen, Trends und Moden zu erspüren und das eigene Handeln an diesen auszurichten - insofern gleicht es einem Abziehbild des von Riesman beschriebenen „außengeleiteten Charakters“. Es macht sich allseits paßförmig und wartet mit einem - im Vollzug einer ideellen, sozialen und körperlichen „lean production“ - von unnötigem Ballast befreiten, nur geringfügig eigensinnigen Identitätsgepäck auf.

Das eigene Selbst gilt als letzte Bastion in einer Lebenswelt, die beständigem Wandel unterworfen ist. Das eigene Leben wird als Erlebnisprojekt gestaltet, die eigene Persönlichkeit durch Kultivierung eines eigenen ästhetischen Stils ausgebildet: „Sei du selbst!“ lautet das oberste Gebot. Es geht nicht mehr darum, das Ich zu ergründen und zu verändern, sondern es zu verbessern („Ich bin okay, du bist okay“) und es zu dekorieren mit Elementen

---

<sup>51</sup> Lifton hat den Begriff des proteischen Selbst geprägt in Anlehnung an den griechischen Gott Proteus, einen Verwandlungskünstler, der sich nie selbst gefunden hat. „Wir werden zunehmend fluid und vielseitig. Ohne daß es uns so klar wäre, haben wir ein Selbstgefühl entwickelt, das der Rastlosigkeit und dem Fluß unserer Zeit entspricht. Dieser Seinsmodus unterscheidet sich radikal von früheren und befähigt uns zu kontinuierlicher Exploration und zu persönlichem Experimentieren.“ (Lifton 1993: 1; zit. nach Keupp u.a. 1999: 93) Als „Prothesengott“ hatte einst Freud in seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* den nach göttlicher Allmacht strebenden Menschen bezeichnet: „Er hatte sich seit langen Zeiten eine Idealvorstellung von Allmacht und Allwissenheit gebildet, die er in seinen Göttern verkörperte. Ihnen schrieb er alles zu, was seinen Wünschen unerreichbar schien - oder ihm verboten war. Man darf also sagen, diese Götter waren Kulturideale. Nun hat er sich der Erreichung dieses Ideals sehr angenähert, ist beinahe selbst ein Gott geworden. Freilich nur so, wie man nach allgemein menschlichem Urteil Ideale zu erreichen pflegt. Nicht vollkommen, in einigen Stücken gar nicht, in anderen nur so halbwegs. Der Mensch ist sozusagen eine Art Prothesengott geworden, recht großartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt, aber sie sind nicht mit ihm verwachsen und machen ihm gelegentlich noch viel zu schaffen.“ (Freud 1972: 87)

ten des gesamten Lebensstils: Ideen, Glaubensmodellen, Biographieverstärkungen und natürlich jeder Menge kauf- und konsumierbarer Produkte.

„Selbstverwirklichung“ wird zur verzweifelten Parole des von allen guten Geistern verlassen Menschen. Woher denn Persönlichkeit komme und wie sie vielleicht zu vervollkommen wäre, wird gar nicht erst gefragt. Hauptsache, man drückt sich aus.“ (Gronemeyer 1998: 153)<sup>52</sup>

*zu b) fundamentalistische Identitätskonstruktionen*

Individualisierung erzeugt ein Sicherheitsstreben, das sich in unterschiedlicher Gestalt präsentieren kann: Zum einen können die steigenden Sicherheitsbedürfnisse umgesetzt werden in Forderungen an den Staat bzw. an öffentliche Institutionen. „Weil der Staat aber nie alle Risiken, Gefährdungen, Fragen und Zweifel abhalten kann, also immer Unsicherheit bleibt, flüchten manche sich in fundamentalistische Ideologien, andere schließen sich esoterischen Bewegungen an, suchen Halt bei Magie, Mythos, Metaphysik.“ (Beck-Gernsheim 1998: 58)

Mit dem Typus fundamentalistischer Identitätskonstruktionen wird die erlebte Bedrohung der eigenen Identität regressiv abgewehrt: durch den Versuch, an alte Sicherheiten anzuknüpfen oder durch den - oft ethnisch-national eingefärbten - Kampf gegen „fremde Identitäten“ und ihr unterstelltes Bedrohungspotential, das meist das Ergebnis eigener Projektionen ist. „Die hierüber versprochene Orientierungssicherheit erkaufte sich das Individuum durch den Verlust an reflexiver Individualität.“ (Keupp 1996) Diese Konstruktion ist auf Feindbilder angewiesen und muß einen Tunnelblick entwickeln, der nur Bestätigungen des eigenen Selektionsmusters zuläßt („reflexiver Fundamentalismus“).<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Sennett spricht davon, daß die Psychologisierung der Gesellschaft aus dem Individuum einen Schauspieler mache, der seiner Kunst beraubt sei, da kreatives Spiel immer auf eine Distanz zum Selbst und damit auf dessen Maskierung angewiesen sei; diese Distanz aber werde durch die grassierende „Ideologie der Intimität“ einkassiert. Sennett zufolge ist der moderne Mensch „unzivilisiert“ in dem Sinne, als er andere fortwährend mit dem eigenen Selbst belastet. (vgl. Sennett 1983)

Solche Psychologisierung der Welt läßt die Balance zwischen Innen und Außen, zwischen Öffentlichkeit und Privatheit kippen und löst das spannungsvolle Wechselspiel zwischen beiden Sphären auf. Kritische Öffentlichkeit verfällt und weicht einem von Sennett so genannten „destruktiven Lokalismus“, der sich darauf beschränkt, „diejenigen auszuschließen, die sich in ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer politischen Haltung oder ihrem Stil deutlich unterscheiden.“ (Sennett 1983; zit. nach Keupp 1995: 315) Gleichzeitig wird der Bereich des Öffentlichen überflutet durch Exzesse privater Projektionen und einer „Tyrannei der schwätzenden Intimität“ (so eine Spiegel-Überschrift 1997) ausgeliefert. Privatheit wird im Rahmen unzähliger Talkshows ins Scheinwerferlicht gezerrt, massenmedial inszeniert und damit zunehmend ausgehöhlt. Medienwirksame Selbstpräsentation ist das Gebot der Stunde. In der ungebremsten Lust an der Selbstbespiegelung findet die bürgerliche Selbstbeobachtung und Selbstenthüllung ihre spätmoderne Fortsetzung (vgl. Gay 1997).

<sup>53</sup> In der plastischen Beschreibung des österreichischen Schriftstellers Michael Scharang: „Bis heute ist der Zauber ungebrochen, der von dem Wort ‚Identität‘ ausgeht; es ruft eine

Gelingende Identitätsbildung hätte sich gleichermaßen von oberflächlichem Egozentrismus - und damit einer Kultur, die immer ausgeprägter einen „Tanz um das goldene Selbst“ inszeniert - wie von fundamentalistischer Rigidität - und damit der Faszination geschlossener und in sich widerspruchsfreier Erzählungen - fernzuhalten.

Die Spätmoderne hat im Zuge einer allseitigen Flexibilisierung der Individuen mit kohäsiven Selbst-Konzepten aufgeräumt. Hierdurch eröffnen sich aber neue Spielräume: Identitäts- und Kohärenzbedürfnisse unterliegen nicht länger einem „Kohärenzzwang“ - im Sinne der individuellen Passung in vorgegebene soziokulturelle Schnittmuster -, sondern erlauben dessen Überwindung zugunsten einer „ergebnisoffenen personalen Sinn- und Kohärenzsuche“. Die Vorstellung gelingender Identitätsbildung ist darauf angewiesen, „sich von einem Begriff von Kohärenz zu verabschieden, der als innere Einheit, als Harmonie oder als geschlossene Erzählung verstanden wird. Kohärenz kann für Subjekte auch eine offene Struktur haben, in der - zumindest in der Wahrnehmung anderer - Kontingenz, Diffusion im Sinne der Verweigerung von *commitment*, Offenhalten von Optionen, eine idiosynkratische Anarchie und die Verknüpfung scheinbar widersprüchlicher Fragmente sein dürfen. Entscheidend bleibt allein, daß die individuell hergestellte Verknüpfung für das Subjekt selbst eine authentische Gestalt hat, jedenfalls in der gelebten Gegenwart und einen Kontext von Anerkennung, also in einem Beziehungsnetz von Menschen Wertschätzung und Unterstützung gefunden hat. Es kommt weniger darauf an, auf Dauer angelegte Fundamente zu zementieren, sondern eine reflexive Achtsamkeit für die Erarbeitung immer wieder neuer Passungsmöglichkeiten zu entwickeln.“ (Keupp 1999; H.i.O.)

Authentizität und Anerkennung, um die in Kontexten sozialer Netzwerke dialogisch gerungen wird, begründen eine *offene Kohärenz*, die dem Einzelnen die Chance eröffnet, „ohne Angst verschieden sein“ (Adorno 1951: 131) zu können.<sup>54</sup>

---

Sehnsucht nach einer heilen Welt, die, wenn schon draußen nicht, so doch drinnen existiert, tief in der Person, tief in der Geschichte, tief im Volk. Und würde man bis zum unverdorbenen Ursprung gelangen, erschlösse sich, indem man von vorn beginnt, eine herrliche Zukunft. ...Weil der Bürger auf der Suche nach seiner Identität, auf dem Weg in sein Inneres, schon deshalb nicht weit kommt, weil dieses nicht tiefer als eine Pfütze ist, weitet er die persönliche zur nationalen Identität aus.“ (M. Scharang: Abgrenzungswahn und Mordgier. Über das Geschwätz von der Identität; in: Konkret 1992, Heft 9, S. 42 -44; zit. nach Keupp 1997: 29 f.)

<sup>54</sup> *Kohärenz, Anerkennung und Authentizität* bilden Keupp u.a. (1999: 266 f.) zufolge wichtige Indizien für eine „gelungene Identität“. Der Begriff der *Authentizität* zielt auf die subjektive Stimmigkeit der Handlungsgründe, auf den Zukunfts- und den Wertbezug von Identitätsprojekten: für das Authentizitätsgefühl ist es wichtig, daß es sich um ein wertebezogen besonders hoch gewichtetes Identitätsziel handelt. (vg. Keupp u.a. 1999: 266) Authentizität

Eine so verstandene Kohärenz, so stimmen wir Keupp zu, darf für die alltägliche Identitätsarbeit von Menschen nicht zur Disposition gestellt werden. Kohärenz und eine hohe Ambiguitätstoleranz sind vielmehr unabdingbar, um unter den Voraussetzungen fragmentierter Alltagserfahrungen gesund zu bleiben. Das Fehlen von Kohärenz nämlich hat schwerwiegende gesundheitliche Konsequenzen, und die Unsicherheit der eigenen Identität erzeugt individuelles Leiden.

### **1.3. Identitätsverunsicherungen und narzißtische Störung**

Die Selbstverwirklichungsoptionen aktueller Identitätsmuster changieren zwischen kreativer Lebenserfüllung und situativen, äußerlich bleibenden und daher nicht identitätsgestützten Anpassungsvorgängen an Moden und Trends. Unsicherheit der Identität und Mangel an Kohärenz - die verstanden wird als „reflexive Achtsamkeit für die Erarbeitung immer wieder neuer Passungsmöglichkeiten“ (Keupp) - erzeugen individuelles Leiden und beschwören die Gefahr psychischer Fragmentierung herauf.

Der Kampf um die Kohärenz der Selbsterfahrungen, so haben Keupp u.a. (1999: 94) konstatiert, „mag in der Spätmoderne schwieriger geworden sein, aber er ist unabdingbar, um der Gefahr der Auflösung zu begegnen. Wie bei der Frage nach Identität geht es auch bei der nach Kohärenz nicht - mehr - um ein Ja oder Nein, sondern um den Herstellungsprozeß, um Strategien und um mögliche ‚Schmerzgrenzen‘, das heißt Situationen, in denen es tatsächlich zu einer Überlastung des einzelnen kommt.“ Die Schmerzgrenzen, davon haben wir auszugehen, sind niedriger geworden - die „Spaß“-Gesellschaft kennt nur geringe Toleranz für Leiden -, aber auch diffuser und schwerer bestimmbar.

Mit den möglichen *Schmerzgrenzen für psychosoziale Überlastungen*, mit den *Verunsicherungen der Identität* und ihren *Bewältigungsversuchen* hat sich seit ihrer Entstehung die Psychoanalyse befaßt. Sie hat in Theorie und Praxis die Tiefenschichten und Schattenseiten der Persönlichkeitsstruktur ausgelotet und viel zum Verständnis der inneren (meist unbewußten) Bedingungen gescheiterter Identitätsbildungsprozesse beigetragen.<sup>55</sup> „Die Psycho-

---

erlaubt es dem Subjekt, sich im Schnittfeld seiner Wünsche und den Erwartungen anderer zu positionieren und flexibler mit den Anforderungen umzugehen.

<sup>55</sup> Zur Unterscheidung des *Identitäts-Begriffes* und der psychoanalytischen Begrifflichkeiten von *Ich* und *Selbst*:

Das *Selbst* wird in der Selbstpsychologie (Narzißmustheorie, s.u.) als konstituierender Teil der Persönlichkeit in ihrer Ganzheit begriffen. Es ist von Kohut folgendermaßen definiert worden: „Das Selbst (...) ist ein tiefenpsychologisches Konzept und bezieht sich auf den Kern der Persönlichkeit, der aus verschiedenen Bestandteilen im Zusammenspiel mit den

analyse, die das Schicksal der individuellen, im Infantilen wurzelnden Wünsche und idiosynkratischen Trieb- und Liebesbedürfnisse in der Dynamik der gewordenen Persönlichkeit erforscht, macht damit hinsichtlich der Identitätsbildung - wie flexibel oder erstarrt sie jeweils sein mag - immer das im Unbewußten aufbewahrte Nicht-Identische zum Thema. Darin liegt einer ihrer genuinen Beiträge zur Identitätsdebatte.“ (Bohleber 1997: 94)

Die Psychoanalyse stellt ein umfangreiches Arsenal von theoretischen Konzepten über Struktur und Funktion des Seelischen sowohl im Bereich des „normalen“ als auch des pathologisch auffälligen Erlebens und Verhaltens bereit. Diese haben zeigen können, daß sich in der Persönlichkeit Erwachsener Teilaspekte einer verbliebenen Kindlichkeit auffinden lassen, und daß vor allem unter dem Druck belastender Realerfahrungen auf frühere Befriedigungs-, Erlebens- und Verhaltensformen zurückgegriffen wird. Von einer einheitlichen Theorie der Psychoanalyse kann indes kaum gesprochen werden; es gibt sehr heterogene Richtungen und Schulen, die aus Abspaltungen hervorgegangen sind und mitunter neue Abspaltungen begründet haben.

Freud hatte noch an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert vornehmlich solche Ängste diagnostiziert, die mit Konflikten zwischen Trieb und Moral - intrapsychisch verkörpert als strenges, rigides und treibfeindliches Über-Ich

---

frühesten Selbst-Objekten des Kindes entstanden ist. Es enthält die grundlegenden Bestrebungen einer Persönlichkeit, ihre zentralen idealisierten Ziele, die grundlegenden Begabungen und Fertigkeiten, die zwischen Strebungen und Zielen vermitteln - all das verbunden mit dem Gefühl, eine Einheit in Raum und Zeit zu sein, Empfänger von Eindrücken und Initiator von Handlungen.“ (Kohut 1975; zit. nach Rost 1987: 67)

Im Unterschied zum *Ich* hat das *Selbst* empirische Korrelate, wohingegen das *Ich* ein abstraktes Konstrukt darstellt. Es handelt sich um eine psychische Substruktur, die auch als zentrale Schalt- und Funktionsinstanz bezeichnet werden kann. „Das Ich muß den Kompromiß, die Synthese zwischen den emotionalen Grundbedürfnissen des Menschen (Es), dem, was der Mensch sich moralisch gestatten kann (Über-Ich) und den Erfordernissen und Realitäten der äußeren Wirklichkeit (soziale und materielle Umwelt) herstellen.“ (Hoffmann/ Hochapfel 1992: 15)

*Identität* wiederum meint das *Selbst* im Kommunikationszusammenhang mit anderen *Selbsten*. Identität kann nur in der Beziehung zu einem bedeutungsvollen Anderen gebildet werden. Ein erster Vorläufer des Identitätsgefühls ist die Erfahrung, sich selbst im *Spiegel Mutter*, d.h. in ihren Reaktionen auf die eigenen Bedürfnisäußerungen, zu erkennen.

Das Identitätskonzept verknüpft beide Aspekte des Selbst, Autonomie und Zugehörigkeit. Bohleber (1997: 113) hat das *Identitätsgefühl* als ein „aktives inneres Regulationsprinzip“ bezeichnet, „eine übergeordnete Regulationsinstanz (...), die Handlungen und Erfahrungen daraufhin überprüft, ob sie zu einem passen, das heißt, ob sie in die zentralen Selbst-Repräsentanzen, die für das Identitätsgefühl den Bezugsrahmen abgeben, integrierbar sind.“ Keupp u.a. (1999: 226) sehen im *Selbstgefühl* und im *Kohärenzgefühl* zwei Aspekte des *Identitätsgefühls*: „In unserem Verständnis enthält das Identitätsgefühl sowohl Bewertungen über die Qualität und Art der Beziehung zu sich selbst (Selbstgefühl) als auch Bewertungen darüber, wie eine Person die Anforderungen des Alltags bewältigen kann (Kohärenzgefühl). Das Identitätsgefühl entstehe „aus der Verdichtung sämtlicher biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematisierung und der Teilidentitäten.“ (a.a.O.: 225)



- in Verbindung standen: Kastrationsangst, Ödipuskomplex und Triebängste.<sup>56</sup>

In der *neueren psychoanalytischen Theoriebildung*<sup>57</sup> finden wir weniger das mächtige Über-Ich als vielmehr einen Mangel an innerer Strukturbildung sowie Ich-Schwäche, die psychogenetisch bedeutsam sind für sogenannte *frühe* oder auch *präödiipale* Störungen. Die entsprechenden Störungsbilder, die seit den 60er und 70er Jahren gehäuft diagnostiziert werden, sind nicht mehr - wie noch die klassischen Neurosen - von eingrenzbaeren symptomatischen Auffälligkeiten bestimmt, sondern sie affizieren die Persönlichkeit in ihrer Grundstruktur. Da hierbei die psychische Instanz des Ich in ihren regulierenden und vermittelnden Funktionen beeinträchtigt ist, ist auch von einem *ichstrukturellen Defizit* gesprochen worden.<sup>58</sup>

Patienten mit einem ichstrukturellen Defizit leiden regelmäßig an einer Identitätsdiffusion, die - wie andere Merkmale dieses Defizits auch - zurückgeht auf frühkindliche Bildungsprozesse: Widersprüchliche Selbstvorstellungen und gespaltene Objektbilder konnten im Verlauf dieser Entwicklung nicht zu einer stabilen Ich-Identität integriert werden. „Solche Patienten erleben sich dann wechselnd zum Beispiel als omnipotent oder völlig wertlos, klagten über Gefühle der inneren Leere und Langeweile, des ‚Nicht-wissens-wer-ich-bin‘. Sie haben nicht das Gefühl, wirklich Subjekt ihrer Handlungen zu sein, empfinden sich statt dessen als marionettenhaft und ständig im Begriff, eine Rolle zu spielen, mit der sie sich nicht voll identifizieren können. Die Geschlechts-Identität bleibt brüchig, dauerhafte Lebensziele können nicht (oder nicht realistisch) formuliert werden. Es kommt häufig zu typischen Ersatzhandlungen, mit denen versucht wird, die quälende innere Leere zu überbrücken (Sucht, schmerzhaftes Selbstverletzungen, bewußtes Aufsuchen von Risiken u.ä.).“ (Rohde-Dachser 1983: 88)

---

<sup>56</sup> Auf der Grundlage der von Freud entwickelten Triebpsychologie und dem *topographischen Modell* werden die Ursachen von Neurosen und anderen Störungen in verdrängten Triebkonflikten gesehen.

<sup>57</sup> Die *Ich-Psychologie* (Heinz Hartmann) wurde besonders im amerikanischen Exil zur vorherrschenden Konzeption der Psychoanalyse. Sie begreift „viele Störungen und insbesondere solche, die über die ‚klassischen Neurosen‘ hinausgehen, als Resultat von Entwicklungsdefiziten, die zu einer Schwäche des Ichs gegenüber ‚Es‘ und ‚Überich‘ führen und in der Behandlung durch eine Stärkung und Reifung des Ichs zu bearbeiten sind.“ (Rost 2000: 465) Diese Konzepte wurden seit den sechziger Jahren als zu anpassungsorientiert und mechanistisch kritisiert. Als Abgrenzung zu ihnen initiierte Heinz Kohut die *Selbstpsychologie*, deren Vertreter in jüngerer Zeit häufiger auf moderne Verfahren der Säuglingsforschung zurückgreifen. (vgl. Rost 2000: 465)

<sup>58</sup> Balint (1968) hat bei Individuen mit einer „Grundstörung“ einen Ichdefekt ausgemacht, eine Ichschwäche, die unter normalen Umständen unbemerkt bleibe, sich aber unter Belastungsdruck als Bruchstelle erweise, in die dann primitiv gebliebene Triebenergie einschleusen würde.

Neben der modernen *Selbstpsychologie* und der *Narzißmustheorie* hat die *psychoanalytische Objektbeziehungstheorie*<sup>59</sup> wesentliche Beiträge zum Verständnis dieser individuellen Zustandsbilder und Störungsformen geliefert. In diesen Ansätzen gewinnt die Dimension zwischenmenschlicher Beziehungen eine zentrale Bedeutung für das Verständnis individueller Auffälligkeiten und Erkrankungen. Sie betrachten „die Organisation der libidinösen Triebe in systematischer Verschränkung mit den frühkindlichen Beziehungen zu anderen Personen (...), um zu einer komplexeren und differenzierteren Sicht der Ich-Entwicklung zu gelangen.“ (Honneth 2000: 1094) So kann die Bildung psychischer Struktur als ein konfliktreicher Vorgang der Verinnerlichung von Interaktionsbeziehungen konzeptualisiert werden.

Die objektpsychologischen Ansätze haben zeigen können, daß das Ich als isoliertes Ich eine Fiktion darstellt; vielmehr bildet es sich in der Spiegelung und Auseinandersetzung mit den für seine Entwicklung wichtigen Bezugspersonen. Sein stärkster Antrieb ist das Bedürfnis nach Herstellung und Aufrechterhaltung einer jeweils optimalen Art der Beziehung zu diesen (was in den frühesten Phasen der Entwicklung in der Regel die Mutter ist).<sup>60</sup> Die erste Ich-Organisation, als Niederschlag der Objektbeziehungen und Triebimpulse, resultiert aus dem Erleben von Befriedigung und Nichtbefriedigung, sie bewegt sich zwischen den Polen drohender Vernichtung und Wiederherstellung des Wohlbefindens. Wenn befriedigende Erfahrungen überwiegen, entwickelt sich „Urvertrauen“ (Erikson) und der frühe Aufbau des Ichs geht dann *lautlos* vor sich; mangelnde Zuwendung und fehlende Empathie indes werden als bedrohlich erlebt.

---

<sup>59</sup> Die in den dreißiger Jahren im britischen Exil durch Melanie Klein und W.R.D. Fairbairn entwickelte *Objektbeziehungstheorie*, auch *Britische Schule* der Psychoanalyse genannt, befaßt sich mit den frühesten postnatalen Zuständen, den ersten Versuchen des Kindes, zur Welt eine Beziehung aufzunehmen und sie zu ordnen, der allerfrühesten Entwicklung seiner Identität. „Besonders diese Richtung erforschte die sog. ´frühen´ bzw. schweren psychischen Erkrankungen (Borderlinestörungen und Psychosen) und sah deren Ursache in Spaltungsprozessen in den ersten Phasen frühkindlicher Entwicklung. Hier fanden maligne Prozesse, die Freud in der später (seit 1920) entwickelten Theorie vom ´Todestrieb´ zu erfassen suchte, Berücksichtigung in der psychoanalytischen Theorie und Behandlung.“ (Rost 2000: 465)

<sup>60</sup> Nach Mertens (1981: 43 f.) sind es vor allem drei Forschungsbereiche, die dazu geführt haben, daß der Theorie der Objektbeziehungen ein wichtiger Stellenwert für die zeitgenössische psychoanalytische Theoriebildung eingeräumt worden ist: a) direkte Beobachtungen an Säuglingen und Kleinkindern, die den normalen Entwicklungsprozeß des Kindes untersuchen; b) Direktbeobachtung von familiären Interaktionen, von analytisch orientierten Familientherapeuten seit den fünfziger Jahren vorgenommen; c) die klinische Psychoanalyse, die ihr Augenmerk in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten stärker auf sogen. Frühstörungen (Borderline-Persönlichkeiten, narzißtische Störungen) richtete, und die aufgrund der andersartigen Störungen und Symptome des Klientels ein größeres theoretisches Interesse an der Erforschung der Objektbeziehungen entwickelte.

### 1.3.1. Psychoanalytische Konzepte einer narzißtischen Persönlichkeitsstörung

Diagnostisch bilden die sogenannten *narzißtischen Störungen* die bedeutendste Gruppe im Bereich der strukturellen Persönlichkeitsstörungen. Kohut (1971) zufolge läßt sich die Symptomatik, derentwegen narzißtisch gestörte Patienten sich in therapeutische Behandlung begeben, von diesen häufig nur ungenau und vage beschreiben. Meist werden nur sekundäre Beschwerden erkannt und benannt wie z. B. Arbeitsstörungen oder Neigungen zu perversen Handlungen. Das manifeste Krankheitsbild wird erst mit dem Fortschritt der Therapie für den Patienten zunehmend deutlicher; seine wesentlichen Merkmale bestehen aus schweren Selbstwertproblemen, intensiven Gefühlen der Leere, Sinnlosigkeit und Depression und einer starken Schamanfälligkeit und Kränkbarkeit.

Gegenüber anderen pathologischen Spielarten, wie etwa dem Borderline-Syndrom, zeichnen sich narzißtisch gestörte Patienten durch ein relativ kohärentes Selbst aus, das nur anlässlich von Kränkungen zu zeitweiliger Fragmentierung neigt. „Im Unterschied zu den üblichen Borderline-Patienten verfügen (...) viele narzißtische Persönlichkeiten über eine relativ gute soziale Anpassung und Funktionstüchtigkeit, eine bessere Impulskontrolle und ein Potential von - sagen wir: ‚Pseudosublimierungen‘, nämlich eine Befähigung zu sehr aktiver und beharrlicher Arbeit in bestimmten Bereichen, die ihnen eine teilweise Erfüllung ihrer Größenambitionen ermöglicht und Bewunderung von anderen verschafft.“ (Kernberg 1975: 263 f.) Ihre oberflächliche Funktionsfähigkeit läßt sie über weite Strecken als kreativ und produktiv erscheinen. Betrachtet man diese Produktivität jedoch länger und genauer, so stößt man auf Anzeichen von Oberflächlichkeit und Mangel an Tiefe, bis schließlich die Leere und Substanzlosigkeit hinter der glänzenden Fassade nicht mehr zu übersehen sind.

Als Kern der narzißtischen Persönlichkeitsstörung sieht Kohut einen Stillstand bzw. eine Blockierung in der normalen Entwicklung des Narzißmus von primitiven zu reifen Formen an, eine mangelhafte Umformung archaischer Impulse. Psychogenetisch entsteht seiner Theorie zufolge die Grundlage für eine narzißtische Störung dadurch, daß das Kind in seinem Bedürfnis nach spiegelnder Aufmerksamkeit durch seine primären Bezugspersonen, insbesondere die Mutter, frustriert wird. Es muß narzißtische Bestätigung entbehren, kann den „Glanz im Auge der Mutter“ (Kohut) nicht erleben. Ein solches Kind ringt von Beginn an um seine Identität. Es bleibt an ein „archaisches Größen-Selbst“ fixiert, das sich selbst als fabelhaft imaginiert. Da die Eltern nicht als angemessen befriedigend und versagend erlebt werden konnten, wird zugleich auch das Bedürfnis des kleinen Kindes, die Eltern idealisieren zu wollen, frustriert; damit aber können sie auch nicht

entidealisiert werden. Das Kind bleibt innerlich an Größenphantasien wie an idealisierte Eltern-Bilder gebunden.<sup>61</sup>

In deskriptiver Hinsicht hat Kernberg (1975) ein ähnliches Zustandsbild gezeichnet. Seinen klinischen Erfahrungen zufolge zeigen Menschen mit narzißtischen Persönlichkeitsstörungen „Anzeichen von Größenphantasien, Minderwertigkeitsgefühlen und übermäßigem Angewiesensein auf Bewunderung und Bestätigung durch andere in wechselnder Zusammensetzung.“ (Mertens 1981: 153)

Anders als Kohut, der beim Studium der intrapsychischen Mechanismen der Selbstwertregulation und deren Störungsformen stehenbleibt, interessiert sich Kernberg insbesondere auch für die mit diesen einhergehenden spezifischen Störungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen sowie für die Qualität der verinnerlichten Objektbeziehungen. „Nach Kernbergs Beobachtung fallen narzißtisch gestörte Patienten durch ein ungewöhnliches Maß an Selbstbezogenheit im Umgang mit anderen Menschen auf. Sie haben wenig Empathie für die Gefühle anderer und leiden unter schweren Mängeln der Liebesfähigkeit. Als zentrales Merkmal betrachtet Kernberg die Unfähigkeit, eine echte Abhängigkeit von anderen Menschen zu entwickeln, weil sie zutiefst mißtrauisch sind und andere verachten. Kernberg hebt besonders den starken Neid auf andere hervor und die Neigung, diejenigen Menschen zu idealisieren, von denen narzißtische Zufuhren zu erwarten sind, sowie die Tendenz, andere, von denen nichts (oder nichts mehr) zu erwarten ist - häufig die früheren Idole - zu entwerten und mit Verachtung zu strafen.“ (a.a.O.: 153)

Andere Menschen werden durch die narzißtische Persönlichkeit überwiegend wie leblose Schatten oder Marionetten erlebt; daneben erscheinen sie ihm entweder als idealisierte „Stellvertreter“ der eigenen Person oder aber als gefürchtete Feindbilder. „Was besonders auffällt, ist das Fehlen echter Gefühle von Traurigkeit, Sehnsucht, Bedauern; das Unvermögen zu echten depressiven Reaktionen ist ein Grundzug narzißtischer Persönlichkeiten.“ (Kernberg 1975: 263)<sup>62</sup>

---

<sup>61</sup> Nicht mehr der „schuldige“ Mensch der Freudschen Ära hat Kohut zufolge im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, sondern der „tragische“ Mensch der Moderne. „Jener, der ‘schuldige’, sei erkrankt, weil innere Konflikte, die aus einer Überstimulierung herrühren, ihn bedrängten; dieser, der ‘tragische’, aber erkrankte aus der empathischen Indifferenz seiner Umwelt her, was zu einem Gefühl der Entfremdung führe.“ (Jaeggi 1998: 72)

<sup>62</sup> „Narzißtische Patienten erleben ihre Beziehungen zu anderen häufig als reines Ausnutzungsverhältnis - ‘wie man eine Zitrone ausquetscht und den Rest wegwirft’. Das heißt: andere Menschen gehören entweder zur Kategorie derer, die noch etwas an ‘Nahrung’ zu enthalten scheinen, was man aus ihnen herausquetschen kann, oder sie sind bereits ausgequetscht und daher wertlos. Manchmal jedoch scheinen diese nur mehr schattenhaften äußeren Objekte plötzlich sehr mächtige und bedrohliche Züge anzunehmen, nämlich dann, wenn der Patient auf andere Personen die primitiven Züge seines Über-Ichs und seine eigenen ausbeuterischen Tendenzen projiziert. Seine Einstellung anderen Menschen gegenüber ist also von zweierlei Art: entweder verächtlich - er hat die anderen ausgenutzt, soweit er sie

Wichtigster ätiologischer Faktor ist für Kernberg der Einfluß dominierender, kalter, narzißtischer und zugleich überfürsorglicher Mütter. Dem Kind werden durch „kaltherrige Elternfiguren mit einem starken Maß an verdeckter Aggression“ (a.a.O.: 270) Enttäuschungen zugefügt, die in ihm starke Affekte von Zukurzkommen, Wut und Aggression erzeugen. Das Gefühl, im Grunde ungeliebt zu sein und allenthalben nur auf Rachsucht, Neid und Haß zu stoßen, wird dann vom Kind abgewehrt und kompensiert durch die Überzeugung, „etwas Besonderes zu sein“.

Im Unterschied zur „Pseudoselbstgenügsamkeit“ des Narzißten ist die *Borderline-Persönlichkeit* durch einen intensiven „Objekthunger“ charakterisiert. (vgl. Wernado 1993: 277 f.) Ein solches Individuum ist förmlich darauf angewiesen, die eigenen inneren konflikträchtigen Themen - Angst, Hilflosigkeit, Ohnmacht - in sozialen Interaktionszusammenhängen abzuhandeln - meist, indem bei anderen „containert“ wird, was an der eigenen Person nicht wahrgenommen werden darf und daher nicht „verstoffwechselt“ werden kann. Die Borderline-Persönlichkeit zeichnet sich durch eine schwer kontrollierbare Regressionsneigung aus, deren Fluchtpunkt die vollständige Spaltung sowohl ihrer inneren Gefühlswelt als auch der Wahrnehmung ihrer Mitmenschen in absolut „gute“ und absolut „böse“ bildet.<sup>63</sup>

### 1.3.2. Der „Bruchstück-Mensch“ als psychologische Signatur des Zeitalters

Weiter oben sprachen wir von den *proteischen Selbstverwirklichern* und ihrer guten Anpassung an gesellschaftliche Leistungsnormen. Trotz - oder wegen - ihres angepaßten „Funktionierens“ aber leiden sie häufig an einer in seelische Tiefendimensionen hinabverweisenden *inneren Leere*, die symptomatisch als schleichende Unzufriedenheit und Dysphorie zutage tritt.

Wir widmen uns nun exemplarisch einem Beitrag, der die inneren psychischen Bedingungen dieses narzißtischen Leidens und dessen Synchronisati-

---

brauchte, und jetzt sind sie ihm nur noch lästig - oder aber ängstlich: die anderen könnten ihn angreifen, ausnutzen, ihn mit Gewalt von sich abhängig machen wollen.“ (Kernberg 1975: 268)

<sup>63</sup> Das Denken solcher Menschen „ist von Mißtrauen, Aggressivität und Schwarz-Weiß-Schemata beherrscht. Sie sind narzißtisch, leicht kränkbar und neigen zu intensiven Wutausbrüchen. Ihren Mitmenschen begegnen sie mit einer rücksichtslos fordernden Haltung und entwertenden Angriffen. Macht und Kontrolle über andere ist ihr bevorzugtes Mittel, um mit ihrer Angst vor Nähe, ihrer schizoiden Kontaktunsicherheit und ihrem mangelnden Vertrauen und Selbstvertrauen umzugehen. In ausgeprägtem Maße zeigen sie eine mangelhafte Angsttoleranz und durchgehend eine sehr geringe Impulskontrolle. Häufig tritt die Neigung zu selbstschädigenden Aktivitäten und zur Suizidalität auf. Das Sexualleben ist regelmäßig durch sexuelle Perversionen gekennzeichnet.“ (Wirth 1999: 108)

on mit gesellschaftlichen Prozessen zu analysieren versucht hat, der Studie *Der Bruchstück-Mensch* (v. Minden 1988). Sie macht bereits im Untertitel das Persönlichkeits- und Gesellschaftsbild des Autors programmatisch kenntlich: „Psychoanalyse des frühgestört-neurotischen Menschen der technokratischen Gesellschaft“.

Ausgangspunkt der Analyse v. Mindens ist dessen Beobachtung, daß viele der Patienten, die heute einen Psychoanalytiker aufsuchen, ein Identitätsdefizit empfinden würden, daß sie tiefer gestört und echter Existenzangst viel näher seien, als dies etwa bei den Patienten Freuds um die Zeit der Jahrhundertwende in Wien der Fall gewesen sei. Die narzißtische Störung dieser Menschen zeige sich in einer chronischen Unsicherheit des Selbstwertgefühls und damit zusammenhängend einer gestörten Beziehungsfähigkeit zu ihnen nahestehenden Menschen, zu denen tiefergehende Affektbindungen bestünden. Sie würden offen an peinigenden Selbstzweifeln, einer gleichsam mimosenhaften Überempfindlichkeit und einer stets paniknahen Angst vor Kränkungen leiden.<sup>64</sup>

Neben diesen Menschen, die „offen an ihrer narzißtischen Störung leiden“ (v. Minden), sei nun insbesondere bei einem breiten Segment von Angehörigen der mittleren bis oberen Führungsschichten der technokratischen Gesellschaft ein bestimmter Typus „eines nach außen hin normalerweise gut funktionierenden Leistungsmenschen“ (v. Minden 1988: 9) weit verbreitet.

Die zunehmende Kälte und Unpersönlichkeit der postindustriellen Gesellschaft - v. Minden bezeichnet sie als technokratische - bedinge ein folgenreiches Ungleichgewicht zwischen zwei verschiedenen Bereichen menschlicher Entwicklung und Reifung, die aber beide gleich wichtig seien: „Dem Bereich des in der modernen Arbeitswelt vorwiegend geforderten, hochtrainierten Intellekts und des Willens auf der einen Seite und dem Bereich eines dahinter zurückbleibenden, steckengebliebenen Reifungsprozeß des Gefühls auf der anderen.“ (a.a.O.: 9 f.)

---

<sup>64</sup> „Solche Menschen leben in einem permanenten inneren Dilemma. Entweder sie gehen aus ihrer Isolierung heraus, wagen trotz ihrer Ängste und Überempfindlichkeit Vorstöße ´hinaus ins Leben´ und setzen sich den manchmal auch rauen Winden einer gefühlsmäßig tieferen Berührung mit Menschen der Außenwelt aus. Dann erleben sie meist nur wieder - und nach einem sich wiederholenden Muster - schwere Einbrüche des Selbstwertgefühls und quälende Zusammenbrüche des Ichs, die in lang andauernde Zustände des sich total lebensunfähig und mindertwertig Fühlens einmünden.“ (v. Minden 1988: 15) Der Betreffende weiche in der Konsequenz jeder gefühlsgeladenen, existentiell wichtigen Situation des Du oder in einer Gruppe aus, worauf sich dann aber bald die andere Seite des Dilemmas zeige: „Nach einer oft nur kurzen Phase der Erleichterung machen sich Empfindungen einer wachsenden Verarmung und Vergrauung des Daseins immer mehr bemerkbar und ein Grundgefühl des Versagens, der Leere und der Sinnlosigkeit wird immer stärker. Von einem gewissen Punkt an verschärft sich dann wieder der Druck, es doch noch einmal mit einem Ausbruch aus der gefühlsmäßigen Selbstisolierung zu versuchen. Innerlich gibt man sich einen Ruck ´Ich kann doch nicht mein Leben lang vor so etwas davonlaufen´ - und der verhängnisvolle Kreislauf beginnt von neuem.“ (a.a.O.: 16)

Dieses Ungleichgewicht begünstige die Herausbildung eines Menschen-Typs, „bei dem ein auf Höchstentwicklung trainierter Intellekt und ein auf äußerste Anstrengung getrimmter Wille in keinem Verhältnis stehen zu einer Unreife des Gefühls, einer Infantilität des Phantasielebens, einer unbewußten Tendenz zur Aggressivität und einer Verkümmernng von Mitmenschlichkeit, die in wichtigen, affektgeladenen Beziehungen zu Bezugspersonen transparent werden.“ (a.a.O.: 9)

Aus seiner kreativen und anspruchsvollen Tätigkeit beziehe dieser Typus aber immerhin so viel an Gratifikationen, daß er sich der Fragilität seines Selbstwertgefühls in der Regel nicht bewußt sei; ihm bleibe gleichsam das narzißtische Leiden an sich selbst verborgen. Diesen Menschen gelänge es mittels einer Spezialisierung auf bestimmte Fähigkeiten im Bereich beruflicher Leistungen, „sich ein gewisses Maß an Erfolgserleben und von außen kommende Selbstbestätigung zu verschaffen. Die äußere Anerkennung ihres guten Funktionierens als hochtrainiertes Arbeits-Ich gibt diesen Menschen zumindest für die Dauer gewisser Phasen beruflichen Aufstiegs und materiellen Gewinns eine Pseudo-Sicherheit, verleiht ihnen ein Als-Ob-Selbstwertgefühl. Ängste und Selbstwertzweifel, die trotz dieser äußeren Anerkennung aus dem Unbewußten andrängen, können so lange Zeit hindurch kompensiert und am Durchbruch gehindert werden. Trotzdem bleibt der Unruheherd der im psychischen Untergrund wühlenden Selbstwertzweifel im psychoökonomischen Gesamthaushalt nicht ohne Folgen. Ein solcher Mensch kann sein Alltagsleben nie unbefangen leben, mit einem jeweils angemessenen Maß an Interesse und Energie auf eine bestimmte Sache oder Person hin störungsfrei bezogen. Immer schiebt sich etwas Sach- und Personfremdes dazwischen. In einer dem Betreffenden unbewußten Weise bleibt die Regulierung des Selbstwertgefühls, die Auspendelung des narzißtischen Gleichgewichts auf einen bestimmten krisensicheren Pegelstand, oberstes Gesetz, ein Zwang, dem er ständig unterworfen ist. Das wirkt sich im Ablauf des Alltagslebens wie ein kraftverschleißender Reibungsverlust aus, wie ein Fahren mit permanent leicht angezogener Bremse, das vom Fahrer unbemerkt bleibt. Dazu kommt als weiterer erschwerender Faktor ein ebenfalls unbewußter ständiger Bedarf an das Selbstwertgefühl stützender, narzißtischer Fütterung durch Bezugspersonen, der diese Menschen kennzeichnet und der nicht selten zu ihrer Achillesferse wird, weil er mit ihren Allmachtsphantasien und ihrer Autarkieideologie schwer vereinbar ist.“ (a.a.O.: 17) Sie verstehen es meist sehr geschickt, sich Gefühle eigener Kraft und Stärke in Surrogatform zu verschaffen und ihre eigene Schwäche projektiv an Bezugspersonen im privaten und beruflichen Umfeld abzuhandeln, die sie dann entsprechend abwerten und verachten.

v. Minden, der sich selbst in der Tradition der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie verortet, betrachtet die von ihm beschriebenen Störungsformen klinisch als Mischstruktur von Neurose und Borderline-

Symptomatik.<sup>65</sup> Anders als bei neurotischen Erkrankungen, die auf Triebkonflikte zurückgehen, resultieren die Schwierigkeiten dieser Patienten aus Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen bewußten und unbewußten Teilen ihres Ich; diese Spannungen „gehen zurück auf ungelöst gebliebene Konflikte, Kränkungserfahrungen und Angsterlebnisse des kleinen Kindes, (...)“ (a.a.O.: 42)

Das Ich ist gleichsam aufgesplittert in ein Verbundsystem von Teil-Ichen, die fest verknüpft sind mit entsprechenden sehnsuchts-, angst- und haßerfüllten Bildern von Bezugspersonen aus der Zeit eines ungelösten Ambivalenzkonflikts der ersten Lebensjahre. Auf einem brüchigen Grund errichtet und strukturell defekt geblieben, konstituiert sich das Ich dieser Patienten gleichsam als „NotIch“. Während es in Normalsituationen arbeits- und aktionsfähig bleibt, läuft es im Fall seelischer Krisen, bei Zusammenbrüchen des überaus störanfälligen Regulationssystems des Selbstwertgefühls, ständig Gefahr, von den zwei abgespaltenen Subsystemen - der Sehnsuchts- und der Haß-Komponente des ungelöst gebliebenen Zwiespalts der Ambivalenzkrise - überschwemmt und ausgelöscht zu werden. Das Ich ist mithin „die wahre Angststätte, das eigentliche Schlachtfeld, auf dem das ungelöst gebliebene Sehnsuchts/ Angst/ Haßdilemma des Frühgestörten ausgetragen wird. Es ist in steter Unruhe, den mühsam genug hergestellten Kompromiß zwischen reiferen und primitiv gebliebenen Ichteilen, der in Normalsituationen durchaus tragfähig ist, gegen Gefahren abzusichern (...)“ (a.a.O.: 57)

Mit der Bildung des „NotIchs“ ist ein hoher Preis gezahlt worden: v. Minden zufolge ist und bleibt es ein Ersatz-Ich, ein „falsches Selbst“ - das Ergebnis einer narzißtischen Deformation des Individuums.

### 1.3.3. Exkurs: Das „falsche Selbst“

Mit dem pathologischen Phänomen des „falschen Selbst“ oder der - auch von v. Minden so genannten - „Als-ob-Persönlichkeit“ beschäftigen sich Psychoanalytiker seit mehr als 40 Jahren; sie versuchen damit die chamäleonhafte, reflexartige Anpassung an die Erwartungen des sozialen Gegenübers begrifflich zu fassen, die diese Patienten auszeichnet.

Individuen mit einem „falschen Selbst“ „sind mißtrauisch, ohne paranoid zu sein, stets in leichter Distanz zu den Mitmenschen und emotional unengagiert, ohne schizoid zu sein. Befragt man sie nach ihren Bedürfnissen und Sehnsüchten, so scheinen sie unfähig zu sein, sich darüber äußern zu können. Sie scheinen neben sich zu stehen und können sich selbst nicht wirklich spüren. Das Leben wird für diese Menschen zu einer permanenten Übungssituation, bei der sie lernen müssen, sich anzupassen, ohne unangenehm

<sup>65</sup> Die diffizile Strukturtheorie, die v. Minden als Verstehensmodell dient, wird im Anschluß an die britische Objektbeziehungstheorie, insbes. in der Spielart von Fairbairn, entfaltet. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, dies im einzelnen nachzuzeichnen.



aufzufallen. Dazu können sie hoch entwickelte Techniken und Kompetenzen für die Interaktion mit ihren Mitmenschen entwickeln und spielen doch immer eine Rolle, ohne sich dessen bewußt zu sein oder sich davon distanzieren zu können.“ (Mertens 1981: 165)

Miller (1979) hat in ihren Studien die Bereitschaft von Kindern beschrieben, in der Interaktion mit den Eltern sehr früh deren Bedürfnisse zu erspüren und sich daran anzupassen. Wenn kindliche Gefühle wie Zorn, Empörung, Verzweiflung, Neid, Angst von wenig empathischen, kränklichen, autoritären oder gefühlsstumpfen Eltern nicht wahrgenommen oder unterdrückt werden, kommt es zu einer emotionalen Verunsicherung und Verarmung.

Nach Winnicott hat das Individuum mit einem „falschen Selbst“ als Kleinkind in der symbiotischen Phase keine zuverlässige Erwartungshaltung darüber entwickeln können, daß sein Wünschen und Sehnen zur Befriedigung führt. Anders als bei Kindern, die ein „good enough mothering“, eine haltende mütterliche Zuwendung und Bestätigung, erfahren haben, waren die Mütter dieser Patienten nicht in einem empathischen Kontakt mit ihren Babys. In der ganz frühen Zeit, wo das Kind sich noch nicht als getrennt von der Mutter erlebt, kann es dieses mütterliche Versagen noch nicht der Mutter zuschreiben. Es erfährt stattdessen den Ausfall an Sicherheit und empathischer Zuwendung als eine Unterbrechung seines Existenzgefühls, der „Kontinuität des Seins“, was zu panischer Angst und zum Verspüren einer inneren Not führen kann. „Die Folge jedes Versagens der mütterlichen Fürsorge ist (...), daß die Kontinuität des Seins durch Reaktionen auf die Folgen dieses Versagens unterbrochen wird, woraus eine Ich-Schwächung resultiert.“ (Winnicott 1965: 67)

Das zu diesem Zeitpunkt von seiner Mutter noch völlig abhängige Kind muß von Anfang an um seine Identität ringen. Es bleibt ihm letztlich keine andere Chance, als sich an die Reaktionsmuster seiner Mutter anzupassen. „Diese Gefügigkeit auf seiten des Säuglings ist das früheste Stadium des falschen Selbst und gehört zur Unfähigkeit der Mutter, die Bedürfnisse ihres Säuglings zu spüren.“ (a.a.O.: 189) So lernt das Kind nach und nach, auf seinen eigenen Rhythmus seiner Bedürfnisse zu verzichten und sich mit einer ungeheuren Sensibilität an die Angebote seiner Mutter anzupassen. Auch später noch bleiben die eigenen Bedürfnisse und Wünsche - statt zur Quelle eines Gefühls von Lebendigkeit und Autonomie zu werden - eine bedrohliche Gefahr für die Beziehung zu den Mitmenschen. „Aufgrund der tiefgreifenden Anpassung an die mütterlichen Bedürfnisse und Reaktionen konnte sich kein Gefühl für ein eigenes Selbst ausbilden, sondern nur eine hochentwickelte Kompetenz, die Erwartungen der Mutter und später anderer Menschen mit einer seismographischen Sicherheit zu erspüren und sich danach auszurichten. Diese Kinder fallen in späteren Entwicklungsphasen durch ihre Stillheit und ‚Gefügigkeit‘ auf, (...)“ (Mertens 1981: 165 f.)

### 1.3.4. Die „psychische Geburt“ des Individuums

Für die moderne Psychoanalyse ist die Objektbeziehung des Kindes zu seiner primären Bezugsperson in den ersten drei Lebensjahren ein erster entscheidender Knotenpunkt psychischer Entwicklung und Ursprungsort für mögliche Störungen dieser Entwicklung.

Nach den Beobachtungen von Mahler u. Mitarbeitern (1975) findet die „psychische Geburt des Menschen“ in der Zeit vom 4. oder 5. bis 30. oder 36. Lebensmonat statt. Wenn das Kind zum ersten Mal seiner von der Mutter getrennten Existenz gewahr werden kann, es also aus der Symbiose mit der Mutter heraustritt, dann beginnt die Phase der *Loslösung* und *Individuation*. „Loslösung und Individuation kennzeichnen nach Mahler zwei voneinander getrennte, aber im günstigen Fall miteinander parallel laufende Sozialisationsvorgänge. Während die Loslösung über die Entwicklungsschritte der körperlichen Differenzierung, Distanzierung und Abgrenzungskompetenz verläuft, gehört zur Entwicklung der Individuation die Herausbildung intrapsychischer Autonomie. Beide Sozialisationsvorgänge führen im optimalen Fall zur Konstituierung deutlich voneinander abgegrenzter und jeweils kohärenter Selbst- und Objektrepräsentanzen.“ (Mertens 1981: 49 f.)<sup>66</sup>

Mahler et. al. haben diese Entwicklungsphase noch einmal in vier Subphasen unterteilt.<sup>67</sup> Uns interessiert hier besonders die Subphase der *Wiederannäherung*, die den Zeitraum vom ca. 14. oder 16. bis 22. oder 24. Lebensmonat umfaßt. In dieser Zeit läßt sich im Verhalten des Kleinkindes intensive Trennungsangst beobachten. Nach den narzißtischen Höhenflügen der aktiven Welterkundung und der Erprobung eigener Fähigkeiten entwickelt es ein verstärktes Bedürfnis nach einer wieder engeren Beziehung zur Mutter und ist ständig mit der Frage beschäftigt, wo diese sich gerade auf-

<sup>66</sup> Als *Selbstrepräsentanzen* werden in der psychoanalytischen Terminologie die meist unbewußten Vorstellungen, Erinnerungen und Phantasien bezeichnet, die die Person mit sich selbst verbindet; bei den *Objektrepräsentanzen* handelt es sich um die meist unbewußten Vorstellungen, Erinnerungen und Phantasien, die das Individuum von den für seine Entwicklung bedeutsamen Bezugspersonen hat.

<sup>67</sup> Die vier Subphasen im einzelnen:

- Differenzierungsphase: hier entwickelt sich das Körperschema; das Kind unternimmt erste Versuche, sich körperlich aus dem symbiotischen Umkreis mit der Mutter zu lösen; es beginnt die Mutter intensiv zu erforschen und sie mit anderen Personen oder Gegenständen zu vergleichen.

- Übungsphase (ca. ab dem 10. bis 12. Monat): In dieser Phase krabbelt das Kind, es läuft und spricht. Es hat dadurch mehr Möglichkeiten, von der Mutter wegzugehen, kann aber immer wieder Sicherheit und Verlässlichkeit auftanken (*emotional refueling*). Es entwickelt ein altersentsprechendes Gefühl von Größe und Omnipotenz, verbunden mit dem Stolz auf die eigenen Fähigkeiten. Die Mutter ist als sicherheitsspendendes Objekt noch nicht ganz fest im Inneren etabliert. Dafür haben Kinder etwas, das sie über die Trennung hinwegtröstet, sogenannte *Übergangsobjekte* (Winnicott).

- Wiederannäherungsphase (12. - 24. Monat), s.u.

- Konsolidierung der Individualität und Anfänge der emotionalen Objekt-Konstanz (ca. 20. - 36. Monat). (vgl. Mahler et. al. 1975: 72 ff.)

hält. Auf der anderen Seite verteidigt es ebenso intensiv - begleitet durch Jähzornsanfälle und Haßdurchbrüche - seine neugewonnene Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Die Situation des Kindes in der Wiederannäherungsphase wird weiterhin durch den Ärger und die Wut gegen die Eltern kompliziert, die es - aus der kindlichen Erlebensperspektive heraus - versäumen, das Kind vor körperlicher Verletzung und Schmerz zu bewahren, seine Wünsche nun viel häufiger zurückweisen als zuvor und es mit neuen Anforderungen und Verboten konfrontieren (z.B. im Kontext der Sauberkeitserziehung). Der Enttäuschungsärger des Kindes auf seine Eltern, die es doch zugleich auch so intensiv und so sehnsüchtig zur Bedürfnisbefriedigung und Anerkennung seiner kleinen hilflosen Persönlichkeit benötigt, erhöht wiederum die Trennungsangst.

Diese psychisch recht belastende Situation führt zu einem konflikthaften Erleben, das von Mahler u.a. als „Wiederannäherungskrise“ beschrieben worden ist. Diese Wiederannäherungskrise resultiert aus dem Widerstreit miteinander unvereinbarer Bestrebungen und Gefühle: Einerseits will das Kind im 18. bis 24. Lebensmonat von der Mutter schon getrennt, groß und allmächtig sein, andererseits wird es immer stärker seiner Abhängigkeit von der Mutter und seiner Angst vor Liebesverlust gewahr. „In der überwiegenden Zahl der Fälle wechselte die vorherrschende Stimmung zu Unzufriedenheit, Unersättlichkeit und der Neigung zu raschen Stimmungsschwankungen und Wutausbrüchen. Diese Periode war also dadurch gekennzeichnet, daß man die Mutter in schneller Folge abwechselnd wegstieß und sich an sie klammerte: ein Verhaltensablauf, den das Wort 'Ambitendenz' am genauesten beschreibt." (Mahler et. al. 1975: 124 f.)

Das Kind erkennt in dieser Zeit, daß seine Liebesobjekte (die Eltern) getrennte Individuen mit eigenen Interessen sind, und es muß „allmählich und unter Schmerzen (...) die wahnhaftige Vorstellung von seiner eigenen Größe aufgeben, (...)“ (a.a.O.: 104) Die einfühlsame und tolerante Haltung der Bezugspersonen ist während der Wiederannäherungsphase besonders wichtig. Mahler et. al. haben mit Nachdruck die Bedeutung einer „kontinuierlichen emotionalen Verfügbarkeit der Mutter“ (a.a.O.: 104) betont. Von der Mutter wird erwartet, daß sie nun größtes Verständnis für das gelegentlich klein-kindehaft anklammernde Verhalten ihres Kindes zeigt und zugleich seine Bedürfnisse nach Verselbständigung erkennt und akzeptiert. „Eine gefühlsmäßig selbstsichere und ausgeglichene Mutter wird das bislang entwickelte Sicherheitsgefühl, die in Ansätzen bereits vorhandene Selbstachtung und das Gefühl, liebenswert zu sein, weiterhin bekräftigen und dem Kind helfen, seine libidinösen und aggressiven Bestrebungen auf ein und dieselbe Person - die Mutter - richten zu können und damit die Fähigkeit des Kindes zu einer konstanten Beziehung zum Liebesobjekt (Objekt Konstanz) stärken.“ (Mertens 1981: 54)

In dieser Phase ist auch die Rolle des Vaters wichtig, der als ein zwar dem Kind vertrautes, aber doch von der Mutter unterschiedenes Liebesobjekt hilft, daß das Kind in seinem erstarkenden Autonomiestreben nicht der mächtigen Versuchung unterliegt, in die symbiotische Erlebniswelt zu regressieren.

Die Erfahrung, die das Kind in dieser Phase macht, ist die, daß die Objekte sowohl gut als auch böse sind, und daß es selber sowohl gut als auch böse ist (Triebmischung). Gelingt diese Triebmischung nicht, werden in dieser Zeit die Grundlagen für eine Borderline-Pathologie gelegt. Am Ende dieser Phase steht die Objektkonstanz, d.h. die innere Präsenz einer emotionalen Beziehung zu einem Objekt. Diese ist eng legiert mit einer Konstanz des eigenen Selbstbildes.

Nach Mertens (a.a.O.: 56) sind folgende Bildungsprozesse sind für die Erreichung der Objektkonstanz konstitutiv:

„ - das Kind muß die Fähigkeit entwickelt haben, eine symbolische Repräsentation, d.h. eine Objektrepräsentanz der Mutter bilden und diese auch bei zeitweiliger Abwesenheit der Mutter erinnern zu können, um aus dieser Erinnerung ein Gefühl der Sicherheit und der Akzeptierung des vorübergehenden Alleinseins beziehen zu können;

- es muß die mütterliche Objektrepräsentanz mit neutralisierten libidinösen und aggressiven Emotionen erleben können, (...)

- und es muß schließlich eine Vereinheitlichung der guten (befriedigenden, Sicherheit gewährenden) und der bösen (frustrierenden, Unsicherheit und Unbehagen erzeugenden) mütterlichen Teil-Objektrepräsentanzen vornehmen können, (...“

*Gut* und *böse* werden fusioniert und verschmelzen zu einer einheitlichen Wahrnehmung anderer wie der eigenen Person. Das Kind erwirbt eine Ambivalenztoleranz, d.h. die Fähigkeit, einen anderen Menschen zu mögen, auch wenn es Seiten gibt, die an ihm nicht so geschätzt werden; die Fähigkeit, den anderen als Person und nicht nur als Funktion zu sehen, als Person, die erinnert und betrauert werden kann.

Das Kind tritt nunmehr ein in „die Welt der ganzen Objektbeziehungen, in der das Individuum im Grunde als dieselbe Person über den ganzen Zeitraum existiert, in Beziehung zu anderen Menschen, die auch trotz erheblicher Affektverschiebungen und Affektmischungen dieselben bleiben. Neue Erfahrungen kommen zu den alten hinzu, heben diese aber nicht auf; durch die neuen Erfahrungen wird die Vergangenheit nicht negiert. Die Kontinuität der Erfahrung des Selbst und des anderen durch Gefühlszustände der Liebe und des Hasses stellt den Kontext her für die Entwicklung der Fähigkeit zur Ambivalenz.“ (Ogden 1995: 12 f.)<sup>68</sup>

<sup>68</sup> In der letzten der vier von Mahler et. al. definierten Phasen (der Subphase der „Konsolidierung der Individualität und der Anfänge der emotionalen Objekt-Konstanz“) werden die dargestellten Fähigkeiten angereichert und stabilisiert. Die Selbst- und Objektbilder werden

Erreicht das Kind die Fähigkeit zur Ambivalenz - die „depressive Position“ im Sinne M. Kleins - nicht, so bleibt es in seiner psychischen Entwicklung im affektiven Hin und Her der Wiederannäherungsphase stecken. Auf diese Weise werden die Grundlagen für eine im Verlauf des späteren Lebens sich ausprägende narzißtische oder Borderline-Pathologie gelegt. Da ein solcher Mensch keine Konstanz seines Selbstbildes und der Objektbilder hat erwerben können, benötigt er die anderen immer wieder zur Regulierung, zum (Bewunderung heischenden) Auftanken und/oder zur (feindseligen) Abgrenzung. Es muß zudem damit rechnen, in schwierigen Lebenssituationen erneut von den archaischen Affektstürmen dieser Entwicklungsphase überwältigt zu werden.

Alle Menschen, die an schweren Identitätsstörungen leiden, weisen eine stark konflikthafte Autonomieentwicklung zur Zeit der Wiederannäherungskrise auf. Der „Prozeß der Identitätsbildung“, so hat Bohleber (1997: 109) betont, „kann sich nur vollziehen, wenn die Selbst- und Objektgrenzen sicher sind und das Selbst dabei nicht von Gefühlen, die aus der Wiederannäherungskrise stammen, überwältigt wird, nämlich von Gefühlen der Kleinheit, Hilflosigkeit und Ohnmacht sowie von Trennungs- und Verlustängsten.“

Bohleber verdanken wir ebenfalls die Erinnerung an die Affinität der Identitätsbildung zu Winnicotts Konzept des Spiels, das sich im intermediären Raum zwischen Mutter und Kind vollzieht, sowie zu dessen Begriff des „Übergangsobjekts“: „Die Identität ist von ihrer Struktur her mit den im intermediären Raum angesiedelten Übergangsobjekten verwandt. Diese haben eine Mittelstellung zwischen der inneren Welt und der äußeren. Sie sind ein Teil von beiden. Genau diese Mittelstellung kommt auch der Identität zu. Sie stellt eine Balance dar zwischen äußeren Erwartungen, gesellschaftlichem Rollenverhalten und der inneren Wirklichkeit, den Phantasien und persönlichen idiosynkratischen Wünschen.“ (a.a.O.: 107)<sup>69</sup>

Die Verwendung sogenannter *Übergangsobjekte*, bei denen es sich um den Zipfel des Kissens, einen Teddybär, Teile des Spielzeugs oder bspw. auch den eigenen Daumen handeln kann, stellt einen bedeutsamen Schritt zum Erwerb eines basalen Selbstvertrauens dar. „Das Übergangsobjekt stellt für das Kind das erste, vom Körper selbst unabhängige Objekt dar. Anders als die mütterliche Brust, (...), nimmt das Kind das Übergangsobjekt als etwas

---

noch fester verinnerlicht. Das Objekt ist stabil im Inneren verankert; zugleich ist ein festes Gefühl für die eigene Person und den eigenen Wert entwickelt worden, die Identitätsbildung (als innere Repräsentanz der eigenen Person) ist abgeschlossen.

<sup>69</sup> Eine weitere Parallele ist darin zu sehen, daß der intermediäre Raum auch der Bereich des Symbolischen ist. Für die Identitätsbildung ist das Symbolische ebenfalls wesentlich, und zwar insofern, als das Subjekt „zur Stiftung einer Identität nicht nur des anderen bedarf, sondern auch, damit diese Gestalt gewinnen kann, der symbolischen Interaktionsstrukturen und Sinnkategorien einer Gesellschaft.“ (Bohleber 1997: 107)

von sich selbst Getrenntes wahr.“ (Mertens 1981: 78) Es wird benutzt, weil das kleine Kind mit der Trennung von der Mutter, also mit den frühesten Akten der Erlangung von Selbständigkeit, psychisch überfordert ist. „Und so tritt das Übergangsobjekt an die Stelle der mütterlichen Brust, der wärmenden, nährenden, tröstenden und beruhigenden Erfahrung, von der Mutter genährt, geliebt und beschützt zu werden.“ (a.a.O.: 78) Mit der Erschaffung eines Übergangsobjektes kann das Kind symbiotische Verschmelzungswünsche und magische Omnipotenzphantasien bezüglich einer absoluten Verfügbarkeit der Mutter für einige Zeit aufgeben und schrittweise Anfänge einer Realitätsorientierung entwickeln. Das kleine Kind findet mit der Erfahrung, sich am Übergangsobjekt trösten und beruhigen zu können, eine äußerst wichtige und kreative Konfliktlösung; es erschafft sich einen eigenständigen, *intermediären* Wirklichkeitsbereich, der weder bloß dem inneren Erleben noch bereits der Welt objektiver Tatbestände angehört.

Das kindliche Erleben der Getrenntheit von der Mutter, die Entfernung aus einem als *primärnarzißtisch* oder *symbiotisch* begriffenen ursprünglichen Zustand der ontogenetischen Entwicklung drängt zu einer „lebenslangen Kompensation durch stets wieder notwendige Exkursionen in den intermediären Bereich der Übergangsobjekte“ (Honneth 2000: 1100). Honneth hat aus dieser Notwendigkeit die folgende allgemeine, auch identitätstheoretisch relevante Hypothese abgeleitet: „Zur Entwicklung von Selbständigkeit im Sinne einer intrapsychischen Dialogfähigkeit sind wir Menschen nur in der Lage, wenn wir im dazu erforderlichen Prozeß der Anerkennung der Unabhängigkeit unserer Interaktionspartner simultan die Fähigkeit erwerben, uns periodisch hinter die jeweils errichteten Ich-Grenzen zurückfallen zu lassen, um die stetig wachsende Distanz zum ursprünglichen Zustand der Symbiose ertragen zu können. Insofern ist die Aufgabe, zwischen Verschmelzungswunsch und Ich-Abgrenzung eine Balance zu wahren, eine psychische Herausforderung, die nicht nur das Kleinkind, sondern auch jeder Erwachsene zu bestehen hat.“ (a.a.O.: 1100 f.)

### 1.3.5. Zur Sozialpathologie der Ich-Schwäche

„Ringen um Identität“, „Ich-Schwäche“, „Not-Ich“, „falsches Selbst“ und „Als-ob-Persönlichkeiten“: Fast scheint es, als fänden sich nur noch Karikaturen dessen, was einmal Individualität und Ich-Identität gewesen ist; als wimmelte es vor Regressionsformen einer ehemals funktionstüchtigen Ich-Stärke, die zumindest in Krisensituationen auf allerlei Surrogate und Kompensationsangebote zurückgreifen. Diese Zerrformen von Subjektivität sind kaum noch mit jenem Reife-Ideal einer inneren Stärke in Verbindung zu bringen, das zumindest für die ältere Psychoanalyse konstitutiv gewesen ist.

Weshalb aber gelingt die Ausbildung stabiler Identitäten immer weniger? Sind hierfür in erster Linie Mangelercheinungen und Defizite frühkindlicher Beziehungserfahrungen verantwortlich? Oder erschweren bzw. hinter-

treiben gesellschaftliche Strukturen die Ausbildung eines kohärenten Selbst? Bedarf es des psychoanalytischen Persönlichkeitsideals überhaupt noch, um die Leistung einer individuell authentischen Verknüpfung eines Identitäts-Patch-works zustande zu bringen? Müssen wir nicht heute vielmehr Vorstellungen von einer „inneren Pluralisierung der Subjekte“ ausbilden, um das notwendige innerpsychische Pendant für die postmoderne „Idee einer kommunikativen Verflüssigung der Ich-Identität“ (Honneth) zu erhalten?

Diese Fragen sind in der Tat nur im Rekurs auf gesellschaftlich-historische Bedingungen zu beantworten: Die Befunde der psychoanalytischen Narzißmustheorien müssen - wie die Analysen von Freud auch und sämtliche Konzeptualisierungen psychischer Struktur - in ihrem historischen Kontext begriffen und gewürdigt werden. So wie sie beanspruchen, Erklärungsmodelle für einen kulturspezifischen Symptomwandel zu sein, so sind sie ihrerseits auch Ausdruck und Teil eines umfassenderen gesellschaftlich-kulturellen Phänomens. von Minden hat zwar in der oben referierten Studie gesellschaftliche Entwicklungsprozesse unter dem Etikett der „technokratischen Gesellschaft“ benannt; da er jedoch in der bloßen Deskription steckenbleibt, durchdringt er nicht wirklich gesellschaftsanalytisch, was die Tendenz zur *Technokratisierung* auch in ihren psychologischen Folgen bedeutet.

Hier führen die Analysen der Kritischen Theorie weiter, die die gesellschaftlichen Veränderungen der Industriegesellschaft, wie sie vornehmlich in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zutage getreten sind, und deren Auswirkungen auf das Individuum untersucht haben.<sup>70</sup>

Im Übergang der liberalkapitalistischen Gesellschaft zum staatlich organisierten Kapitalismus ist nicht mehr das bürgerliche Individuum, sondern die komplexere und unentrinnbarer werdende staatliche Bürokratie das Agens, das die Menschen den Zwängen der Kapitallogik unterwirft. Die qualitative Veränderung der Unternehmensstrukturen depotenziert die (männlichen) Individuen und untergräbt die ökonomisch begründete väterliche Autorität. Mitscherlich hat nach dem Zweiten Weltkrieg die „vaterlose Gesellschaft“ ausgerufen und in diesem Zusammenhang vom „Erlöschen des Vaterbildes“ gesprochen, das sich vor allem im Verlust an Anschaulichkeit der durch den Vater vermittelten Fertigkeiten und Anforderungen zeige. „Die fortschreitende Arbeitsfragmentierung im Zusammenhang mit maschineller Massenproduktion und einer komplizierten Massenverwaltung, die Zerreißung von Wohn- und Arbeitsplatz, der Übergang vom selbständigen Produzenten in den Stand des Arbeiters und Angestellten, der Lohn empfängt und Konsum-

---

<sup>70</sup> Marcuse (1965: 88) nennt folgende Daten als Indikatoren für diese epochalen Veränderungen: „Übergang von freier zu organisierter Konkurrenz, Machtkonzentration in den Händen einer allgegenwärtigen technischen, kulturellen und politischen Verwaltung, sich automatisch erweiternde Massenproduktion und -konsumtion, Unterwerfung ehemals privater, antisozialer Dimensionen des Daseins unter methodische Schulung, Manipulation und Kontrolle.“

güter verbraucht, hat unaufhörlich zur Entleerung der *auctoritas* und zur Verringerung der innerfamiliären wie überfamiliären *potestas* des Vaters beigetragen.“ (Mitscherlich 1963: 183; H.i.O.)

Auch im innerfamilialen Machtspiel wird die väterliche Autorität ausgehöhlt, was zu einer realen wie psychologischen *Vaterlosigkeit* führt. „Die tatsächliche Schwäche des Vaters in der Gesellschaft, die zurückweist auf das Schrumpfen von Konkurrenz und freiem Unternehmertum, reicht bis in die innersten Zellen des seelischen Haushalts: das Kind kann sich nicht länger mit dem Vater identifizieren, nicht länger jene Verinnerlichung der familialen Anforderungen zustande bringen, die bei all ihren repressiven Momenten entscheidend beteiligt war an der Bildung des autonomen Individuums.“ (Institut für Sozialforschung 1956: 126 f.)

Die gesellschaftlich-ökonomisch bedingten Veränderungen der familiären Binnenverhältnisse haben weitreichende Folgen für die psychische Struktur- bildung; sie haben die Vorstellung vom *autonomen Individuum* obsolet werden lassen. Die Familie ist unter diesen Bedingungen nicht mehr länger die Geburtsstätte des autonomen Individuums, sondern sie versagt gerade in der ihr ursprünglich zukommenden Aufgabe, mit kontinuierlicher Zuneigung und Liebe, Förderung und Forderung den Grundstock für die Entwicklung einer konsistenten Persönlichkeit zu legen.

Mit der realen gesellschaftlichen und ökonomischen Schwächung des Vaters geht die Ausbildung *autoritätsgebundener Charaktere* einher. Da der reale Vater kein starker und mächtiger mehr ist, bringt das Kind „aus der Beziehung zum Vater nur noch die abstrakte Idee willkürlicher, unbedingter Macht und Stärke mit und sucht nach (...) einem Übervater gleichsam, wie ihn die totalitären Ideologien produzieren. Der Vater wird durch kollektive Mächte wie die Schulklasse, die Sportmannschaft, den Club, schließlich den Staat ersetzt. Die jungen Menschen zeigen Neigung, einer jeglichen Autorität, was immer auch ihr Inhalt sei, sich zu unterwerfen, wofern sie nur Schutz, narzißtische Befriedigung, materiellen Gewinn und die Möglichkeit bietet, an anderen den Sadismus auszulassen, in dem sich unbewußte Ratlosigkeit und Verzweiflung verstecken.“ (a.a.O.: 127)

Da diese Menschen ihre Persönlichkeitstruktur nicht mehr in der identifizatorischen Auseinandersetzung mit einer starken Vaterfigur ausbilden können, wird die Autonomie des Ichs geschwächt; zugleich gewinnen *kollektive Mächte* an Boden, und die Entstehung von *Massen* wird begünstigt. „Die Vermittlung zwischen dem Selbst und dem anderen weicht unmittelbarer Identifikation. In der Gesellschaftsstruktur wird das Individuum zum bewußten und unbewußten Verwaltungsobjekt und erlangt Freiheit und Befriedigung in seiner Rolle *als* ein solches Objekt; in der psychischen Struktur schrumpft das Ich dermaßen, daß es nicht mehr imstande scheint, sich als ein Selbst, unterschieden von Es und Über-Ich, zu erhalten. Die vieldimensionale Dynamik, aufgrund deren das Individuum sein Gleichgewicht zwi-



schen Autonomie und Heteronomie, Freiheit und Unterdrückung, Lust und Schmerz erlangte und erhielt, ist einer eindimensionalen, statischen Identifikation des Individuums mit seinesgleichen und dem verwalteten Realitätsprinzip gewichen.“ (Marcuse 1965: 89, H.i.O.) Dieses geschwächte Ich wird von einem starren, grausamen und aggressiven Über-Ich mit gnadenloser Strenge verfolgt; es produziert in einem fort Schuldgefühle, die wiederum mittels Sündenbock-Projektion und einer Identifikation mit dem Aggressor in Schach gehalten und abgewehrt werden.

Die durch „die kleinbürgerlich-proletarische Variante der bürgerlichen Familie“ (Eisenberg/ Gronemeyer 1993: 40) hervorgebrachte Subjektstruktur wird indessen - ebenso wie die klassische Idealform des autonomen Individuums - von jener Dynamik der kapitalistischen Entwicklung überholt, die seit dem Zweiten Weltkrieg auf eine neue, „konsumistische Stufe“ (a.a.O.: 41) hinaufgeführt hat. Diese Entwicklung bereitet den Boden für jenen Übergang von der „innengeleiteten“ zur „außengeleiteten“ Gesellschaft, den Riesman in der amerikanischen Gesellschaft der 50er Jahre bereits realisiert fand, als er seine zum Klassiker gewordene Studie *Die einsame Masse* (1958) verfaßte.

Riesman zufolge bestimmte die innengeleitete Gesellschaft die Individuen durch persönliche, verinnerlichte Werthaltungen prinzipieller Art, die jeglichem situativen Wechsel gegenüber aufgrund ihrer Abstraktheit anwendbar bleiben. *„Die Kraft, die das Verhalten des Individuums steuert, wird verinnerlicht, d. h. sie wird frühzeitig durch die Eltern in das Kind eingepflanzt und auf prinzipiellere, aber dennoch unausweichliche Ziele gerichtet.“* (Riesman 1958: 31; H.i.O.) Der innengeleitete Charaktertypus handelt so, als ob er einen „seelischen Kompaß“ in sich eingebaut habe. „Nachdem dieses Instrument einmal von den Eltern und anderen Autoritäten in Gang gesetzt ist, hält es den innengeleiteten Menschen auf Kurs, selbst dann, wenn die Tradition, die seinen Charakter geformt hat, seine Verhaltensweisen nicht mehr diktiert.“ (a.a.O.: 32 f.)

In einer außengeleiteten Gesellschaft wird demgegenüber die Anerkennung der anderen, das Sich-Richten nach der öffentlichen Meinung und ihren Signalen, d. h. den Informationen der Massenpublizistik, nach Kollegen, Alters- und Standesgenossen usw. zum entscheidenden Maßstab, mit dem die einzelnen ihre Handlungen messen und bewerten. *„Das gemeinsame Merkmal der außengeleiteten Menschen besteht darin, daß das Verhalten des einzelnen durch die Zeitgenossen gesteuert wird; entweder von denjenigen, die er persönlich kennt, oder von jenen anderen, mit denen er indirekt durch Freunde oder durch die Massenunterhaltungsmittel bekannt ist. Diese Steuerungsquelle ist selbstverständlich auch hier ‚verinnerlicht‘, und zwar insofern, als das Abhängigkeitsgefühl von dieser dem Kind frühzeitig eingepflanzt wird. Die von dem außengeleiteten Menschen angestrebten Ziele verändern sich jeweils mit der sich verändernden Steuerung durch die von außen empfangenen Signale. Unverändert bleibt lediglich diese Einstellung*

*selbst und die genaue Beachtung, die den von den anderen abgegebenen Signalen gezollt wird.“ (a.a.O.: 38; H.i.O.)*

Der außengeleitete Mensch wird bestimmt durch eine *diffuse Angst*. Er ist in gewissem Sinne überall und nirgends zuhause; schnell verschafft er sich vertraulichen, wenn auch oft nur oberflächlichen Umgang und kann mit jedermann leicht verkehren. Da er in der Lage sein muß, in rascher Folge sehr unterschiedliche Signale zu empfangen, muß er über jenes hochempfindliche Gerät verinnerlichen, das Riesman mit einer Radaranlage vergleicht, mit dem er diese Signale empfangen und gelegentlich an ihrer Verbreitung teilnehmen kann. (vgl. a.a.O.: 41)<sup>71</sup>

Das Konzept des außengeleiteten Charakters führt an die Schwelle zur gegenwärtigen Epoche, zumindest aber in die Phase der sozialstaatlichen Wohlfahrtsgesellschaft der 70er und 80er Jahre. War dem innengeleiteten Charakter noch Arbeit und Beruf als zentraler Lebenssinn zuzuordnen, so sind dies für den Außengeleiteten Freizeit und Konsum.

### **1.3.6. Kultur des Narzißmus und „postmoderne Persönlichkeit“**

Lasch (1980) schließt hier an mit seiner Diagnose vom „Zeitalter des Narzißmus“. Die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung in den fortgeschrittenen westlichen Industriegesellschaften, also u.a. die autoritäre Familie, eine repressive Sexualmoral und die protestantische Arbeitsethik, seien längst hinweggespült; der *Homo oeconomicus* der bürgerlichen Epoche habe dem *Homo psychologicus* unserer Tage Platz gemacht, „dem Endprodukt des bürgerlichen Individualismus. Der neue Narziß wird nicht von Schuldgefühlen gequält, sondern von Ängsten. Er versucht nicht, seine eigenen Gewißheiten anderen aufzudrängen, sondern im Leben einen Sinn zu finden. (...) Einerseits in seinem Verlangen nach Anerkennung und Bewunderung von ungestümem Konkurrenzdenken geprägt, mißtraut er dem Wettbewerb doch, weil er ihn unbewußt mit ungezügelterm Zerstörungsdrang assoziiert. (...) Er preist Kooperation und Teamwork an, während er in sich tiefsitzende antisoziale Impulse birgt. Er predigt Achtung vor Regeln und Ordnungsprinzipien in der heimlichen Überzeugung, daß sie für ihn selbst nicht gelten.“ (Lasch 1980; zit. nach Keupp 1995: 239)

---

<sup>71</sup> Riesman hat darauf hingewiesen, daß die Gruppe der Zeitgenossen, Kameraden und Kollegen (*peer-group*) in dem Maße an Bedeutung gewann, wie sich die alten Formen der Disziplin lockerten. Die Eltern „sehen in dem Vergehen gegen innere Wertsetzungen einen geringeren Fehler, als wenn das Kind unbeliebt oder nicht in der Lage ist, mit den anderen Kindern gut auszukommen.“ (Riesman 1958: 37) „Da die Eltern nicht mehr in der Lage sind, ihren Kindern scharf umrissene Vorstellungsinhalte vom selbstbewußten Ich und der Gesellschaft zu vermitteln, können sie in unserer Epoche ihr Kind nur noch dazu anhalten, möglichst ‚anständig zu sein‘, was immer auch darunter verstanden wird. Es liegt nicht mehr in ihrer Macht zu bestimmen, was Anständigkeit eigentlich sein soll; dies wird der Schule und den Zeitgenossen (*peer-group*) überlassen, die dem Kind schließlich dazu verhelfen, sich in der Hierarchie zu orientieren.“ (a.a.O.: 61; H.i.O.)

Habsüchtig im Sinne unermeßlicher Erwartungen und Ansprüche, verlange der narzißtische Mensch „nach unverzüglicher Befriedigung seiner Wünsche und lebt in einem Zustand ruhelosen, ewig unbefriedigten Begehrens.“ (zit. nach a.a.O.: 239) Damit ist seine Antriebsstruktur aufs beste mit den ökonomistischen Imperativen der Konsumgesellschaft synchronisiert. Eine in ihrer Bedeutung enorm gesteigerte Konsumgüterindustrie stellt ein ausgefeiltes Warenangebot bereit, das ganze Lebenszusammenhänge organisiert („Duft der großen weiten Welt“, „Freiheit und Abenteuer“). Dieses soll helfen, den realen, gesellschaftlich verursachten Mangel an Sinn und Motivation zu kompensieren, verkennt aber, daß durch Konsum nicht wirkliche Befriedigungen erreicht, sondern nur Surrogate vermittelt werden.

Die Schwierigkeiten, sich auf intime Beziehungen einzulassen, können geradezu als zentrales Charakteristikum einer narzißtischen Kultur gelten. Offensichtlich besteht eine starke Koinzidenz zwischen angstvoll erlebten zwischenmenschlichen Beziehungen und einem narzißtischen Rückzug auf das eigene Selbst. (vgl. Csef 1999: 1144). In einer individualpsychologischen Perspektive wäre dies ein Merkmal jener Identitätsdiffusion, die bei Erikson das Scheitern der Identitätsbildung in der Adoleszenz bezeichnet. Die „objektbezogenen Beziehungsängste“ (Csef): Ängste vor Verlust, Trennung, Abhängigkeit etc., mit denen sich die Individuen in der Spätmoderne zunehmend herumschlagen, verweisen auf eine basale Verunsicherung der alltäglichen Lebensbedingungen. Csef zufolge handelt es sich um „Ängste vor atomaren Katastrophen, Umweltzerstörung, Krieg und Aggression, vor Arbeitslosigkeit und Verarmung, vor Beziehungsverlust oder schlicht die Angst vor der Zukunft. Die gebündelte Wucht dieser Bedrohungen entzieht dem erlebenden Subjekt den Boden unter den Füßen. Der moderne Mensch befindet sich auf einer existentiellen Suche nach Halt - und dies in 'haltlosen Zeiten'.“ (Csef 1999: 1143)<sup>72</sup>

*Suche nach Halt in haltlosen Zeiten:* Dieses Bild bezeichnet prägnant die enge Verklammerung von Individuellem und Gesellschaftlichem. Individuelle narzißtische Störungsbilder verweisen zurück auf die zahlreichen Facetten aktueller gesellschaftlicher Individualisierungstendenzen. Insbesondere die modernen Formen von „Ich-Sucht“ und „Ego-Kultur“, die mit dem Verlust von Gemeinschaftsbindungen einhergehen, unterstreichen die kulturelle Einbettung narzißtischer Phänomene.<sup>73</sup> Phänomene, die wir als Indivi-

---

<sup>72</sup> Csef führt die gesteigerte Inzidenz von Angststörungen darauf zurück, „daß die zwischenmenschlichen Beziehungen des modernen Menschen 'brüchiger' geworden sind. Ängste vor Objektverlust (Trennungs- und Bindungsängste) stehen oft im Vordergrund angstauslösender Beziehungen. Weitere relevante Beziehungsängste sind Vernichtungsängste (zum Beispiel bei Gewalt in einer Partnerbeziehung), Angst vor Nähe, Angst vor Abhängigkeit, Verlustängste.“ (1999: 1143)

<sup>73</sup> Nur wenn man diese Einbettung berücksichtigt, ist man vor der Verkürzung gefeit, „eine nicht-private Sozial-Pathologie der gesellschaftlichen Interaktionen nun wiederum zu

dual-Pathologien zu betrachten gewohnt sind, scheinen im Kontext dieser Betrachtungsweise als sozialpathologische Deformationsprozesse auf.

Eisenberg (1999: 220) meint gar Anhaltspunkte dafür zu entdecken, daß die psychosoziale Basisstruktur der zeitgenössischen Gesellschaft, ihr *Sozialcharakter* mithin, inzwischen durch die *Borderline-Pathologie* bestimmt werde. „Vollendete Ich-Schwäche´ läuft auf die Aufspaltung der Subjekte in ´passives und atomistisches, reflexähnliches Verhalten´ (Adorno), das ihre oberflächliche Anpassung sicher stellt, und eine archaisch anmutende Affektmatrix hinaus, die in gesellschaftliche Aneignungs- und Kommunikationsprozesse kaum noch mit eingeht und immer weniger mit-sozialisiert wird.“ (a.a.O.: 219) Die zunehmenden Tendenzen einer sozialen Spaltung, eines Ausschlusses neuer „gefährlicher Klassen“ sowie einer Rückkehr brutaler Gewaltförmigkeit in soziale Interaktionsprozesse sind ein zusätzlicher Nährboden für individualpathologische Spaltungsprozesse, die in individuellen lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Gewalt, Kälte und Willkür wurzeln.

Die These vom Borderline-Sozialcharakter erhält durch solche Beobachtungen zwar zusätzlich Plausibilität, muß am Ende aber doch vage und spekulativ bleiben. Möglicherweise begleitet und reflektiert die Akzentverlagerung von einer „Kultur des Narzißmus“ (Lasch) zum gehäuftem Auftreten von Borderline-Phänomenen den Übergang von der (konsumistisch verfaßten) Industriegesellschaft zu den fragmentierten Alltagswelten und Beschleunigungsprozessen der Postmoderne. In der heraufdämmernden *informationellen Gesellschaft* verschwindet die Freiheit des Individuums „nicht, weil dieses von einem autoritären Staat bevormundet würde, sondern sie verschwindet, weil das Individuum zu einem Knotenpunkt in Steuerungsnetzen wird.“ (R. Gronemeyer 1996: 51) Die Idee personaler Individualität scheint endgültig ausgedient zu haben, folgt man etwa Bolz, der den „humanistischen Menschen“ für antiquiert und dessen Körper und „Seele“ für hartnäckige Anachronismen in der Medienlandschaft hält. „Der Menschenkörper und die Menschenseele sind unaufhebbare Zeitwidrigkeiten in der modernen Zeit. Wir müssen uns also damit arrangieren, daß ´wir selbst´ quer zu den Beschleunigungsprozessen stehen, die wir technologisch in Gang gesetzt haben. Mit anderen Worten: Wir brauchen ein Management unserer eigenen Antiquiertheit.“ (Bolz 1994: 520) Der *flexible Mensch*, anpassungsfähig wie er ist, nimmt dieses Management in die eigene Regie. „Die Menschen verlieren im Übereifer der Anpassung damit aber gerade dasjenige, was durch Selbsterhaltung eigentlich erhalten werden sollte: ihr Selbst.“ (Eisenberg/ Gronemeyer 1993: 43)

Ist die Psychoanalyse angesichts dieser Entwicklungstendenzen nun etwa zum zweiten Mal der Gefahr eines „Veraltens“ (Marcuse) ausgesetzt, nur

---

´reprivatisieren´ und als narzißtische Individual-Neurose darzustellen.“ (Rothschild 1981: 52)

diesmal unter ganz anderen Vorzeichen als in jener Periode, in der die Kritische Theorie das „Ende des Individuums“ diagnostizierte? Denn heute „ist es nicht mehr das Bild vom total angepaßten, autonomieunfähigen Individuum, das die soziologische Zeitdiagnose beherrscht, sondern die Vorstellung einer Steigerung von Individualität durch innere Vervielfältigung von Identität. Innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten ist an die Stelle der These vom Autonomieverlust des Subjekts diejenige einer postmodernen Persönlichkeit getreten, die der Wunschvorstellung nach so spielerisch und reibungslos über so viele Identitäten verfügen können soll, daß sich am Horizont schon das Ideal eines ´multiplen´ Subjekts abzuzeichnen beginnt.“ (Honneth 2000: 1088)<sup>74</sup>

Heute, so Honneth, trage weniger die totale Integration des Individuums in die gesellschaftlichen Zwangsverhältnisse zum Veralten der Psychoanalyse bei, als die normative Orientierung der Psychoanalyse selbst an den Fähigkeiten des Ichs zur konsistenten Realitätsbewältigung. Honneth jedoch stellt in Frage, daß die Psychoanalyse „tatsächlich ein Bild der persönlichen Identität und der Ichentwicklung voraussetzt, das mit den Tendenzen einer intrapsychischen Pluralisierung der Subjekte im Prinzip unvereinbar ist.“ (a.a.O.: 1088)

Längst nämlich verfüge die Psychoanalyse in ihren avanciertesten Versionen über die konzeptuellen Instrumentarien, um das psychische Innenleben den Tendenzen der Zeit angemessen zu erfassen. Dies gelte allerdings nur für jene Fortentwicklungen der Psychoanalyse, die in der Tradition der Objektbeziehungstheorie stehen; „denn sie sind konzeptuell geradezu gezwungen, sich das Verhältnis der intrapsychischen Kräfte oder Instanzen untereinander nach demselben kommunikativen Muster vorzustellen, das idealerweise in den Interaktionsverhältnissen vorherrscht, in denen das Kind auf dem Weg

---

<sup>74</sup> Dornes (1999: 532) hat als weitere Eigenheit postmoderner Selbstkonzepte die Tendenz herausgestellt, das Selbst in seinen Beziehungen aufzulösen. Er nimmt Bezug auf eine Textpassage bei Gergen (1990): „In der modernistischen Zeit glich das vollentwickelte Selbst einem wohlgeordneten Produkt, einer Einheit, die von Zeit und Umständen unabhängig war. Im Gegensatz dazu hört mit der Postmoderne das Individuum als selbständige, unabhängige Einheit zu existieren auf. (...) Die Individuen sind nur Bestandteile der viel fundamentaleren Einheit der Beziehung. (...) Das Selbst ist nunmehr nichts als ein Knotenpunkt in der Verkettung von Beziehungen. (...) Die Verschiebung von der Vorstellung vom unabhängigen, in sich ruhenden Individuum (...) zum Selbst als Beziehung hat für den Alltag zahlreiche Folgen. (...) So sind wir beispielsweise bisher davon ausgegangen, daß Gefühle ein Teil des Menschen sind, tief im Bewußtsein verborgene Vorgänge, möglicherweise angeboren und universell vorfindbar. Betrachtet man nun das Selbst als Beziehung, müssen auch Gefühle als Beziehungskomponenten betrachtet werden. Meine Depression ist demnach nicht mehr ein Stück von mir; sie entsteht aus der Art und Weise meiner Beziehung zu anderen. Sie ist vergleichbar mit einer Tanzbewegung zweier oder mehrerer Tänzer, die nur aus dem Zusammenhang des komplexen Tanzes einen Sinn macht. Es ist daher ´unsere Depression´; ich bin nur ihr Träger.“ (zit. nach a.a.O.: 532) Dornes hat an dieser Position aus psychoanalytischer Sicht kritisiert, daß hier die pathologische Variante der projektiven Identifizierung als Normalzustand ausgegeben werde. Das Selbst sei vollständig in seinen Beziehungen verschwunden.

der Differenzierung zur Fähigkeit der Ich-Identität gelangt; daher ist auch das Bild persönlicher Reife, das in solchen kommunikationstheoretischen Fassungen der Psychoanalyse angelegt ist, nicht das einer funktionstüchtigen Ich-Stärke, sondern das einer Bereicherung des Ichs durch kommunikative Verflüssigung des Innenlebens.“ (a.a.O.: 1093)<sup>75</sup>

Aufgrund der Erkenntnisse der Objektbeziehungstheorie, die die Persönlichkeitsentwicklung als allmählichen Aufbau eines intrapsychischen Kommunikationsraumes begreifen, der sich gemäß Schritten der Internalisierung von Interaktionsmustern vollzieht, hat sich das Persönlichkeitsideal der Psychoanalyse entscheidend gewandelt: „Als reif, als vollständig entwickelt muß dann dasjenige Subjekt gelten, das sein Potential an innerer Dialogfähigkeit, an kommunikativer Verflüssigung seiner Selbstbeziehung dadurch zur Entfaltung zu bringen vermag, daß es möglichst vielen Stimmen der unterschiedlichsten Interaktionsbeziehungen in seinem eigenen Innern Gehör verschafft. Das Ziel der inneren Lebendigkeit, des intrapsychischen Reichtums hat, kurz gesagt, die Stelle eingenommen, die in der älteren Psychoanalyse die Vorstellung der Ich-Stärke innegehalten hatte.“ (a.a.O.: 1106)

#### **1.4. Strukturwandel der Jugendphase**

Die Ausbalancierung der Identitäten, so haben wir im ersten Abschnitt dieses Kapitels gesehen, bleibt eine im Prinzip lebenslange Aufgabe. Identitätsbildung kommt nicht mit dem Ausgang aus der Adoleszenzphase zum Abschluß. Überdies verliert dieser Lebensabschnitt tendenziell seinen Charakter als Schon-Phase der individuellen Biographie, eines „psychosozialen Moratoriums“ (Erikson 1973: 137). Er ist von denselben kulturellen Erosionsprozessen betroffen wie die gesellschaftlichen Produktions- und Lebensformen.

Die Adoleszenzphase unterliegt seit den 60er Jahren einem tiefgreifenden *Strukturwandel*, der Wirth zufolge summarisch durch folgende Aspekte charakterisiert ist:

- „- verstärkte Übernahme von Erziehungsfunktionen durch außerfamiliale Institutionen,
- Wandel der familialen Machtbalance zwischen Männern und Frauen und zwischen Eltern und Kindern,
- Verlängerung der Ausbildungsphase, verbunden mit der Anforderung zur Individualisierung,

---

<sup>75</sup> Honneth sieht starke Berührungspunkte insbesondere zwischen der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie Winnicotts und der Tradition der interaktionistischen Sozialisationsforschung (G. H. Mead).(vgl. 1094 ff.)

- Pluralisierung von Lebensstilen und Lebensentwürfen und Destandardisierung und Biographisierung der Jugendphase.“ (Wirth 1996: 15)

Dieser Strukturwandel hat vielschichtige Ursachen. Kinder und Jugendliche werden mit gesellschaftspolitisch produzierten Risikolagen und Gefährdungen konfrontiert, die als (Neben-) Folgen des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts, der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen sowie der politischen und ökologischen Krisen zustande gekommen sind und Lebensgrundlagen in Frage stellen.

Die Auswirkungen des Strukturwandels der Jugendphase sind in der jüngsten Shell-Jugendstudie folgendermaßen skizziert worden: „Die moderne Dienstleistungs- und Mediengesellschaft konfrontiert uns - und die Jugendlichen natürlich in noch höherem Maße als die Erwachsenen - mit einem hochkomplexen und teils in sich widersprüchlichen Geflecht von Anforderungen, die der Einzelne bewältigen muß, wenn er es zu einer gelingenden Biografie bringen will.

Wo inzwischen

- Mobilitätsbereitschaft, Spontaneität und Risikobereitschaft
- Durchsetzungsvermögen und Selbständigkeit
- Flexibilität und interdisziplinäres Denken
- Kreativität, Schnelligkeit und Problemlösungskompetenz

als Schlüsselqualifikationen für den Eintritt in ein anspruchsvolles Erwerbsleben gelten, werden andererseits noch

- Heimatliebe, Loyalität und Verlässlichkeit
- tradierte Arbeitnehmersolidarität und Vertrauenswürdigkeit
- Einordnung in und langfristige Bindung an Institutionen und Gruppen
- Disziplin, Beharrlichkeit und Gründlichkeit

eingefordert.“ (Deutsche Shell 2000: 93 f.)

Die letztgenannten Werte und Bindungserfahrungen brechen zunehmend weg. Eine hochtechnisierte, sich ökonomisch, soziokulturell und technologisch rasch wandelnde Gesellschaft stellt höchste Anforderungen an Leistungsbereitschaft, Improvisationsfähigkeit und Flexibilität der Einzelnen.

Die *Statuspassage Jugend* wird abgelöst durch eine *individualisierte Jugendbiographie*. An die Stelle eindeutiger Übergänge ins Erwachsenenalter treten Verschiebungen, Überlappungen, Verfrühungen und Verzögerungen unterschiedlicher Art. Der frühen Selbständigkeit Jugendlicher im kulturellen Bereich und als Konsumenten kontrastiert eine immer länger andauernde ökonomische Unselbständigkeit. Kinder und Jugendliche werden auf der einen Seite in einem Wohlstand groß, der im historischen Vergleich betrachtet nahezu optimale Entfaltungschancen bietet. Auf der anderen Seite erscheint das erreichte Wohlstandsniveau gefährdeter denn je.

Kinder und Jugendliche erleben sehr deutlich einen Kontrast zwischen der Welt des Überflusses und einer allgegenwärtigen Konsumwerbung auf der

einen Seite und ihren schlechten eigenen Zukunftsperspektiven und Integrationschancen auf der anderen Seite. Konkurrenz und Ellenbogenmentalität sind die Zeichen dieser Zeit, nicht Solidarität; elementare Bedürfnisse nach Anerkennung, Zuwendung, Sicherheit und Sinnerfüllung bleiben vielfach auf der Strecke. Die Jugendphase ist zu einem stressreichen Lebensabschnitt geworden.<sup>76</sup> Mit dem Erwartungsdruck - immer fit, dynamisch und gut drauf sein zu sollen - steigt zugleich die Angst, diesen Anforderungen nicht gewachsen zu sein; es resultieren Verunsicherungen in Selbstbild und Selbstwertgefühl, die auf sehr unterschiedliche Art und Weise zu kompensieren versucht werden.

#### 1.4.1. Zur historischen Etablierung der Jugendphase

Die Institutionalisierung des Lebenslaufs und die Herausbildung einer „Normalbiographie“, unterteilt in die Phasen Kindheit - Jugend - Erwachsenenalter, sind geknüpft an die Entstehungsgeschichte moderner Gesellschaften. Die „Erfindung der Kindheit“ ist eine Hervorbringung der modernen bürgerlichen Gesellschaft - empirisch abzulesen an der Einführung der allgemeinen Schulpflicht, der Verhängung von Arbeitsverboten für Kinder und der Entstehung einer eigenständigen Kinderliteratur und Kinderkleidung.

Der Ausdifferenzierung der Kindheitsphase folgt historisch die „Erfindung der Jugend“. Im Zuge einer zunehmenden Rationalisierung der Lebensvollzüge steigen die Anforderungen ans Erwachsenenleben. Die Ausbildung einer formalen Rollenkompetenz wird notwendig, und es werden politische Urteilsfähigkeit und Selbstverantwortung gefragt. Der steigende Bedarf an der „Verwandlung zwischenmenschlicher Fremdzwänge in einzelmenschliche Selbstzwänge“ (Elias 1977: LXI), unerlässlich für eine verinnerlichte Verhaltenskontrolle, verlangt geradezu nach der Ausdifferenzierung einer eigenständigen Lebensphase, in der diese eingelernt und eingeübt werden kann; eben diese Phase stellt die Jugend dar. Sie soll der Vorbereitung auf das Erwachsenenleben und dem Übergang hin zu diesem dienen, dabei aber von den späteren Verpflichtungen noch weitgehend befreit sein. Somit konstituiert sie sich als *Schonraum*, der geprägt ist durch den Aufschub der Bedürfnisbefriedigung und die Erlaubnis zu (auch riskantem) Probehandeln.

Die Etablierung der modernen Jugendphase setzt sozialstrukturell eine funktional ausdifferenzierte Gesellschaft voraus. „Maßgeblichen Anteil an der Gestaltung dieser Lebensphase hat das bürgerliche Familienmodell, in dem der Binnenraum der Familie affektiv aufgeladen, gegen äußere Einflüsse

---

<sup>76</sup> In einem Bild von Hurrelmann: Die „soziale Ozonschicht“ für Kinder und Jugendliche, die ihnen einen Schutz für eine ungestörte Persönlichkeitsentwicklung sichern könnte, hat erhebliche Löcher und Ausdünnungen erhalten. Die Folge: Viele Kinder und Jugendliche sind durch die Einwirkung dieser gefährlichen „Strahlen“ der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung überfordert.



se abgeschirmt und die Kinder unter die Kontrolle einer sorgfältig geplanten, zeitintensiven und liebevoll am kindlichen Subjekt orientierten elterlichen Erziehung gestellt werden. Dazu hat auch die Expansion des Schulsystems nachhaltig beigetragen, das - durch die Schulpflicht und Jahrgangsklassen geordnet - unter den besonderen Lebensbedingungen des Bürgertums als Träger der Modernisierung zu einem Selektionsinstrument sozialer Chancen aufgestiegen ist.“ (Lenz 1998: 56)

Beide Institutionen, bürgerliche Familie und Schule, sind strukturell durch tiefsitzende Ambivalenzen gekennzeichnet:

Bildete die bürgerliche Familie einerseits so etwas wie eine „Aufwärmzone“ in einer durch den Kältestrom gekennzeichneten marktvermittelten Gesellschaft, so besorgte sie andererseits in ihren erzieherischen Funktionen „die Reproduktion der menschlichen Charaktere, wie sie das gesellschaftliche Leben erfordert, und gibt ihnen zum großen Teil die unerläßliche Fähigkeit zu einem besonders gearteten autoritären Verhalten, von dem der Bestand der bürgerlichen Ordnung in hohem Maße abhängt.“ (Horkheimer 1936: 49 f.) Sie wurde auf diese Weise auch zur Brutstätte autoritärer Charaktere, denen „die kalte Schonungslosigkeit gegen sich und andere (...) zur Natur wurde.“ (a.a.O.: 50)

Die Schule wiederum sollte soziale Tugenden vermitteln, aber zugleich den Wettlauf um begehrte soziale Positionen einüben. „Was sollen“, so fragt M. Gronemeyer, „Schüler glauben, wenn die Moral, die die Schule predigt, den Erfolgskriterien, die in ihr gelten, vollkommen entgegengesetzt ist? Die Schüler sollen solidarisch, kameradschaftlich, verlässlich, sozial, rücksichtsvoll, vorurteilsfrei und tolerant sein, aber belohnt werden sie dafür, daß sie ihre Ellenbogen trainieren.“ (M. Gronemeyer 1996: 47)

#### **1.4.2. Die Schwäche der klassischen Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule)**

Aufgrund des Strukturwandels der Jugendphase haben sich die Rahmenbedingungen des Aufwachsens gerade in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert. Veränderungen in den klassischen Sozialisationsfeldern Familie und Schule kommt im Rahmen dieser Wandlungen eine zentrale Bedeutung zu. Diese geraten in dem Maße unter Druck, wie der gesellschaftliche Individualisierungsschub soziale Bindungen hat brüchig werden lassen, aber auch zur Herausbildung neuer Netzwerke und Formen des sozialen Zusammenhalts geführt hat.

Die familialen Lebens- und Beziehungsverhältnisse haben sich drastisch verändert in Richtung einer Pluralisierung und Differenzierung. Der Trend geht von der Mehrgenerationen-Familie zur Zweigenerationen-Kernfamilie,

von der kinderreichen Familie zur Ein-Kind- oder Ein-Eltern-Familie (Lebensgemeinschaft), von der vollständigen zur Patchwork-Familie.

Immer mehr Kinder und Jugendliche wachsen nicht mehr bei beiden leiblichen Eltern auf; sie müssen damit fertig werden, daß die Ehe ihrer Eltern immer stärker zu einer Verbindung auf Zeit anstatt auf Dauer wird („Verhandlungsfamilie auf Zeit“). Viele haben die psychischen und sozialen Folgen der Trennung ihrer Eltern zu bewältigen.

Durch die einerseits frühere Ablösung und die gleichzeitig länger anhaltende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Elternhaus wird das traditionelle Modell des Generationenkonfliktes zunehmend ersetzt durch eine alltagspragmatische Koexistenz, die Eltern eher als Partner ihrer Kinder sieht denn als Autoritätspersonen. Die innerfamiliäre Machtbalance zwischen Eltern und Kindern hat sich in Richtung einer „Emanzipation“ des Kindes verschoben; die Umgangsformen sind egalitärer geworden. Die neuen Ansprüche vieler Frauen in bezug auf Gleichberechtigung und Emanzipation haben obendrein traditionale Geschlechterhierarchien ins Wanken gebracht, mit der Folge, daß die konkreten Beziehungen zwischen den Ehepartnern situativ ausgehandelt werden müssen.

Die Wahrnehmung der Elternrolle ist anspruchsvoller und schwieriger geworden. (vgl. Schüle 1990) Eltern sind oder fühlen sich vielfach und aus den unterschiedlichsten Gründen überfordert und werden ihrer Erziehungsverantwortung immer weniger gerecht, was zur Folge hat, daß Kinder und Jugendliche als „Orientierungsweisen“ aufwachsen. *Eine* Ursache für den Schwund an orientierender Kraft auf seiten der Erzieher ist darin gesehen worden, daß die Vaterrolle in der nachindustriellen Gesellschaft ihre ehemals zentrale Bedeutung als arbeits- und autoritätsprägender Kraft in familialen Erziehungsvorgängen eingebüßt hat.

Es gibt Autoren, die gar eine „Erziehungsverweigerung“ bei manchen Eltern diagnostizieren, womit eine Haltung gemeint ist, wie bei Willems (1993: 13), die darauf verzichtet, „jungen Menschen Grenzen und Verbote - als Bestandteile grundlegender Regeln des menschlichen Zusammenlebens insgesamt - verhaltenswirksam zu vermitteln.“ Erziehungsverweigerung sei gekennzeichnet von Überforderung und Gleichgültigkeit der Eltern, von einer Beziehungs- und Kommunikationslosigkeit, die bis hin zu Verwahrlosungserscheinungen reiche. Diese Erscheinungen würden ein erzieherisches Vakuum konstituieren, aus dem am Ende Anomieerfahrungen entspringen: Lebensentwürfe ohne Normen und Sinnbezüge, bar jeglicher plausibler und verbindlicher Verhaltensregeln. Rohr (1999: 105) zufolge verdeutlicht die in ihren Augen provokante These einer bei Eltern weit verbreiteten Erziehungsverweigerung, „daß offensichtlich ein wachsender Teil der Eltern die Mühen der Erziehung scheut und sich selbst und die Kinder vor (konstruktiven) Auseinandersetzungen und (produktiven) Konflikten schont, ohne die jedoch eine Verständigung über Regeln des Zusammenlebens ebensowenig

gelingen kann wie die Übernahme von sozialer Verantwortung, die Einübung von Empathie sowie das Aushandeln und Ertragen von Zumutungen, die soziale, ökonomische und psychische Realitäten abverlangen.“ Diese Haltung ist gekoppelt mit der Entstehung von Schuldgefühlen und Versagensängsten auf seiten der Eltern, die ihre erzieherischen Defizite durch Konsumangebote und einen oft außerordentlich hohen Leistungsdruck kompensieren - einen Druck, der sich dann in der Schule fortsetzt.

Gleich ob man diese pessimistische Einschätzung teilt oder nicht: Unumstritten ist, daß die Familie insgesamt an Sozialisationskraft verloren hat, daß Erziehungsfunktionen verstärkt durch außerfamiliale Institutionen (Kindergärten, Schulen etc.) übernommen werden.<sup>77</sup> Der familiäre Bereich degeneriert schließlich zur „Hotel-Familie“, während die für die Identitätsbildung maßgeblichen Orientierungen und auch die Konsummaßstäbe im Kontext der Gleichaltrigengruppen (peer-groups) vermittelt werden.<sup>78</sup>

Die Veränderungen im Bereich der familiären Lebensformen bilden *ein* wesentliches Element des Strukturwandels der Jugendphase. Weitere Merkmale betreffen die schulische Situation der Jugendlichen und den Übergang von der Schule in die Berufswelt. Tillmann (1995: 264 ff.) hat hier analytisch drei Teilprozesse unterschieden:

#### *1. Verschulung der Kindheits- und Jugendphase:*

Die Verlängerung der Pflichtschulzeit, der zunehmende *Run* auf weiterführende Bildungsgänge, die Ausweitung beruflicher Vollzeitschulen und die

---

<sup>77</sup> Mit der Entstehung eines uneinheitlichen und vielgestaltigen Gefüges aus schulischen und erzieherischen Einrichtungen der öffentlich-staatlichen Fürsorge und Hilfe wird der private Raum der Familie nachdrücklich aufgebrochen und zu einer Angelegenheit öffentlicher Kontrolle gemacht. Diese zielt vor allem auf die Familienkindheit und wird auf vielseitige Weise ausgeübt. „Sie reicht von der ‚Ratgeber‘-Psychologisierung und -Pädagogisierung der Kindheit (...) über den medizinischen ‚Baby-Paß‘ bis zu den Kontrolltreibnetzen der Schulverwaltungen in den Schuleignungstests der grundschulpflichtig gewordenen Kinder. Kernstück der Umwandlung familialer in öffentliche Kontrolle ist aber sicherlich die Durchsetzung und Verbreitung des Kindergartens(...)“ (v. Trotha 1990: 466), während die Schule von jeher ein Konkurrenzsystem der Kontrolle für die moderne Familie war und noch immer ist.

<sup>78</sup> In dem Maße, wie Eltern ihrer Erziehungsfunktion immer weniger gerecht werden (können), kehrt die öffentliche Kontrolle über die Familie wieder. Dies ist zunächst abzulesen am Einfluß, den die Gruppe der Gleichaltrigen auf den Lebenszusammenhang Jugendlicher und Heranwachsender gewonnen hat. „Die jugendliche ‚peer-Gruppe‘ hat die Geschlossenheit der bürgerlichen Familie aufgebrochen. Sie tat und tut es auf zwei Wegen: Der erste Weg: Sie nimmt die Jugendlichen in einem unvergleichlich höheren Maß als vor 30 Jahren in Anspruch. (...) Führt der erste Weg aus der Geschlossenheit der Familie nach außen, in den Kontrollraum der Altersgleichen, führt der zweite Weg nach innen: die Gesellschaft der Altersgleichen ist in den Beziehungen zwischen Kindern und Eltern symbolisch ständig gegenwärtig.“ (v. Trotha 1990: 464 f.)

Expansion der Hochschulen haben dazu geführt, daß die Schule neben der Familie zur dominanten Lebenssphäre im Jugendalter geworden ist.

Infolge der „Verschulung“ verlängert sich die Lebensphase Jugend. Im Vergleich zu früheren Generationen verwenden heute wesentlich mehr Jugendliche sehr viel mehr Zeit mit dem Erwerb von Bildungszertifikaten. Die Verlängerung der Bildungsbiografien hat dazu geführt, daß seit der Mitte der 70er Jahre Erwerbsarbeit als strukturelles Kennzeichen der Jugendphase zunehmend zurückgegangen ist - begleitet von einem Trend zu höherer schulischer Qualifikation. So schloß bereits 1991 ein Anteil von 35% aller Schülerinnen und Schüler ihre Schullaufbahn mit dem Abitur oder der Fachhochschulreife ab. (vgl. Palentien/ Hurrelmann 1995: 6)<sup>79</sup>

Nicht nur nehmen höhere Bildungsabschlüsse zu (das Abitur ist bereits der Abschluß Nummer 1), wir registrieren auch eine zunehmende Konkurrenz um die schulischen Abschlüsse. Kinder und Jugendliche müssen sich mit steigenden schulischen Leistungsanforderungen und einem hohen Erwartungsdruck seitens ihrer Eltern und Lehrer auseinandersetzen. Emotionale Zuwendung und Anerkennung werden nicht selten von guten Leistungen und Schulnoten abhängig gemacht. Wo ein erzieherisches Defizit an der Tagesordnung ist, da wird dieses, so haben wir gesehen, durch Konsumangebote und zusätzlichen Leistungsdruck kompensiert. Somit erleben Kinder und auch Jugendliche „einerseits, daß ihr Bedürfnis nach Liebe, Geborgenheit und Verständnis, nach ´sozialer Wärme´ durch Konsumartikel befriedet wird und gleichzeitig die Leistungsanforderungen im schulischen Bereich zu einem instrumentalistischen Verhalten und zur Phantasie verführen - nur wenn ich Leistungen erbringe, werde ich geliebt. Das heißt, daß die für das Heranwachsen zentrale Erfahrung einer bedingungslosen Liebe zwischen Eltern und Kindern zweifach gebrochen wird: einmal durch die kompensatorische Bedürfnisbefriedigung über Konsum und zum anderen durch die Verknüpfung mit Leistungen.“ (Rohr 1999: 105)

Der *Schulstress* nimmt zu, bedingt entweder durch den Leistungswettbewerb bei jenen, die sich ihm stellen, oder aber infolge frühzeitigen Ausscheidens aus dem Wettbewerb bei den Leistungsschwachen.<sup>80</sup> Schulische Lernarbeit

---

<sup>79</sup> Auch Kinder aus unteren Sozialschichten partizipieren zunehmend an weiterführenden Bildungswegen und gewinnen damit Zeit für ihre Persönlichkeitsentwicklung. Zugleich aber wird es wahrscheinlicher, daß sie sich nicht länger an klassenspezifischen Vorgaben für die eigene Lebensgestaltung orientieren können, sondern mitunter weitreichende berufliche und biographische Entscheidungen ohne Rückbindung an solche Muster treffen müssen.

<sup>80</sup> Die gesellschaftliche Funktion der Schule besteht in der sozialen Platzanweisung; in der heutigen sozialen Wirklichkeit verkörpert sie die Imperative der Leistungsgesellschaft mit aller Schärfe und Konsequenz. Im Schul-, Ausbildungs- und Berufssystem wirken sich die gesellschaftlich angelegten Verunsicherungen und Belastungen als hoher Leistungs- und Erwartungsdruck aus. Der Druck beginnt in der Grundschule, wo die Weichen für die spätere schulische Laufbahn gestellt werden. Schon dort erfahren die Kinder, daß sie in erster Linie durch ihre Leistung definiert werden. Verschärfend kommt hinzu, daß inzwischen oft

verliert dann ihren Sinn, wenn die Schüler keine Verbindungen zu aktuellen Problemlagen oder zur alltäglichen Lebensbewältigungspraxis mehr herstellen können. Mit der Dauer des Schulbesuchs steigt die Schulunlust, sinkt die Motivation, sich auf die schulische Realität überhaupt noch konstruktiv einzulassen.

## *2. Verunsicherung durch Arbeitsmarktrisiken:*

Der Wunsch nach Selbstverwirklichung ist für Jugendliche zu einem zentralen Lebensanliegen geworden - gefördert durch die Individualisierung, und nicht zuletzt infolge liberalerer Erziehungstechniken in Familie und Schule. Jugendlich-Sein wird - wie die gesamte Biographie - einerseits zum offenen Lebensgelände, das durch individuelle Optionen mitzugestalten ist. Andererseits aber stehen der Vielfalt von Lebensstilentwürfen zunehmend eingeschränktere und enger werdende soziale Perspektiven gegenüber.

Der Übergang von der Schule zu Ausbildung und Beruf verläuft keineswegs mehr linear. Bildungs- und Beschäftigungssystem sind seit den 70er Jahren auseinandergebrochen, es hat sich ein hoher Sockel an Arbeitslosigkeit dauerhaft gebildet. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich in allen Industrieländern der Zeitpunkt des Eintritts in das Beschäftigungssystem für junge Menschen in höhere Altersstufen verschoben. Jugendliche bleiben länger aus dem ökonomisch selbständigen Erwachsenenleben ausgegrenzt. Der Anteil derjenigen Jugendlichen ist gewachsen, die infolge der Engpässe am Ausbildungsstellen- und Arbeitsmarkt Warteschleifen und Überbrückungsmaßnahmen durchlaufen, und die zum Teil erst im dritten Lebensjahrzehnt eine Erwerbsarbeit aufnehmen. Eine wachsende Zahl von Jugendlichen verbleibt in der Unsicherheit, ob sie ihre Bildungsanstrengungen beruflich werden verwerten können; ein anderer Teil findet sich schon frühzeitig auf der Verliererseite im Bildungs- und - damit zunehmend auch - im Lebenschancen-Wettrennen. „Während die Jugendlichen also auf der einen Seite durch die Schulzeitverlängerung mehr Entfaltungschancen erhalten haben, gerieten sie auf der anderen Seite unter den massiven Konkurrenzdruck des Arbeitsmarkts.“ (Tillmann 1995: 265)<sup>81</sup>

Die Folge für viele der Jugendlichen: „Das psychosoziale Moratorium (Erikson), das sie früher in Schulen, Ausbildungsstätten und Universitäten

---

auch Freizeitbeschäftigungen - Musikunterricht oder Sport im Verein - in einen Leistungsdruck ausarten, der meist schon in der Familie einsetzt und hier zusätzlich genährt wird.

<sup>81</sup> Der Anspruch, eine interessante Erwerbsarbeit auszuüben und die eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entfalten und weiterzuentwickeln, wird in der Realität nicht selten enttäuscht. Aufgrund der Engpässe am Arbeitsmarkt müssen viele solche Erwartungen zurückschrauben; trotz guter Qualifikation und trotz Leistungsbereitschaft gibt es für diese Jugendlichen keine Garantien für eine berufliche Perspektive.

durchlaufen haben, wandelt sich heute zu einem Getto.“ (Gronemeyer 1999: 149)<sup>82</sup>

### 3. *Vervielfältigung des Übergangs in das Erwachsenenalter:*

Aufgrund des längeren Verweilens im Bildungssystem und der Schwierigkeiten bei einer kontinuierlichen Verankerung im Berufssystem registrieren wir in den letzten Jahrzehnten zunehmend Erscheinungsformen einer *verlängerten Adoleszenz*, oder auch *Postadoleszenz*. Diese ist charakterisiert durch das Zugleich einer weitgehend selbständigen Lebensführung bei fortbestehender materieller Unselbständigkeit.

Die enge Kopplung von Auszug aus dem Elternhaus, wirtschaftlicher Selbständigkeit und eigener Eheschließung existiert nicht mehr in der noch bis Ende der 60er Jahre verbindlichen Form. Der Eintritt in die Erwachsenenphase schiebt sich zum Teil bis ins vierte Lebensjahrzehnt hinaus; gleichzeitig und parallel bestehen bei Teilen der Jugendlichen traditionelle Lebensmuster und -orientierungen fort.<sup>83</sup>

Tillmann (1995: 267) hat den *Strukturwandel der Jugendphase* folgendermaßen resümiert: „Ob in Ausbildung und Beruf, ob in Partnerschaft und Familie - an die Stelle eindeutiger Übergänge ins Erwachsenenalter sind Verschiebungen, Überlappungen, Verfrühungen und Verzögerungen unterschiedlicher Art getreten. Als genereller Trend läßt sich jedoch festhalten, daß frühe Selbständigkeiten (z.B. im kulturellen Bereich oder als Konsument) in ein Spannungsverhältnis geraten mit der ökonomischen Unselbständigkeit, die immer länger anhält. Insgesamt werden sozial vorgegebene Lebensläufe zunehmend aufgeweicht, eine Normalbiographie (...) wird immer schwerer erkennbar. An die Stelle der vorgeprägten Statuspassage tritt die ´individualisierte Jugendbiographie´ (Fuchs 1983), die den Jugendlichen in ein zu gestaltendes Feld von biographischen Optionen setzt. Dort gibt es

---

<sup>82</sup> Die Gettosituation, so hat Eisenberg (1999: 235) konstatiert, brütet Rachegefühle und Haß aus. „Diese Jugendlichen sind auf der verzweifelten Suche nach Identität in einer Gesellschaft, die ihnen bedeutet, daß sie sie nicht benötigt. Man kolonialisiert ihre Phantasie mit Bildern eines schönen, luxuriösen Lebens und verweigert ihnen gleichzeitig die gesellschaftlich lizenzierten Mittel, sie realisieren zu können.“ Allein die Befürchtung, keine Perspektive (mehr) zu haben, beeinträchtigt das Selbstwertgefühl.

<sup>83</sup> Lebensphasen als abgeschlossene und abgrenzbare Einheiten werden zunehmend zu einer Fiktion, die unterschiedlichen altersspezifischen Lebenswelten gleichen sich partiell an. Die *Postadoleszenz* tritt - neben der Jugendphase - als neue Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter; als neue Zwischenphase im Übergang zwischen Kindheit und Jugendalter sind die sogenannten *Kids* auf die Bildfläche getreten. „Ein nicht unwesentlicher Nebeneffekt der wachsenden Erwerbstätigkeit von Schüler/innen und Studierenden ist, daß der Berufseinstieg immer mehr den Charakter eines abrupten Wechsels verliert und mehr und mehr zu einem graduellen Übergang wird.“ (Lenz 1998: 61)

jedoch nicht nur neue Erfolgsperspektiven, sondern zugleich auch größere 'Absturz'möglichkeiten.“

### 1.4.3. Die Ambivalenz der Individualisierung

Der gesellschaftliche Individualisierungsschub macht sich in besonders gravierender Weise in der Lebensphase *Jugend* bemerkbar. Wo es in den 50er und 60er Jahren klassen- wie geschlechtsspezifisch standardisierte Ablaufmuster der Jugendphase gab, fasert diese nunmehr als Statuspassage aus, sie entstrukturiert sich; zugleich vervielfältigt sie sich in bisher unbekannter Weise. Diese Pluralisierung „ist einerseits eine Bereicherung, da dadurch Alternativen sichtbar und erfahrbar werden. Andererseits sind die Jugendlichen angesichts dieser Pluralität, die in Gefahr steht, in eine Beliebigkeit von Werthaltungen abzurutschen, gezwungen schon frühzeitige Position zu beziehen, für sich einen Sinngehalt für das eigene Leben zu gewinnen und eine Ich-Identität zu begründen.“ (Lenz 1998: 63) Ein hoher Anspruch, aus dessen Scheitern Irritationen, Fehlanpassungen bis hin zur Desintegration und zu problematischen Formen der Belastungsregulation (in Gestalt etwa von Drogenproblemen, Gewalthandlungen und anderen Formen von Devianz) resultieren können. Dies werden wir weiter unten eingehend betrachten.

In der 13. Shell-Jugendstudie wird diese gesellschaftliche Entwicklungstendenz - im Vergleich von einst zu jetzt - folgendermaßen beschrieben: Bis vor einigen Jahrzehnten gab es so etwas wie einen stabilen und in sich einheitlichen sozialen Korridor für die Persönlichkeitsentwicklung („Normalbiographie“). Dieser „kanalisierte die individuellen Werdegänge derer, die sich darin bewegten, und hob sie beinahe automatisch auf ein biografisches Gleis, auf dem der Zug dann weiterfuhr. Ein klarer und überschaubarer Wertehimmel stand über dieser biografischen Geborgenheit und zeigte, welchen Werten jemand anhängen und welchen (Lebens-)Weg jemand gehen sollte. Der Preis war in der Regel das Festgelegtsein darauf, denn der Korridor war schmal und engte ein.“ (Deutsche Shell 2000: 94)

Heute nun, wo industriegesellschaftliche Lebensformen, tradierte sozialökonomische Milieus und Solidarstrukturen für den Einzelnen aufbrechen, „beschreibt die Gesellschaft keinen Raum mehr, in dem ein lineares biografisches 'Fortkommen' üblich ist. Was gestern schon einmal überholt war, kann heute wieder stimmen, muß aber nicht zwingend morgen auch noch gelten. Mit der technologischen Entwicklung, der wachsenden Mobilität und der Pluralisierung von akzeptierten Lebensformen ergeben sich in nahezu allen Lebensbereichen neuartige Wahlmöglichkeiten. Die 'Korridore' zur persönlichen und biografischen Entfaltung werden breiter und durchlässiger, weil sie an innerer Geschlossenheit verlieren.“ (a.a.O.: 94)

Die im Konstrukt der *Individualisierung* eingefangenen Aspekte des gesellschaftlichen Wandels betreffen gerade auch Heranwachsende, die in die offenere und durchlässigere gesellschaftliche Situation hineinwachsen: „Jeder Jugendliche wird heute zum flexiblen Konstrukteur seiner eigenen Biografie mit einem persönlichen Wertekosmos, er muß und kann sich seine Identität und seine Wertorientierungen aus Versatzstücken selbst und eigenverantwortlich zusammenbasteln, sozusagen sein eigenes biografisches und ethisches 'Gesamtkunstwerk' schaffen und inszenieren, ein Kunstwerk, dessen Inhalt er selbst ist.“ (a.a.O.: 95) Wenn der Einzelne genug Eigenaktivität und Flexibilität aufbringt, um den wechselnden biografischen Anforderungen gerecht zu werden und die Möglichkeiten zu ergreifen, welche die Modernisierung mit sich bringt, dann besitzt er eine Vielzahl von Optionen, seinen Lebenslauf zu gestalten, seine Werte zu leben und seine Lebensziele in einem gelingenden biografischen Gesamtentwurf zu integrieren.

Die Chancen- und Risikoseite dieses Prozesses ist freilich *sozialstrukturell determiniert*. Trotz aller Tendenzen zur Auflösung klassenkultureller Bindungen und Milieus sind die individuellen Spielräume und Lebenschancen Jugendlicher nach wie vor klassen- und auch geschlechtsspezifisch äußerst heterogen. Viele verfügen gar nicht erst über eine Vielzahl an Optionen, andere scheitern an deren Wahrnehmung und Realisierung. „Es stimmt zwar, daß der Individualisierungsschub den Akademikersohn in der gymnasialen Oberstufe ebensowenig verschont wie das Arbeitermädchen am Ausgang der Hauptschule; denn für beide gilt, daß sie sich in ihrer Lebensplanung nicht mehr von 'alten' klassenspezifischen Selbstverständlichkeiten leiten lassen können. Doch während für den einen die Individualisierung eher als verlängertes und von vielen Zwängen befreites Moratorium erscheint, stellt sie sich für die Hauptschülerin vor allem als Zwang dar, trotz ungünstiger Startbedingungen auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen: (...)“ (Tillmann 1995: 268)

Das heißt also: Auch wenn der Individualisierungsschub die Lebensphase Jugend insgesamt verändert hat, so existieren doch auch weiterhin klassen- und geschlechtsspezifische Chancenunterschiede. Diese weisen Züge einer Polarisierung auf, die sich im Verlauf der 90er Jahre weiter verschärft hat zwischen denjenigen Jugendlichen, die in der „Erlebnisgesellschaft“ mithalten wollen und können - auch auf die Gefahr hin, eine rein leistungsbezogene Pseudo-Identität auszubilden -, und denjenigen, die zumindest mit legalen Mitteln die Gratifikationen dieser Gesellschaft niemals erlangen werden.

Es bleiben nach wie vor *defizitäre Lebenslagen* von Kindern und Jugendlichen bestehen, die eine Folge von Armut, Ausgrenzung und Gewalterfahrung sind, und die lebenslang eingeschränkte Zukunftsperspektiven bedingen.



Ein zentrales Problem stellt die zunehmende Verarmung von Kindern und Jugendlichen dar. Seit Anfang der 70er Jahre hat sich bis zum Beginn der 90er der Anteil der Sozialhilfeempfänger vervierfacht, bei Kindern und Jugendlichen fällt die Quote noch deutlicher aus; Kinder und Jugendliche bilden die größte Gruppe unter den Sozialhilfeempfängern.

Entscheidende Ursachen für den steigenden Anteil materiell armer Kinder liegen in der Arbeitslosigkeit der Eltern und im Abbau staatlicher Sozialleistungen. Insbesondere in der zweiten Hälfte der 90er Jahre ist eine Einschränkung von Sozialtransfer-Leistungen zu verzeichnen sowie eine Zunahme prekärer, nicht existenzsichernder Beschäftigungen.<sup>84</sup>

Armut und Arbeitslosigkeit der Eltern wirken sich auf die Kinder nicht nur aktuell einschränkend aus, sondern schaffen auch die Dispositionen für eine künftig nachteilige schulische und berufliche Entwicklung („Reichtum wird vererbt, Armut auch“). Armut verschlechtert objektiv die Lebenschancen; der Lebensalltag in der armen Familie verhindert ein perspektivisches Planen. Kinder werden immer mehr zum Armuts- und Überschuldungsrisiko; heute ist eine Durchschnittsfamilie bereits ab dem zweiten Kind von dem Abrutschen in Armutslagen bedroht. Gleichzeitig wird die (Einkommens- und Lebenschancen-) Kluft zwischen Familien mit einem Erwerbstätigen bzw. Alleinerziehenden auf der einen und doppelt erwerbstätigen Ehepaaren ohne Kinder auf der anderen Seite immer größer.

Unter den Bedingungen abnehmender materieller Sicherheiten reproduziert sich eine bekannte Ambivalenz: Während die privilegierten Jugendlichen die Sonnenseiten der Freiheit und Wahlmöglichkeiten genießen können, verlaufen sich diejenigen, für die die Schattenseiten überwiegen, auf Irr- und Fluchtwegen zu xenophoben, gewaltbereiten und fundamentalistischen Gruppen - oder sie greifen zu einer nach innen gerichteten Form der Belastungsregulation: Drogenkonsum etwa, mit der Gefahr, in eine Abhängigkeit hineinzurutschen. Es stellt einen allgemein anerkannten Befund in der Gesundheitsforschung dar, daß soziale Lage und Marginalisierungserfahrungen wichtige Erklärungsfaktoren für eine erhöhte Gesundheitsbelastung bei benachteiligten Jugendlichen darstellen. (vgl. Höfer 2000: 51)

Als Fazit bleibt festzuhalten:

---

<sup>84</sup> Die neuere Armutsforschung hat gezeigt, daß in unserer Gesellschaft Armut häufig nicht lebenslang dauert, sondern nur begrenzte Zeiträume umfaßt, dafür aber nun breitere Bevölkerungsgruppen bedroht, also eine Art Demokratisierung von Armut stattfindet. Armutslagen sind beweglicher als bislang angenommen: „Armut ist häufig nur eine Episode im Lebenslauf. (...) Zugleich reicht Armut als vorübergehende Lebenslage und latentes Risiko in mittlere soziale Schichten hinein und ist nicht mehr auf traditionelle Randgruppen oder ein abgespaltenes unteres Drittel beschränkt.“ (Leibfried u.a. 1995: 9)

1. Die hohen Geschwindigkeiten in den Entwicklungsabfolgen der Arbeitsgesellschaft erfordern ständiges lebensbegleitendes Lernen, berufliche Flexibilisierungs- und Mobilitätsbereitschaft, und dies vor einem unsicheren beruflichen Hintergrund. Die gestiegenen Anforderungen des Arbeitsmarktes, verbunden mit einer Verlängerung der Ausbildungsphase und eine Zunahme höherer Bildungsabschlüsse, führen dazu, daß „Leistung zu einem entscheidenden Kriterium für die Identität und das Selbstwertgefühl“ wird (Wirth 1996: 19).

2. Sind die persönlichen Schwierigkeiten für Jugendliche, sich in Schule und Ausbildung, im öffentlichen Bereich wie im Privatleben zurechtzufinden, bereits unter den „Normalbedingungen“ der gegenwärtigen *überkomplexen* Lebensverhältnisse groß genug, so verschärfen sich diese zwangsläufig, wenn *weitere Belastungen* hinzukommen - etwa aufgrund von Deprivations- und Mangelenerfahrungen in der eigenen Kindheit, aufgrund von Mißerfolgserlebnissen in der Schule oder aber der Verdüsterung der beruflichen Zukunftsperspektive. In vielen Fällen kumulieren die sozialen Benachteiligungen, verstärken sich die Negativerfahrungen in einem verhängnisvollen Kreisprozeß. Die Chancen und Risiken der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungstendenz sind offensichtlich sozialstrukturell recht unterschiedlich verteilt.

Im Bild des Korridors aus der Shell-Jugendstudie: Manch einer dieser Korridore erweitert sich zu Spielwiesen, auf denen kreative Menschen ihre eigenen farbigen, mitunter vielleicht auch turbulenten Lebensläufe zusammenbasteln. Andere Korridore wiederum verengen sich zu einer Sackgasse mit stillgelegten Gleisen, wo Lehrer und Sozialarbeiter - in den Warteschleifen von Weiterbildungsmaßnahmen - von außen an dort abgestellten Waggons rütteln, um den drinnen Befindlichen zu suggerieren, die Waggons würden noch fahren.<sup>85</sup>

3. An Kinder und Jugendliche werden Ansprüche gestellt wie früher nur an Erwachsene, wobei sie sich in einer widersprüchlichen Situation befinden: emotional und kommunikativ sind sie sehr selbständig, finanziell und materiell dagegen abhängig. Auf der einen Seite verfügen sie über große Freiheiten und Optionen, auf der anderen Seite aber stellen sich auch enorme Anforderungen, sich schulisch zu qualifizieren, selbständig zu sein etc. - bei

---

<sup>85</sup> Gronemeyer hat davon gesprochen, daß wir die Jugendlichen entweder in eine „Münchenhausen-Lügenwelt“ schicken: „Da wird gesagt, ihr sollt alle eigentlich arbeiten, und nur über die Arbeit gewinnt ihr Sinn und Identität. Die Jugendlichen werden unter diesen Umständen 'Arbeitsvermögen im Wartestand' und zappeln wie Fische auf dem Trocknen, weil sie keine Arbeit bekommen. Oder wir gaukeln ihnen eine Bewegung vor, die es gar nicht gibt: Heinzen und Koch haben in ihrem Buch 'Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden' die Situation der Jugendlichen in Schulen und Ausbildungsstätten verglichen mit den Personen in einem Waggon, der längst auf einem Abstellgleis gelandet ist. Lehrer, Sozialarbeiter und Weiterbildner rütteln von außen an dem Waggon, damit die drinnen das Gefühl haben, es ginge noch weiter.“ (Gronemeyer 1999: 150)

auch objektiv zunehmend eingeschränkteren und enger werdenden sozialen Perspektiven. Im Blick auf den einzelnen wachsen nicht nur dessen Chancen, ein den subjektiven Ansprüchen angemessenes Leben zu führen, sondern auch die Risiken, an der Verwirklichung von Lebensentwürfen zu scheitern.

Kinder und Jugendliche erleben heute eine widersprüchliche Situation von Mangel und Überfluß: Mangel an ursprünglichen Erfahrungen, an lebendigem Miteinander, in dem Interesse, Zuwendung und Orientierung durch Auseinandersetzung vermittelt wird; Überfluß, was die Teilhabe am gesellschaftlichen Konsum betrifft, an Spielzeug, Konsum von Massenmedien etc.<sup>86</sup>

Da Jugendliche heute nicht nur mehr entscheiden *können* als frühere Generationen, sondern dies auch *müssen*, resultiert eine permanente latente Unsicherheit im Hinblick auf die Richtigkeit der Optionen, was ein Grundgefühl erzeugt wie bei einem Gang über zu dünnes Eis. (vgl. Tillmann 1995: 267)

Auch wenn Kinder und Jugendliche in gleichem Maße von den geschilderten Veränderungen betroffen sind, empfiehlt es sich, zwischen den *Lebensphasen Kindheit und Jugend* und den je spezifischen Anforderungen und Belastungen dieser Phasen zu differenzieren. Wir befassen uns daher zunächst exkursorisch mit den Veränderungen kindlicher Lebensformen.

#### 1.4.4. Exkurs: Kindliche Lebensmuster

Auf einige Veränderungen im kindlichen Lebenszusammenhang haben wir bereits hingewiesen: das häufige Aufwachsen in unvollständigen Familien, nicht mehr bei beiden Eltern; ein häufiges Fehlen von Geschwistern. Im Zuge des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses hat sich in den letz-

---

<sup>86</sup> Negt sieht die gesellschaftliche Umwelt, mit der es die Zehn- bis Siebzehnjährigen beiderlei Geschlechts Mitte der neunziger Jahre zu tun haben, durch zwei Erfahrungsdimensionen gekennzeichnet: „Einerseits ist der durch verbindliche Normen und überzeugende Regeln bestimmte Überlieferungszusammenhang sichtbar zerfallen. Strukturen, die in Familie und politischen Institutionen, in Schule und Jugendverbänden eine selbstverständliche Lebensorientierung schufen, sind dieser Jugend verlorengegangen. Das kann man als Objekt- und Realitätsentzug bezeichnen, selbst wenn man annimmt, daß damit subjektive Spielräume für Verhalten und Denken vergrößert werden. Der andere Erfahrungszusammenhang ist gleichsam ein Realitätsgewinn. Die mit gewaltiger Beschleunigungsintensität bis in die Poren der Lebensverhältnisse hineingeschobene mikroelektronische Welt wird von den Jugendlichen vielleicht intensiver als epochale Neuerung wahrgenommen, als das von Erwachsenen geschieht, die eher herkömmlichen Formen des Lebens nachtrauern, den Büchern, der handschriftlichen Schreibweise usw.“ (Negt 1997: 106 f.) Technik ist für die unter solchen Lebensbedingungen aufwachsenden Kinder und Jugendlichen ein Lebenselement geworden; nicht telefonieren zu können produziere, so Negt, manchmal Entzugerscheinungen.

ten Jahrzehnten auch die Gestaltung der außerfamilialen Lebenskontexte von Kindern - besonders in den Städten - verändert. Es ist hier auch von einer *individualisierten Kindheit* gesprochen und insbesondere der Wandel der räumlichen Lebensbedingungen betont worden. „Die Verstädterung, die Entstehung von Trabantenstädten und Eigenheimsiedlungen, die verstärkte Funktionalisierung der städtischen Bereiche in Wohnen, Arbeiten, Einkauf und Freizeit sowie die enorme Zunahme des Straßenverkehrs haben den Kindern viele traditionelle Aufenthalts- und damit Erfahrungsräume genommen (Rerrich 1983). Die *‘gelebte Straßenkindheit’* mit ihren altersgemischten nachbarschaftsbezogenen Kindergruppen (der *‘traditionelle Nahraum’*) hat sich, so wird behauptet, tendenziell aufgelöst und neuen, speziell für Kinder konzipierten Räumen (einer *‘verhäuslichten Kindheit’*) Platz gemacht (Zinnecker 1990). Kindliche Aktivitäten werden demzufolge verstärkt in die Wohnung verlagert, und das kindliche Spiel findet häufiger in halböffentlichen *institutionalisierten Spezialräumen* (auf Spiel- und Sportplätzen, in Vereinen etc.) in größerer räumlicher Distanz von der elterlichen Wohnung statt. Da diese Spezialräume meist an verschiedenen Orten liegen, ist hiermit eine *‘Verinselung des kindlichen Lebensraums’* verbunden. Und da Kinder ihr soziales Leben heute täglich selbst arrangieren und planen müssen, wird die kindliche Lebenswelt zunehmend von *rationalen Zeitstrukturen* der Erwachsenenwelt durchsetzt, wozu auch die *‘Verschulung der Kindheit’* mit immer mehr zeitlichen Zwängen und Anforderungen beigetragen hat.“ (Peuckert 1999: 131 f.; H.i.O.)<sup>87</sup>

Die Tendenz der *Verinselung* meint also, daß sich die kindlichen Aktivitäten nicht mehr spontan in der Spielgruppe der Nachbarschaft entfalten können, sondern Kinder je nach Aufgabenbereich mit ganz unterschiedlichen Personengruppen an unterschiedlichen Orten zu tun haben. Da gemeinsame Spiele und Freizeitaktivitäten täglich aufs neue abgesprochen werden müssen, sind die Kinder auf Transportmöglichkeiten und damit auf die Zeitpläne ihrer Eltern, meist der Mütter, angewiesen. Die traditionell ganzheitliche Erfahrung der Kinder geht hierbei verloren.<sup>88</sup>

---

<sup>87</sup> Peuckert hat 1991 von einer Erosion des Kindheitsstatus, genauer: einer tendenziellen Angleichung kindspezifischer und erwachsenenspezifische Lebens- und Verkehrsformen gesprochen und drei verschiedene Aspekte dieses Erosionsprozesses unterschieden:

1. Die traditionelle Autoritätsstruktur des Eltern-Kind-Verhältnisses wandelt sich, indem sich die Machtbalancen zwischen Eltern und Kindern in Richtung einer „Emanzipation“ des Kindes sowie egalitärer werdender Umgangsformen verschieben.
2. Über das Medienverhalten von Eltern und Kindern findet eine Nivellierung des Kindheits- und Erwachsenenstatus statt. Vor allem in den unteren Sozialschichten strukturiert das Fernsehen die Alltagsabläufe und stiftet generationsübergreifende Sehinteressen und Seh-situationen.
3. Die Zeitorganisation im Leben von Kindern und Jugendlichen verändert sich in einschneidender Weise, und zwar in Richtung einer „Verinselung“ kindlicher Lebensverhältnisse. s.o. (Peuckert 1991: 96 f.)

<sup>88</sup> „Der verinselte individuelle Lebensraum besteht aus einzelnen separaten Stücken, die wie Inseln in einem größer gewordenen Gesamttraum verstreut sind, der als ganzer bedeutungslos und weitgehend unbekannt bleibt.“ (Zeihner 1994: 362 f.) „Verinselung des individuellen

*Verhäuslichung* umschreibt den Sachverhalt, daß kindliche Aktivitäten sich mehr und mehr in die elterliche Wohnung verlagern; das eigene Kinderzimmer gehört heute bereits zur Normalausstattung. „Dabei sind für die meisten Kinder *audiovisuelle Medien* ein fester Bestandteil ihrer Freizeitgestaltung, für Jungen noch stärker als für Mädchen, für Landkinder stärker als für Stadtkinder und für Unterschichtkinder stärker als für Kinder höherer Sozialschichten.“ (a.a.O.: 133; H.i.O.)<sup>89</sup>

Die Verinselung kindlicher Lebensverhältnisse, die zunächst ein räumliches Phänomen darstellt, zeitigt auch soziale Folgen: Der Partikularisierung des Raumes entspricht eine Partikularisierung der sozialen Beziehungen. „Bedenkt man die Vielfalt der ‘Inseln’ und - für einige davon - die Möglichkeit zu freier Wahl und Abwahl, dann ist anzunehmen, daß die Ausbildung stabiler Beziehungen erschwert und Unverbindlichkeit gefördert wird. In traditionellen Verhältnissen hatte ein jedes Kind mit den Menschen zu leben, die es in seinem Lebensraum vorfand, im Guten wie im Bösen. Ungünstigen Umständen und Konflikten konnte es nicht ausweichen. Es war gezwungen, sich mit den anderen auseinanderzusetzen. Wo dagegen Freizeitarrangements beliebig gewählt und abgewählt werden können, werden es mit diesen auch die sozialen Kontakte. Anstatt Unlust und Konflikte durchzustehen, bietet sich an, aus dem Feld zu gehen, zu einem anderen Spielplatz oder in einen anderen Sportverein. Zuordnungen zu Spielpartnern sind weniger fest,

---

Lebensraums“ meint daher: „Indem das Ausüben einzelner Tätigkeiten an besonderen Orten zusammengezogen wird, rücken die Orte dieser Tätigkeiten räumlich auseinander. (...) In den Stadtlandschaften und auch im ländlichen Raum liegen viele der Orte, die für Kinder relevant sein können liegen wie Inseln verstreut. Die Zwischenräume gehören den Tätigkeiten Erwachsener, sie sind für Kinder mehr oder weniger uninteressant, gefährlich, unzugänglich, oft auch unbekannt.“ (Zeiger 1994: 361 f.)

Verinselung bedeutet einen Zugewinn an individueller Autonomie, birgt in sich aber auch neue Abhängigkeiten. „Im verinselten Lebensraum ist zeitlich spontanes Handeln erschwert, wenn erst der entsprechende Spezialraum aufgesucht werden muß. Was, wann und wo getan wird, muß nicht selten vorab geplant sein.“ (a.a.O.: 364) Vorgegebene Zeitregelungen wie Öffnungszeiten, Stundenpläne und Veranstaltungstermine müssen berücksichtigt werden, und das eigene Handeln muß darüber hinaus mit den Zeitplänen mehrerer anderer Kinder und Erwachsener synchronisiert werden.

<sup>89</sup> Peuckert (1999) hat unter Bezugnahme auf neuere empirische Untersuchungen die Verinselungs-These kürzlich stark relativiert. Von einem Wandel des kindlichen Lebensraums könne zumindest für Westdeutschland nicht gesprochen werden, ohne daß schicht- und geschlechtsspezifische Differenzierungen berücksichtigt würden; in den neuen Bundesländern finde sich überdies noch häufiger ein Kindheitsmuster, das durch eine stärkere Familienorientierung gekennzeichnet sei, sowie etwas ausgeprägtere Formen von Straßenkindheit; im Bereich der Mediennutzung zeige sich eine deutliche Westorientierung. Trotz dieser Relativierung lasse sich aber zumindest in Westdeutschland ein Trend zur Modernisierung und Individualisierung der Kindheit beobachten. „Kinderfreizeit ist durch einen Trend zur Verhäuslichung der Aktivitäten gekennzeichnet. Die Anteile der organisierten Freizeit nehmen zu, und auch ein gewisser Rückzug aus dem nahen Wohnumfeld in die Wohnung läßt sich nicht abstreiten. Moderne Kinder sind in mehreren Vereinen organisiert und müssen ihre Termine und Verabredungen selbständig koordinieren.“ (a.a.O.: 137)

und sie sind im Prinzip beliebig auflösbar.“ (Zeiber 1994: 365) Oder anders gesagt: Kinder werden früh schon eingeübt in die Beliebigkeit und Unverbindlichkeit postmoderner Lebensverhältnisse.<sup>90</sup>

Im Zuge des innerfamilialen Individualisierungsprozesses verändert sich auch die soziale Beziehung zum Kind und die Qualität der Bindungen, die zu diesem eingegangen werden. „Einerseits wird das Kind *Hindernis* im Individualisierungsprozeß. Es kostet Arbeit und Geld, ist unberechenbar, bindet an und würfelt die sorgfältig geschmiedeten Tages- und Lebenspläne durcheinander. Mit seinem Erscheinen entwickelt und perfektioniert das Kind seine ‚Diktatur der Bedürftigkeit‘ und zwingt mit der nackten Gewalt seiner Stimmbänder und dem Leuchten seines Lächelns den Eltern seinen kreatürlichen Lebensrhythmus auf. Gerade dies macht es auf der anderen Seite aber auch unersetzlich. Das Kind wird zur *letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung*. Partner kommen und gehen. Das Kind bleibt. Auf es richtet sich all das, was in die Partnerschaft hineingeseht, aber in ihr unauslebbar wird. (...) Das Kind wird zur *letzten Gegeneinsamkeit*, die die Menschen gegen die ihnen entgleitenden Liebensmöglichkeiten errichten können. (...) Die Geburtenzahlen gehen zurück. Die Bedeutung des Kindes aber *steigt*.“ (Beck 1986: 193 f.; H.i.O.)

Auch wenn die Kinder häufiger in der Familie eine zentrale Stellung einnehmen, vielleicht auch gerade weil dies so ist, müssen sie dafür einen hohen Preis entrichten. Von Elkind („The Hurried Child“) stammt die These, daß Kinder heute nicht mehr ihrer Entwicklung gemäß Kinder sein könnten, weil die Eltern den in Partnerschaft und Beruf erlittenen Streß unmittelbar an sie weitergeben würden. Hierdurch werde vielen Kindern die Chance

---

<sup>90</sup> Empirisch finden sich bei Kindern natürlich sehr unterschiedliche Alltagsabläufe (abgesehen von der vormittäglichen Schulzeit). Wie sich diese im einzelnen gestalten, hängt vornehmlich von Entscheidungen ab, die die Eltern treffen (müssen). „Eltern ist als neue Aufgabe zugewachsen, Kindern den Zugang zu Spielpartnern und zu Angeboten von Freizeitinstitutionen zu erschließen sowie die täglichen Termine und Transporte zu organisieren, Besuche, Besorgungen und Ausflüge mit ihnen zu unternehmen.“ (Zeiber 1994: 368) Aus der Erledigung dieser Aufgabe resultieren zwei dominante Alltagsmuster räumlicher und sozialer Verinselung, die sich auch mischen können:

- einen mit vielerlei Kursterminen gefüllten Terminkalender
- Kinderalltage, in denen private Spielverabredungen überwiegen, wo Kinder also in ein regelrechtes „Verabredungsgeflecht“ eingesponnen sind.

Beide Muster machen alltagsorganisatorische Leistungen der Eltern erforderlich. „Wenn Eltern solche Leistungen nicht erbringen, kann ein Alltagsmuster entstehen, in dem das Kind in der schul- und kindertagesstättenfreien Zeit zuhause alleine bleibt, ohne Spielmöglichkeiten mit Kindern. Verinselung wird dann zur Isolierung auf nur einer Insel, der gegen die Nachbarschaft sozial abgegrenzten Wohnung, erweitert nur um Orte der Eltern, zu denen das Kind mitgenommen wird. (...) Ein weiteres Alltagsmuster, faktisch nicht selten mit dem letztgenannten verbunden, ist das des Kindes, das die Werkzeuge vom Morgen bis zum späten Nachmittag in Kinderinstitutionen verbringt, im Kindheitsverlauf von der Krippe bis zu Schule und Hort. Auch diese ganztägige Einschließung ist Verinselung auf nur einer Insel.“ (a.a.O.: 369 f.)

genommen, ihre Kindlichkeit auszuleben: In die Rolle(n) eines Statussymbols, Partners, Therapeuten gedrängt und als Projektions- und Ersatz-Ich funktionalisiert, hätten sie gar keine Zeit, abhängig, unselbständig und verspielt zu sein. (vgl. Hurrelmann 1997: 542; vgl. auch die Analysen von Richter 1963 u. Richter 1970)

#### 1.4.5. Erfahrungszusammenhänge von Jugendlichen

Das Verhältnis der Generationen zueinander ist komplexer und unübersichtlicher als früher: Während heute schon Kinder zu „kleinen Erwachsenen“ werden, hat sich zugleich der kulturelle Gesamtkontext unserer Gesellschaft in Richtung eines Jugendkultes verlagert: Zwang zu äußerer Perfektion, „fit for fun“, „Spaßgesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“ sind die entsprechenden Stichworte. In dem Maße, in dem die Lebensphase der Jugend ihre klaren Konturen verliert, dehnt sie sich zugleich aus, d.h. „Jugendlichkeit“ diffundiert als anerkannter und erstrebenswerter sozialer Wert in alle Altersgruppen und sämtliche gesellschaftlichen Sphären. In Analogie zum „Verschwinden der Kindheit“ (Postman) könnte man beinahe von einem „Verschwinden der Jugend“ sprechen.<sup>91</sup>

Die Maßverhältnisse zwischen den Generationen seien verlorengegangen, so hat Negt formuliert: „Eltern verhalten sich wie Kinder; Kinder, im Simulationszustand von Erwachsenen, sind von Dingen überfordert, die sie unter keinen Umständen bewältigen können.“ (Negt 1997: 282) Weder strahle die alte Generation mit ihren Regeln und Normen selbstverständliche Autorität aus, noch mache sie Anstrengungen, der neuen Generation die Welt von morgen zu entwerfen.

Im Leben von Erwachsenen finden sich Phasen, die traditionell nur bei Jugendlichen vorkommen, z. B. Phasen der Ausbildung, Phasen der Umorientierung und Selbstfindung, Phasen der Erprobung neuer Lebensentwürfe. Umgekehrt haben sich die Jugendlichen Erfahrungsbereiche vollständig erschlossen, die einst noch exklusive Privilegien der Erwachsenen waren (Sexualität; Übernahme der Konsumentenrolle). Jugendliche treten in Rollen auf, „die traditionellerweise nur Erwachsenen zugerechnet worden sind, etwa als Konsumenten, Teilnehmer am Marktgeschehen, Adressaten von

---

<sup>91</sup> Postman fand Belege dafür, daß durch die Verfügbarkeit von Fernsehen, optischer Werbung, Filmen, Comics und anderen neuen Medien die soziale und intellektuelle Hierarchie zwischen Erwachsenen und Kindern zerstört würde, die die Konstruktion „Kindheit“ überhaupt erst historisch möglich gemacht habe. „Auf dem Wege zu einer Bild- oder Fernsehkultur, die keine besonderen Kompetenzen und Fähigkeiten mehr verlange, so argumentierte er, gelten *alle* Botschaften für *alle*. Es gebe keine Geheimnisse mehr und kein Wissen, das nur für Erwachsene zugänglich wäre. Das Fernsehen, so Postman, sei deshalb so etwas wie der ‚Untergang der Kindheit‘. Es mache alles, aber auch wirklich alles, öffentlich. Was früher der Privat- und Intimsphäre vorbehalten blieb, ist nun Stoff für Darstellungen auch für Kinder.“ (Hurrelmann 1997: 542; H.i.O.)

Mode und Life-Style-Werbung.“ (Legnaro 1992) Durch den Wegfall der Triebaufschubsituation in der Jugendphase (heute zu verzichten zugunsten einer „besseren Zukunft“) sind Jugendliche intensiver in den Konsum selbst eingebunden als Erwachsene.

Mit der Geschwindigkeit der technologischen Modernisierung relativiert sich das Wissens- und Erfahrungsmonopol der älteren Generationen; die eigenen Eltern eignen sich tendenziell immer weniger als Vorbilder für die Lebensentwürfe. In bestimmten Bereichen (Mode, Konsum, Computer, Freizeit, Sport) kehrt sich das traditionelle Verhältnis zwischen den Generationen geradezu um. Ältere befinden sich hier in einem Lernverhältnis zu den Jüngeren - „teaching the teacher“ wird dieses Phänomen auch genannt.

Mit der zunehmenden Verschulung der Kindheits- und Jugendphase ist das Ausmaß an disponibler Zeit größer geworden. Die Bildungsexpansion und die zeitliche Ausweitung des Schul- und Hochschulbesuches haben eine *Entmischung der Generationen* gefördert.

Die freie Zeit wird vor allem in Gleichaltrigengruppen (peer-groups) verbracht. Deren Bedeutung insbesondere für Jugendliche wächst in dem Maße, wie diejenige der Familie sinkt. „Hat die Gleichaltrigengruppe einerseits die indirekte Funktion der psychischen Stabilisierung der Jugendlichen im Hinblick auf ihre Ablösung vom Elternhaus, so kommt ihr eine direkte Rolle bei der Ausgestaltung der Konsum- und Freizeitaktivitäten im Jugendalter zu: Gleichaltrigengruppen vermitteln die Standards für die Orientierung im Konsumsektor und setzen damit Maßstäbe für das Verhalten der jugendlichen Gruppenmitglieder.“ (Palentien/ Hurrelmann 1995: 6) Kinder und Jugendliche sind zu ihrer eigenen Bezugsgruppe und gleichsam zu ihren eigenen Sozialisationsagenturen geworden.<sup>92</sup>

Sich zu orientieren fällt vor dem Hintergrund individualisierter Lebensverhältnisse zusehends schwerer. In dem Maße, wie sich lebensweltliche Bindungen und Beziehungen abschwächen, wächst die Bedeutung medialer Botschaften (vgl. Baacke 1997: 19). Das unübersichtlicher gewordene Lebensgelände der Jugendphase ist zu einem idealen Einfallstor für mediale Beeinflussung geworden. Die Medien springen gleichsam in die Lücke, die die Erwachsenen - sei es aus Gleichgültigkeit, sei es aus mangelnder Kompetenz - lassen, und sie besetzen die Phantasietätigkeit und den Orientierungshorizont der Kinder und Jugendlichen durch vorgefertigte Bilder. „Das Feld, in dem Jugendliche ihre Identifikations- und Imitationsmodelle finden, wird durch die Medien zunehmend grenzenlos und offen.“ (a.a.O.: 66)

---

<sup>92</sup> Einhergehend mit dem Modernisierungsprozeß haben sich auch die sozialräumlichen Bezugssysteme verändert. Jugendliche pendeln heute zwischen verschiedenen sozialen Orten, der Wohnung, den Schulen, den zentralen Freizeitangeboten wie Rockkonzerten, Bundesliga-Fußball, Diskos usw. Die Verkehrsmittel und die Haltepunkte selbst werden dadurch zu kommunikativen Orten Jugendlicher (Graffiti-Szene).



Kinder und Jugendliche leben in Medienwelten<sup>93</sup>, Medien sind ein bestimmendes Moment ihres Alltags; dies gilt für die klassischen Medien wie TV, Hörfunk, CD's, Cassetten ebenso wie für die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (PC, Internet, Multimedia). Über das „Merchandising“, die Vermarktung von Produkten rund um Medieninhalte und -helden, wird die gesamte Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen mit den gerade aktuellen oder auch klassischen Symbolfiguren durchdrungen.

Medien sind zu einem wesentlichen Sozialisationsfaktor geworden. Ihre realen und fiktiven Inhalte prägen längerfristig die Welt- und Wertvorstellungen der aufwachsenden Generationen, auch wenn sich die jeweiligen Effekte der Medienwirkung nur schwer exakt bestimmen lassen: Sie affizieren das soziale Verhalten, Problemlösungsmodelle, Geschlechterrollen, Berufsbilder, die Einstellung zu Minderheiten, das Bild von Sexualität etc..

#### **1.4.6. Psychosoziale Belastungen und Belastungsregulation in der Adoleszenz**

---

<sup>93</sup> „Kinder wachsen heute nicht nur mit Vater, Mutter sowie Geschwistern, nicht nur mit Lehrern und pädagogischen Institutionen und in direkten Interaktionen aller Art auf (kommunikative Kompetenz), sondern ihr lebensweltlicher Alltag ist fundiert und zugleich überwölbt von unmittelbar handhabbaren technischen Geräten, die ihrerseits wieder Produkte zum Teil weltweit agierender Informationsorganisationen zur Verfügung stellen, und dies rund um die Uhr und mit immer wieder weniger Einschränkungen (Medienkompetenz).“ (Baacke 1997: 58 f.)

Jugendliche, und auch schon viele Kinder verfügen über eine mediale Komplettausstattung. Einige empirische Indikatoren für die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen: „Jedes sechste Kind im Alter zwischen 6 und 13 Jahren besitzt einen eigenen Fernseher, bei Kindern zwischen 12 und 13 Jahren ist es bereits jedes dritte Kind.“ (Bundesministerium 1998: 71) Auch von Jugendlichen wird das Fernsehen extensiv genutzt. „Ihren Angaben zufolge sitzen die deutschen Jugendlichen an Werktagen durchschnittlich zweieinhalb Stunden (153 Minuten) pro Tag vor dem Fernseher (...). Am Wochenende sehen die deutschen Jugendlichen im Durchschnitt 225 Minuten fern (...) Die Mädchen und jungen Frauen geben an, weniger fernzusehen als ihre männlichen Altersgenossen, jüngere geben längere Fernsehzeiten an als ältere, Jugendliche, die aus Elternhäusern der gehobenen Bildungsschicht stammen, sehen erklärtermaßen (...) weniger fern als Jugendliche aus Elternhäusern mit mittlerer oder niedriger Bildung.“ (Deutsche Shell 2000: 203f.)

Hinsichtlich der Nutzungsbereiche von *Computern* hat die Shell-Studie systematische Zusammenhänge gefunden nur bei: Computerspielen (eher die Jüngeren = 15-19 J.), Textverarbeitung, Tabellenkalkulation und Internetnutzung (eher die Älteren = 20-24 J.). „Computerspiele, Internet, Musikbearbeitung und Softwareentwicklung sind eher männliche Domänen, während bei Textverarbeitung häufiger die weiblichen Jugendlichen eine Nutzung bekunden. (...) In der bundesdeutschen Wohnbevölkerung nutzt in der Altersgruppe der 15-24jährigen inzwischen jeder Vierte das Internet. (a.a.O.: 201 f.)

Und *Handys* „gehören mittlerweile zum Großstadtbild. Jeder dritte Großstadtjunge besitzt heute ein eigenes Handy, auf dem Lande, in den Dörfern und ländlichen Kleinstädten bis 20000 Einwohner ist es nur jeder vierte Jugendliche.“ (a.a.O.: 199 f.)

Bis hierhin haben wir die sozialen Wandlungsprozesse nachgezeichnet und die gesellschaftlichen Anforderungen (von Heitmeyer als „Einforderungsdruck“ bezeichnet) skizziert, mit denen Jugendliche heute konfrontiert werden. Sie sagen zunächst wenig aus darüber, wie diese mit den Belastungen klarkommen, also über die Erlebens- und Verarbeitungsformen und die Orientierungsprobleme der einzelnen.<sup>94</sup>

Die „Überkomplexität“ (Heitmeyer) der Lebensverhältnisse moderner kapitalistischer Gesellschaften, die sich im Gefolge von Individualisierungsschüben ausbildet, stellt die Jugendlichen vor zunehmend schwerer zu bewältigende Aufgaben. Kindern und Jugendlichen werden heute bereits Fähigkeiten abverlangt, die selbst Erwachsene mit entwickeltem Orientierungshintergrund oftmals überfordern würden - und dies bei gleichzeitigem Wegfall der bisher sinnstiftenden Orientierungszusammenhänge.

Die Überforderung resultiert, präzise formuliert, gerade daraus, daß gesellschaftliche Problemkonstellationen von den einzelnen bearbeitet werden müssen, obwohl sie im Grunde genommen einer individuellen Bearbeitung gar nicht zugänglich sind. Heitmeyer (1985: 190 f.) hat dies an folgendem Beispiel verdeutlicht: „Die Heranwachsenden werden normativ daraufhin orientiert, in den Produktionsprozeß einzutreten und einen Beitrag zur gesellschaftlichen Reproduktion zu leisten. Im Alltag lautet etwa die Mahnung: Wer soll eigentlich unsere Rente bezahlen, wenn du nicht arbeiten gehst. Gleichzeitig wird aber faktisch einer erheblichen Anzahl von Jugendlichen genau diese Arbeit verweigert. Daraus ergibt sich ein *subjektiv* unlösbarer Widerspruch, der gesellschaftlich verursacht wird durch Widersprüche in und zwischen komplexen sozialen Systemen. Das zentrale Problem besteht nun gerade darin, daß diese Widersprüche, die gewissermaßen fernab der eigenen Lebenswelt entstehen, *gerade aber in dieser Lebenswelt verarbeitet werden müssen...* Dies führt zu Überforderungen.“ (H.i.O.)

Gesellschaftlich induzierte Problemlagen sind also von den Heranwachsenden in der Adoleszenzphase als subjektive Orientierungsprobleme, als Probleme der eigenen Identität zu bewältigen. Die Bewältigung ist je individuell verschieden - in Abhängigkeit auch vom sozialen Lebenskontext und der psychosozialen Grundausstattung der Individuen - und kann ganz unterschiedliche Identitätsformationen begründen.

Insbesondere dann, wenn (frühkindliche) Mangelerfahrungen, zusätzliche - familiäre und/oder schulische - Belastungen sowie Erfahrungen sozialer Unterprivilegierung hinzukommen, verschärfen sich die persönlichen Schwierigkeiten, bis hin zu massiven Identitätsproblemen. Diese „werden

---

<sup>94</sup> „Sie beschreiben zwar sehr eindrucksvoll, in welche komplexer gewordene Situation die Jugendlichen gesetzt werden. Doch was die Jugendlichen für ihre eigene Person daraus machen - bzw. was mit ihnen dabei ´passiert´ -, bleibt weitgehend unbeantwortet.“ (Tillmann 1995: 268)

dann provoziert, wenn der gesellschaftliche 'Einforderungsdruck' zu stark wird und gleichzeitig keine 'Rückenstärkung' aus dem sozialen Milieu und den Familienbeziehungen erwartet werden kann.“ (Heitmeyer 1987: 81)

Der Terminus „Stress-Gesellschaft“ (Fritzsche)<sup>95</sup> illustriert, daß ein Zuwachs an individueller Freiheit nicht zwangsläufig als Befreiung, sondern im Gegenteil oft als Bedrohung erlebt wird: „Freiheit selbst wird zum Stress.“ (Fritzsche 1998) Dabei ist die Gruppe der Jugendlichen besonders stressanfällig. „Entgegen dem Mythos von Jugend als Manifestation der Stärke, Schönheit, Zukunft und Erneuerung ist Jugend auch eine Zeit großer Verunsicherung, möglicher Kränkung, befürchteten Versagens und tiefer Enttäuschung. Jugend hat Stress. Jugend macht aber auch Stress!“ (a.a.O.)<sup>96</sup>

Ein weniger düsteres Bild zeichnet die aktuelle Shell-Jugendstudie von der Lebens- und Zukunftsplanung der in ihrem Rahmen interviewten Jugendlichen. Sie fanden eine optimistische Grundstimmung vor, bei der es sich allerdings nicht um einen „unbekümmerten Optimismus“ handle: Die Zuversicht enthalte vielmehr Irritationen, wirke angestrengt und bemüht. Jugendliche seien aber angesichts von fortdauernder Arbeitslosigkeit, von Flexibilisierung und Globalisierung sowie vom rasanten gesellschaftlichen Wandel „insgesamt weder verängstigt noch leichtsinnig unbekümmert, sondern entschlossen, die Herausforderungen (die sie 'realistisch' vor sich sehen) zu meistern.“ (Deutsche Shell 2000: 13)<sup>97</sup>

Bei den Inhalten der Lebens- und Zukunftsplanung bekleiden Beruf und Familie ganz zentrale Ränge, und zwar als zusammengehöriges Paar, nicht als widerstreitende Alternative. Ganz im Gegenzug zum realen Brüchigwerden der familiären Lebensformen besitzt Familie (für die deutschen Jugendlichen) große Bedeutung als emotionaler Rückhalt, Ort von Verlässlichkeit, Treue, Häuslichkeit und Partnerschaft; das Modell der „Versorgungsehe“ ist

---

<sup>95</sup> „Der Begriff Stress-Gesellschaft verweist sowohl auf das Ausmaß und die Beschleunigung des sozialen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Wandels als auch auf seine Wahrnehmung und Einschätzung. (...) Stress ist nicht nur das Ergebnis von einem Zuviel an Belastungen, sondern immer auch von einem Zuwenig an Fähigkeiten und Möglichkeiten, diese Belastungen zu bewältigen.“ (Fritzsche 1998) Ähnlich wie die Begriffe der Erlebnis- und der Risikogesellschaft wird der Begriff der „Stress-Gesellschaft“ verwendet, um brennpunktartig eine charakteristische Eigenheit der Gesellschaft auszuformulieren.

<sup>96</sup> Eisenberg/ Gronemeyer (1993: 98) sehen im *Streß* eine „chronische Anspannung ohne Heftigkeit und erkennbaren Anlaß, (...). Streß ist ein diffuses Leiden an den Konformitätszwängen, ein gänzlich ungewisser Verschleiß, eine Mischung aus Unruhe und Monotonie, (...)“

<sup>97</sup> Freilich gibt es hier große Unterschiede zwischen verschiedenen Untergruppen: Optimismus bei denjenigen, die über gute Voraussetzungen wie Bildung, Unterstützung durch die Eltern, klare Lebensplanung und Persönlichkeitsressourcen wie Selbstvertrauen verfügen - Pessimismus bei denjenigen, die schlechtere Bedingungen haben, wie Gruppen ostdeutscher, aber auch ausländischer, insbes. türkischer Jugendlicher).

weniger gefragt. Die Eltern zählen sehr viel häufiger und deutlicher als früher als Vertrauenspersonen.<sup>98</sup>

Auch im Bereich der beruflichen Optionen fallen Ideal und Realität auseinander, und Jugendliche akzeptieren pragmatisch Behelfs- und Zwischenlösungen, was den Forschern als Ausdruck einer Subjektivierung gilt: „Beruf ist nicht mehr die vorgegebene Ordnung, in die man sich einfügt und integriert, sondern ein selbst gewähltes Lebenskonzept, für das man sich persönlich einsetzen muß. Ob Beruf eher ‚Selbstbehauptung‘ oder eher ‚Selbstverwirklichung‘ bedeutet, hängt ab von den Persönlichkeitsressourcen: (...)“ (a.a.O.: 15)

Zwischen psychosozialen Belastungen und problematischen Formen der Anforderungsbewältigung besteht eine hohe Korrelation. Die aus den Verunsicherungen in Selbstbild und Selbstwertgefühl entspringenden inneren Spannungszustände werden abgewehrt und kompensiert - mittels einer nach innen (Drogenkonsum, Beeinträchtigung des psychischen und physischen Wohlbefindens) oder nach außen (Gewalthandlungen) gerichteten Form der Spannungsregulation.

Die Anforderungen, mit denen Kinder und Jugendliche heute in ihren unterschiedlichen Lebenskontexten konfrontiert werden, setzen diese erheblichen Belastungen aus und führen beispielsweise zu *gesundheitlichen Beeinträchtigungen*, die bisher nur bei Erwachsenen zu verzeichnen waren (Erschöpfungszustände, Nervosität und Unruhe, Magenverstimmungen und Schlafstörungen, oft mit Konzentrationsschwierigkeiten, Müdigkeit, Gereiztheit, Überforderung, Angst und Einsamkeit verbunden). Hurrelmann (1997) hat hieraus gefolgert, daß immer mehr Kinder wieder - gleichsam so, wie es Aries vom Mittelalter berichtet hat - zu „kleinen Erwachsenen“ würden. Er untermauert diese These mit neueren gesundheitswissenschaftlichen Befunden: Erkrankungen, psychosomatische Beschwerden, psychische Störungen und Drogen- und Arzneimittelkonsum bereits im Kindesalter seien Signale für eine chronische Überforderung der individuellen Anpassungskapazität. „Die frühe Ausprägung von Gesundheitsbeeinträchtigungen und gesundheitsgefährdenden Verhaltensweisen schon im Kindesalter ist ein Indiz dafür, wie ähnlich Kinder, Jugendliche und Erwachsene heute mit Problemsituationen in ihrem Alltag umgehen. Ein gemeinsamer Nenner der angesprochenen Verhaltensweisen läßt sich ausmachen: Alle genannten Formen der Störungen der Gesundheit und der Krisensymptome der Persönlichkeitsentwicklung haben etwas mit Überbeanspruchung zu tun. Es handelt sich um streßartige Reaktionen.“ (Hurrelmann 1997: 545)

---

<sup>98</sup> Für die ausländischen Jugendlichen ist hingegen die Familie die unhinterfragte, gleichsam objektive Lebensform; die Eltern werden eher als Respekts- denn als Vertrauenspersonen erlebt.

Gesundheitswissenschaftlichen Untersuchungen zufolge haben *Auffälligkeiten und Krankheiten bei Jugendlichen* in der letzten Zeit deutlich zugenommen.<sup>99</sup> Hurrelmann (1995: 38 f.) hat die entsprechenden Untersuchungsergebnisse zusammengetragen:

„- Mindestens 10 bis 15% der Kinder und Jugendlichen leiden an psychischen Störungen: Hyperaktivität, Aggressivität, Leistungsschwäche, Leserechtschreib-Störungen, Verunsicherungen des Gefühlslebens. Depressionen sowie versuchte und erfolgte Selbstmorde werden teilweise mit wachsender Tendenz berichtet. Im ersten Lebensjahrzehnt leiden ganz offensichtlich die Jungen stärker, im zweiten Lebensjahrzehnt die Mädchen.

- Neuartige Krankheitsbilder greifen um sich. Mindestens 10% aller Kinder und Jugendlichen, so schätzt die Fachliteratur, sind von langandauernden (chronischen) Krankheiten betroffen: Allergien verschiedenster Art, insbesondere Asthma (dessen Verbreitung schon auf 4% geschätzt wird) und Neurodermitis, Bronchitis, Epilepsie (ca. 300 000 Krankheitsfälle im Bundesgebiet), Diabetes, Herzfehler und Krebskrankheiten.

- Das Spektrum von psychosomatischen Symptomen wird breiter. Vor allem nehmen Nahrungs- und Eßstörungen zu und sind heute schon bei etwa 1% der Jugendlichen festzustellen. Unter Übergewicht leiden mindestens 15%. In Untersuchungen des Zentrums für Kindheits- und Jugendforschung der Universität Bielefeld wurden bei Jugendlichen hohe Werte von Kopfschmerzen, Nervosität und Unruhe, Kreuz- und Rückenschmerzen, Schwindelgefühl, Magenbeschwerden und Schlafstörungen festgestellt. Diese Beeinträchtigungen, die Körper und Seele in gleicher Weise belasten, hängen ganz eindeutig mit Anspannungen und Konflikten in Familie, Schule und Freizeit zusammen.

- Das Suchtverhalten nimmt zu. Alkohol, Nikotin, Arzneimittel und illegale Drogen gehören schon in den ersten Lebensphasen zu den heimlichen und unheimlichen Tröstern. Bis zu 30% der Jugendlichen sind ständige Raucher, bis zu 20% haben mindestens einmal illegale Drogen genommen. Bis zu 3% der Jugendlichen müssen heute als alkoholkrank gelten. Die Langzeitfolgen des Genußmittel- und Drogengebrauchs für die Gesundheit sind verheerend.“

Diese Auffälligkeiten zeigen sich in einer charakteristischen geschlechtsspezifischen Verteilung. „Männliche Jugendliche tendieren mehr dazu, ihre Konflikte aggressiv auszuagieren und sozial auffällig zu werden. Mädchen leiden stärker unter psychosomatischen und neurotischen Störungen. Magersucht und Bulimie treten bei Mädchen besonders häufig auf. Außerdem neigen sie mehr zu Depressionen und Ängsten als Jungen.“ (Wirth 1996: 11)

Analoge Relationen zwischen den Geschlechtern lassen sich in bezug auf die Instrumentalisierung des Drogenkonsums zur Spannungsbewältigung

---

<sup>99</sup> vgl. auch die Zusammenschau der Konzepte zur Erklärung des Anstiegs gesundheitlicher Belastungen bei Jugendlichen, bei Höfer 2000: 54 ff.

konstatieren.<sup>100</sup> Männliche Jugendliche greifen - relativ gesehen - eher zu illegalen Drogen, da die Überschreitung der Grenze hin zum gesetzlich Verbotenen eine gewisse extrovertierte Risikobereitschaft voraussetzt. Mädchen hingegen tendieren eher zu den „leisen, heimlichen“ Formen des Medikamentenmißbrauchs und zur Manipulation des eigenen Körpers über das Essverhalten.

Offen bleibt bei diesen Feststellungen freilich, weshalb nicht alle Jugendlichen gleichermaßen auf strukturelle und lebensweltliche Bedingungen mit gesundheitlichen Problemen reagieren. Die Coping- und Belastungs-Bewältigungs-forschung hat ihr Augenmerk auf die Frage gerichtet, wie Stresssituationen und kritische Lebensereignisse durch den einzelnen bewältigt werden.<sup>101</sup> Sie beachtet die Ressourcen, die einem Individuum für die Bewältigung von Lebensereignissen bzw. alltäglichen Erfahrungen/ Belastungen zur Verfügung stehen und untersucht „die vom Individuum herangezogenen Deutungsmuster und die ihm verfügbaren und von ihm genutzten Bewältigungsmuster.“ (Höfer 2000: 60)

Wir vertiefen die Auseinandersetzung mit diesen theoretischen Erklärungsansätzen im folgenden Kapitel, mit Bezug auf die Drogengebrauchsmuster bei Jugendlichen. (vgl. Abschnitt 2.4)

#### **1.4.7. Identitätsbildung in der Adoleszenz aus psychoanalytischer Sicht**

In der Adoleszenz wiederholen sich nicht einfach die Kindheitskonflikte, sondern durch andere, über die Familie hinausreichende Lebenskonstellationen und Beziehungserfahrungen sowie aufgrund eines gestärkten Ichs hat der Adoleszente im Prinzip bessere Voraussetzungen, in einem erneuten Anlauf mit seinen ungelöst gebliebenen inneren Konflikten fertig zu werden. Die Adoleszenz kann daher als eine „zweite Chance“ (K.R. Eissler) genutzt werden.

---

<sup>100</sup> Bei solcher Instrumentalisierung des Drogenkonsums zum Spannungsabbau handelt es sich um einen nach innen gerichteten Bewältigungsversuch subjektiver Orientierungsprobleme und damit um ein depressiv-regressives Gegenstück zum gewaltförmigen Ausagieren. Beide Varianten stellen (notwendig mißlingende) Formen der Bewältigung von individuellen Krisenerfahrungen dar.

<sup>101</sup> Im Unterschied zu klassischen Streßkonzeptionen, die Individuen implizit als passive Wesen begreifen, die externen Kräften ausgesetzt sind, zeichnen sich die Belastungs-Bewältigungstheorien durch ein prozessuales Verständnis des Bewältigungshandelns aus: Anforderungen, die sich dem einzelnen stellen, werden immer auch zugleich als von der Person mitgestaltete Anforderungen begriffen. „In der Belastungs-Bewältigungsforschung beziehungsweise in der Coping-Forschung wird Streß demnach nicht als Reaktionskonzept verstanden, in dem der Mensch als Objekt von Umweltbelastungen erscheint, die nicht beeinflussbar sind, sondern als Konzept, das den Menschen als Subjekt betrachtet, das sich mit den Lebens- und Umweltbedingungen aktiv auseinandersetzt.“ (Höfer 2000: 58)

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Kindheit und Adoleszenz ist darin zu sehen, daß der Adoleszente der Identifikation mit seinen Eltern jetzt ausweichen kann, während das Kind normalerweise hierzu keine Alternative hat, es sei denn den Rückzug in Krankheit. Der Adoleszente kann seine aggressiven Impulse als Kritik an Familie und Gesellschaft nach außen richten und als innovative Kraft etwa in der Entwicklung eigenständiger jugendspezifischer Ausdrucksformen und Lebensstile binden. „Der erste Trieb Schub, der von der ödipalen Phase aufgefangen wird, führt zur Anpassung an die stabile, konservative Familienstruktur, der zweite, der in der Pubertät anfängt, zur Anpassung an die dynamische, expansive Kulturstruktur. Die beiden Anpassungsvorgänge sind grundsätzlich voneinander verschieden. Beim ersten geht es vor allem um die Aneignung vorgegebener Verhältnisse: Dem Kind sind z.B. die Liebesobjekte vorgegeben. Beim zweiten Anpassungsprozeß jedoch steht das innovative Moment im Vordergrund. (...) Anpassung bedeutet hier Mitarbeit des Individuums an den sich verändernden Strukturen der Gesellschaft.“ (Erdheim 1982: 277 f.) Erdheim hat hieraus auf einen „Antagonismus zwischen Familie und Kultur“ geschlossen und in diesem den zentralen Konflikt der Adoleszenz gesehen (vgl. Erdheim 1998).

Aus *psychoanalytischer Sicht* werden die wesentlichen Faktoren der Adoleszenz gebildet durch den sexuellen und aggressiven Trieb Schub, die Intensivierung des Narzißmus einschließlich der Omnipotenzphantasien sowie die Ablösung des heranwachsenden Individuums von seiner Herkunftsfamilie und seine Hinwendung zu neuen Erfahrungsbereichen der kulturellen und gesellschaftlichen Wirklichkeit. Drei Aspekte vor allem sind aus psychoanalytischer Sicht bestimmend für die Ablösungs- und Identitätsbildungsprozesse in der Adoleszenz:

1. Eine tragende Rolle in dieser Lebensphase spielen die *Omnipotenzphantasien*, durch die mit Beginn der Pubertät die Kreativität der Jugendlichen und ihr Bewußtsein von der Veränderbarkeit der Welt stimuliert wird. Der Jugendliche nimmt die Omnipotenzvorstellungen, die mit dem Abschluß der infantilen Entwicklung auf die Eltern projiziert und bei diesen untergebracht waren, wieder auf sich selbst zurück. Wichtig ist, daß es nun zu einem spielerischen Umgang mit solchen Phantasien und Tagträumen kommt, daß der Jugendliche aggressive Wünsche und Omnipotenzphantasien inszenieren kann und darf, ohne befürchten zu müssen, damit realen Schaden anzurichten. Der Adoleszente benötigt einen Spielraum, ein „psychosoziales Moratorium“ (Erikson), um sich von elterlichen Werten und Vorstellungen zu lösen und zu einer eigenen Identität mit eigenen Weltentwürfen und Wertsystemen zu finden. Er muß zum Beispiel die Vorstellung ausbilden können, ein wichtiges, aktiv mitgestaltendes Mitglied der Gesellschaft zu sein. Auch hierbei spielen Größenphantasien eine tragende Rolle. „Besteht wenig innerer oder äußerer Spielraum zum Entwickeln solcher Omnipotenzphantasien oder erfolgt eine zu schnelle Desillusionierung, so kommt es zu Enttäuschungsreaktionen und narzißtischer Wut.“ (Wirth 1996: 11). Ein allmähliches Abarbeiten an solchen narzißtischen Größenphantasien - und schließ-

lich der Verzicht auf diese - wird nur durch die reale Erfahrung ermöglicht, angenommen und persönlich erwünscht zu sein, gebraucht zu werden wenigstens. Andernfalls wird der Betreffende auf eigene Ohnmachts- und Wertlosigkeitsgefühle zurückgeworfen.

2. Identität kann nur in der *Beziehung zu einem bedeutungsvollen Anderen* gebildet werden. Ein erster Vorläufer des Identitätsgefühls ist die Erfahrung, sich selbst im „Spiegel Mutter“, d.h. in ihren Reaktionen auf die eigenen Bedürfnisäußerungen, zu erkennen. Ein Kind, das den „Glanz im Auge der Mutter“ (Kohut) nicht erleben kann, ringt von Beginn an um seine Identität. In der Adoleszenz sind für die Entwicklung einer tragenden Identität Spiegelerfahrungen mit wichtigen Personen im näheren sozialen (familialen wie außerfamilialen) Umfeld, also tragfähige Objektbeziehungen von entscheidender Bedeutung.

3. Der Adoleszente muß schließlich eine Auswahl aus seinen experimentell erprobten Identitätsentwürfen treffen, er muß sich festlegen: auf eine persönliche, berufliche und sexuelle Identität. Diese Auswahl geht mit *Trennungen* einher. Separationsprozesse stellen demnach eine notwendige Voraussetzung für die Identitätsbildung dar; denn diese kann nur gelingen, „wenn die Grenzen zwischen Selbst und Objekt stabil entwickelt sind und nicht Gefühle wie Hilflosigkeit, Minderwertigkeit oder die Angst vor endgültiger Trennung und Verlust entstehen.“ (Leuzinger-Bohleber 1998)

Im Rahmen psychischer Differenzierungs- und Trennungsprozesse spielt die Kultivierung eigener aggressiver Impulse eine große Rolle; sie erst ermöglicht eine Abgrenzung zwischen dem Selbst und dem Objekt, zwischen Innen und Außen, Phantasie und Realität. Hierfür bedarf es tragender innerer und äußerer Objektbeziehungen. Sind diese nicht vorhanden, droht eine Überflutung mit Ohnmachts- und Insuffizienzgefühlen, und die Kultivierung aggressiver Impulse wird erschwert oder sogar verunmöglicht: die mögliche Folge sind Verweigerungshandlungen, Akte der Selbstschädigung (hierzu zählt exzessiver Drogenkonsum), Gewalt gegen andere oder auch mediales Ausagieren (durch Videospiele etc.).

Regressive Prozesse, in deren Verlauf frühkindliche Gefühlszustände und Konflikte reaktiviert werden, gehören zu den normalen Kennzeichen jeder Adoleszenz. „Die regressive Labilisierung macht den Adoleszenten offen für eine emanzipatorische Neustrukturierung seiner Persönlichkeit und erlaubt ihm die Überwindung kindlicher Abhängigkeiten und Konflikte.“ (Wirth 1984: 27)

In der Lebensphase der Spätadoleszenz stellt sich psychoanalytischen Konzepten zufolge in unserer Kultur den Betreffenden die Aufgabe, „die Identitätsbildungsprozesse der früheren Phasen der Adoleszenz zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen und sich auf eine persönliche, berufliche und sexuelle Identität festzulegen.“ (Leuzinger-Bohleber 1998) Es geht also um



nichts weniger als um ein Ausbalancieren des spannungsreichen Verhältnisses von Integration und Individuation, es geht um Anerkennung, Zugehörigkeit, und schließlich auch um Festlegungen.

„Eine progressive Identitätsbildung zeichnet sich vor allem durch psychisches Arbeiten und entsprechend schöpferische Kraft aus und weniger durch einfache oder gar konfliktfreie Realitätsanpassung. Sie basiert wesentlich auf der Fähigkeit, zu experimentieren und sich neuen Erfahrungen zu öffnen im spielerischen Ausleben von Größenphantasien, bei dem die Extrembereiche psychischer Verfassungen und die Grenzen des Selbst ausgelotet werden können, sei es durch völlige Isolation oder durch die Suche nach intensiven Verschmelzungserlebnissen. Beide Erfahrungshorizonte dienen der narzißtischen Stabilisierung, stärken die Konturierung von Selbst- und Objektwelt und damit auch die Fähigkeit zur Hingabe wie zur Selbstbehauptung.“ (King 2000: 67)

Bohleber (1999: 519 f.) zufolge ist für den adoleszenten Restrukturierungsprozeß „die Fähigkeit zur Selbstreflexion, verbunden mit einer Flexibilität, Selbstbilder im inneren mentalen Raum durchzuspielen, von großer Bedeutung“, mithin also „das Gefühl des Adoleszenten, über eine innere Aktivität zu verfügen, einen inneren Spielraum zu besitzen und eine Wahl zu haben.“ Sind diese Erfahrungsmöglichkeiten ausgedünnt und individuelle Entwicklungsspielräume verstellt - etwa aufgrund von Vernachlässigung, der Instabilität relevanter sozialer Beziehungen oder auch einer Instrumentalisierung für die Bedürfnisse anderer (in der Regel der Eltern) -, dann fehlen wesentliche Voraussetzungen für die Ausbildung einer konturierten und kohärenten Ich-Identität.

#### **1.4.8. Exkurs: Vom Brüchigwerden der Geschlechtsrollenidentität**

Die entwicklungspsychologische Ausgangssituation in der Adoleszenz ist für beide Geschlechter denkbar verschieden.

Mädchen können aufgrund der dauerhaften Identifikation mit einem gleichgeschlechtlichen mütterlichen Objekt bereits früh eine zumindest partielle weibliche Geschlechtsidentität entwickeln; sie können „sich auch als erwachsene Frauen in Krisensituationen mit diesem stabilen mütterlichen Objekt identifizieren, sich somit selbst trösten (...) und sich selbst zur guten Mutter werden, (...)“ (Rohr 1999: 104). Auf der anderen Seite hat es das Mädchen schwerer als der Junge, sich vom mütterlichen Vorbild abzugrenzen und Authentizität zu gewinnen; d.h.: Die Gleichgeschlechtlichkeit der Tochter mit der Mutter führt erstere in ein „identifikatorisches Dilemma“ (Becker-Schmidt 2000: 84), worin die Autorin einen Grund dafür sieht, „daß Mädchen in ihrer Ich-Bildung eher an geschlechtsübergreifenden Suchbewegungen festhalten als Jungen.“ (a.a.O.: 88) Männer scheinen in dieser Hinsicht unbeweglicher zu sein und richten sich eher in den Mustern ein, die

durch die polaren Konstruktionen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ vorgegeben sind.

Für Jungen stellt sich entwicklungspsychologisch die Aufgabe, die präödi-pale Identifikation mit der Mutter zu lösen und sich stattdessen mit dem Vater zu identifizieren. Der Einfluß des Vaters ist vor allem im affektiven Hin und Her der Wiederannäherungsphase von großer Bedeutung, „weil er das sich bereits von seiner Mutter teilweise loslösende Kind vor dem regressiven Pull in die Symbiose bewahren kann.“ (Mertens 1981: 62) Steht der Vater für eine solche Identifikation - und zwar mit den Stärken und den Schwächen des Mannseins - aus inneren und/ oder äußeren Gründen nicht zur Verfügung, dann bleibt bei dem Jungen eine permanente Unsicherheit bezüglich der eigenen männlichen Identität zurück. Es reicht für ihn unter solchen Voraussetzungen - wie Böhnisch (1999: 81) formuliert hat - „nur bis zur Bewunderung, nicht zur Identifikation. Er kann dem 'Außen' des Vaters nacheifern, durchschaut aber kaum die Fassade. So nähert er sich dem Männlichen in der Symbolik des Idols, das er dann später um seinen Vater herum und über diesen hinaus mit anderen Idolen anreichern wird. Die innere Hilflosigkeit und Unsicherheit, ob man nun wirklich ein Mann ist, die Angst vor Schwäche, die diese Idole zerstört, bleiben bestehen. Deshalb müssen sich Jungen auch permanent in ihrer 'äußeren' Männlichkeit beweisen, Schwächen und Gefühle leugnen, den Idolen nahekommen.“

Die Kehrseite der Idealisierung besteht in einer Verachtung und Entwertung anderer. Sie kann sich gegen den eigenen Vater richten, wenn dieser sich nicht einmal zur Bewunderung eignet, geschweige denn zur Identifikation; oft jedoch geht die Demonstration und Idolisierung von männlicher Stärke einher mit der Abwertung von Frauen und von Schwächeren überhaupt.

Wenn von der Brüchigkeit der Identität in der Moderne die Rede ist, dann heißt das ganz zentral: Brüchigkeit der Geschlechtsrollenidentität. Hierdurch ist in besonderer Weise die traditionelle, an patriarchalen Macht- und Produktionsverhältnissen orientierte männliche Geschlechtsrollenidentität betroffen. „Ehemals hoch geschätzte männliche Rollenstereotype sind in weiten Teilen des Produktionsbereiches dysfunktional geworden, und eine über körperliche Stärke und Aggressivität sich vermittelnde Maskulinität hat sowohl an kultureller Bedeutung wie auch an kulturellem Ansehen verloren.“ (Rohr 1999: 103) Die Folge ist eine grassierende Verunsicherung traditioneller Männlichkeitsvorstellungen.

In der Adoleszenz gewinnen die Verunsicherungen der Geschlechtsrollenidentität eine besondere Bedeutung. Die Dynamik dieser Umbruchphase bewirkt, daß sie sich zwangsläufig verschärfen und scheinbar unerträgliche und unlösbare Konfliktlagen entstehen lassen. Im Kontext jungendominierter Gleichaltrigengruppen können Ohnmachts- und Krisenerfahrungen durch die Flucht in phallische Größen- und Allmächtsphantasien wenn nicht bewältigt, so doch überspielt werden; solche Phantasien werden oft körperlich-

motorisch ausagiert und dienen letztlich dazu, sich der bedrohten Männlichkeit zu vergewissern. (vgl. Rohr 1999: 104) Gewaltförmiges Auftreten kann in solchen Kontexten zumindest für den Moment die Verunsicherung ver-scheuchen und das andauernde Gefühl von Ohnmacht überwinden helfen. Gewalthandlungen aggressiver und gewalttätiger Jungen und männlicher Jugendlicher sind identitätsstiftend, gruppenintegrativ und nach außen hin explosiv und destruktiv. Während sie individualpsychologisch als „Verteidigungs- und Kompensationshandlungen eines psychisch und sozial verunsicherten Individuums“ (Tillmann 1995a: 181) zutreffend beschrieben sind, so gewinnen sie ihre gruppenkohäsive Kraft aus der permanenten Bestätigung von und Demonstration nach außen. „Die nach innen integrativen Orientierungsmuster sind also nach außen antisozial und sozial destruktiv, suchen geradezu Auffälligkeit und geraten dadurch in die neuralgischen Zonen öffentlicher Aufmerksamkeit und Kontrolle.“ (Böhnisch 1999: 82)<sup>102</sup>

Den geschlechtsspezifisch ausgeprägten Bewältigungsmustern zum Trotz (männliche Jugendliche neigen eher zum aggressiven „acting out“, Mädchen leiden deutlicher unter psychosomatischen und neurotischen Störungen) ist in vielen Bereichen ein genereller Trend zur Angleichung der Geschlechterrollen festzustellen. Geschlechtsspezifische Separierungen und Diskriminierungen treten insgesamt gesehen zwar zurück, werden aber nicht gänzlich aufgehoben. Die Beteiligung von Mädchen an Peergroups nimmt zu; immer mehr Mädchen erobern sich eigene Freiräume.<sup>103</sup>

#### **1.4.9. Ablösung und Identitätsbildung im „ausgehöhlten Moratorium“**

Die Vorstellung einer im Kontext von Adoleszenzkrisen sich vollziehenden *progressiven Identitätsbildung* setzt familiäre Konstellationen voraus, in denen Kindern und Jugendlichen normative Orientierungen mit auf den Weg gegeben werden, als Folie für Abgrenzung und Auseinandersetzung; sie ist weiterhin auf eine soziokulturelle Struktur angewiesen, die sich als gestaltbar und offen erweist für die Welt-Entwürfe und Zukunftsprojektionen der Heranwachsenden.

---

<sup>102</sup> Situationen sozialer Unterprivilegierung tun ein Übriges: Immer schon mit dem Rücken an der Wand, schlagen die Unterprivilegierten bei passender Gelegenheit zurück. Sie machen sich über noch Schwächere her, aber schädigen auch sich selbst, indem sie ihre Aggression beispielsweise mittels Drogenkonsums gegen die eigene Person wenden.

<sup>103</sup> Im Zusammenhang mit der Herausbildung neuer Formen des vorehelichen Zusammenlebens (partnerschaftliches Zusammenleben ohne Trauschein) ist die moralische Toleranz größer geworden und es hat eine Enttabuisierung der Sexualität stattgefunden. Heterosexuelle Beziehungen werden in allen Schichten und Milieus zu einem immer früheren Zeitpunkt aufgenommen. Diese veränderten Einstellungen zur Sexualmoral haben zu neuen Formen von Freundschaften, Bekanntschaften, Bindungen und Ehe geführt.

Was aber, wenn die Dimension gestaltbarer Zukunft schwindet, weil viele frühzeitig im Wettrennen um die knapper werdenden lukrativen Positionen auf der Strecke bleiben, und wenn es gleichzeitig in den Elternhäusern nicht nur an Verständnis und Geborgenheit, sondern auch an jener haltgebenden und grenzsetzenden Orientierung und der Möglichkeit zu personaler Auseinandersetzung mangelt, die allemal Voraussetzung für gelingende Identitätsbildungsprozesse ist? Wenn zugleich *alle* für sich Jugendlichkeit reklamieren und - wie H.-E. Richter (1998: 12) unlängst formuliert hat - unsere Kultur als „eine Kultur von unreifen und zugleich genialen Adoleszenten“ erscheint, die mit Atomen, Chips und Genen um die Wette spielen und davon wie Süchtige so besessen sind, daß sie kaum merken oder merken wollen, in welches Maß von Unverantwortlichkeiten sie dabei geraten?<sup>104</sup>

Individuation und soziale Integration sind die entscheidenden Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz; in ihrem Mittelpunkt steht die Identitätsfindung. Individuation ist auf Integration angewiesen, Ablösung von der Herkunftsfamilie setzt Bindung voraus - Bindung an Personen, an Lebensverhältnisse und an normative Regelungen. Wenn letztere diffus und unverbindlich werden und ihren Geltungsanspruch verlieren, dann läuft die klassische Vorstellung von Ablösung partiell ins Leere.

Die Festlegung auf eine eigene Identität, die idealtypisch am Ausgang der Adoleszenz stehen sollte, verliert zunehmend ihren Sinn, wo das „psychosoziale Moratorium“ der Jugendphase ausgehöhlt wird. Sie wird dysfunktional für diejenigen, die im Leistungswettrennen um die begehrten Positionen flexibel bleiben und sich offenhalten müssen für immer neue Optionen; und sie bleibt unerreichbar für jene, die ohnehin benachteiligt und von den „Segnungen“ der rasanten gesellschaftlichen und technologischen Entwicklung abgehängt sind.<sup>105</sup>

---

<sup>104</sup> „Die in diesem gesellschaftlichen Prozeß entstandene dominierende soziale Figur bezeichnet Postman als das ‘Adult-child’, das ‘Erwachsenen-Kind’, ein im Drei-Sekunden-Rhythmus von Fernsehbildern berieseltetes Wesen unspezifischen Alters.“ (Legnaro 1992)

<sup>105</sup> Insbesondere bei länger andauernder Arbeitslosigkeit können schwere *Identitätskrisen* auftreten, die sich als um so prekärer erweisen, je länger die Arbeitslosigkeit andauert und je weniger die Betroffenen durch ihr soziales Umfeld unterstützt werden. „Arbeit zu haben“, darauf hat Eisenberg (1999: 235 f.) hingewiesen, „bedeutet (...) weit mehr, als über eine geregelte Einnahmequelle zu verfügen. Gerade für junge Leute besteht ihre Funktion auch darin, ihre narzißtischen Größenphantasien zu ´erden´ und Legierungen mit gesellschaftlichen Zielen eingehen zu lassen. Arbeit trägt dazu bei, die oft noch ´ungekonnten´ Äußerungsformen ihrer Antriebspotentiale zu bändigen, sie der Kontrolle des Ichs zu unterstellen und seinen Absichten dienstbar zu machen. Fehlende Arbeit führt zum Verrotten des in Elternhaus und Schule Gelernten und wird da, wo die primäre und sekundäre Sozialisation ohnehin bereits unvollständig blieb, die Tendenzen zur psychischen Desintegration und Regression befördern. Arbeitslosigkeit schließt sich wie ein aktueller Verstärker an lebensgeschichtlich frühe Demütigungen, Zurückweisungen und narzißtische Kränkungen an und kann auf diese Weise zum Auslöser schwerer Persönlichkeitsstörungen werden.“

Angesichts von Perspektivlosigkeit und drohender Arbeitslosigkeit ist der innere und äußere Spielraum, der es noch erlaubt hatte, verschiedene Identitätswürfe auszuprobieren, kritisch zu prüfen und zu vergleichen, um sich dann schließlich festzulegen, für den einzelnen auf ein Minimum geschrumpft. Es resultiert die Gefahr einer *stark verkürzten Identitätsbildung*. Unter dem Diktat von Leistungsanforderungen verlieren adoleszenztypische Suchbewegungen ihr spielerisches und kreatives Moment und mutieren zum verzweifelten Akt der Aufrichtung einer Pseudo-Identität.<sup>106</sup>

Wirth hat in diesem Zusammenhang im Anschluß an Erdheim von einer „zerbrochenen Adoleszenz“ gesprochen: Der Jugendliche/ junge Erwachsene identifiziert sich mit institutionell angebotenen Rollen, womit ihm die (äußerliche) Trennung von den Eltern und zugleich die bruchlose Anpassung an die gesellschaftliche Realität gelingt - freilich um den Preis einer partiellen emotionalen Erstarrung und eines Autonomieverlustes. (vgl. Wirth 1984: 62)

Die Verlängerung der Adoleszenzphase begünstigt ferner das gehäufte Auftreten einer historisch neuen Verlaufsform der Adoleszenzkrise: der „ausgebrannten Adoleszenz“ (Erdheim). Zu dieser kommt es, wenn der Jugendliche sich nicht an die institutionellen Vorgaben der Gesellschaft anpassen will oder kann, er aber andererseits auch Spielräume für eine progressive Weiterentwicklung seiner Persönlichkeit nicht nutzen kann, da er emotional mit seinen familiären Bezugspersonen verstrickt ist und ihm die Bewältigung dieser Verstrickung nicht gelingt. Für die *ausgebrannte Adoleszenz* ist „das Voranschreiten der Reifungsprozesse bei gleichzeitigem Weiterwirken der frühen Traumatisierungen charakteristisch. Die in der Kindheit nicht geglückten Objektbeziehungen, Identifikationen, Überichbildungen machen aus dem pubertären Trieb Schub einen Brennstoff, der die destruktiven Potenzen der Adoleszenz verstärkt. Was ausbrennt, ist das, was die Adoleszenz zur ‚zweiten Chance‘ macht, d.h. vor allem die Fähigkeit, auch als Erwachsener an der Kultur teilzunehmen, sie zu bewahren und weiterzuentwickeln.“ (Erdheim 1982: 321)<sup>107</sup> *Identitätsdiffusion* kann hier die Folge sein,

<sup>106</sup> „Existieren z.B. nur wenige Planstellen für Lehrer und wird einem Lehrerstudenten nach seinem Abschluß eine dieser seltenen Stellen angeboten, wird er sich kaum noch kritisch fragen, ob er überhaupt Lehrer werden will, ob es ihm im Praktikum wirklich gefallen hat, ob er sich mit der Lehrerrolle im Kern ‚identisch‘ fühlt oder er sich darin selbst entfremdet vorkommt. Er wird höchstwahrscheinlich nach der Stelle greifen. Dies kann zu einer stark verkürzten Identitätsentwicklung, im Extremfall sogar zur Entwicklung einer ‚Pseudoidentität‘ führen - einem Störungsbild, das aus der psychoanalytischen Praxis gut bekannt ist, z.B. bei den sogen. ‚Midlife-Krisen‘, in denen oft bisher stabil scheinende Identitäts- und Lebensgestaltungen zusammenbrechen, wenn der Betreffende unerwartet vor die Situation gestellt wird, auf das Ausfüllen eines bisherigen Rollensets in der äußeren Realität zu verzichten und sich auf eine neue berufliche oder private Situation einzustellen.“ (Leuzinger-Bohleber 1998)

<sup>107</sup> Wirth (1984 63 ff.) hat den Lebensweg und die Drogenkarriere der Christiane F. (*Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*) als typisches Beispiel für die Entstehung einer *ausgebrannten Adoleszenz* angeführt.

da die Wahlmöglichkeit und die eigene Initiative aufgrund von Konflikten, die dem Jugendlichen nicht lösbar erscheinen, gelähmt sind. „Dann herrscht ein Gefühl vor, daß das Leben geschieht, statt aus eigener Initiative gelebt zu werden.“ (Bohleber 1999: 521)

Schülein hat darauf hingewiesen, daß die narzißtischen Krisen der Adoleszenzphase, mit denen typischerweise Schwierigkeiten der Identitätsfindung einhergehen, durch zwei Momente noch verstärkt würden. „Die Lösungsmodi der Krisen ´veralten´ ständig, wandeln sich von Generation zu Generation, weil auch hier durch die Auflösung von Traditionen die Bildung besonderer Heranwachsenden-Identitäten, die selbstverständlich übernommen werden könnten, erschwert wird. Andererseits ist die Erwachsenenkultur mächtig, aber sinn-arm für die Jugendlichen, denen ihre Kosten in einer Phase, in der sie vergleichsweise unabhängig Identitäten ausprobieren können, besonders auffallen. Gleichzeitig ist diese Erwachsenenkultur jedoch auch für die Jugendlichen dominant, aber sie werden wegen ihrer noch nicht voll entwickelten Leistungsfähigkeit (und wegen der Tendenzen zu ´abweichendem Verhalten´) nicht ernst genommen. Das läßt die Risiken des Freiraums Pubertät stärker hervortreten. Die Chance seiner produktiven Nutzung wird erheblich eingeschränkt; weil die Erwachsenenkultur wenig mehr als industriell produzierte Sinnsurrogate anzubieten hat, werden die Jugendlichen, was ihre psychosozialen Entwicklungsmöglichkeiten betrifft, auf eigenartige Weise marginalisiert; sie werden dadurch zu Symptomträgern gesellschaftlicher (d.h. hier: intergenerativer) Strukturprobleme.“ (Schülein 1981: 25) Und ihre Anfälligkeit für Sinnsurrogate erhöht sich.

#### **1.4.10. Konsum und Medien als Identitätsprothesen**

Mode, Medien und Musik übernehmen für viele Jugendliche identitätsstiftende Funktionen. Wo eine Identifikation und Auseinandersetzung mit elterlichen Objekten nicht ausreichend möglich ist, bleibt oft einzig „die Identifikation mit einem allgegenwärtigen und beständig verfügbaren Fetisch der kapitalistischen Leistungs- und Konsumgesellschaft: der Ware. Das narzißtische Streben nach den bei den Jugendlichen so überaus beliebten Markenartikeln, nach Geld und Karriere, ersetzt die flüchtig gewordenen und von Konsumorientierung oft überlagerten Objektbeziehungen. (...) Verwahrlosungserscheinungen sind also zwangsläufig Folgen eines Vergesellschaftungsprozesses, aus dem sich die Eltern als Sozialisationsinstanzen zumindest teilweise verabschiedet haben und in dem alleine die Autorität einer kapitalistischen Waren- und Konsumgesellschaft regiert. Dies verführt Kinder zu halluzinatorischen Größen- und Allmachtsphantasien, um die Leere und Abwesenheit von stabilen inneren Objekten zu kompensieren, und pro-

duziert Strukturen der Entfremdung, der Gewalt und Verwahrlosung.“ (Rohr 1999: 105 f.)<sup>108</sup>

In seiner Rede zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse 1994 hat Christoph Hein ironisch vor dem Lesen gewarnt: Literatur stifte Identität, die heute nicht mehr gebraucht werde. Das Lesen präge das Individuum auch in der Tiefenstruktur der Person und ermögliche ihm, eingehende Informationen zu filtern, zu prüfen und auszuwählen. Der heute notwendigen Disponibilität des Einzelnen, der sich für mehrere Identitäten offenhalten, für unterschiedliche Identitäten verfügbar sein muß, sei aber besser mit einer passiveren Beeinflussung gedient, wie wir sie etwa durch die Medien erfahren. „Die heute erforderliche Mehrfach-Identität hat ihr förderliches Pendant in den Medien gefunden und wird durch die Literatur nur behindert.“ (Hein 1994)

Wir finden heute in der Tat eine Vielzahl von massenmedial vorgefertigten und kommerziell angebotenen „Identitätsbausätzen“, die nur begrenzt verpflichtend sind, modischen Zyklen unterliegen und jeweils nur vorübergehend Prägekraft haben. Das multimediale Angebot an Schablonen für Orientierung und Identitätsbildung fördert die Herausbildung synthetischer Pseudo-Identitäten, die sich allen Trends geschmeidig anpassen und provisorische Allianzen mit Stilangeboten eingehen, bei denen es vor allem auf die Inszenierung ankommt. „Medien und Werbung liefern den Menschen heute Identitäten gleichsam von der Stange.“ (Eisenberg/ Gronemeyer 1993: 127) Wo im Zuge der Individualisierung die Chancen für intersubjektiven Austausch und die Begründung von Anerkennungsverhältnissen schwinden, da bietet die Übernahme von auf dem Markt angebotenen Identitäten einen möglichen Ausweg. Dann muß „soziale Anerkennung (...) nicht auf dem Verhandlungswege erzielt werden - sie ist sozusagen von Anfang an in das auf dem Markt gehandelte Produkt ´eingebaut´.“ (Bauman 1995: 250)<sup>109</sup>

Medien sind durch ambivalente Züge charakterisiert, sie „produzieren eben nicht nur aufklärende Informationen oder entlastende Unterhaltung, sondern auch Gewaltstimulanzen und Horrorvisionen; sie verdoppeln die Wirklichkeit nicht nur, sondern produzieren sie auch.“ (Baacke 1997: 16) Gleichfalls ambivalent ist die Art und Weise, in der Jugendliche sich auf die medialen Welten beziehen: teils übernehmen sie einfach blind massenmediale Handlungsprogramme, teils aber selektieren sie diese, wandeln sie kreativ um und reproduzieren sie in eigenbestimmten symbolischen Handlungen. Jugendliche schaffen sich mittels Mediennutzung eigene Räume und grenzen sich

---

<sup>108</sup> Rohr (1999: 106) spricht auch in Anknüpfung an Lorenzer´s Begriff der „Zeichenhaftigkeit der Persönlichkeit“ davon, daß an die Stelle der nicht mehr hinreichend verfügbaren Objekte „ein leeres Zeichen, die Ersatzbefriedigung über Konsum, Medien, Geld oder Karriere/ Macht tritt.“

<sup>109</sup> Kinder sind etwa schon früh auf die Markenwelt fixiert und entwickeln ein ausgeprägtes Markenbewußtsein sowie ein spezifisches Wissen über die und das Bedürfnis nach der Zugehörigkeit zur „richtigen“ Gruppe.

ab; Medien können für sie Unterstützungsfunktionen eines sozialen Netzwerks übernehmen.

Unter dem Aspekt der Identitätsentwicklung kennt die Mediennutzung Risiken wie auch kreative Aspekte. Einige Facetten dieser Ambivalenz sind:

*Weltaneignung und Stereotypisierung:* Medien zeigen ein Abbild, oft genug ein Zerrbild der Erwachsenenwelt, die anzueignen Kinder und Jugendliche sich anschicken. Sie unterstützen bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben, vermitteln Anerkennung, Zugehörigkeit, Freundschaft, Geschlechtsidentität und dienen der Unterhaltung. Durch Medienumgang können Bindungen aufgebaut werden: Wo früher das Kuscheltier als „Übergangsobjekt“ (Winnicott) diente, können heute auch Wesen beispielsweise aus dem Pokemon-Kosmos Verwendung finden. Mit Medienfiguren kann man sich in die unbekannte Welt draußen vorwagen; sie können kindliche Allmachtsgefühle unterstützen und Unterlegenheitsgefühle gegenüber Erwachsenen beschwichtigen helfen. Die „Daily-Soaps“ im TV etwa fungieren ob der Realitätshaltigkeit, die ihnen durch ihr pubertäres Publikum beigemessen wird (obwohl sie wesentlich eine Welt der Jungen, Gesunden und Schönen zeigen), als wichtige Begleiter aus der Kindheit in die Welt der Erwachsenen.

Der aktuellen Shell-Jugendstudie zufolge sind Computer nutzende Kinder und Jugendliche eher vielfältig interessiert und aktiv; sie lesen auch mehr als solche, die über keinen PC-Zugang verfügen. Die „Soziabilität“ der „Heavy User“ von PC's liege nicht unter, sondern im Gegenteil über dem Durchschnitt (vgl. Deutsche Shell 2000: 214); in der Regel verfügen sie über mehr soziale Kontakte und Freunde als gleichaltrige Computerabstinenten.<sup>110</sup>

Als problematisch ist zu beurteilen, daß sich in den fiktionalen Medienwelten unzählige klischeehafte Welt-, Gesellschafts- und Personenbilder finden, die zur Identifikation einladen, aber keine wirkliche Hilfe bei der sozialen Orientierung und Alltagsbewältigung bieten. Äußerst kritisch etwa müssen die durch Computerspiele vermittelten Geschlechtsstereotypen betrachtet werden. „Viele Spiele zeichnen sich dadurch aus, daß agile kräftige durchsetzungsfähige Männer schwache hilflose Frauen zu befreien haben und das Ganze dann zum Guten oder zum Schlechten mit der Vernichtung des Gegners endet.“ (Enquete-Kommission „Zukunft der Medien“ 1996: 25; zit. nach: Bundesministerium 1998: 77) Bei Jungen führen solche Gewaltdarstellungen zur Ausbildung von Allmachtsvorstellungen, bei Mädchen hingegen zu Ohnmachtsgefühlen.

---

<sup>110</sup> Wie kritische Diskurse heute, so war auch die Debatte über „Kinder und Computer“ in den 80er Jahren durch eine geradezu apokalyptische Kulturkritik geprägt, die die Vereinsamung am Computer, die Verarmung der Gefühlswelt und das Verkümmern von Phantasie und Kreativität bis hin zur Bildschirmsucht und dem völligen Abtauchen aus der Realität heraufbeschworen hat. Inzwischen sind Computer längst zum ganz normalen Teil des Alltags geworden.



*Verlust persönlicher Nähe und virtuelle Spielräume:* Die technische Möglichkeit zu neuen Formen des Kommunizierens hat Kommunikation insgesamt einem sehr weitreichenden Gestaltwandel unterworfen. „Das Erstarken der neuen Medien hat uns einen Zuwachs von virtuellen Sinneserfahrungen und indirekten Interaktionsformen beschert. Immer häufiger geschieht Kommunikation nicht mehr von Angesicht zu Angesicht, steht oder sitzt man sich nicht mehr gegenüber, teilt man die Situation nicht mehr miteinander. Direkte (*face-to-face*) Interaktion wird zunehmend durch sogenannte ´transmittierte´ Interaktion ersetzt, immer häufiger werden Kommunikationsinhalte mit Hilfe von modernen Kommunikationsmitteln (etwa über Fax, Mailbox, Internet ...) an andere Menschen vermittelt. Das führt zu einer Dematerialisierung, zu einer zeitlichen und räumlichen Entkopplung von Sozialkontakten.“ (Deutsche Shell 2000: 213; H.i.O.)

Der Computer öffnet das Tor zu einer neuen Welt mit unbegrenzten Möglichkeiten. Internet-Dienste bringen Menschen näher zusammen; via e-mail kann eine Vielzahl von sozialen Kontakten rund um den Globus spielend einfach aufrechterhalten werden. Durch die bloß technische Verknüpfung geht allerdings viel an persönlicher Nähe verloren. Indirektheit der Kommunikation und Verlust persönlicher Nähe unterbinden die Herausbildung einer „identifikatorischen Resonanz“ (M. L. Möller), also von intersubjektiven Anerkennungsverhältnissen, auf die Identitätsbildung wesentlich angewiesen ist.

Nun stellt aber die vielbeklagte Anonymität für manche den eigentlichen Reiz dieses Mediums dar: Im Schutz der Anonymität kann sich der Einzelne in eine virtuelle Maske werfen, und in virtuellen Räumen kann die eigene Identität beliebig manipuliert werden. Das Netz ist längst zu einer Spielwiese für Ideen, Phantasien, für neue Identitäten, Geschlechter und Charaktere geworden, die im „richtigen Leben“ keinen Platz finden, zu einem der letzten Horte für vermittelbare Gefühle.<sup>111</sup>

Durch die im virtuellen Raum stattfindende Interaktion, die eine Erprobung unterschiedlicher und beliebiger Identitäten ermöglicht, wird das verlorengegangene „psychosoziale Moratorium“ partiell restituiert. Das netzerprobte Individuum lernt, in virtuellen Beziehungen zu leben und multiple Identitäten zu pflegen; es erwirbt damit zugleich basale Qualifikationen für das Überleben und Vorankommen in einer rapide sich wandelnden Arbeitswelt.

*Grenzverwischungen zwischen medialer und „wirklicher“ Wirklichkeit:* Computer schwächen die Bedeutung wirklicher Erfahrung und die Bedeutung der ersten, erlebten Wirklichkeit. Mit der zunehmenden Möglichkeit,

---

<sup>111</sup> Keupp (1999: 105) schreibt: „Auch die Anonymität eignet sich gut für die probeweise Übernahme von Identitäten: im Urlaub, im Internet, in einer fremden Stadt: ausprobieren, wie es sich anfühlt, ein anderer sein zu dürfen.“

Realität immer perfekter zu simulieren (Cyberspace), wird die Grenze zwischen dem fiktiven medialen Geschehen und der realen sozialen Welt unscharf.<sup>112</sup> Es besteht die Gefahr, daß Erlebnisse aus dem virtuellen Raum genauso wie in der Realität gewonnene Erfahrungen eingeordnet und bewertet werden. Die Kommunikationskanäle zwischen den verschiedenen Aspekten, zwischen realem Leben und Netzwelt offenzuhalten, imponiert zunächst als Leistung eines „flexiblen Selbst“ (Turkle): „Das richtige Leben ist nur eines meiner weiteren Fenster, und es ist nicht unbedingt mein bestes“ (Ein Computer-Spieler). Es wird aber spätestens dann zum Problem, wenn der Medienkonsum ganz dominant geworden ist oder wenn eigene Alltagserlebnisse fehlen. Das medial Rezipierte kann dann nicht mehr relativiert und eingeordnet werden. Wo die Differenzerfahrung zwischen wirklicher und medial vermittelter Wirklichkeit eingeebnet wird, kommt die Fähigkeit abhanden, mentale Bilder entstehen zu lassen und sie zu imaginieren. Es findet kein phantasiegestütztes Probehandeln mehr statt: „Früher hat man Lehrer heimlich gehaßt, heute werden sie offen erschossen!“<sup>113</sup>

Andererseits aber erscheinen in der virtualisierten Welt das „echte Leben“, die „wirklichen Beziehungen“ und das „aufrichtige Gefühl“ als ebenso seltenes wie begehrtes Gut. Dies mag das Interesse eines (nicht bloß, aber vorwiegend jugendlichen) Publikums an dem gläsernen Container des „Big Brother“ und an der Schwemme von Talk-, Soap- und Gameshows im Fernsehen erklären. Solche Sendungen „erhalten deshalb einen solchen Zulauf, weil sie einfachen Menschen Gelegenheit geben, aus der Anonymität ihres trostlosen Alltags aufzutauchen. In der Spiegelung durch das Medium erhalten sie so etwas wie eine soziale Identität. Im Auge der Kameras, unter den Scheinwerfern der Studios, in der Aufmerksamkeit der Zuschauer wird aus dem sich präsentierenden Nobody ein wahrgenommener Jemand. (...) Die Spiegelfunktion des Narzissmus, einst eine Domäne von Kindheit und Pubertät, scheint in die medialen Strategien der Selbstvergewisserung eingewandert zu sein. Insofern sind die interaktiven Formate des Fernsehens, in denen sich das Selbst medial inszeniert, vor allem Lehrstücke über reflexive Identität in der Postmoderne.“ (Altmeyer 2000)

Die Virtualität der Begegnung kann direkten Kontakt und unmittelbar sinnliches Erleben nicht wirklich ersetzen. Vielmehr scheinen die Sinne in der Medienwelt ihre Lebendigkeit und Unmittelbarkeit zu verlieren. „Ohne

---

<sup>112</sup> Die Kriterien „für ‚realerfahrbare Wirklichkeit‘ und ‚inszenierte Wirklichkeit‘ (werden) immer unschärfer (...) - bis zu dem Punkt, daß die Medien selbst neue Wirklichkeiten konstituieren.“ (Baacke 1997: 94)

<sup>113</sup> „Kein Wunder, dass das Interesse an der Realität, auch an der sozialen, mehr und mehr abnimmt, wenn die bunten, computergenerierten Abbilder der Welt jederzeit per Mauseklick in die Wohnstube gezaubert werden können und eine riesige Wachstumsbranche und Werbemaschinerie dem Benutzer Tag für Tag suggeriert, dass nicht nur alles in der Welt im World Wide Web zu finden, sondern dass die Welt im Grunde nichts anderes sei als verwertbarer Rohstoff für die simulierte Welt des www.“ (M. Schneider 2000)

ganzheitliche sinnlich-körperlich-emotionale Betätigung und Erfahrung“, so hat Bilden konstatiert (1997: 245), „können Menschen nicht psychisch gesund existieren. Die immer weiter treibenden Rationalisierungsprozesse, insbesondere unserer Arbeitsbedingungen und die Allgegenwart von computervermittelter entkörperlichter Realitätserfahrung, unterminieren diese Basis von Subjektivität, von subjektiver Kohärenz und Kontinuität, von ganzheitlicher Selbst-Erfahrung.“

*Erlebnisintensität und Suchtgefahr:* Die Regulierung eines angeschlagenen Selbstwertgefühls wird nicht nur mittels süchtigen Konsums von Waren und Lebensstilen angestrebt, sondern auch über narzißtisch eingefärbte Interaktionsmodi und Erlebnisqualitäten. Das Surfen und Chatten im Internet kann solche narzißtischen Züge aufweisen: Die Kommunikation mit dem virtuellen Gegenüber wird dann eingestellt, wenn der Kontakt nicht mehr die erhofften narzißtischen Gratifikationen abwirft. Man wendet sich dann schnell dem nächsten Partner zu, ohne aber über eine neuerliche narzißtische Funktionalisierung hinauszugelangen.

Die ständige Verfügbarkeit von Medien kann dazu verführen, den Recorder, TV oder PC einzuschalten, um Langeweile zu überspielen und/ oder das Alleinsein erträglicher zu gestalten.<sup>114</sup> Jugendliche, die sozial-emotionale Defizite durch Medienkonsum zu bewältigen versuchen, laufen Gefahr, auf einer „Intensivstation der Bilder“ zu landen, wo sie dann am „medialen Tropf“ hängen.

Die Frage eines kompetenten Umgangs mit Medien spielt in der medienorientierten Gesellschaft eine zunehmend wichtigere Rolle. Bestehende soziale Differenzierungen werden durch die neuen Kommunikations- und Informationstechnologien verfestigt: Die Gesellschaft zerfällt tendenziell in eine „online-herrschende, voll elektronische Oberschicht und eine offline-machtlose Unterklasse“ (Baacke 1997: 97). Für die Zukunft zeichnet sich die Gefahr einer wachsenden Wissenskluft zwischen Computernutzern und Kindern ab, die keine Zugangs- und Lernmöglichkeiten am PC haben. In der „Wissensgesellschaft“ entscheidet die Fähigkeit, die neuen Medienangebote produktiv zu nutzen, zunehmend über Lern- und Entwicklungschancen und damit auch über künftige Berufsmöglichkeiten. Ein differenzierter und bewußter Umgang mit Medien bedeutet einen Freiheitszugewinn, er vergrößert die subjektiven Spielräume für Verhalten und Denken. Der Zugang zu Wissen und die Chancen für den Erwerb von Medienkompetenz sind somit zu einer *sozialen Frage* geworden.<sup>115</sup>

<sup>114</sup> Sicherlich spielt hier auch die Fülle des Angebots mit, die „zu Hektik und Unrast und zu einem Dauergefühl des Zu-Kurz-Gekommen-Seins (führt): Auf anderen Kanälen geschieht immer gerade das, was ich versäume.“ (Baacke 1997: 79)

<sup>115</sup> Im außerschulischen Bereich bietet am ehesten wohl die Medienpädagogik eine Gewähr für einen partizipativen Zugang zur Medienwelt. Programmatisch hierfür sind „hand-

### 1.4.11. Jugendliche: krank oder kreativ?

Die Frage, ob Jugendliche stärker als andere Altersgruppen klinisch auffällig werden, wird in der Literatur kontrovers diskutiert. Ganz offensichtlich werden die psychosozialen Besonderheiten der Adoleszenz je nach dem Standpunkt der Kommentatoren mal eher als psychische Auffälligkeit, mal als Abweichung von der Norm, mal als Pathologie oder mal eher als Chance zur Neuorientierung gesehen. Klinische Erfahrungen zeigen, daß der emotionale Aufruhr der Adoleszenz häufig Spontanheilungen oder einen Symptomenwandel bewirkt. Wirth (1996: 11) zufolge belegen epidemiologische Untersuchungen, „daß das Jugendalter sich nicht durch eine Häufung psychischer Störungen auszeichnet. Sehr deutlich läßt sich jedoch beobachten, daß spezifische Störungen und Symptome gehäuft in der Adoleszenz auftreten (...)“

Psychosoziale Auffälligkeiten der Adoleszenz sollten nicht vorschnell als Ausprägungen individueller Pathologien begriffen werden. Vielmehr bewirkt die immanente Dynamik dieser Entwicklungsphase, daß Verunsicherungen kumulieren und narzißtische Verarbeitungsformen begünstigt werden.<sup>116</sup>

Narzißtische Phänomene gehören wesentlich zum adoleszenten Entwicklungsprozeß selbst. Ganz unabhängig von der jeweiligen frühkindlichen Disposition weist die adoleszente Entwicklung eine „narzißtisch strukturierte Durchgangsphase“ auf (Bohleber/ Leuzinger 1981: 132).<sup>117</sup> Vor dem

---

lungsorientierte Maßnahmen, die Kindern Erfahrungsräume schaffen und sie über eine aktive Mediennutzung zur Auseinandersetzung mit der Umwelt anregen.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) 1998: 80)<sup>115</sup> Solche Maßnahmen binden in gesellschaftliche Kommunikation ein, helfen bei der Identitätssuche und fördern die hierfür notwendige Rollenerprobung.

<sup>116</sup> Bereits im Kontext der Ende der 70er/ Anfang der 80er Jahre geführten Debatte um den „Neuen Sozialisationstypus (NST)“ (vgl. Strzyz 1978; Häsing, Stubenrauch, Ziehe 1979; Psychoanalyt. Seminar Zürich 1981) ist die diesem Konstrukt innewohnende Tendenz kritisiert worden, Jugendliche, die narzißtische Verhaltenscharakteristika zeigten, als psychisch schwer gestört einzustufen.

Mit dem Konzept des „Neuen Sozialisationstypus (NST)“, das durch die Arbeit *Pubertät und Narzißismus* von Ziehe (1975) entfaltet wurde, sind insbesondere die folgenden Merkmale der damaligen Jugendgeneration angesprochen worden: „Sie leiden unter inneren Leeregefühlen, weisen wenig psychische Stabilität auf, entwickeln kaum Zukunftsperspektiven in beruflichen und persönlichen Bereichen, suchen nach ‚Verschmelzungs-erlebnissen‘ in oft wechselnden, funktionalen Beziehungen oder im Musik- oder Drogenerleben, gehen auf in ihrer ‚peer-group‘, die so etwas wie einen ‚sozialen Uterus‘ für sie bedeutet. Gesellschaftlichen Erwartungen verweigern sie sich: Sie ‚steigen aus‘: ...“ (Bohleber/ Leuzinger 1981: 126)

<sup>117</sup> Narzißtische Verhaltensweisen Jugendlicher sind Bohleber/ Leuzinger (1981: 137) zufolge immer im Wirkungsfeld dreier Faktoren zu sehen:

gesellschaftlichen Hintergrund eines zunehmenden Zerfalls von Sinn- und Wertsystemen, einer subjektiv empfundenen Perspektivlosigkeit und einer als immer bedrohlicher erlebten persönlichen und gesellschaftlichen Zukunft stellt das sogenannte „narzißtische Verhalten“ Jugendlicher „im Grunde genommen eine weithin adäquate Antwort auf ihre gesellschaftliche Situation“ dar (a.a.O.: 129), ist also „so gesehen ´massenhafte´, *adoleszente* psychosoziale Reaktion auf entwicklungshemmende gesellschaftliche Zustände.“ (a.a.O.: 138) *Identitätsdiffusion* beispielsweise kann unter gesellschaftlichen Bedingungen, die Unverbindlichkeit und Indifferenz nahelegen, als kulturell sinnvolle Haltung imponieren und muß keinesfalls von vornherein als pathologisches Phänomen begriffen werden.<sup>118</sup>

Schülein (1981: 25) zufolge sind Generationskonflikte und Adoleszenzkrisen, die für Industriegesellschaften typisch sind, generell doppeldeutig: „Auf der einen Seite ist die gesellschaftliche Exzentrizität der Jugendlichen eine Möglichkeit, neue Lösungen individueller und sozialer Probleme zu versuchen, auf der anderen Seite sind sie anfällig für regressive Bewältigungstechniken.“ Da die Erwachsenen vor der Aufgabe zurückwichen, ihren Kindern Orientierung, Stütze und Möglichkeit der Abarbeitung bei der Identitätsfindung zu sein, und andererseits die industriellen Verwertungstechniken des Sinndefizits technisch immer mehr perfektioniert würden, stünden am Ausgang der Adoleszenz „meist lebensgeschichtlich verfestigte Regressionstechniken“ (Schülein).

Die dargestellten Belastungen und Krisen der Adoleszenzentwicklung sind Indikatoren einer tiefgreifenden gesellschaftlich-kulturellen Erosionskrise. Eisenberg zufolge greifen Theorien, die diese Erscheinungen als individuelle Pathologien und Tribschicksale deuten, zu kurz. „Die zeitgenössischen Krankheitsbilder gewinnen immer mehr den Rang von ´Soziosen´, die unmittelbar auf die Störung des gesellschaftlichen Ganzen verweisen, das von Erosionsprozessen erfaßt wird, die bis in die intimen Binnenwelten der Fa-

---

„1. Infantile Disposition, evtl. narzißtische Störungen aus der Beziehung zum infantilen Primärobjekt.

2. Adoleszenter Entwicklungsprozeß. Die psychische Restrukturierung zeigt als Durchgangphase mehr oder weniger stark narzißtische Verhaltensphänomene.

3. Die realen individuell-sozialen Lebensumstände des Jugendlichen, in denen und auf die bezogen der psychisch adoleszente Entwicklungsprozeß sich vollzieht.“

<sup>118</sup> Marcia hat in einer 1984 veröffentlichten Untersuchung, die methodisch analog zu 20 Jahre zuvor durchgeführten Interviews angelegt war, herausgefunden, „daß sich der Anteil der Gruppe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die dem Status der Identitätsdiffusion zugeordnet wurden, von 20% in den 60er Jahren auf 40% in den 80er Jahren erhöht hat. Diese Ergebnisse sind durch weitere Untersuchungen bestätigt worden (...). Nun wird man nicht behaupten können, daß die Jugendlichen innerhalb dieses Zeitraumes in einem solchen Ausmaß pathologischer geworden wären. Marcia selbst gibt die Erklärung, daß eine neue Form von Identitätsdiffusion aufgetreten sei, die es früher nicht gab, die aber gesellschaftlich und kulturell als Haltung sinnvoll erscheine.“ (Bohleber 1999: 522)

milie vordringen und sie in Szenerien aus Gleichgültigkeit und Kälte und ins bloße Nebeneinander von lauter Einsamkeiten verwandeln.“ Auch in Gewaltdelikten, die in jüngster Zeit die Öffentlichkeit erschrecken, manifestiere sich „der gewaltsame und menschenfeindliche Charakter einer basal auf Kälte, Konkurrenz und Gleichgültigkeit gestimmten Gesellschaft und die Tendenz zur Verrohung ihrer Verkehrsformen (...)“ (Eisenberg 1998: 26 f.)

Negt (1998: 15 f.) hat zu recht betont, daß „die Reifungsprozesse von jungen Menschen, denen die Perspektive fehlt, (...) weder in ihrem gesellschaftlichen Leben noch im individuellen Bereich wirklich glücken (können). Wenn Jugendliche in ihrer eigenen Umwelt nur mit verödeten Verhältnissen zu tun haben, der Arbeitslosigkeit der Eltern, mit Alkohol und Drogen, fehlenden Lehrstellen, der Kaputttheit des Wohnumfelds, werden sie, wenn sie sich innerlich nicht schon aus dem gesellschaftlichen Leben abgemeldet haben, eigene Widerstandsformen erfinden. Das kann ein krimineller Akt sein, Gewalttätigkeit gegenüber jenen, die genauso arm dran sind wie sie selbst, gegenüber Behinderten, Ausländern und anderen Randgruppen unserer Gesellschaft.“<sup>119</sup>

## **1.5. Resümee**

Umfassende Mobilität, Flexibilitätsanforderungen einer globalisierten Ökonomie, die Unverbindlichkeit von traditionellen Rollen und Verkehrsformen und das Nachlassen institutioneller Bindungskräfte haben die Grundlagen für die Errichtung stabiler Identitäten geschwächt. Individuelle Identität ist unter den aktuellen gesellschaftlichen Lebensbedingungen nicht mehr in der Gestalt einer einmal erworbenen charakterlichen Stabilität vorstellbar.

In der Abfolge sozialwissenschaftlicher Identitätskonzepte finden wir eine dreiphasige Thematisierung des *Identitätsproblems*; diese korrespondiert mit den gleichfalls phasenhaft verlaufenden gesellschaftlichen und individuellen Entwicklungsdynamiken: Vorstellungen von Identität als einer *stabilen Charakterstruktur*, die zugleich als Organisationsprinzip intrapsychischer Prozesse fungiert (Erikson), sind zunächst abgelöst worden vom Modell einer zwischen divergierenden Erwartungsniveaus *balancierenden Identität*, deren Herausbildung an den Erwerb sozialer Interaktionskompetenz gebunden ist (Symbolischer Interaktionismus). Auf einer dritten, *postmodernen* Stufe schließlich versucht sich das Subjekt im beständigen Wechsel äußerer

---

<sup>119</sup> An anderer Stelle hat Negt (1997: 102) auf die lebenswichtige Bedeutung hingewiesen, die Utopien für Kinder und Jugendliche und deren Reifungsprozeß besitzen. „Diffuse Gewalt, das rebellische Umsichschlagen gegen Raumumzäunungen, welche die gute Gesellschaft und die säuberliche Ordnung bestimmen, kann Ausdruck einer Lebenskraft sein, der die gesellschaftlichen Ideale fehlen.“

Umstände durch *Konstruktion einer Biographie* (Giddens) zusammenzuhalten - ein Reflex darauf, daß personale Identität gesellschaftlich offensichtlich immer weniger benötigt wird. Im Projekt der Biographie wird Ganzheitlichkeit gar nicht erst anvisiert, sondern der Gewinn von Vielheit als Entfaltung eines Lebensstils beschrieben.

Auf der Kehrseite dieser durchgängig ambivalenten Entwicklung bedeutet dies freilich, daß unter Bedingungen einer zersplitterten Erfahrungswelt die Zumutung, eine innere Kohärenz zu etablieren und zu erhalten, an die Individuen weitergegeben wird. Die Individuen müssen in sich herstellen und zusammenführen, was in der alltäglichen Erfahrungswelt nur mehr fragmentarisch vorhanden ist. Sie sehen sich der Anforderung ausgesetzt, ihre individuellen Lebenskonzepte und Sinnstrukturen - oft wiederholt - umzubauen, wo-mit sie Bühnenakteuren mit unfertigen Drehbüchern gleichen, wie Keupp dies formuliert hat. Im Vollzug dieser „Basterei“ greifen individualistische Verarbeitungsmuster um sich.

Identitätsbildung weist unter den Bedingungen der Spätmoderne die Tendenz auf, immer neue Möglichkeitsräume zu erschließen, aber sie birgt auch zuvor ungekannte Risiken - bei einer sozialstrukturell determinierten Verteilung der Chancen und Risiken. In beiden Wirklichkeitsbereichen, die infolge der sich verschärfenden sozialen Spaltung der Gesellschaft entstanden sind: im „Kern-bereich“ ebenso wie an den gesellschaftlichen „Rändern“, werden überkommene Identitätsmuster zunehmend in Frage gestellt.

Hier zeigt sich die Ambivalenz der Individualisierung: Aus einst festgefühten Koordinaten und normativen Mustern herausgelöst, ist Identitätsbildung nicht nur offener und kreativer, sondern zugleich prekärer, strapaziöser und energieaufwendiger geworden - allerdings für die einen mehr und für die anderen weniger. Während die einen den Freiheitsgewinn genießen, nehmen für die anderen Unfreiheit sowie Anomieerfahrungen überhand. Die Freiheit der einen verhält sich komplementär zur Unfreiheit der anderen. Präziser noch müssen wir von einer Dreiteilung ausgehen: Während die einen sich in der Verwirklichung ihres „proteischen Selbst“, das sich in unablässiger Verwandlung gefällt, üben können, ist die Identität derjenigen, die aus dem Beschäftigungssystem herausgefallen sind, gebrochen, und die Identität derer, die (noch) drinnen sind, aber permanente Drahtseilakte zu vollbringen haben, um sich dort zu halten, zumindest bedroht.

Die Freiheitsräume, die sich mit der Verabschiedung überkommener Orientierungsmuster im Prinzip öffnen, sind in der Praxis allein einer Minderheit zugänglich. Die überwiegende Mehrzahl hingegen wird allenfalls mit Identitätssurrogaten abgespeist. So verkehren sich die gesellschaftlich gegebenen Möglichkeiten, Identitäten zu erweitern, in Identitätsbedrohung, weil die Öffnung der Möglichkeitsräume für die einen sich vollzieht über Ausgrenzungsprozesse, mit denen die anderen sich konfrontiert sehen. Die Verfügung über erweiterte Identitätsmöglichkeiten erweist sich vollends dann als

Schein, wenn auch die Selbstverwirklichungsoptionen, über die der erste Identitätstypus verfügt, eine Quelle von Leiderfahrungen bilden.

In einer auf Kurzfristigkeit angelegten und durch Komplexität gekennzeichneten Gesellschaft schwinden die Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung dauerhafter sozialer Beziehungen und stabiler Identitäten. Die Verlässlichkeit von Menschen schwächt sich ab, wenn sie sich nur noch an den Augenblick binden und immerfort auf dem Sprung sein müssen. Das, was einmal „Charakter“ war - als Inbegriff von Treue und Festlegung auf gegenseitige Verpflichtung -, schleift sich ab.

Ob das Individuum an den neuen Ungewißeiten leidet und es in der Folge zu erheblichen Beeinträchtigungen bis hin zu einem Scheitern der Identitätsbildung kommt, oder ob es kreativ zu improvisieren in der Lage ist, wird nicht zuletzt bestimmt von den in Sozialisations- und Entwicklungsprozessen lebensgeschichtlich erworbenen persönlichen und sozialen Ressourcen.

Sind diese Ressourcen hinreichend stabil und konsistent, kann die Erosion der traditionellen Lebensformen und Identitätsmuster als Chance für neue experimentelle Suchbewegungen wahrgenommen werden. Die aus diesem Erosionsprozeß resultierenden soziokulturellen Wandlungen führen im gelungenen Fall zu einer individuell als bereichernd erlebten „intrapyschischen Pluralisierung von Subjekten“ (Honneth), zu dem also, worauf der Begriff der *postmodernen Persönlichkeit* abzielt.

Unter ungünstigen Voraussetzungen kann die Offenheit postmoderner Subjektivität jedoch auch zu einer *Fragmentierung der Identitätsbildung* führen. Diese verursacht individuelles Leid und intrapsychische Spannungen und wird als Verlust- und Mangelenerfahrung wahrgenommen, auf die der Einzelne mit Ängsten oder auch mit Verhärtungen reagiert.

Psychoanalytisch-entwicklungspsychologische Verstehens- und Erklärungsmodelle decken die innere psychische Dimension dieser Spannungszustände auf. Sie können zeigen, daß im narzißtischen Erfahrungsmodus typische Schwierigkeiten in der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen mit einem narzißtischen Rückzug auf das eigene Selbst korrespondieren. Entwicklungsmöglichkeiten und -spielräume, wie sie im interaktiven Beziehungshandeln im Prinzip sich ergeben, können von diesen Menschen nicht genutzt werden. Die oberflächlich imponierende Selbstgenügsamkeit des Narzißten erweist sich jedoch als scheinhafte und verdeckt das reale Angewiesensein auf soziale Einbindung. Narzißtisch Bedürftige funktionalisieren ihre sozialen Gegenüber aus (bewußten und/ oder unbewußten) Motiven narzißtischer Bestätigung heraus und versuchen, Defizite im Bereich des Selbstwertgefühls und einen Mangel an innerer psychischer Struktur mit prothetischen Maßnahmen und Sicherungen zu kompensieren.



Narzißtische Störungsbilder, die wir als individualpathologische Phänomene zu betrachten gewohnt sind, verweisen zurück auf die zahlreichen Facetten aktueller gesellschaftlicher Individualisierungstendenzen. Im Kontext einer Betrachtungsweise, die die kulturelle Einbettung dieser individuellen Symptombilder mit berücksichtigt, scheinen sie als sozialpathologische Deformationsprozesse auf.

Das Identitätsproblem, so konnten wir weiterhin sehen, hat sich über die *Adoleszenzphase* hinaus auf das gesamte Erwachsenenleben ausgeweitet - auch wenn viele Menschen noch immer glauben mögen, daß Identität ein haltbarer Besitz zu sein hat, den man im Zuge des Erwachsenwerdens erwirbt. Identitätsbildung kommt also nicht mit dem Ausgang aus der Adoleszenzphase zum Abschluß, sondern bleibt ein auf Dauer gestellter Prozeß, eine im Prinzip lebenslange Aufgabe.

Noch in den 50er und frühen 60er Jahren galt die Frage der Identität: Wer bin ich? als eine, die in der Jugendphase beantwortet wurde, indem die Jugendlichen ihren Weg in eine im Prinzip wohlgeordnete Gesellschaft hinein nahmen und dort dann ihren Platz fanden; die einmal gefundene Antwort wurde dann in der Erwachsenenphase gelebt. „Seit den 70er Jahren hat sich dieser Fokus geändert. Identität als Frage der adolescentären Einfädung in eine wohlorganisierte Gesellschaft ist zu einer nicht enden wollenden Aufgabe geworden, die völlig losgelöst ist von einer spezifischen Lebensphase.“ (Keupp u.a.1999: 72)

Erikson hat die beiden Pole *Ich-Identität* und *Identitätsdiffusion* als mögliche Ausgänge der Adoleszenzkrise beschrieben. Im Lichte aktueller Gesellschaftserfahrung nun wirkt paradoxerweise das Scheitern der Identitätsentwicklung vertrauter als eine - in Eriksons Verständnis - gelungene Identität. Was bei Erikson als Symptom einer Identitätsdiffusion galt, bezeichnet heute in vielen Fällen ein Identitätsresultat, das soziofunktional ist: „Dort, wo die gesellschaftlichen Bedingungen Unverbindlichkeit und Indifferenz nahelegen, ist es vernünftig, sich nicht festzulegen, Chancen zwar zu ergreifen, jedoch ohne mögliche andere Optionen aus dem Blickfeld zu verlieren.“ (a.a.O.: 81 f.) Diese Multioptionalität kennzeichnet insbesondere die aktuellen kulturellen Orientierungsmuster und Lebensentwürfe von Jugendlichen.

Die Jugendphase verliert mehr und mehr ihren Charakter als „psychosoziales Moratorium“ (Erikson). Sie ist von denselben kulturellen Erosionsprozessen betroffen wie die gesellschaftlichen Produktions- und Lebensformen. Die Basis für identitätsstiftende Lebenswelten ist angegriffen. Die Anforderungen, mit denen Jugendliche heute angesichts der „Überkomplexität“ (Heitmeyer) zeitgenössischer Lebensverhältnisse konfrontiert sind, führen zu vielfältigen, insbesondere auch gesundheitlichen Belastungen. Konstrukt-

tive Lösungen der Adoleszenzkrise sind daher unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen immer weniger möglich.

Insbesondere dann, wenn (frühkindliche) Mangel Erfahrungen, zusätzliche familiäre und/oder schulische Probleme und Belastungen sowie Erfahrungen sozialer Unterprivilegierung hinzukommen, verschärfen sich die persönlichen Schwierigkeiten, bis hin zu massiven Identitätsproblemen, in der Gestalt von verkürzten Identitätsbildungen, Identitätskrisen sowie einer Zunahme individueller Auffälligkeiten und Pathologien.

Unter den Bedingungen einer sozial gespaltenen Gesellschaft bildet sich eine größer werdende Teilgruppe von Jugendlichen heraus, denen die Gratifikationen für ihre (Leistungs-)Anstrengungen vorenthalten werden, während ein anderer Teil gar nicht erst die Chance erhält, am allseitigen Leistungswettrennen teilzunehmen. Die Spaltung der Gesellschaft ist tagtäglich erfahrbar: Sie reproduziert sich in der alltäglichen Erlebniswelt der Jugendlichen, in der konträre Wirklichkeiten mitunter hart aufeinanderprallen; aus vielen Alltagssituationen erwachsen so Ohnmachtsgefühle und Machtdemonstrationen, Unterlegenheitsbefürchtungen und Überlegenheitsgesten. Die Bewältigungsformen und Verarbeitungsmodi der tendenziell anomischen Erfahrungsmuster präsentieren sich als nach außen, gegen andere gerichtete Gewalthandlungen, sie können aber auch Züge eines resignativen Rückzugs in Drogengebrauch, -mißbrauch und -abhängigkeit annehmen, bis hin zu suizidalen Handlungen.

Dennoch: Auch wenn das Problem der Identität unter den Bedingungen eines beschleunigten sozialen Wandels längst nicht mehr nur ein Thema der Jugendphase ist, so ist und bleibt dessen Bewältigung doch die „entwicklungsspezifische Hauptaufgabe“ (Leuzinger-Bohleber) insbesondere der Spätadoleszenz, vor allem weil hier noch immer entscheidende Prozesse der Selbstsuche und -findung durchlaufen und typische entwicklungsbedingte Krisen bewältigt werden müssen.

## **2. Drogengebrauch und Identität**

In den Abschnitten *Drogengebrauch und Sucht* (2.1), *Zur Psychoanalyse der Sucht* (2.2) und *Drogengebrauch als Spannungsmanagement* (2.3) befassen wir uns zentral mit der Funktion des Drogengebrauchs für das Management innerer Spannungen und Konflikte sowie für die individuelle Selbstwertregulation und Identitätsbildung. Wir nehmen hierbei eine in zweifacher Hinsicht generalisierende Perspektive ein: zum einen ist diese lebensphasenunspezifisch, d.h. nicht an die Erfahrungskomplexe bestimmter Altersgruppen (oder wie auch immer definierter Zielgruppen) gebunden; zum anderen ist sie weitgehend substanzunspezifisch, d.h. sie ist übergreifend in bezug auf die geläufige Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Drogen.

Diese Perspektive verlassen wir in den Abschnitten *Adoleszenzentwicklung und Drogengebrauch* (2.4) sowie *Jugendkulturen und Drogengebrauch* (2.5), in denen der Gebrauch illegaler Drogen als spezifisches Phänomen der Jugendphase thematisiert wird. Wir analysieren hier die sozialpsychologische Funktionalität des Drogenkonsums im Rahmen der Adoleszenzentwicklung sowie dessen Einbettung in jugendkulturelle Zusammenhänge; unser Hauptaugenmerk richten wir dabei auf die in Jugendszenen vielfach gebräuchlichen Drogen wie Cannabis, Ecstasy etc.

### **2.1. Drogengebrauch und Sucht**

Unter *Drogen* verstehen wir „alle Stoffe, Mittel, Substanzen, die aufgrund ihrer chemischen Natur Strukturen oder Funktionen im lebenden Organismus verändern, wobei sich diese Veränderungen insbesondere in den Sinnesempfindungen, in der Stimmungslage, im Bewußtsein oder in anderen psychischen Bereichen oder im Verhalten bemerkbar machen.“ (Scheerer/ Vogt 1989: 5 f.)<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Drogen können prinzipiell drei zentrale Bedürfnisse befriedigen:

- Sie können Teil der Ernährung sein: Die Substanzen, aus denen Nahrungsmittel bestehen (Mineralien, Vitamine, ätherische Öle etc.) können, unterschiedlich kombiniert, durchaus psychoaktive Effekte zeitigen.
- Sie können Krankheiten heilen bzw. lindern, wobei die psychoaktive Wirkung das eigentliche Motiv der Einnahme sein (etwa bei Schmerztabletten oder Psychopharmaka) oder auch als Nebenwirkung auftreten kann.

Da das Wort *Droge* in der Umgangssprache meist als Synonym für illegale Rauschmittel verwendet wird, haben Hurrelmann/ Bründel (1997: 12) vorgeschlagen, den genaueren und weniger mißverständlichen Begriff *psychoaktive Substanz* zu verwenden; dieser schließt die Wirkungsweise ein - die prinzipiell in drei Richtungen gehen kann: sedierend, stimulierend, halluzinogen - und ist weitgehend wertneutral. Wir gebrauchen dennoch aus Gründen einer vereinfachten Darstellungsweise die beiden Begriffe weitgehend synonym.

### 2.1.1. Anthropologische und kulturspezifische Aspekte des Drogengebrauchs

Beim *Gebrauch von Drogen* handelt es sich um ein universelles kulturelles Phänomen. „In den meisten uns bekannten Kulturen werden Drogen zur Erreichung von veränderten Bewußtseinszuständen in einer sozial integrierten Weise verwendet; (...)“ (Legnaro 1982: 98) Historisch variabel sind indes die Besonderheiten des Gebrauchs und der verwendeten Substanzen. Wir kennen äußerst differenzierte Gebrauchsmuster: „Es gibt nicht den Konsum, sondern er kann intermittierender, spontaner, dauerhafter, kontrollierter, unkontrollierter Art sein mit den Folgen psychischer oder physischer Abhängigkeit.“ (Böllinger/ Stöver 1992: 37) Drogen haben in ihrem jeweiligen kulturellen Kontext eine gänzlich unterschiedliche Behandlung erfahren, wobei der Umgang mit ihnen nur soweit toleriert wird, wie sie eine kulturell und gesellschaftlich akzeptable Bedeutung erhalten haben.

Die Grenzziehung zwischen illegalen und legalen Drogen hängt von den jeweiligen gesellschaftlichen, ökonomischen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen ab; sie beruht auf gesetzgeberischen bzw. politischen, nicht auf wissenschaftlichen Erwägungen. Im allgemeinen werden den legalen Drogen eher positive Merkmale (Entspannung, Geselligkeit etc.), den illegalen dagegen eher negative Eigenschaften zugeschrieben (Sucht, Abhängigkeit, Verelendung etc.). Alkoholkonsum etwa besitzt in Industriegesellschaften eine sozialintegrative Funktion und wird daher im Prinzip toleriert. Das Verhältnis zu den als illegal erklärten Drogen ist dagegen von vornherein angstbesetzt und normativ vorentschieden: Im Lichte der bestehenden juristischen Regelungen wird jeder Gebrauch illegaler Drogen per definitionem als Mißbrauch betrachtet.

- 
- Sie können ohne großen Aufwand Gefühle manipulieren helfen, wobei drei Motive zu unterscheiden sind:
    1. Erzeugung bzw. Steigerung von Lust und angenehmen Gefühlen.
    2. Vermeidung von Unlust bzw. unangenehmen Gefühlen (Schmerz, Enttäuschung, Ärger, Stress etc.
    3. Versuch der routinierten Alltagsbewältigung. (vgl. Schmidt-Semisch/ Nolte 2000: 15 f.)

Die zunehmende Verbreitung des Drogengebrauchs in jugendkulturellen Gruppierungen seit dem Ende der sechziger Jahre hat zu einem Verständnis des Drogengebrauchs als einem *sozialen Problem* geführt. Als solches gilt ein Mißstand, der gemäß gesellschaftlicher Normen und Werte als unerwünscht anerkannt und wenigstens partiell für behebbar gehalten wird.<sup>2</sup> Soziale Probleme basieren auf wahrgenommenen Abweichungen von der „Normalität“ gesellschaftlicher Lebensprozesse. Sie resultieren aus gesellschaftlichen Definitions- und Aushandlungsprozessen, und werden auf der individuellen Ebene als abweichendes Handeln konkretisiert.

Als abweichend Handelnde klassifiziert, gelten die Verursacher des *sozialen Problems Drogengebrauch* „nunmehr als sündig bzw. unmoralisch, als kriminell oder als krank bzw. hilflos. Sie werden behandelt, stigmatisiert und ausgegrenzt. Sucht, und im Vorgriff auf die befürchtete Sucht auch schon der Drogengebrauch, wird in unserer Gesellschaft insgesamt als abweichendes Handeln und im Detail als Krankheit des Ichs (Psychologie, Psychiatrie), als unvernünftiges Handeln und defizitäre Lebenskompetenz (Sozialpädagogik) sowie als rechtswidriges Handeln (Strafverfolgung) interpretiert. Drogengebrauch bzw. Sucht stellen Grundwerte moderner Gesellschaften: Ich-Bewußtsein, Rationalität und Selbstkontrolle in Frage. Deren Verletzung wird Anlaß für gesellschaftliche Reaktionen in Form von heilenden, helfenden und strafenden Interventionen.“ (Loviscach 1996: 93)<sup>3</sup>

Der dramatisierenden Definition des Drogengebrauchs als abweichendes Verhalten kontrastiert die Bagatellisierung der Folgen und Risiken des Konsums legaler Suchtstoffe.<sup>4</sup> Die Konsumenten illegaler Drogen werden verurteilt und müssen als Sündenbock herhalten für die Schwierigkeiten, die der in dieser Hinsicht „brave Bürger“ im Umgang mit seinen „kulturintegrierten“ Drogen hat. (vgl. a.a.O.: 94) Diese Ambivalenz führt zu erhebli-

---

<sup>2</sup> „Die Anerkennung eines Mißstandes als soziales Problem ist gewöhnlich ein langfristiger Prozeß, in dem entsprechende neue Werte und Normen mit dem Ziel propagiert werden, sie in politisches Handeln umzusetzen. In dieser Phase kommt es auch zum gesellschaftlichen Auftrag der Sozialen Arbeit, Institutionen und Konzepte der Hilfe zu entwickeln. Zusätzlich dient die Konzentration auf ein soziales Problem oft auch der politischen Integration und Mobilisierung einer Mehrheit auf Kosten ausgegrenzter Minderheiten sowie der Ablenkung von anderen Mißständen.“ (Loviscach 1996: 92 f.)

<sup>3</sup> Das umfassende Bedeutungsspektrum des Suchtbegriffs hat Szasz (1980: 10) in der Einleitung seines Buches *Ritual der Drogen* offengelegt: „Der Begriff ‘Sucht’, so wie er heute von Laien und Fachleuten benützt wird, bezeichnet nicht eine Krankheit, sondern eine verachtete Form der Verhaltensabweichung. Dementsprechend beziehen sich die Termini ‘Süchtiger’, ‘Suchtkranker’ oder, wie es neuerdings heißt, ‘Drogenabhängiger’ nicht auf einen Patienten guten Glaubens, sondern auf eine stigmatisierte Identität, die dem Betroffenen meist gegen seinen Willen aufgezwungen wird.“

<sup>4</sup> Ein besonders anschauliches Beispiel ist die Kampagne „Keine Macht den Drogen“, für die in der durch Brauereien gesponserten Welt des Profi-Fußballs geworben wird.

chen Widersprüchen, bis hin zu einer Doppelmoral in der praktischen Politik. (vgl. Abschnitt 3.2.1)

Geht man von den Substanzen und ihren Effekten aus, sind Drogen nicht von sich aus „böse“ oder „gut“, gefährlich oder ungefährlich, „hart“ oder „weich“. Sie werden hierzu vielmehr durch die spezifische Weise ihres Gebrauchs. Ausschlaggebend sind also die subjektiven Zwecksetzungen und Präferenzen der Konsumenten. Diese wiederum hängen nicht nur mit den pharmakologischen Wirkungen, sondern auch mit den symbolischen Attributen der jeweiligen Substanzen zusammen: Drogen und ihre Wirkungen leben von Mythen und sind als Teil einer individuellen Inszenierung, eines Lebensstils immer auch an der Darstellung von Identität beteiligt.<sup>5</sup>

Der Gebrauch von Drogen verleiht ein Gefühl der Macht und Selbstkontrolle, das ausgelebt wird in der knopfdruckgleichen Regulierung affektiver Zustände wie Schmerz, Trauer und Enttäuschungswut. Drogen fungieren als Katalysatoren für nicht-alltägliche Erfahrungen von Transzendenz, Rausch und Extase. Dies gilt freilich nicht für alle Substanzen in gleichem Maße, und es setzt überdies eine Dosierbarkeit der Stoffe voraus, die erlernt bzw. erlernbar ist. Geringe Wirkstoffkonzentration<sup>6</sup>, sanfte Konsumformen, konviale Berausung und die Einbettung des Konsums in magische, religiöse und andere Normensysteme mit hohem Verpflichtungsgrad sind wesentliche Faktoren, die bewirken, daß trotz regelmäßigen Rauschverhaltens eine Suchtentwicklung vermieden werden kann.<sup>7</sup>

Erst ein Verständnis, das systematisch die individuelle Zweckbestimmung und Funktion des Drogengebrauchs berücksichtigt, erlaubt es, sich auf psychoaktive Substanzen in einer neutralen Art und Weise zu beziehen. „Es geht davon aus, daß die potenziellen (positiven und negativen) Wirkungen der Droge (Drug) erst durch den Konsumenten aktiviert werden. Dabei sind sowohl die individuellen physischen und psychischen Merkmale der jeweiligen Konsumenten zu berücksichtigen (das so genannte Set) als auch die für

---

<sup>5</sup> „Die konkrete Drogenwahl des Einzelnen hängt auch damit zusammen, dass Champagner und Sekt eben nicht dasselbe sind, dass man glaubt, nur mit bestimmten Zigarettenmarken (etwa Camel oder Marlboro) an der Freiheit der großen weiten Welt partizipieren zu können, dass es vielleicht 'cooler' ist, (das illegale) Hasch zu rauchen als 'spießig' Bier zu trinken, dass man im Freundeskreis nur bestehen kann, wenn man hin und wieder Kokain schnupft, oder dass die Party erst dann richtig geil wird, wenn man sich mit einer Ecstasy-Pille antörnt.“ (Schmidt-Semisch/ Nolte 2000: 19)

<sup>6</sup> G. Amendt zufolge erfüllen all jene Drogen, „deren Wirksubstanz durch Gärung oder Fermentierung direkt aus einer Pflanze gezogen wird,“ (Amendt 1992: 63) diese Voraussetzung weit eher als industriell „veredelte“ Drogen; also Koka, aber nicht Kokain; Wein und Bier, aber nicht Schnaps und Likör; Haschisch und Marihuana, aber nicht LSD.

<sup>7</sup> In archaischen Kulturen etwa hatten rituelle Zeremonien, die auch den Gebrauch berauschender Substanzen einbanden, den Sinn, die Bedrohlichkeit dämonischer Kräfte zu neutralisieren.

den Konsumenten bedeutsamen sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen, also der gesellschaftliche Kontext des Konsums (das so genannte Setting).“ (Schmidt-Semisch/ Nolte 2000: 13)

Das Bedürfnis nach berausenden, betäubenden, stimulierenden und/ oder ekstatischen Erfahrungen, die durch Drogenkonsum ermöglicht werden sollen, ist kulturell geprägt und stellt zugleich eine anthropologische Konstante dar. Zu allen Zeiten und in allen Kulturen haben Menschen Erlebenszustände herbeizuführen versucht, die es ermöglichten, die Grenzen der Alltagserfahrung zu überschreiten und neue Dimensionen der Wahrnehmung und des Bewußtseins zu erschließen. Die Differenzenerfahrung des Rausches bewirkt eine Entlastung von der alltäglichen Normalität; Rauschzustände sind daher als Entlastungszustände zu begreifen.

Für Legnaro zählen Rausch und Extase neben Traum, Trance, Meditation und Hypnose zu den *altered states of consciousness*, den veränderten Bewußtseinszuständen. Bei aller Unterschiedlichkeit verbinde sie eine vom Wachbewußtsein spezifisch differierende Qualität: „Gemeinsam ist ihnen, nicht primär Icherfahrung zu sein, und in allen ist die alltäglich herrschende Dominanz des Ich abgeschwächt.“ (Legnaro 1982: 94)<sup>8</sup>

Der Wechsel von einer Wirklichkeitsebene zur anderen, der Wechsel von der Nüchternheit in den Rausch und wieder zurück zur Nüchternheit macht den Reiz einer Drogenerfahrung aus. Dauerkonsumenten hingegen bringen sich um den Reiz dieser Erfahrung und laufen Gefahr, in einen Sog aus Sucht und Abhängigkeit zu geraten, in dem das Rauschgefühl den Zustand der Normalität ersetzt hat. Sucht reduziert Komplexität und Kontingenz, und sie ist zugleich „ein Versuch, Genuß, Rausch, Ekstase auf Dauer zu stellen, den außergewöhnlichen Zustand zu fixieren, ihn seiner Vergänglichkeit zu entreißen. Dieser Versuch muß scheitern.“ (Marzahn 1983: 130)

---

<sup>8</sup> Das durch den Drogenrausch vermittelte Erlebensspektrum umfaßt mithin ganz spezifische Strukturen der Erfahrung, die die Einstellung der anglo-europäischen Kultur zur Drogenerfahrung und damit zu Rausch und Extase determinieren: „Schwächung des ich-zentrierten Bewußtseins, Einbuße an oder Verlust der Selbstkontrolle, nachlassende rational-analytische Fähigkeiten zugunsten intuitiver Denkmuster.“ (Legnaro 1982: 103) Legnaro ordnet diese unterschiedlichen Bewußtseinszustände entlang einem Kontinuum zunehmender zentral-nervöser Erregung an: während das Wachbewußtsein den Normalzustand zentral-nervöser Erregung repräsentiert, finden sich auf der einen Peripherie - als „Wahrnehmungs-Halluzinations-Kontinuum“ bezeichnet - schizophrene Zustände ebenso wie die mystische Extase, während die andere Peripherie - ein „Wahrnehmungs-Meditations-Kontinuum“ - Entspannung, *zensatori* und *yoga-samadhi* umschließt. (vgl. a.a.O.: 94 f.) Er gewinnt hiermit ein typologisches Modell, mit dem „die hergebrachte Einteilung von Bewußtseinszuständen in dichotome kulturell definierte Kategorien wie pathologisch versus normal bzw. nicht-pathologisch überwunden (ist): Bewußtseinsformen erscheinen nicht mehr als ´wahnhaft´ oder ´psychisch gesund´, sondern als verschiedene Ausprägungen zentralnervöser Erregung, zugänglich also für jeden in bestimmten Situationen. Für eine ´ichbewußte´ Kultur, wie sie die westliche Industriegesellschaft darstellt, ist das ein relativ neuer Gedanke, (...)“ (a.a.O.: 95)

Aufgrund der ihm innewohnenden Ambivalenz kann Drogenkonsum die Fähigkeit der Subjekte zur Selbststeuerung fördern und ihnen neue sinnliche Erlebnisqualitäten erschließen, er kann aber auch ihre Unterwerfung unter eine pharmakologische Fremdsteuerung einleiten. „Die Gefahren des Drogengebrauchs liegen also darin, daß Drogen ursprünglich als Hilfsmittel für die Lebensgestaltung und Lebensbewältigung eingesetzt werden und allmählich die spontanen Fähigkeiten und Kompetenzen der Lebensgestaltung verdrängen.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 9) Mit anderen Worten: „Die Droge wird zu dem Problem, als dessen Lösung sie sich ausgibt.“ (a.a.O.: 9)

### 2.1.2. Sucht und Abhängigkeit

Während das Rauschbedürfnis eine anthropologische Konstante darstellt, handelt es sich bei der *Sucht* um ein historisch neuartiges Phänomen, das erst im Zeitalter der Aufklärung und der Industrialisierung auftritt.

In Europa verändert sich im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit das Verhältnis zu Rausch und Drogengenuß. Dem Rausch wohnt ein Gestus der Verschwendung und Verausgabung inne, der in der feudalen Gesellschaft integriert gewesen ist. Die Prinzipien des historisch neuen Rationalitätstypus bürgerlicher Regelmäßigkeit, Nützlichkeitsdenkens und Sparsamkeit jedoch werden von dieser Ökonomie der Verschwendung unterlaufen.

Im „Prozeß der Zivilisation“ (Elias) setzt sich das Paradigma der innerweltlichen Rationalität durch und bewirkt eine entscheidende Modulation der Triebstruktur: Fremdzwänge wandeln sich in Selbstzwänge um, die Affekte werden gedämpft. Affektive Hemmungen, Ängste und Schuldgefühle schlagen sich in der nunmehr aufgerichteten innerpsychischen Kontrollinstanz des Ich nieder. „Aus dem freudig-ungezügelter Genuß wird der gemäßigte, beherrschte; die Nüchternmacher Kaffee, Tee und Tabak treten auf - insgesamt ein Vorgang, der eng zusammenhängt mit dem ‚Prozeß der Zivilisation‘ (Elias 1980) und der Herausbildung des berechenbaren bürgerlichen Sozialcharakters.“ (Marzahn 1983: 130)

Die Affektdämpfung benötigt Kanäle und Ventile, wie sie etwa auch Rauschzustände liefern: Die mittels des Rausches herbeigeführte Lockerung intrapsychischer Spannungen ist legitimiert als - temporäres und partielles - Durchbrechen normativer Zwänge. Als ein Ventil, das der Spannungsreduktion dient, wirkt der Rausch systemfunktional und er wird einer gesellschaftlich verordneten Vernunft dienstbar gemacht.

Die Effekte des Rausches, die einen periodischen Dispens vom Selbstzwang ermöglichen, bedrohen indes zugleich die traditionelle Arbeits- und Leistungsethik mit ihren vom Protestantismus geprägten Wertvorstellungen. So wird der Rausch für den Verlust der gesellschaftlich hochbewerteten Selbst-



kontrolle verantwortlich gemacht und folglich normativ abgewertet. Die bislang unbefangene Einstellung zum Rausch weicht in der Moderne einer ambivalenten: Zwar erweist sich der Rausch insofern als funktional, als er von Alltagszwängen temporär entlastet, aber im Kontrollverlust offenbart er zugleich seinen „sündhaften“ Charakter.

*Abhängigkeit* und *Sucht*, die sich auf der Grundlage des Kontrollverlusts entwickeln können, sprechen einer - bürgerlichen - Subjektivitätsvorstellung Hohn, die sich in Begriffen von individueller Autonomie und Identität zu entfalten wußte. „‘Abhängigkeit’ und ‘Sucht’ verkörpern als klassische Gegenpole zum Größenselbst der bürgerlichen Epoche den Inbegriff der Ängste vor dem ‘Kontrollverlust’: gegenüber verlockenden Substanzen wie gegenüber den Reizen einer Warenwelt, die auf der Klaviatur unserer Bedürfnisse inzwischen so virtuos spielt, daß sie uns schon im nüchternen Zustand berauscht und entgrenzt.“ (Scheerer 1995: 115) Je größer die Nüchternheit, so erleben wir erst recht heute, desto größer das Rauschbedürfnis. In keiner Gesellschaftsform war das Bedürfnis nach Rausch größer und das Angebot vielfältiger. Die Zunahme der Nüchternheit gesellschaftlicher Lebensprozesse hat auch deren Kehrseite intensiviert.

Auch in einer *auf das Individuum bezogenen* Perspektive stellt die Sucht ein ambivalentes Phänomen dar. Ihre zwiespältige Bedeutung „rührt daher, daß sie zugleich ein Bedürfnis mit lebenserhaltender Funktion in einem als belastend empfundenen Leben und eine schwere behandlungsbedürftige Krankheit sein kann.“ (Loviscach 1996: 32) „Suchtverhalten ist vor allem durch zwei Kriterien gekennzeichnet: den immer wiederkehrenden Wunsch nach kurzfristiger Bedürfnisbefriedigung ohne intensive Eigenaktivität und durch den - damit eng zusammenhängenden - zunehmenden Verlust der Kontrolle über das eigene Verhalten.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 11)<sup>9</sup>

Die Übergänge und Umschlagpunkte zwischen *normalem* und *süchtigem* Verhalten und Erleben werden als fließend gesehen. Konsum und Genuß führen nicht zwangsläufig zu Mißbrauch und Abhängigkeit; sie können auch

---

<sup>9</sup> Die Ambivalenz der Sucht spiegelt sich in der Bedeutungsnahe von *Sucht* und *Suche* wieder. Wenn auch zwischen beiden Begriffen keine sprachgeschichtliche Verwandtschaft besteht, so findet sich doch in jeder Suchtform „eine Doppeltheit von *Suchen* und *Fliehen*: Wie im *Suchen* die hedonistischen Motive zu finden sind, so sind es im *Fliehen* die destruktiven Motive. Wie der Suchende zugleich der ist, den die Neugier zum Erproben der eigenen Kräfte auch in Extremsituationen treibt, der intensive Gefühlserlebnisse sucht, der protestiert gegen die Normalität, der sich auflehnt gegen den Durchschnitt, der sein Lebensgefühl steigert bis zum Exzeß, so ist der Fliehende zugleich der, den die Verzweiflung zum Abbau der eigenen (Rest-) Möglichkeiten veranlaßt, der Vergessen im ‘Abdröhnen’ sucht, der sich überanpaßt an die Banalität, der seine eigene Überflüssigkeit beweisen will, der sein Lebensgefühl abflacht bis an den Nullpunkt, an den Rand der Existenz. Der Suchende und der Fliehende sind zwei Typen jeder Sucht-scene; es sind zugleich zwei Typen *in* jedem Süchtigen: Je länger die Sucht dauert, desto stärker wird das Element des Fliehens, (...)“ (Heckmann 1981: 1069 f.; H.i.O.)

auf einer bewußten individuellen Entscheidung gründen, ein Leben mit Rauschmitteln zu führen. Empirisch finden sich vielfältige graduelle Abstufungen und Übergänge zwischen „normalem“ und „süchtigem“ Drogenkonsum. Von der Gruppe der gelegentlichen Konsumenten, die aus Neugier und dem Wunsch, neue Gefühle zu erfahren, mit Drogen experimentieren, sind die Langzeitabhängigen deutlich zu unterscheiden, deren hochintensiver Drogenkonsum zur oft völligen psychosozialen Verelendung führt.

Eine genaue Abgrenzung von Gebrauch, Mißbrauch und Abhängigkeit ist schwer zu treffen. Ein wesentliches Kriterium ist, wann, wie oft und zu welchem Zweck ein bestimmtes Verhalten gezeigt bzw. ein Mittel gebraucht wird. Der im Übergangsbereich von „normalem“ zu „süchtigem“ Verhalten und Erleben anzusiedelnde *Mißbrauch* oder *Abusus* wird medizinisch als „Verwendung von Medikamenten und Genußmitteln ohne medizinische Indikation und/ oder in übermäßiger Dosierung“ (Huber 1999: 500) definiert.

Auf die Schwierigkeiten einer exakten Abgrenzung des „normalen“ Konsums vom süchtigen verweisen nicht zuletzt auch die mehrfachen Änderungen der psychiatrischen Nomenklatur im Laufe der letzten Jahrzehnte. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definierte Sucht noch 1957 als einen Zustand periodischer oder chronischer Vergiftung, der durch wiederholte Zufuhr einer bestimmten Substanz hervorgerufen wird. Der Süchtige steht dabei in seelischer oder körperlicher Abhängigkeit von der Wirkung der Substanz. Er unterliegt dem Zwang, deren Einnahme fortzusetzen und sie sich mit allen Mitteln zu beschaffen. Die Dosis zur Auslösung des erstrebten Zustandes muß schließlich ständig erhöht werden. Bei Fehlen der Substanz, also Alkohol, Medikamenten oder Drogen, treten Entzugserscheinungen auf.

Nicht zuletzt weil der Suchtbegriff als allzusehr wertend empfunden wurde - Sucht (= siech) war in der deutschen Sprache ursprünglich das Wort für Krankheit -, ließ man ihn in der offiziellen Definition der WHO 1964 fallen und ersetzte ihn durch die Annahme einer körperlichen und/ oder seelischen Abhängigkeit.<sup>10</sup>

Heute ist der moralisierende Diskurs zumindest in der offiziellen Diktion durch das *medizinische Modell* abgelöst. Sucht wird als Endpunkt eines prozeßhaften Geschehens begriffen; sie stellt folglich eine Daseinsverfassung mit Krankheitswert dar, deren wichtigste Konsequenzen die Einschränkung der individuellen Freiheit und die behandlungsbedürftige Störung der Persönlichkeit sind.

---

<sup>10</sup> Szasz kommentierte in den siebziger Jahren: „Kurz, im Lauf der vergangenen fünfzig Jahre und speziell in den letzten Jahrzehnten hat das Substantiv ‘Süchtiger’ seine deskriptive Bedeutung zur Charakterisierung von Personen, die bestimmten ‘Gewohnheiten’ verhaftet sind, verloren und sich zu einem stigmatisierenden Etikett gewandelt, mit dem bestimmte Personen in ausschließlich pejorativer Absicht belegt werden.“ (1980: 23)

In einer *medizinisch-psychologischen Sicht* versteht man unter dem Begriff *Drogenabhängigkeit* einen Zustand seelischer oder seelischer und körperlicher Abhängigkeit von einer Droge mit zentraler Wirkung, der durch zeitweilige (periodische) oder ständige (kontinuierliche) Aufnahme der Substanz charakterisiert ist. *Körperliche Abhängigkeit* ist gekennzeichnet durch Toleranzsteigerung, Zwang zur Dosiserhöhung und Abstinenzerscheinungen (wie Schweißausbrüche, Fieber, Muskelschmerzen, Erbrechen) bei Absetzen oder Reduktion der Dosis. Die *psychische Abhängigkeit* von Suchtmitteln, die unter therapeutischen Aspekten als gravierender einzuschätzen ist, zeigt sich vor allem im unbezwingbaren Verlangen, die Einnahme der Droge fortzusetzen („Nichtaufhören-Können“) und sie sich mit allen Mitteln zu beschaffen.

Dem medizinischen Diagnoseschlüssel ICD-10 zufolge liegt eine Abhängigkeit dann vor, „wenn während des letzten Jahres drei oder mehr der folgenden Kriterien gleichzeitig vorhanden waren: (1) Ein starkes Verlangen, die Substanz zu konsumieren; (2) verminderte Kontrollfähigkeit bezüglich Beginn, Beendigung und Menge des Konsums; (3) körperliches Entzugssyndrom - mit den für die Substanz typischen Entzugssymptomen -, wenn die Substanz reduziert oder abgesetzt wird; nachweisbar auch durch den Gebrauch der Substanz, um Entzugssymptome zu mildern oder zu vermeiden; (4) Toleranzentwicklung gegenüber den Substanzeffekten; für eine Intoxikation oder um den gewünschten Effekt zu erreichen, sind größere Mengen nötig, oder deutlich geringerer Effekt bei Konsum derselben Menge; (5) Einengung auf den Substanzgebrauch, deutlich an der Vernachlässigung anderer wichtiger Interessen oder Vergnügen zugunsten des Substanzgebrauches; erhöhter Zeitaufwand, um die Substanz zu beschaffen; (6) anhaltender Substanzgebrauch trotz eindeutig schädlicher Folgen, obschon der Patient sich über Art und Ausmaß des Schadens bewußt ist.“ (Huber 1999: 499)<sup>11</sup>

Die Entwicklung einer Sucht und die Entstehung einer Abhängigkeit<sup>12</sup> sind immer als ein mehrdimensionaler Prozeß zu begreifen, der sich im Spannungsfeld der Elemente Persönlichkeit - Gesellschaft - Droge entwickelt. Dementsprechend bedarf es zu ihrer Analyse einer interdisziplinären Per-

---

<sup>11</sup> Die genaueren Merkmale einer solchen Abhängigkeit werden von der Art der Droge, also der jeweiligen Substanz bzw. Substanzklasse, bestimmt. Die WHO (1965) hat unter mehr pharmakologischen Aspekten 7 spezielle Typen der Drogenabhängigkeit unterschieden. Es gibt demnach eine Abhängigkeit vom Morphintyp, vom Barbiturat-Alkohol-Typ, vom Kokain-Typ, vom Cannabistyp, vom Amphetamintyp, vom Halluzinogentyp und vom Opiantagonistentyp.

<sup>12</sup> Auch wenn die Begriffe Sucht und Abhängigkeit nur schwer voneinander zu trennen seien, haben Hurrelmann/ Bründel (1997: 16) vorgeschlagen, „den Begriff ‘Sucht’ für den Prozeß zu reservieren, der von der Gewöhnung in die unkontrollierte Zwangshandlung führt, und den Begriff ‘Abhängigkeit’ zur Bezeichnung des krankhaften Endzustandes dieses Prozesses zu verwenden.“

spektive, die insbesondere soziologische und psychologische Theorieelemente verknüpft.

Sucht und Abhängigkeit haben nie nur eine einzige Ursache, sondern entstehen aus einem komplexen Ursachengefüge und entfalten sich in einem prozeßhaften Geschehen. Die Entwicklung von Abhängigkeit und Sucht wird daher in der aktuellen fachlichen Diskussion einhellig als ein *multifaktorielles Geschehen* verstanden, das bestimmt wird

- vom einzelnen Menschen (seiner Empfänglichkeit),
- von umweltbedingten Variablen, einschließlich der Verfügbarkeit, der gesellschaftlichen Akzeptanz und des Preises der Droge und
- vom Suchtmittel selbst (seinem Mißbrauchspotential).<sup>13</sup>

### 2.1.3. Süchtiges Verhalten und „Versüchtelung“

Während der Suchtbegriff im offiziellen Sprachgebrauch durch den neutraleren Terminus der Abhängigkeit ersetzt wurde, hat er zugleich eine geradezu inflationäre Ausweitung erfahren. Dieses auf den ersten Blick paradoxe Phänomen findet etwa darin einen Ausdruck, daß in den 80er und 90er Jahren vermehrt sogenannte *stoffungebundene* Suchtformen oder *nicht stoffliche Süchte* wie Glücksspielsucht und Eßstörungen diagnostiziert wurden. Der Suchtdiskurs erreichte die Bezirke der Intimität und Privatheit: das

---

<sup>13</sup> Einen Versuch, zu einem komplexen Verständnis des Phänomens zu gelangen, stellt das *Karriere-Modell* der Abhängigkeit dar, das heterogene Erklärungsansätze integriert. Unter einer „Karriere“ wird dabei eine Abfolge von individuellen Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Reaktionen hierauf verstanden. Legnaro (1973) hat für die Alkoholikerkarriere eine solche Abfolge beschrieben und dabei die Rolle gesellschaftlicher Faktoren bei der Entwicklung des Alkoholismus untersucht. Auch für die Entstehung und Entwicklung einer Abhängigkeit von illegalen Drogen lassen sich die Wechselwirkungen zwischen individuellem Verhalten und gesellschaftlichen sowie politischen Auslösefaktoren und Reaktionen nachzeichnen: „Am Anfang können gesellschaftliche Mißstände und Konflikte stehen, die sich mittelbar über das Vorbild drogenkonsumierender Eltern, über Familienzerrüttung, Ausgrenzung von Randgruppen, Subkulturbildung etc. - und unmittelbar über Konsumdruck, Sozialisationswirkung der allseits drogenkonsumierenden Gesellschaft, Zuschreibung abweichender Rollen usw., auf das Individuum auswirken. Zu diesen Umweltanreizen gehört auch die Markt- und Werbemacht der legalen Pharma-Industrie sowie die informellen Konsumangebote des illegalen Drogenhandels.“ (Böllinger/ Stöver 1992: 48 f.) Diese gesellschaftlichen Bedingungen treffen nun auf Individuen mit ganz bestimmten, soziokulturell vorgeprägten Persönlichkeitsstrukturen, Erlebensweisen und Verhaltensbereitschaften. Zwar läßt sich nicht prognostizieren, wer auf diese Bedingungen mittels Drogenkonsum reagiert und wer andere Bewältigungsstrategien entwickelt, in ihrer regressiven Gestalt etwa als kriminelle oder aggressive Handlungen, Suizidalität, psychosomatische Reaktionen, Depressionen etc.. Aufgrund sozialer Selektions-Mechanismen dürften jedoch Angehörige unterprivilegierter Schichten sehr viel eher zum Objekt von Zuschreibung und Stigmatisierung werden als Angehörige der Mittelschicht; dies bedeutet nicht, daß letztere nicht auch vom „Drogenproblem“ betroffen werden. „Die Entwicklung von einem ersten Drogenkonsum (Probieren) hin zur Abhängigkeit ist jedenfalls nicht gradlinig und zwangsläufig; ob es zur Abhängigkeit kommt, ist abhängig vom Ausprägungsgrad und dem Andauern der verschiedenen Faktoren sowie von deren Wechselwirkungen, der ‚Karriere‘ des Drogenabhängigen.“ (a.a.O.: 49)

Fernsehen („Fernsehsucht“) und das Geschlechtsleben („Sexsucht“) ebenso wie die zentralen gesellschaftlichen Lebenssphären der Arbeit („Arbeits-sucht“) und des Konsums („Konsumsucht“, „Kaufsucht“). „Dazu gesellen sich die zahlreichen Risiko- bzw. Extremverhaltensweisen, die über die Ausschüttung von körpereigenen Morphinen gelegentlich zu suchtvähnlichem Verhalten führen können sollen. Hierzu gehören z.B. Joggen und Freeclimbing sowie solch illustre Unternehmungen wie Freestyle-Skispringen, Bungee-Springen, S-Bahn-Surfen, das Erklimmen zugefrorener Wasserfälle und vieles mehr.“ (Schmidt-Semisch/ Nolte 2000: 69)

Der Begriff der Sucht ist im Zuge dieser Öffnung als Instrument medizinisch-pädagogischer Diagnostik unscharf und tendenziell unbrauchbar geworden. Gerade in dieser Unschärfe liegen jedoch Chancen für einen *entdramatisierenden* und *normalisierenden* Umgangs mit dem Phänomen, das durch ihn bezeichnet wird.

In einer Perspektive, die den subjektiven Sinn des Handelns berücksichtigt, gewinnt nicht nur das süchtige Verhalten eine andere Qualität, sondern ebenso der gesellschaftliche Umgang damit: „Der Abhängige, der Süchtige ist nicht mehr der Andere, der Fremde, den es, notfalls mit mehr oder weniger gut gemeintem Zwang, einer vermeintlich universalen Moral anzugleichen gilt. Sein Verhalten entdramatisiert sich vielmehr in dem Maße, in dem wir zu erkennen beginnen, wie ähnlich es unserem Verhalten eigentlich ist - (...)“ (a.a.O.: 65)<sup>14</sup>

Zwei Suchtformen sind in der genannten historischen Phase besonders augenfällig in Erscheinung getreten: die Automaten-Spielsucht der Männer und die Eß-Brechsucht der Frauen, bei denen es sich Rost (1993: 147) zufolge „um ein nicht zufälliges Gegensatzpaar, sondern um die geschlechtsspezifischen Ausdrucksformen eines ähnlichen Grundkonfliktes“ handelt. Dieser wiederum deutet zurück auf die epochalen Verunsicherungen der traditionellen Frauen- und Männerrolle.

In der weiblichen *Eßstörung* verpuppt sich zumindest latent ein Protestschrei gegen die gesellschaftlichen Zustände, die die Frau auf die komplementären Rollen Aspekte der Hausfrau und Mutter festlegen. Die Eßbrech-

---

<sup>14</sup> Suchterfahrungen sind Lebenserfahrungen, wie andere auch: Diejenigen, „die bei ihrem Versuch, mit den Herausforderungen des modernen Lebens zurechtzukommen, Alkohol, Medikamente, Essen, Drogen, Helfen bis zur Selbstaufgabe und Selbstvergessenheit als möglichen Lösungsweg eingeschlagen haben und dabei in Sackgassen geraten sind, versuchen auch ´nur´ ihren Lebensaufgaben zu begegnen. Das gelingt ihnen, wie allen anderen, mal schlechter und mal besser. Ja, wenn man sich mit denjenigen unterhält, die die Lebenserfahrung Sucht hinter sich gelassen haben, dann hört man doch häufig, daß es genau diese Erfahrungen waren, die den eigenen Horizont, den eigenen Lebensmut erweitert haben. Und vielleicht es genau dieses Paradox, was die Arbeit in der Suchtkrankenhilfe so spannend macht.“ (Appel 1992: 131; zit. nach Loviscach 1996: 37f.)

sucht reflektiert in eindrucklicher Weise die widersprüchlichen Anforderungen an die „moderne Frau“, die traditionelle Rollenaufgaben wahrnehmen, zugleich aber auch in der Berufswelt „ihren Mann“ stehen soll. „Die Frau von heute hat berufstätig, dynamisch und jugendlich zu sein, wobei letzteres mit schlank assoziiert ist. Diesen Widersprüchen und an sich unerfüllbaren Ansprüchen hat die Frau zu genügen - und keiner gelingt das besser als der Bulimarektikerin. Erstaunlich viele aktive, beruflich erfolgreiche, attraktive, sozial angepaßte Frauen sind Bulimarektikerinnen. Sie bemühen sich, den gesellschaftlichen Normen gerecht zu werden, lehnen sich nicht auf. Ihr Symptom ist ein heimliches, ein stilles, ein einsames Leiden.“ (a.a.O.: 149)

Dem ähnelt der süchtige Mechanismus beim *Automatenspieler*. In der Regel, so Rost (a.a.O.: 155), „wird uns der Automaten-süchtige ebenso unauffällig begegnen wie die Bulimarektikerin: keine besonderen Merkmale, eher attraktiv, im Beruf stehend, je nachdem mehr oder minder erfolgreich, vielleicht auch verheiratet. Dies korrespondiert allerdings nicht mit seinen Gefühlen; alles was er macht, erlebt er - ähnlich wie die Bulimarektikerin - als ein 'falsches Selbst'. Er empfindet sein Tun als sinnlos und fühlt sich als 'Versager', denn er kämpft mit den Ansprüchen und Erwartungen einer Männerrolle, die ebenso überholt wie unerfüllbar ist.“ Mit dieser Rolle sind traditionell Erfolg, Geld, Status und auch Härte und Abenteuer verknüpft. Da die Aktions- und Erfahrungsräume, in denen sich Abenteuer erleben ließe, in der durchrationalisierten Gesellschaft weitgehend zugestellt sind, kann sich der Mann von heute seine Männlichkeit nur noch am „Daddelautomaten“ beweisen.

Der Glücksspieler ist der ewige Verlierer, der mit einem männlichen Ideal hadert und von dem Automaten das vor Augen geführt bekommt, was er eigentlich ohnedies weiß und schon immer erlebt hat: daß er der Versager, der Verlierer ist. Und zugleich kann er die Phantasie aufrechterhalten, irgendwann einmal könnte es anders sein, könnte er als der große Sieger dastehen - vielleicht schon morgen. Sein Umgang mit dem Geld, das er dem Automaten in den Rachen wirft, ist auch ein stummer Protest gegen die Werte dieser Gesellschaft. „Das Fatale ist: der Protest und der innere Widerstand dieser Männer bleibt, genau wie der der bulimarektischen Frauen, ohnmächtig, sprachlos, vereinsamt, bestenfalls vorbewußt.“ (a.a.O.: 167) Der Süchtige bleibt in einem tiefsitzenden Ambivalenzkonflikt gefangen, der das Charakteristikum einer jeden Sucht ist.

Bezeichnungen wie „Suchtgesellschaft“, „Versüchtelung“ und „Gesellschaft von Süchtigen“ illuminieren die sozialpsychologische Verfassung einer Konsum- und Erlebnisgesellschaft, in der die Warenwelt zum eigentlichen Suchtsystem und der Süchtige vom Außenseiter zum normalen Gesellschaftsmitglied geworden ist. Die „Versüchtelung“ (W. Gross) hat sich voll erst entfalten können im Kontext eines Erlebnismarktes, dem das Leben

selbst zum Erlebnisprojekt schlechthin geworden ist, und wo das Erlebnis eine Art innenorientierte Sinngebung, ohne Zeitverzögerung, ohne Befriedigungsaufschub, verheißt. Wir kommen auf diese Erklärungszusammenhänge zurück, wenden uns nun aber zunächst einem individualpsychologischen Verständnis der Sucht zu.

## **2.2. Zur Psychoanalyse der Sucht**

Die verschiedenen theoretischen Konzepte der Psychoanalyse, die im ersten Kapitel vorgestellt worden sind, sind auch für das Verständnis und die Behandlung von Sucht und Abhängigkeit fruchtbar gemacht worden. Allen Konzepten gemeinsam ist die Vorstellung, daß Mißbrauch und Abhängigkeit von Drogen lediglich ein Symptom darstellen, daß sie Ausdruck eines tieferliegenden, verdrängten, meist aus der Kindheit stammenden Konfliktes sind - sozusagen die Spitze eines Eisberges.

Auf die Schwierigkeiten einer exakten Bestimmung des Krankheitsbildes von Sucht und Abhängigkeit haben wir bereits hingewiesen. Für eine psychoanalytische Betrachtung des Problems empfiehlt es sich, am Suchtbegriff festzuhalten, da das Merkmal der Süchtigkeit im Trinkverhalten bzw. im Drogengebrauch eine gewichtige deskriptive Bedeutung besitzt. „Die Psychoanalyse versteht unter Sucht ganz allgemein einen inneren Zwang (‘zwanghafte Unwiderstehlichkeit’), die hemmungslose unbezwingbare Gier, einen bestimmten Stoff einzunehmen, ohne Rücksicht, bzw. sogar unter bewußter oder unbewußter Einbeziehung seiner schädigenden Folgen.“ (Lürßen 1976: 838) Dieser innere Zwang kann sich vor allem bei schwachem Selbstwertgefühl aus einer Gewöhnung heraus selbstverstärkend derart steigern, daß er durch Selbstkontrolle nicht mehr zu bezähmen ist. Dieser Zustand wird gewöhnlich als *Kontrollverlust* bezeichnet.

Ausgangspunkt der psychoanalytischen Diagnostik ist die Frage, aufgrund welcher Anteile seiner Persönlichkeit und seiner Biografie ein Patient Alkohol, Medikamente oder illegale Drogen zu mißbrauchen begonnen hat und welche psychologische Funktion der Gebrauch dieser Substanzen für ihn besitzt.

Die Ursachen der als ein Symptom begriffenen Sucht werden also in der jeweiligen Persönlichkeit gesehen. Der Rückschluß auf einen spezifischen psychischen Konflikt ist dabei allerdings ebensowenig zulässig wie eine einfache Typologisierung. Nach Rost (1987) muß ein psychoanalytisches Persönlichkeitsmodell immer ein dynamisches sein. Der Autor selbst hat ein integriertes psychodynamisches Modell der Sucht entwickelt, das zum Verständnis eines Falles und zur Entwicklung therapeutischer Handlungsanweisungen die jeweils optimale analytische Perspektive auf einem entwick-

lungspsychologischen Kontinuum einzunehmen erlaubt. Auf diesem Kontinuum werden die drei psychoanalytischen Konzepte - das trieb-, ich- und objektpsychologische - mit ihren Schwerpunkten aufgetragen.

Rost (1987:138) zufolge ist es „diagnostisch wie therapeutisch wichtig, das Ausmaß der zentralen Ichregression zu ermitteln“, d.h. zu erfassen, welche Bereiche der Persönlichkeit im jeweiligen Fall gestört sind. Von zentraler Bedeutung ist also das Verständnis der Persönlichkeitsstruktur, auf der die Sucht wurzelt. Demzufolge kann „die Psychoanalyse auf dem Hintergrund unterschiedlicher theoretischer Konzepte verschiedene, in ihrer Schwere differenzierte Formen von Sucht beschreiben“ (Rost 2000: 466). Diese können wie folgt charakterisiert werden:

- Das *triebpsychologische Modell* befaßt sich mit Konfliktlösungsversuchen einer eher reifen, d.h. bis zum ödipalen Niveau entwickelten neurotischen Persönlichkeit. Die Psychodynamik des „neurotischen Trinkers“ (Simmel) und verwandter Konsumententypen ist dadurch bestimmt, daß auf der Basis einer relativ gesunden Persönlichkeits- und Ichentwicklung die ödipale Konstellation nicht bearbeitet wurde oder die Triebunterdrückung zu massiv gewesen ist. Da die (sexuelle und aggressive) Triebabfuhr blockiert ist, sollen libidinöse wie aggressive Triebregungen mittels Alkohol u./od. vergleichbarer Suchtmittel freigesetzt werden, d.h. eine Lösung für einen Triebkonflikt soll gefunden werden. („Das Über-Ich ist in Alkohol löslich.“) Die Grenze zum normalen Trinken - im Falle des Suchtmittels Alkohol - ist bei dieser Kategorie meistens fließend.

- Die *Ich- und Selbstpsychologie* beschäftigt sich vorwiegend mit der Phase, in der es um die Strukturierung und Ausdifferenzierung einer eigenständigen (kindlichen) Persönlichkeit geht. Der Aufbau von Ichfunktionen und Ichstrukturen steht hier im Vordergrund. Die meisten Medikamentenabhängigen sowie Pegeltrinker ohne Kontrollverlust, die ihr Funktionieren durch einen ständigen Alkohollevel regulieren, fallen unter diese Kategorie. Auch ein erheblicher Teil der *User* illegaler Drogen, die zum Zwecke einer Selbstwertregulation Drogen konsumieren, ist hier zu finden. Da uns die ich- und selbstpsychologischen Modelle im Zusammenhang unserer Argumentation vordringlich interessieren, kommen wir gleich genauer auf die Psychodynamik zu sprechen

- Das *objektpsychologische Modell* fokussiert die destruktiven und autodestruktiven Mechanismen, die der Sucht meist innewohnen. Sucht wird unter diesem Blickwinkel als autodestruktiver Prozeß begriffen, der - auf der Grundlage einer früh angelegten psychischen Spaltung der Person - infolge der Introjektion eines malignen Objektes in Gang kommt. (vgl. Rost 2000: 466) Klinisch fallen unter diese Kategorie der „Süchtige im engeren Sinne“ (Simmel), der Alkoholiker mit Kontrollverlust sowie die Mehrzahl der Heroinabhängigen. Bei diesen Patienten, deren Biografie voll ist von Traumatisierungen und Unglücken, geht es um ganz existentielle Fragen, es fehlt ih-



nen buchstäblich die Erlaubnis zum Leben. Unter Zuhilfenahme des Suchtmittels versuchen diese Süchtigen sich selbst, respektive ein verinnerlichtes böses Objekt, zu vergiften.<sup>15</sup>

Nach psychoanalytischer Auffassung, so hat Rost (2000: 467) kürzlich resümiert, „ist Sucht in der Mehrzahl der Fälle Ausdruck einer eher schweren, tiefgreifenden ‘Grundstörung’, die über die klassischen Neurosen hinausgeht und daher einer anderen Behandlungstechnik bedarf.“

### **2.2.1. Das Ich-psychologische Modell der Sucht: Die Droge als „Selbstheilungsmittel“**

Die zentrale Aussage der ich- und selbstpsychologischen, teils auch der objektpsychologischen Theoriemodelle über die Bedeutung der Sucht besteht darin, daß der Drogengebrauch einen Selbstheilungscharakter für ein in seiner Struktur geschwächtes Ich besitzt. „Die Droge wird eingesetzt, um Funktionen, die das Ich des Süchtigen aus sich heraus nicht wahrnehmen kann, zu ersetzen bzw. um die in der Struktur vorhandenen Lücken zu überdecken.“ (Rost 1987: 52)

Bei den zentralen Funktionen des Ichs, die beim Abhängigen zu wenig ausgebildet sind, handelt es sich insbesondere um die Differenzierung und Bewältigung von Affekten, die Affekt- und Impulskontrolle und damit einhergehend die Realitätsprüfung hinsichtlich der Bedeutung einer Situation und der Konsequenzen eigenen wie fremden Handelns. Die Frustrationstoleranz ist bei diesen Personen schwach entwickelt. Vergleichsweise geringe Frustrationen setzen einen regressiven Prozeß in Gang, und der Süchtige vermag den im täglichen Leben notwendigen Aufschub der Bedürfnisbefriedigung nicht zu ertragen. Die ausgelösten eigenen affektiven Reaktionen werden als bedrohlich und überwältigend erlebt, und drohen zur Regression auf den mit elementarer Angst verbundenen „Uraffekt“ (Krystal/ Raskin 1970: 23) zu führen. „Süchtige scheinen oft nicht in der Lage zu sein, ihre Stimmungen und Gefühle einzuordnen und zu benennen, mit ihnen umzugehen

---

<sup>15</sup> Rost (1987: 125 f.) hat folgendes Bild verwendet, um diese drei Strukturen zu illustrieren: „Wollte man die Entwicklung einer Persönlichkeit mit dem Bau eines Hauses vergleichen, so würde sich die Objektpsychologie mit dem Fundament und mit dem Keller beschäftigen, die Ichpsychologie mit dem darauf errichteten Rohbau und die Triebpsychologie schließlich mit der Fertigstellung und Ausgestaltung des Hauses.“

Der Autor streicht auch den metaphorischen Charakter der psychoanalytischen Theorieannahmen heraus: „Das Vorliegen einer ‘frühen Störung’ soll nicht besagen, daß sich der Patient insgesamt zum Beispiel wie ein zweijähriges Kind verhält, sondern lediglich, daß er in einer Persönlichkeitsdimension gestört ist, deren Entfaltung einer bestimmten kindlichen Entwicklungsphase zuzuordnen ist. Es entsteht dann an dieser Stelle ein ‘Fixierungspunkt’, ein schwacher, labiler Bereich, der in der weiteren Entwicklung zunächst überdeckt werden kann, im Krisenfall jedoch regressiv wiederbesetzt wird, und es bildet sich hier eine manifeste Störung aus. Solche Fixierungsstellen sind als psychische Dispositionen zu verstehen, (...)“ (a.a.O.: 125)

und sie psychisch zu bewältigen. Vielmehr erleben sie sich ihren Gefühlen ausgeliefert wie ein Säugling und empfinden einen diffus-schmerzhaften, beängstigenden und überwältigenden Uraffekt, dessen sie nur noch mit Hilfe der physiologischen Wirkung der Droge, der Herabsetzung der Reizschwelle, Herr werden können. Ein differenziertes psychisches Instrumentarium zur Bewältigung und Verarbeitung von Affekten fehlt, und an dessen Stelle wird als ein Selbstheilungsversuch die Droge eingenommen, deren Wirkung die eingeschränkten Ichfunktionen ersetzt.“ (Rost 1987: 53)<sup>16</sup> Hinzu tritt eine Störung der Gewissens- und Steuerungsinstanz, des Über-Ichs. Das Über-Ich des Süchtigen ist unreif und zugleich überstreng und sadistisch, das Ich-Ideal ist unvollständig und mangelhaft ausgebildet.<sup>17</sup>

Anders als etwa in triebpsychologischen Auffassungen von einem triebhaften, lustorientierten Menschen, ist der Süchtige den ich- und selbstpsychologischen Konzepten zufolge als Kranker anzusehen. Rost (a.a.O.: 60 f.; H.i.O.) hat betont: „Sein Sucht-Symptom ist dabei *nicht* die Krankheit, sondern ganz im Gegenteil sein verzweifelter und von vornherein zum Scheitern verurteilter Versuch, seine aus einem Defekt des Ichs resultierende Krankheit zu bewältigen.“<sup>18</sup>

Bei zwanghaftem Drogenkonsum bestehen immer bereits schwere innere und familiäre Konflikte, die nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund sozialer Zerrüttungsprozesse erwachsen. Der Einsatz eines Suchtmittels als *Selbstheilungsmittel* eines schwachen Ich verschärft die Probleme, anstatt sie zu

<sup>16</sup> Freud hat in seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* gegenüber seinen früheren, eher triebpsychologisch gefärbten Äußerungen zur Sucht einen deutlichen Akzent auf die Unlustvermeidung mit Hilfe des Suchtmittels gelegt: „Die Leistung der Rauschmittel im Kampf um das Glück und zur Fernhaltung des Elends wird so sehr als Wohltat geschätzt, daß Individuen wie Völker ihnen eine feste Stellung in ihrer Libidoökonomie eingeräumt haben. Man dankt ihnen nicht nur den unmittelbaren Lustgewinn, sondern auch ein heiß ersehntes Stück Unabhängigkeit von der Außenwelt. Man weiß doch, daß man mit Hilfe des ‘Sorgenbrechers’ sich jederzeit dem Druck der Realität entziehen und in einer eigenen Welt mit besseren Empfindungsbedingungen Zuflucht finden kann. Es ist bekannt, daß gerade diese Eigenschaft der Rauschmittel auch ihre Gefahr und Schädlichkeit bedingt. Sie tragen unter Umständen die Schuld daran, daß große Energiebeträge, die zur Verbesserung des menschlichen Loses verwendet werden könnten, nutzlos verlorengehen.“ (Freud 1972: 76)

<sup>17</sup> „Die Droge schützt und stabilisiert also das schwache Ich des Alkoholikers im Sinne von Affekt-Reduktion und von Grenzsetzung. Sie übernimmt damit Funktionen, die beim gesunden Ich durch psychische Prozesse, nämlich durch die *Abwehrmechanismen* wahrgenommen werden.“ (Rost 1987: 56; H.i.O.)

<sup>18</sup> In der Zusammenfassung von A. Heigl-Evers (1977: 15): „Drogenabhängigkeit stellt die Manifestation einer Ich-Funktion dar, einen Adaptationsmechanismus, vielleicht den einzigen Regulierungsmechanismus für Probleme des Lebens, den die betreffende Person z. Z. verfügbar hat. Es ist ein Selbsthilfeversuch, ein Versuch, innerseelisches Ungleichgewicht, innerseelischen Konflikt oder innerseelische Erregung auszuhalten, damit umzugehen oder zu meistern. Eine Art letzter Versuch, den Schrecken des Gefühls unausweichlicher Desintegration des Selbst, der seelischen Desorganisation zu verhindern, die das Verhängnis totaler Hilflosigkeit bedeutete.“

lösen. Der Betreffende wird in einem Teufelskreis immer unfähiger, seine Gefühle und Beziehungen zu bewältigen, er geht zu einer „pharmakothymen Steuerung“ (Rado 1934) über. „Die Droge wird als artifizieller Reizschutz zum Spannungsabbau eingesetzt, und auf diesem pharmakologischen Weg eine scheinbare Geborgenheit gesucht. Gerade diese Scheinidentität aber verhindert ein kohärentes Selbst, und es kommt zum Verlust des Realitätsbezuges.“ (Groß/ Gerhard 1999: 404) Nicht nur die Droge aber bewirkt letztlich das Außenseiterdasein, sondern die schweren und lange bestehenden Persönlichkeitsstörungen, die zu Drogenkonsum und sozialem Rückzug oder destruktivem Handeln führen.

Die Schwachstelle der ichpsychologischen Ansätze liegt darin begründet, daß sie oft bei einer allgemeinen Beschreibung einer in ihrem Ich gestörten Persönlichkeit stehenbleiben und die spezifischen Charakteristika des Suchtgeschehens vernachlässigen. Sie können in den seltensten Fällen die Frage beantworten, warum eine spezifische Person eine Sucht entwickelt und eine andere nicht. (vgl. Rost 1987: 75 f.)<sup>19</sup>

Kohut hat darauf hingewiesen, daß die Mechanismen der Affekt- und Selbstwertregulation beim Süchtigen denjenigen ähneln, die wir auch bei den narzißtischen Persönlichkeitsstörungen, bei der Perversion und bei der (psychogenen) Delinquenz finden. Es sei jeweils die gleiche psychische Grundstruktur, auf der diese unterschiedlichen Symptome ruhen. Bei jeder der vier genannten Störungen leide das Individuum „unter den Folgen eines Defekts im Selbst“ (Kohut 1976: 11): „Das narzißtisch gestörte Individuum sehnt sich nach Anerkennung und Zustimmung oder nach dem Verschmelzen mit einem idealisierten, unterstützenden anderen, weil es sich selbst nicht genügend mit Selbstbestätigung oder mit einem Gefühl der Stärke aus eigenen inneren Quellen versorgen kann. (...) Der Süchtige (...) braucht die Droge, weil er meint, die Droge könne den zentralen Defekt in seinem Selbst heilen. Sie wird für ihn zum Ersatz für ein Selbst-Objekt, das ihn zu einer Zeit verließ - und dies mit traumatischer Heftigkeit und Schnelle -, zu

---

<sup>19</sup> Die Ursachen und Erscheinungsformen von Drogenabhängigkeit sind äußerst heterogen; *den* Drogenabhängigen gibt es nicht. Zwar finden sich etwa in der psychiatrischen Literatur Hinweise von der Art, daß spätere Suchtgefährdung „bei Kindern, die im Alter von 8 Jahren durch extreme Unruhe, ausgeprägtes Lügen oder starke Aufmerksamkeits- und Konzentrationsstörungen auffallen, vorausgesagt werden (kann); Prädiktoren bei 13jährigen können starke Aggressivität, Nägelkauen, Schuleschwänzen, extreme Disziplinprobleme in der Schule und episodisches Trinken und Rauchen sein.“ (Huber 1999: 501) Eindeutig sind diese Prognosen freilich nicht; auffällige Entwicklungen im Kindesalter können auch einen ganz anderen Fortgang nehmen. Angesichts der ganz verschiedenartigen individuellen und sozialen Bedingungen muß stark bezweifelt werden, daß es eine einheitliche, erklärende Theorie der Drogenabhängigkeit überhaupt geben kann. Auch ein multifaktorielles Modell, das verschiedene Ansätze miteinander verknüpft, kann allenfalls zum Verstehen führen, nicht aber Erklärungen oder gar Prognosen liefern. „Eigentlich kann man nur in jedem einzelnen Fall verstehend rekonstruieren, wie jemand drogenabhängig geworden ist. Man kann nicht umgekehrt voraussagen, (...), welche Person unter welchen Bedingungen mit welcher Wahrscheinlichkeit abhängig von welchen Drogen werden wird.“ (Böllinger/ Stöver 1992: 48)

der er noch das Gefühl hätte haben sollen, die allmächtige Kontrolle über dessen Reaktionen in Übereinstimmung mit seinen Bedürfnissen zu besitzen, als sei es ein Teil von ihm selbst. Indem er die Droge nimmt, zwingt er symbolisch das Selbst-Objekt, ihn zu beruhigen, ihn zu akzeptieren. Oder er zwingt symbolisch das idealisierte Selbst-Objekt, seine Verschmelzung mit ihm zu gewähren und ihn so an seiner magischen Stärke teilhaben zu lassen. In beiden Fällen gibt ihm das Einnehmen der Droge die Selbstachtung, die er nicht besitzt. Indem er sich die Droge einverleibt, verschafft er sich das Gefühl, akzeptiert zu sein und damit das Gefühl des Selbstvertrauens; oder er stellt die Erfahrung des Verschmolzenseins mit einer Kraftquelle her, die ihm das Gefühl gibt, stark und wertvoll zu sein. Alle diese Wirkungen der Droge laufen darauf hinaus, sein Gefühl des Lebendigseins zu verstärken, seine Gewißheit zu verstärken, daß er in dieser Welt existiert.“ (a.a.O.: 11 f.) Es ist nachgerade konstitutiv für die Drogenwirkung, daß mit ihrer Hilfe eine Illusion von innerer Integrität und Ganzheit erzeugt wird.

Kohuts Konzeption verdeutlicht insbesondere die existentielle Funktion von Grandiositätsphantasien für das süchtige Erleben und Verhalten. Im Rahmen dieser Theorie - so hat Passett (1981:181) kommentiert - läßt sich der Suchtzirkel als Versuch verstehen, „das zerbrochene und abhanden gekommene Größenselbst wiederaufzurichten, und zwar in einer Art und Weise, die Unabhängigkeit vom versagenden Selbstobjekt gewährleistet. Es ist ja ein wesentliches Merkmal aller süchtigen Befriedigung, daß sie versucht und in charakteristischer Weise daran scheitert, jede menschliche Abhängigkeit auszuschließen.“

Diese Charakteristik ist nicht notwendig an zwanghaft-süchtiges Verhalten gebunden. Sie imponiert generell bei narzißtischen Persönlichkeitsstörungen, gleich ob diese nun mit (süchtigem oder nicht-süchtigem) Drogenkonsum einhergehen oder nicht. Der narzißtisch Gestörte neigt zum Rückzug in eine (Pseudo-) Unabhängigkeit, da er das mit sozialem Kontakt verbundene Risiko kränkender Beziehungserfahrungen zu vermeiden sucht.

Auf der Grundlage der Arbeiten von Kohut und in Auseinandersetzung mit diesen hat v. Scheidt (1976) die Entwicklung der Cannabisabhängigkeit eines Patienten nachgezeichnet. Hierbei hat er belegen können, „daß die Rauschregressionen primär als Selbstheilungsversuche im narzißtischen Bereich anzusehen sind. Mit einer typischen Eigentümlichkeit: Während Menschen mit narzißtischen Persönlichkeitsstörungen sonst ihre Mitmenschen als Spiegel, Zwillings, Alter ego, idealisierte Elternimago oder Größen-Selbst benützen oder mißbrauchen, verwendet der User ab einem bestimmten Zeitpunkt hierzu seinen Rausch. (...) Er spiegelt sich, mit Hilfe des Rauschs, gewissermaßen in sich selbst. Ein Narziß also, dem nicht einmal mehr die Oberfläche einer Wasserquelle zur Verfügung steht, nachdem er seine (menschliche *Spiegelfläche*) Nympe Echo vergrault hat, sondern der nur noch die Augen schließen und in die eigene Innenwelt starren kann.“ (v. Scheidt 1976: 73 f.; H.i.O.)

Der Gewohnheits-User braucht schließlich das Rauscherleben, „um sich lebendig zu fühlen, genauer: um zu *sich selbst* zu gelangen, um Kontakt mit jenen zentralen Schichten seiner Persönlichkeit zu bekommen, die ihm das Gefühl einer sinnvollen Existenz vermitteln.“ (a.a.O.: 74 f.; H.i.O.) Da mittels Drogen synthetische Ich-Funktionen aufgebaut werden, regt vom Scheidt an, diese - in Analogie zum Herzschrittmacher - als „Gefühls-schrittmacher“ zu bezeichnen.

Die Wirkungen einzelner Drogen weisen teilweise erhebliche Unterschiede auf. „Biologisch, aber auch persönlichkeits-theoretisch gesehen, ist anzunehmen, daß aus dem ‘Supermarkt der Suchtstoffe’ jeder das auf seine Prädisposition und Bedürfnisse zugeschnittene Präparat finden kann.“ (Rost 1993: 145) Eine Zuordnung der jeweiligen pharmakogenen Wirkung zu speziellen Konflikten und regressiven Zuständen der Persönlichkeit läßt sich allerdings wohl nur grob schematisch vornehmen. Lürßen (1974: 150) hat folgenden Vorschlag für eine solche Zuordnung gemacht: „Die Wirkung des Alkohols scheint vor allen Dingen auf seiner enthemmenden Wirkung zu beruhen. Dadurch wird nicht so sehr intrapsychisch die Reizschwelle herabgesetzt, als den Konflikten Abfuhr- und Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet. (...) - Alle Narkotika und Analgetika sowie die Barbiturate setzen die Schmerzschwelle herauf und beruhigen Gefühle der Wut, der Scham und der Einsamkeit, vor allen Dingen aber das selbstentwertende Gefühl über die mangelnde Größe. (...) Die psychodelischen Drogen wie Haschisch und LSD wenden sich noch stärker gegen das Gefühl der eigenen Leere und Bedeutungslosigkeit und induzieren ein Gefühl mystischer Selbstgröße und schaffen scheinbar neue Ideale und Werte, während die wirklichen Werte und die äußere Wirklichkeit bedeutungslos geworden sind. (...) Bei Amphetaminen und Kokain kommt es zu einer künstlichen Stimulierung der Wahrnehmung der Gefühle und zu einer Stärkung der Impulse, während das Müdigkeitsgefühl abnimmt, gleichzeitig, und das ist besonders wichtig, wird intrapsychisch ein besonderes antidepressives Gefühl der Vitalität wahrgenommen.“

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß in der Perspektive der ich- und selbstpsychologischen Wahrnehmungseinstellung Suchtmittelabhängige als Menschen erscheinen, die versuchen, ihre innere Not auf pharmakologischem Weg zu beheben, und ihr mangelndes, ungenügendes Selbstwerterleben mit Hilfe von äußeren Mitteln - aber vergeblich - aufzufüllen. Abhängigen fehlt die Fähigkeit, ihre Sehnsucht nach Abenteuer, aber auch Ruhebedürfnisse in der Realität zu befriedigen. Vor allem aber fehlt ihnen die Fähigkeit, tragende, verlässliche und gefühlvolle Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Sie erleben einen - oft unerträglichen - seelischen Mangel, den sie mit Hilfe des Suchtmittels ausgleichen wollen. Aber gerade die Tatsache, daß es sich um einen Ersatz handelt, trägt zur Entwicklung eines unstillbaren „Immer-wieder-und-immer-mehr“ bei. Ersatz nämlich verschafft nur Pseudobefriedigung. Diese bewirkt keine echte Sättigung der Bedürfnisse, keine echte (oder auf jeden Fall nur kurz-

fristige) Zufriedenheit und aus diesem Grund das Verlangen nach Steigerung und Wiederholung.

Psychoaktive Substanzen fungieren gewissermaßen als *Selbstheilungsmittel*, die benutzt werden, um das schmerzhaftes Gefühl von Leere und Verletzbarkeit zu betäuben. Als Hilfsmittel bei der Verteidigung des Selbst erhält die Droge eine elementare Stellung im Leben süchtiger Individuen. Sie übernimmt eine äußere Steuerung des Gefühlslebens, wo innere Regulationsmechanismen nicht zur Verfügung stehen: Sie betäubt Angst und Verzweiflung durch den Rausch, dämpft und reguliert Affekte, verstärkt die Reizschutzbarriere gegen innere wie äußere Einflüsse. Aber auch die umgekehrte Situation kann als bedrohlich erlebt werden, nämlich wenn ein Mangel an Reizen, eine innere Leere und Langeweile zu einer Depression führen: dann werden depressive, antriebslose Phasen beispielsweise durch Amphetaminkonsum („Speed“) abgewehrt.

Das Suchtgeschehen ist ähnlich wie die von Winnicott so bezeichneten „Übergangsphänomene“ (s.o.) in einem intermediären Wirklichkeitsbereich zwischen Innenwelt und Außenwelt angesiedelt. Die Einnahme des Suchtmittels wäre genau genommen der „Versuch, mit Hilfe eines Stoffes in *den Besitz* zu gelangen, der für die Selbst- und Objektdifferenzierung in der Phase der Übergangsphänomene benötigt wird.“ (Bilitza u. Heigl-Evers 1993: 176; H.i.O.) Dieser Versuch schlägt indes fehl; denn mit seiner Inkorporation kann das Suchtmittel „seine hilfreiche Funktion im ‘dritten Bereich’ nicht erfüllen und wird bereits zum Partialobjekt, welches durch Introjektion zum Aufbau innerer Strukturen dienen soll, ehe überhaupt die Voraussetzungen für die Introjektion/ Projektion von Partialobjekten sich entwickeln konnten.“ (a.a.O.: 177) Der Versuch, durch den Konsum eines Suchtmittels haltgebende (innere) Strukturen aufzubauen und psychische Gesundheit durch einen Akt der *Hereinnahme* zu erreichen, schlägt am Ende fehl. Er ähnelt der Situation des Kleinkindes, das Schokolade zum Übergangsobjekt wählt, dessen Funktion aber dadurch zerstört, daß es die Schokolade aufißt. Sucht erscheint somit als die „Deformation eines frühen Internalisierungsvorgangs“, das Suchtmittel als „*pathologische Form eines Übergangsobjekts*“ (a.a.O.: 176; H.i.O.)

### **2.3. Drogengebrauch als Spannungsmanagement: Zur gesellschaftlichen Dimension des Konsum- und Suchtverhaltens**

Als Persönlichkeitsmodelle der aktuellen Epoche dominieren der „flexible Mensch“ (Sennett) und der süchtige Konsument. Im zeitgenössischen Sozialcharakter, so hat Eisenberg (1998: 15) konstatiert, ist die alte charakterlich verankerte Starrheit abgelöst durch ein „Patchwork medial erzeugter, synthetischer Pseudo-Identitäten, die sich allen Trends geschmeidig anpas-

sen und deren Selbstwertregulation über süchtig konsumierte Waren und Lebensstile vermittelt ist, die jeweils kurzfristig Aufpeppung versprechen.“

Abhängiges bzw. süchtiges Verhalten ist ein Reflex auf die gesellschaftliche Gesamtkultur; ihm liegt Orientierungslosigkeit zugrunde. Unter gesellschaftlichen Bedingungen mit erhöhten anomischen Spannungszuständen kann Suchtverhalten seinen exotischen Charakter verlieren und zu einer Variante gesellschaftlich konformen Verhaltens mit sozialintegrativer Funktion werden. Wo die Warenwelt zum eigentlichen Suchtsystem geworden ist und Sucht von der Warenwerbung längst als Markenzeichen einer sich ständig erneuernden Wunsch-ökonomie eingesetzt wird, da ist auch der Süchtige längst ein normales Gesellschaftsmitglied und kein Außenseiter mehr.

Die inflationär ausgeweitete Verwendung des Suchtbegriffs (s.o.) ist Ausdruck dieser gesellschaftlichen Tendenz. Die Hypothese von der „Suchtgesellschaft“ oder der „Versüchtelung“ der Gesellschaft geht grundsätzlich davon aus, daß in der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft ein „Suchtpotential“ strukturell angelegt ist: „Die Industriegesellschaft als Ganze ist von suchtartigen Mechanismen beherrscht.“ (Schmidbauer 1981: 18).

Schmidbauer hat den Widerspruch zwischen disziplinierendem Leistungszwang und entfesseltem Konsumverhalten für das gesellschaftlich verbreitete süchtige Verhalten verantwortlich gemacht. Die permanente Abhängigkeit von einem Rauschmittel sei nur als Gegenbild zu einem ebenso permanent wirksamen Leistungsideal denkbar. Der Süchtige, so seine These, „kariert die Transformation der Werte im Spätkapitalismus: Er ist der völlig abhängige, von einer Ware beherrschte Konsument und daneben der ´cool´, affektfrei auf eine einzige Leistung - die Beschaffung der für die phantasierte Grandiosität nötigen Droge - konzentrierte Technokrat.“ (a.a.O.: 19)

Eine hochtechnisierte, sich rasch verändernde Gesellschaft stellt höchste Anforderungen an die Leistungsbereitschaft, Improvisationsfähigkeit und Flexibilität des Einzelnen. Konkurrenz und Ellenbogenmentalität sind die Zeichen der Zeit, nicht Solidarität und Sinnerfüllung. „Mehr leisten, niemals Schwächen zeigen, den Konsumleitbildern nacheifern, die alles besser, schöner, teurer verlangen und immer oben bleiben“, ist die Devise. Das Leben wird zum Leistungswettbewerb im Berufsalltag, aber auch in der Freizeit bis in den Urlaub hinein. Für nicht wenige ein selbstzerstörerischer Mechanismus, der sie zu Opfern des Mithalten-Müssens werden läßt und der nur noch durch kompensatorischen süchtigen Konsum mehr oder weniger bewältigbar erscheint. Der Konsum hat die Frage nach dem Lebenssinn weitgehend verdrängt und ist selbst einziger Lebensinhalt geworden. Die tiefe Leere, die sich hinter diesem Konsumverhalten verbirgt, wird erfolgreich von den Glückssurrogaten verdeckt. Es entsteht ein Kreislauf von Fluchtbewegungen, die sich selbst kontrollieren. „Propagiert wird auch in der Konsumgesellschaft das ´immer mehr´ ohne Rücksicht auf die Folgen, eine tendenzielle Autodestruktion und der Ersatz von Trieb- und Bedürfnis-

befriedigung durch Kauf und Konsum von Waren oder Dienstleistungen.“  
(Rost 1993: 144)

Die Strukturen einer konsumorientierten Gesellschaft, die das Ideal der Freiheit im Recht, sich alles kaufen zu können, verwirklicht sieht, etablieren einen „Kreislauf von nicht stillbaren Bedürfnissen, die nach ständiger Dosissteigerung verlangen. Ständige Dosissteigerung, ohne je befriedigt zu sein, das ist Sucht.“ (Amendt 1992: 52) Orientierung an Konsumlust ist stets in Gefahr, zumindest partiell ins Negativ von Sucht und Selbstzerstörung umzuschlagen. Die Wünsche werden durch die bunten Versprechungen der Warenwelt immer wieder geködert und sind doch prinzipiell unerfüllbar. Die Enttäuschung wird zum Fortschrittsmodus der Ökonomie. Der Junkie, so haben Bolz/ Bosshart (1995) gefolgert, liefere daher heute das ultimative Kundenmodell.

Der Trend zu einer Hier- und Jetzt-Bedürfnisbefriedigung auf der Grundlage einer „Kaufe-gleich-und-Zahle-später-Mentalität“ (vgl. Schmidbauer 1995) führt dazu, daß Bedürfnisse konsumtiv sofort befriedigt werden, nicht etwa die Befriedigung aufgeschoben wird. Wo der emotionale Grundimpuls lautet: „Ich will leben, und zwar jetzt!“, wird zum einen die Ausbildung von Frustrationstoleranz beeinträchtigt. Das Zuviel an Wohlbefinden und Behagen, das sich bei der Sofortbefriedigung einstellt, kann andererseits auch Lustgefühle unterbinden und Lust verhindern.<sup>20</sup> „Wenn jeder kleine und größere Wunsch sofort erfüllt wird (was auch durch die Warendarbietungstechniken in Supermärkten und Kaufhäusern und durch das Kreditwesen sehr gefördert wird) und wenn keine körperliche oder geistige Anstrengung nötig ist, um zu Annehmlichkeiten zu gelangen, mangelt es an den Lustgefühlen von ‚Sehn-sucht‘, ‚Vorfreude‘, ‚Aufregung‘, ‚Abenteuer‘, ‚Gelingen‘ oder ‚Erleichterung‘. Die moderne Konsumgesellschaft hätschelt einen Menschen, der die Erfüllung von Wünschen nicht aufschieben oder zurückstellen will, der dauernd körperliche und geistige Kraft sparen will (ohne sie anderweitig zu verwenden), der schon beim allerersten Anzeichen, daß ihm das Wasser im Mund zusammenläuft, zubeißt. Aber in das komfortable Leben dieses Menschen fallen stete Wermutstropfen der Langeweile.“ (Doehlemann 1991: 195)<sup>21</sup>

<sup>20</sup> „(...) verhaltenspsychologisch gesehen, (läßt sich) ‚Behagen‘ von ‚Lust‘ unterscheiden. Behagliches Wohlgefühl breitet sich aus, wenn der Erregungspegel im oder nahe beim Optimum liegt, Lust dagegen stellt sich ein, wenn der Erregungspegel sich in Richtung Optimum verändert (Spannungsanstieg, Spannungsabbau).“ (Doehlemann 1991: 195)

<sup>21</sup> Wo das tägliche Erlebnisangebot zur Selbstverständlichkeit geworden ist, da haben sich die Erlebniskonsumenten bereits an die tägliche Ration psycho-physischer Stimulation gewöhnt. Und „Bedarf“ ist unter diesen Bedingungen „die Angst vor dem Absinken des habitualisierten Niveaus an Erlebnissen. Je weiter das Kumulationsprinzip auf die Spitze getrieben wird, desto mehr schlägt das Motiv der Sehnsucht nach dem Schönen in das Motiv der Vermeidung von Langeweile um. (...) Aus der Suche nach dem Schönen ist das Auswählen und Abwehren von ständig auf das Bewußtsein einströmenden Möglichkeiten geworden.“ (Schulze 1995: 543)



Zu den gesellschaftlichen Bedingungen süchtigen Verhaltens zählen neben den Auswüchsen der Leistungsideologie und dem kompensatorischen „Sirenenruf“ des Konsumangebots insbesondere

- das Überangebot an Suchtstoffen, das durch die Alkohol- und Nikotinindustrie, aber auch durch eine ungemein expansive pharmazeutische Industrie bereitgestellt wird, sowie
- die spezifische Doppelmoral, die unsere Gesellschaft im Umgang mit diesem Phänomen praktiziert: daß einige Suchtformen zwar verteufelt und (strafrechtlich) verfolgt, andere aber gesellschaftlich prämiert werden: wie Arbeitssucht, Glücksspielsucht, gesellschaftlich funktionaler Alkoholkonsum - als „Schmiermittel“ - und die Verwendung von Aufputzmitteln zur Leistungssteigerung.

Scheerer (1995: 115 ff.) hat unterschiedliche Erklärungsgründe für die zunehmende „Versüchtelung“ zusammengetragen:

- eine zunehmende Entfremdung, aufgrund derer das Leben nur noch zu ertragen sei durch chemische Fremdsteuerung: „Der chronischen Entfremdung entspricht der chronische Charakter der Sucht nach Betäubungsmitteln, die das materielle und mehr noch das psychische Elend vergessen lassen.“
- ein Stimulationsbedürfnis aufgrund zunehmender psychischer Abstumpfung infolge von Reizüberflutung.
- die Tendenz globaler Vermarktung: zwar operieren internationale Drogenhändler unter Bedingungen der Illegalität, aber sie sind letztlich die Vorboten einer Eingliederung des Drogengeschäfts in den Handlungsbereich legaler Konzerne.
- eine zunehmende Außenorientierung, d.h. das Handeln wird - wie schon bei Riesman beschrieben - weniger durch verinnerlichte und daher langfristig wirksame Wertorientierungen und Normen, sondern viel eher durch kurzfristige situative Anforderungen gesteuert. „Diese zunehmende Außenorientierung erhöht die Anfälligkeit des Menschen gegenüber den Reizen und Verführungen psychoaktiver Substanzen.“

Die Feststellung einer *süchtigen Gesellschaft* besitzt sicherlich einige Plausibilität. Fraglich bleibt dennoch, ob die Einwirkung gesellschaftlicher Faktoren auf das diffizile Geschehen einer individuellen Suchtentwicklung überhaupt auf gesamtgesellschaftlicher Ebene belegt werden kann. Zu differenzieren ist auch hier nach sozialen Lebenslagen (Schicht-, regionale und ethnische Zugehörigkeiten etc.), und es sind vor allem die - die individuelle Entwicklung fördernden bzw. hemmenden - Einflüsse der Sozialisationsinstanzen und der Erfahrungen im sozialen Nahbereich (Familie, peer-group, Schule und Beruf, Massenmedien) einzubeziehen. Bezüglich familiärer Einflußfaktoren werden hier vor allem genannt: gestörte und problematische Interaktionsstrukturen; ein (oder zwei) Elternteil(e) mit eigener Suchtproblematik; „broken-home“-Situationen; eine negative Vater-Sohn-Beziehung;

Vernachlässigung, Verwöhnung und Mangel an Versagensreizen in der Kindheit.

### **2.3.1. Die illusionäre Rückeroberung des Selbst im süchtigen Konsum**

Passett (1981) hat überzeugend herausgearbeitet, daß Suchtverhalten im weiteren Sinne einem zu Aneignung und Anhäufung von Besitz tendierenden Verhalten nahe verwandt ist. Es stellt gleichsam die reinste Form einer Konsumorientierung dar, die gesellschaftlich produziert und zugleich für die Reproduktion dieser Gesellschaft unabdingbar ist. „Die ständige Steigerung der Produktion, die Leistung, auf der unser ökonomisches System ja beruht, ist nur möglich, wenn die an sich überflüssigen Produkte auf dem Markt abgesetzt werden können und dies wiederum kann, wie man weiß, nur geschehen, wenn immer neue Bedürfnisse geschaffen werden.“ (Passett 1981: 183 f.) Da die materiellen Grundbedürfnisse aufgrund der Wohlstandsentwicklung in weiten Bereichen gesättigt sind, bieten sich für die aus ökonomischen Gründen geforderte Bedürfnisweckung die - besser manipulierbaren - narzißtischen Bedürfnisse an. Diese werden durch die gesellschaftlichen Bedingungen selbst produziert: durch entfremdete Arbeit, undurchschaubare Bürokratie, Zerstörung und Funktionalisierung der Primärgruppen und der familiären Beziehungen. Sucht ist dann schließlich „die systemkonforme Art, durch Konsum ´unnötiger´ Güter, die das System produzieren muß, um sich zu erhalten, jene Löcher im Selbstgefühl zu stopfen, die vorwiegend dadurch entstehen, daß man sich in diesem System nur schwer als Zentrum eigener Aktivität, als Individuum erleben kann.“ (a.a.O.: 184 f.)

Sucht ist nach Passett „die narzißtische Störung par excellence“, oder anders herum gesagt: „Sucht ist ein tragisch scheiternder Versuch, Entfremdung aufzuheben. Ihr Zweck, den sie nicht erreichen kann, ist es, jenen Widerspruch zu negieren, der dadurch entstanden ist, daß die Verhältnisse, die ursprünglich zum Ziel hatten, das Leben zu erleichtern, zu ihren einstigen Intentionen in Gegensatz geraten sind, weil sie zu Herrschaftsverhältnissen verkamen.“ (a.a.O.: 185) Ökonomische Prosperität habe den Preis einer „psychischen Verstümmelung“ gefordert, der darin bestehe, daß die Individuen in ihrem Anspruch auf Einmaligkeit und Individualität zutiefst frustriert worden seien. „Der Druck dieser Verhältnisse lastet in doppelter Weise auf den Menschen: zum einen, indem er ihre Eltern in einem so hohen Maße narzißtisch bedürftig macht (...), daß sie nicht in der Lage sind, sich ihren Kindern in wichtigen Entwicklungsphasen als jene Selbstobjekte zur Verfügung zu stellen, die die Kinder nötig hätten, um durch deren Spiegelung und die an ihnen mögliche Idealisierung und phasengerechte Enttäuschung zu Individuen zu werden, die ihr eigenes Selbstwertgefühl befriedigend regulieren können. Zum anderen aber machen diese Verhältnisse selbst einem großen Teil der Privilegierten, deren Eltern ihnen gegenüber in diesen Funktionen nicht oder doch nicht vollständig versagen mußten, die Aufrechterhaltung eines solchen ´gesunden´ narzißtischen Gleichgewichts un-

möglich, weil ein solches Gleichgewicht (...) nicht nur von einer optimalen Entwicklung abhängt, sondern lebenslänglich darauf angewiesen bleibt, durch Spiegelung und die Möglichkeit von Idealisierung aufrechterhalten zu werden. Diese Möglichkeiten aber sind kaum mehr gegeben.“ (a.a.O.: 185)<sup>22</sup>

Das Suchtverhalten nun verspricht eine Pseudo-Lösung dieses Dilemmas, weil in ihm auf den Interaktionsmodus der Einverleibung zurückgegriffen wird - der individualgeschichtlich früheste Modus, der im gesellschaftlichen Maßstab zugleich im allgemeinen Konsumverhalten generalisiert ist. Hier kommen zwar Beziehungen zustande, aber in deren Rahmen wird das Gegenüber funktionalisiert und auf seine Verwertbarkeit reduziert. Suchtbeziehungen sind aus diesem Grund Einbahnbeziehungen; süchtige Befriedigung versucht, jede menschliche Abhängigkeit auszuschließen, scheitert jedoch in charakteristischer Weise daran. Der Süchtige starrt „sehn-süchtig“ in einen Spiegel, weil er hofft, darin etwas Neues zu finden, wird aber immer wieder enttäuscht. Dennoch ist die Sucht „eine relativ gelungene Lösung, weil sie eben immer noch Beziehungen stiftet, wenn auch pervertierte und den Bedürfnissen des Systems unterworfen.“ (a.a.O.: 186) Der Anschein einer Beziehung zu einem sozialen Gegenüber bleibt immerhin noch vorhanden.

Süchtiges Verhalten kann somit als ein illusionärer Versuch der Rückeroberung des Selbst unter gesellschaftlichen Bedingungen begriffen werden, die dessen Ausbildung zusehends erschweren; als ein trotziger und verzweifelter Akt der Selbstbestimmung unter gesellschaftlichen Voraussetzungen, die Selbstbestimmung immer weniger zulassen. Süchtiges Verhalten vermittelt kompensatorische Befriedigungen und schafft zugleich prothetische Sicherungen für eine in ihren Grundfesten verunsicherte Identität. Das Suchtmittel ermöglicht damit die Herausbildung einer Ersatzidentität. Es stellt ein Mittel dar, um zu ordnen, in der Hand und unter Kontrolle zu behalten, was sonst unkontrollierbar und bedrohlich wäre. Die Sucht kann daher als ein subjektiver Lösungsversuch des Sinnproblems unter Bedingungen der Wohlstandsgesellschaft begriffen werden, bei dem auf lange Sicht jedoch der Schaden den Nutzen überwiegt.

Als illusionär muß dieser Versuch deshalb gelten, weil er auf eine in sozialer Interaktion gründende Suche nach Anerkennung verzichtet und käufliche Dinge (Substanzen) an die Stelle von menschlichen Beziehungen setzt. Suchtmittel verschaffen den objekt- und richtungslos gewordenen Wünschen einen äußeren Halt, sie bieten formelhafte Ausdrucksmöglichkeiten

---

<sup>22</sup> Sie sind auch deswegen kaum mehr gegeben, weil es im Zuge der allgemeinen Individualisierung zu einer zunehmenden sozialen Bindungslosigkeit des modernen Menschen gekommen ist, die mit einer wachsenden Bindung an Objekte einhergeht. Sofern letztere nicht ganz die sozialen Beziehungen ersetzt, verleiht sie diesen das Gepräge einer zunehmenden „Objektvermittlung“. Ein spezifischer Aspekt dieser „Objektvermittlung“ wiederum zeigt sich im Suchtmittelkonsum. (s.u.)

für unbegriffene Affekte an (analog der Konsumgüterwerbung, wie bei Bolz/Bosshart 1995(2): 215 beschrieben).

Der Analyse von Passett zufolge handelt es sich bei der Sucht um eine gesellschaftlich integrierte narzißtische Verhaltensstörung. Man kann sich nun natürlich fragen - wie Passett das tut -, „ob eine solche Pathographie der Sucht nicht (...) eine Reprivatisierung einer ubiquitären Sozialpathologie bedeute und letztlich nichts Spezifisches mehr aussage.“ (Passett 1981: 187)<sup>23</sup>

Dies ist aber nur dann der Fall, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mitreflektiert werden. Erst eine solche Reflexion nämlich vermag die Einsicht wachzuhalten, „daß es eine Rückeroberung des Selbst unter den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen gar nicht geben kann, weil diese so sind, daß sie für eine überwiegende Anzahl der Menschen jene Grundvoraussetzungen nicht entstehen lassen, die nötig wären, damit sich ein gesundes Selbst sowohl entwickeln als auch erhalten könnte.“ (a.a.O.: 187)

Scheerer (1995: 8) zufolge ist ein Bedeutungszuwachs der Sucht angesichts gesellschaftlicher Lebensbedingungen zu konstatieren, die die Freiheit der Einzelnen beschneiden: „Vielleicht wird Sucht immer mehr zum Symbol der Angst, daß es den Individuen nicht mehr lange gelingen wird, ihre eigenen Handlungen und Lebensumstände in einem nennenswerten Umfang selbst zu bestimmen - und zum Symbol der Möglichkeit, einfach dadurch aus einem überkomplexen und allzu streßreichen Alltag zu fliehen, daß man sich vollständig auf ein Objekt fixiert, sich an eine Droge oder eine Aktivität verliert. Bedenkt man dann noch, daß die Gesellschaft ein solches Verhalten als Krankheit ansieht und die Betroffenen von ihren ‚normalen‘ Verpflichtungen, Erwartungen und Verantwortlichkeiten befreit, dann läßt sich in gewisser Weise sogar verstehen, warum manche Süchtige ihren Zustand paradoxerweise auch als eine Art Befreiung erleben.“

Dies gilt in besonderer Weise für die soziale Situation derjenigen, die aus dem System gesellschaftlicher Arbeit herausgefallen oder vom Absturz bedroht sind. Arbeitslosigkeit hat weitreichende Folgen für das materielle, finanzielle, physische und psychische Wohlbefinden aller - direkt oder indi-

---

<sup>23</sup> Rost hat an dieser Stelle angemerkt, daß nicht nur Passett zu diesem Schluß gelangt, sondern daß letztere Feststellung - wie oben bereits angemerkt - für den ichpsychologischen Ansatz im allgemeinen und die Selbstpsychologie im besonderen gilt. Rost, der die Analyse von Passett durchaus wohlwollend rezipiert, wirft aus klinisch-therapeutischer Perspektive die (sich ihm im Anschluß an die Lektüre von Passett stellende) Frage auf, wieso es überhaupt noch Menschen gibt, die keiner Sucht verfallen sind. „Ich meine, die Feststellung, süchtiges Verhalten sei gesellschaftlich konstitutiv, vernachlässigt zum einen alle klinische Evidenz, daß Süchtige sich sehr wohl von Nicht-Süchtigen unterscheiden; darüber hinaus wird das Suchtproblem (...) verharmlost und relativiert, ein theoretisch differenzierter wie therapeutischer Zugang erschwert.“ (Rost 1987: 74)

rekt - davon Betroffener. Arbeitsplatzverlust und Verarmung können Auslöser von Suchtverhalten, aber auch deren Folgeerscheinungen sein. „Die psychischen Folgen von Arbeitslosigkeit stimmen mit denen der Alkoholismusgenese überein: Machtlosigkeit, Gefühle von Ohnmacht und Sinnlosigkeit, Versagensängste und Selbstwertkrisen.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 92)<sup>24</sup>

Der Zustand der Arbeitslosigkeit führt bei den von ihm Betroffenen zu einer Veränderung des Realitätsbewußtseins; aufgrund einer „Fragmentierung der Wahrnehmung“ (Morgenroth)<sup>25</sup> geraten sie in einen depressiven Zirkel aus sozialer Isolation und individueller Schuldzuweisung. Der dramatische Einbruch im Selbstwertgefühl, den Arbeitslose erleben, schlägt an dem Punkt in psychopathologische Bewältigungsformen um, „wo der Widerspruch zwischen den *ständigen Bemühungen*, die Belastungen der Arbeitslosigkeit unter Kontrolle zu bringen, und der *subjektiv erlebten Ausweglosigkeit* so weit geht, daß der Betroffene seine Lage als reale Ausgeliefertheit interpretiert, sich dieser Widerspruch zu einem *inneren Widerspruch* verwandelt, indem der Arbeitslose sein Scheitern in realitätsverzerrender Weise z.B. gänzlich in individuelle Unzulänglichkeit verkehrt (...). In dem Maße, wie sich so die *äußere* Lebenslage der aktiven Kontrolle und Veränderung durch praktische Tätigkeit immer mehr entzieht und dem Betroffenen als bedrohlich und strukturlos erscheint, lösen sich auch die *inneren* psychischen Prozesse von der äußeren Realität, werden unkontrollierbar, führen z.B. zu einem inneren Kreisel von Selbstvorwürfen oder zu Überdimensionierungen der Bedrohung und Angst oder zur individuellen Konstitution einer subjektiv kurzfristig entlastenden, objektiv scheinhaften Lebensrealität.“ (Henkel 1984: 251; H.i.O.) Diese kann die Gestalt annehmen von Fatalismus, Apathie oder Depression, aber auch zum Gebrauch von Alkohol oder anderen Suchtmitteln als betäubender, ablenkender Drogen führen. Der Konsum von Drogen wäre dann insofern „eine *subjektiv adäquat erscheinende Antwort auf den arbeitslosigkeitsbedingten Widerspruch zwischen erfahrener Ausgeliefertheit und nach wie vor bestehendem Bedürfnis zur Wiedergewinnung und Erweiterung subjektiver Verfügung über die eigene Lebensexistenz.*“ (a.a.O.: 252; H.i.O.) Dieser Lösungsversuch verschafft zwar kurzfristig Erleichterung, führt aber auf Sicht zu einer regressiven Abkehr von der Realität und einer weiteren Verschärfung der Lebensprobleme.<sup>26</sup>

---

<sup>24</sup> Zu einigen empirischen Korrelationen von Arbeitslosigkeit und Sucht vgl. Hurrelmann/ Bründel 1997: 92 ff..

<sup>25</sup> „Fragmentierung der Wahrnehmung“, so Morgenroth (2001), ist „ein Versuch, eine überwältigende Situation, der sich ein Mensch hilflos ausgeliefert fühlt, über die Wahrnehmung neu zuzuschneiden, also das kognitive Muster zu verändern. Das kann dann dazu führen, dass tatsächlich Randständiges in dem subjektiven Erleben eine übergroße Bedeutung gewinnt. Das ist die Ärztin, die das Gutachten falsch geschrieben hat und dann zum Hassobjekt wird, an die dann Schuld delegiert wird. (...)“

<sup>26</sup> Dies gilt ebenso für andere Formen subjektiv erlebter Ausweglosigkeit und nicht bewältigbar erscheinender kritischer Lebensereignisse.

### 2.3.2. Beschleunigung und Langeweile

Unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen wird eine universelle Machbarkeit gesellschaftlicher Lebensprozesse und technologischer Entwicklungen postuliert, verbunden mit „einer Art kosmischer Maßlosigkeit“ (Virilio 1997) und der Vorstellung von der Allmacht des Menschen. Die Rastlosigkeit der ökonomischen und technologischen Entwicklung scheint kein anderes Ziel zu haben als die Expansion selbst. Die Devise lautet: „Immer schneller, immer größer, immer mächtiger“.<sup>27</sup>

Der Diagnose von Amendt (1992: 56) zufolge befindet sich die industrialisierte Welt „auf einem Beschleunigungskurs, der den Subjekten ein Höchstmaß an Konzentration auf die gesellschaftliche Realität abverlangt und die Bereitschaft zur Anpassung an den vorgegebenen Zeittakt fordert. Speed ist der Treibstoff, nach dem alle - fast alle - gieren.“ Es entwickelt sich ein folgenreiches Zusammenspiel individueller und gesellschaftlicher Dynamiken: Die zunehmende Beschleunigung und „Aufspeedung“ gesellschaftlicher Lebensprozesse wird durch den Konsum von Drogen mit entsprechendem Wirkungspotential zusätzlich aufgeheizt.<sup>28</sup>

In der „transitorischen Gesellschaft“ werden die Spannungsbögen von Aktivität und Ruhe, von Anstrengung und Entspannung tendenziell eingeebnet; die Menschen befinden sich permanent im Zustand eines Übergangs. „In der von Virilio geprägten paradoxen Formulierung vom ´rasenden Stillstand´ kommt zum Ausdruck, daß zwar die Gesellschaft auf die Totalisierung des Übergangs hinsteuert, dieser Zustand aber zugleich einen zentralen Übergang vernichtet, nämlich denjenigen zwischen Aktivität und Ruhe. Alle

---

<sup>27</sup> Das „Immer-schneller, Immer-Größer, Immer-Mächtiger“ hat sich als unbestrittener Wert etabliert. Richter (1998: 7) zufolge steckt darin „einerseits eine tiefe Angst, andererseits eine verborgene mythische Heilshoffnung. Die Angst sehe ich in dem Schwinden der altern traditionellen Glaubenssicherheit begründet, wodurch die Schwäche und die Gnadenlosigkeit des endlichen, leidvollen Lebens immer schwerer erträglich geworden sind. Daher das Aufbegehren in dem Ersatzglauben, es lasse sich die menschliche Ohnmacht vielleicht durch einen unendlichen Aufstieg zu einem immer perfekteren Prothesengott besiegen, der zum Mond fliegt und demnächst sein eigenes Geschlecht und alle lebendigen Arten gentechnisch nach Belieben um- oder neuzüchten kann.“

<sup>28</sup> Schivelbusch (1980: 123) zufolge ist Beschleunigung „vielleicht das Phänomen der Moderne überhaupt. Die Industrie produziert immer mehr Waren in immer kürzeren Zeiträumen, und die Menschen konsumieren diesen anschwellenden Warenstrom in entsprechend zunehmender Schnelligkeit und Dichte. Das Schnellerwerden aller Vorgänge des Alltagslebens ist eine Erfahrung, die jedermann seit dem 16. Jahrhundert kennt, ob es sich um Vorgänge des Essens, des Sich-Kleidens, des Reisens, des Arbeitens oder was immer handelt.“ Auch der Konsum von Suchtmitteln unterliegt einer solchen Beschleunigungstendenz. An der Geschichte des Rauchens hat Schivelbusch die Beschleunigung in der Vereinfachung und Verkürzung des Rauchvorgangs, die über die Sequenz: Pfeife - Zigarre - Zigarette läuft, aufgezeigt.

Übergänge sind nur noch Übergänge zwischen einzelnen Aktivitätsformen. Die Gesellschaft tendiert zur Hyperaktivität.“ (K.-H. Geißler 1999: 1169)<sup>29</sup>

Ruhe- und Mußphasen werden als Bedrohung dieses Zustands erlebt. Sie werden als Aktivitätsverlust empfunden und als *Langeweile* etikettiert. „Die Sucht, den Körper und die Seelen zu beschleunigen, hängt auf heimliche Weise damit zusammen, daß die alte Arbeitsgesellschaft verschwindet und zugleich die Marktgesellschaft allmächtig geworden ist. (...) Der Feierabend war in der Blüte des Industriezeitalters noch ein Reservat der Ruhe, ein Gegengewicht zur Dynamik der Fabrikhalle oder des Büros. Jetzt verbringen die einen ihren Tag in der Dauerruhe der Arbeitslosigkeit, die anderen in der Bewegungslosigkeit - mit eilenden Fingerspitzen - vor dem Bildschirm. Und der Markt tobt gewissermaßen von selbst. Während der Markt lebt, fühlen sich die Menschen tot. Deshalb vermeiden sie nichts so sehr als die Ruhe: (...)“ (Gronemeyer 1998: 181)

Bei Doehlemann finden wir den Hinweis, daß die Entstehung von Langeweilegefühlen an die Selbstentdeckung des Subjekts geknüpft ist.<sup>30</sup> Erst wo der Imperativ der Selbstverwirklichung regiert, kann Langeweile überhaupt entstehen: nämlich dann, wenn der Wunsch, sich selbst „zu verwirklichen“, durch die gesellschaftliche Organisationsform der Erwerbsarbeit blockiert wird, weil diese motorisch, intellektuell und imaginativ unterfordert und zugleich nervlich überfordert „aufgrund einseitiger, konzentrierter Anspannung und Zeitdruck. (...) Viele Arbeitnehmer befinden sich in einer Art von gehetzter Passivität. Die Gleichgültigkeit gegen eine Arbeit, die Selbstentfaltung behindert und eine innere Lebllosigkeit erzwingt, geht einher mit Empfindungen von überdrüssiger oder existentieller Langeweile, die freilich von täglicher Hektik und ‚Streß‘ überdeckt wird.“ (Doehlemann 1991: 20)

Im Freizeitbereich hingegen suchen diese Empfindungen sich ein Ventil, und Langeweile manifestierte sich ungefiltert, wenn hier nicht gigantische „Langeweilevertreibungs- und -verhinderungsindustrien“ (in Gestalt der modernen Unterhaltungs- und Erlebnisindustrien, allen voran des Fernsehens) bereitstünden. Diese aber bieten am Ende doch nur Surrogat- und Zerrformen einer wirklichen Bedürfnisbefriedigung an und übertönen das „leere Sehnen“ der Langeweile, wobei sie es gleichzeitig vermehren. Längst leben heute „phantastische Ichs“ mit einem „Recht auf Rausch“ in einer rein

<sup>29</sup> „Das Weekend ist längst nicht mehr der Kontrapunkt zur betriebsamen Woche, sondern ein Teil gesteigerter Betriebsamkeit.“ (Gronemeyer 1999: 107)

<sup>30</sup> „Das gilt gattungsgeschichtlich ebenso wie lebensgeschichtlich: Naturmenschen ohne ‚Bildung‘ und Kindern ist Langeweile fremd. In den modernen Gesellschaften erfahren die meisten Menschen eine gewisse Kultivierung und Subjektivierung, so daß sie nach sich selbst als einem sinnbedürftigen und unverwechselbaren Individuum fragen und gewisse Ansprüche an sich selbst richten können. Insofern dürften die Neigungen zu Langeweilegefühlen in modernen Gesellschaften weiter verbreitet sein als in vormodernen.“ (Doehlemann 1991: 18 f.)

auf den Genuß konzentrierten „Kick“-Kultur und suchen ihr Selbstwertgefühl in provisorischen Allianzen mit immer neuen Konsumangeboten und Gefühlsschablonen zu stabilisieren. Sie bedienen sich bei den zahlreichen Angeboten auf dem gigantischen Markt, den die Ästhetik des Risikos formiert hat. Diese sollen helfen, die Langeweile zu vertreiben und erreichen doch das Gegenteil: Immer mehr Angebote steigern sich bei zunehmender Langeweile zu einer umfassenden Spirale der Sucht.

Da Langeweile negativ bestimmt ist, muß sie um jeden Preis abgewehrt und gemieden werden, sei es durch Genuß- bzw. Suchtmittelkonsum oder auch durch Rafting, Bungee-Sprung und ähnliche Extremsportarten. Die Erlebnisgesellschaft ist auf diese Weise zum sozialpsychologischen Nährboden der nicht stoffgebundenen Süchte geworden. *„Glücklich sein heißt, ohne Schrecken seiner selbst innewerden zu können* - hat Walter Benjamin gesagt. Auf eine skurrile Weise scheint das Gegenteil zur Devise geworden zu sein. Nur noch in der Beschleunigung und im Schrecken scheinen sich die Menschen heute ihrer selbst innewerden zu können. Ruhe und Stille sind zur tödlichen Bedrohung geworden. Der Bungee-Sprung ist der Versuch, dem drohenden Tod zu entkommen. Die Massenbegeisterung für Formel-1-Rennen muß als eine Massenhysterie begriffen werden, die der Todesangst entspringt. Die Stille würde an den Tag bringen, was wir fürchten.“ (Gronemeyer 1998: 180; H.i.O.)<sup>31</sup>

Auch Medien können als Droge dienen, die besondere Erlebnisse und Bewußtseinszustände anbietet, und deren häufige Nutzung genauso wie etwa Automaten-Spiel und Extremsportarten zu Suchtverhalten führen kann. Als neueste Variante der „Versüchtelung“ wird in den letzten Jahren die *Internet-Sucht* gehandelt, die als „Internet Addiction Disorder (IAD)“ bereits die Dignität einer psychiatrischen Diagnose erlangt hat.<sup>32</sup> Virtuelle Welten erzeugen eine sehr hohe Erlebnisintensität und das Agieren in ihnen löst mitunter größere Emotionen aus als eine reale Handlung. Da in simulierten Handlungsabläufen hemmungsloser agiert werden kann, steigert sich der „Thrill“, können Angst und Lust intensiver ausgelebt werden.

---

<sup>31</sup> Gronemeyer (1998: 180) führt die folgende Aussage von I. Kant als gleichsam vorwegnehmenden Kommentar zu solcherlei Betätigungen an: „Das einzige, was uns in unserem Elend tröstet, ist die Zerstreuung, und dabei ist sie die Spitze unseres Elends; denn sie ist es, die uns grundsätzlich hindert, über uns selbst nachzudenken, die uns unmerklich verkommen läßt. Sonst würden wir uns langweilen, und diese Langeweile würde uns antreiben, ein besseres Mittel zu suchen, um sie zu überwinden. Die Zerstreuungen aber vergnügen uns und geleiten uns unmerklich bis zum Tode.“

<sup>32</sup> IAD kann in verschiedenen Formen auftreten: als Sucht nach Pornosites, nach Online-Shopping, nach Gewinnspielen oder Computerspielen. Manche Süchtige unterhielten ungezählte Cyber-Beziehungen und mußten deshalb ständig neue e-mails beantworten. Auch die Informationssuche könne süchtig machen.



Die jeweils neuesten Medien und die jeweils neuesten Drogen eignen sich offenkundig in besonderer Weise als Projektionsfläche für all diejenigen Ängste vor Abhängigkeit, die das auf seine individuelle Autonomie pochende und zugleich um sie fürchtende bürgerliche Individuum schon immer heimgesucht haben. Und die Lust am Risiko ist das Pendant einer Welt, in der der Einzelne gegen alles jedes versichert ist und trotzdem wie der Tänzer auf dem Drahtseil mit dem lauenden Risiko des Absturzes leben muß. Wo früher (Berufs-)Arbeit und soziale Gemeinschaften ein Korsett für Selbst und Identität bereitstellten, muß sich der Einzelne heute in seiner Identität unablässig neu entwerfen. Die Suche nach dem Selbst ist zum nie enden wollender Streifzug durch inszenierte Werbewelten geworden, die die Bühnenbilder für sich ständig erneuernde Selbstinszenierungen liefern.

Wo mittels Werbung und „Emotional Design“<sup>33</sup> Träume angeboten und Produkte verkauft werden, wo triviale Warenzusammenhänge durch trügerische Verheißungen aufgeblasen werden, wird die Befriedigung der Wünsche schal. Die inflationäre Beschwörung der Wünsche, Träume und Sehnsüchte auf einem Markt mit beschleunigtem Innovations- und Modewechsel führt gleichzeitig zu deren Entwertung. „Die meisten Menschen im Westen können sicherlich zwischen dem großen Traum (von Liebe, Lust und Abenteuer) und dem banalen Produkt (z.B. einer Seife) unterscheiden. (...) Wer dauernd mit Werbebotschaften traktiert wird, mag sich an den schönen Vorspiegelungen ein wenig ironisch distanziert ergötzen, glaubt aber am Ende gar nichts mehr ´wirklich´- ohne eigentlich zu wissen, wie man sein Glück anders als warenförmig und konsumierend erlangen kann. (...) Wenn die Dinge ebenso beliebig erscheinen wie die Worte hohl, die sie anpreisen, dann können Gefühle einer inneren Leere und Gleichgültigkeit, einer bohrenden existentiellen Langeweile mächtig werden: Alles ist großartig und alles ist nichts.“ (Doehlemann 1991: 23)

### **2.3.3. Pharmakologisch gesteuerte Alltagsbewältigung und rauschhafte Förderung des Wohlbefindens**

Auf dem Arbeitsmarkt der Informationsgesellschaft und der neuen Medien und Technologien sind Kreativität und Flexibilität, Wissen und Phantasie gefragt. In diesen Bereichen spielt es immer stärker auch ökonomisch eine Rolle, ausgetretene Pfade zu verlassen. Die Ansprüche an geistige Fähigkeiten steigen. Drogen werden hier als Treibstoff benötigt; immer mehr Einzelne greifen zu chemischen und pflanzlichen Substanzen, denen der kulturgeschichtliche Ruf vorausseilt, Phantasie und Originalität freizusetzen.

---

<sup>33</sup> Zu diesem Begriff vgl. Bolz/ Bosshart 1995 (2): Die Autoren bezeichnen hiermit den Transfer der „zwischenmenschlichen“ Werte in die Dingwelt. „Je sachlicher die Menschen, desto persönlicher werden die Produkte. Die Dinge sind ja auch verlässlicher und dauerhafter als die Menschen. So treten heute käufliche Dinge an die Stelle von Werten und Menschen.“

Andererseits: Je schneller die Zeit, desto häufiger treten streßbedingte Symptome auf. Die Veränderungen im Arbeitsleben, die sich im Zuge der Individualisierung und Globalisierung herausgebildet haben, bergen ein gesundheitliches Risikopotential. Die neuen flexiblen Arbeitsverhältnisse zeitigen insbesondere dann negative gesundheitliche Folgen, wenn sie mit einer hohen Arbeitsidentifikation und einer Tendenz zur Selbstüberforderung einhergehen. Starke berufliche Beanspruchung und ein auf Konsum orientiertes Freizeitverhalten, aus dem die Sinnfrage getilgt ist, sind zu Streßfaktoren geworden, die sich in Gestalt von Erschöpfungszuständen, psychosomatischen Störungen, Depressionen und süchtigem Verhalten manifestieren.

Vielen Menschen scheint die Bewältigung des eigenen Lebens nur noch möglich zu sein mittels pharmakologischer Manipulation. In die Routinen der Alltagsbewältigung sind pharmakologische Steuerungsmechanismen eingelassen, die die Ablenkung fördern und zugleich die gesellschaftliche Beschleunigungsdynamik anheizen. Analog zu den multioptionalen Lebenskonzepten gibt es auch so etwas wie multioptionale Drogengebrauchskonzepte. Eine der allgemeinen Flexibilisierung der Lebensverhältnisse entsprechende Flexibilität findet sich auch in den Drogengebrauchsmustern; für die Bewältigung der Zumutungen, die von den Flexibilitätsanforderungen ausgehen, steht ein gleichfalls flexibilisiertes Repertoire an psychoaktiven Substanzen und Nutzungsmustern bereit. Dieses wird bei Schmidt-Semisch/Nolte (2000: 16 f.) folgendermaßen illustriert: „Das Koffein in Kaffee oder Tee am Morgen stellt sicher, daß wir möglichst schnell von der Phase der Ruhe in die der Betriebsamkeit übergehen; für schläfrigeren Typen stellt der Pharmamarkt zusätzlich pharmazeutische 'Muntermacher' zur Verfügung; der abendliche Alkohol sichert das Entspannen, die Geselligkeit und schließlich das Einschlafen. Wem der Alkohol nicht genügt, dem bietet die Industrie eine breite Palette an Einschlafhilfen; wer dem Alkohol und dem Nikotin zu sehr zugesprochen hat, kann unter zahlreichen acetylsalicylsäurehaltigen Präparaten, wie etwa Aspirin oder Alka-Seltzer, wählen, um unangenehme Nachwirkungen am Morgen danach zu lindern oder zu beseitigen. Dieselben Präparate werden in der Werbung empfohlen, wenn Kopfschmerzen uns an der Wahrnehmung von Freizeitaktivitäten zu hindern drohen; dem überfüllten Magen wird für die konzentrierte Rückkehr an den Arbeitsplatz das pharmazeutische 'Rennie-räumt-den-Magen-auf' gereicht; und gegen umfassende depressive oder sonstige Verstimmungen halten viele Menschen Psychopharmaka parat. Eine Fülle an psychoaktiven Substanzen also, die praktisch an jeder Ecke käuflich zu erwerben sind und die sicherstellen sollen, dass der Alltag mit seinen unterschiedlichen Anforderungen zu bewältigen ist.“

Der Konsum dieser Substanzen soll als physiologisch-psychologisches Schmiermittel ein jederzeitiges Funktionieren gewährleisten. Nicht alle greifen zu psychoaktiven Substanzen, aber „Drogen sind ein Angebot an alle, die aus dem Takt geraten sind, an alle, die bei der Erfüllung der Zeit-

norm nicht oder nicht mehr mithalten können, an alle, die unter dem Leistungsdruck stöhnen und ächzen und frühzeitig auszubrennen drohen.“ (Amendt 1992: 51)

Wo Individualität nur noch als Residualkategorie verselbständigter gesellschaftlicher Systeme erscheint, trägt der Konsum von Drogen zu einer manipulativen Anpassung der Individuen an den gesellschaftlichen Zustand bei: als Ingredienz der „schönen neuen Welt“ (Huxley) und als Inbegriff einer Fremdsteuerung. Mit Hilfe von Drogen kann ich verlangsamen und beschleunigen, ganz nach Bedarf. Der Konsum legaler und illegaler Suchstoffe komplettiert auf der Ebene der affektiv-motivationalen Antriebsstruktur der Subjekte den historisch neuartigen Integrationsmechanismus, den R. Gronemeyer als „Produktmoral“ bezeichnet hat. Während diese den Effekt hat, „daß in die Produkte das eingebaut wird, was die Menschen von sich aus nicht beitragen wollen“ (R. Gronemeyer 1996: 51), induziert jener auf künstliche Weise, was die Einzelnen aus eigener Kraft nicht mehr bewerkstelligen (können oder wollen): sich zu konfrontieren und auseinanderzusetzen mit den Bedingungen, die seelisches und soziales Leiden erzeugen. Die Bereitschaft, seelisches Unbehagen, Unpäßlichkeiten oder gar Schmerzen zu ertragen, ist offensichtlich gesellschaftlich immer geringer ausgeprägt.<sup>34</sup> Das gesellschaftlich Nicht-Identische wird pharmakologisch abgedeckt und betäubt, noch bevor es sich manifestieren kann.

In der Erlebnisgesellschaft stehen zahlreiche legale und illegale Mittel und Techniken zur Verfügung, um sich in jeden gewünschten Bewußtseinszustand zu versetzen. Die Grenze zwischen Genußmittel und Droge ist dabei immer schwieriger zu ziehen, und auch die Grenzen zwischen Rausch und Normalität sind fließender geworden. Der Rausch ist unter diesen Bedingungen nicht mehr zwangsläufig das gefährliche und unbeherrschbare Andere von Normalität und Nüchternheit. Er stellt auch nicht mehr per se einen Ausnahmezustand dar, mittels dessen sich rationale Gesellschaften von der Regel des eigenen Nützlichkeitsdenkens entlasten und lustvoll außer Kraft setzen, was ansonsten alltäglich gilt: Disziplin und Kontrolle, Ordnung und Vernunft. Vielmehr pluralisiert sich der Rausch zu einer Vielzahl unterschiedlicher Bewußtseinszustände. Er wird zum alltäglichen Instrument, das die Anforderungen des Alltags zu bewältigen hilft. Durch Techniken oder Substanzen können wir uns je nach Bedarf aufputschen oder beruhigen, eu-

---

<sup>34</sup> „Dem ‘Zeitalter des Narzißmus’ (...) wohnt eine Tendenz inne, das Leben auf den puren Mehrwert von Lust und Spaß zu reduzieren und all seine unangenehmen Begleiterscheinungen zu eliminieren. In der Welt des Kokain, der Silikon-Brüste und des Fitneßcenter-Narzißmus sind Schmerz, Traurigkeit, Selbstzweifel und Melancholie nicht gern gesehen und werden schnellstens pharmakologisch getilgt.“ (Eisenberg 2000)

„Das Motto der postmodernen Problementsorger ist denkbar schlicht: Wer Sorgen hat, ist selbst dran schuld! Denn: Wer Sorgen hat, hat auch ... Campari und Kir Royal. Und schließlich fühlt man sich, wie man sich fühlen *will*.“ (Guggenberger 2000: 62; H.i.O.)

phorisieren und stimulieren, narkotisieren oder das Vorstellungsvermögen ankurbeln. (vgl. Hessischer Rundfunk 2001b)

Die Herstellung und Förderung des Wohlbefindens unter Zuhilfenahme psychoaktiver Substanzen schließt nahtlos an Fitneß- und Körperkult und ästhetisierenden Selbstdarstellungswahn an. So wie mentale Zustände und Abläufe mehr und mehr willentlich manipuliert und beeinflusst werden können, so wird auch bei der körperlichen Erscheinung und dem Umgang mit dem eigenen Körper immer weniger dem Zufall überlassen. In einer Gesellschaft, deren normative Zwänge auf äußerliche Perfektion und einen Kult körperlicher Fitneß zielen („fit for fun“), steht ein breites Arsenal an *Life-Style-Drogen* bereit, deren Verwendung ohne große Mühe Wohlbefinden und normierte Schönheit verspricht. Für alles gibt es Pillen und Essenzen: gegen Haarausfall und Falten, um die narzißtische Kränkung des Alterwerdens zu überspielen; gegen altersbedingten Gedächtnisschwund; gegen sexuelle Impotenz; es finden sich Schlankkeitspillen gegen Übergewicht ebenso wie jede Menge Stimmungsaufheller. Gar der natürliche Alterungsprozeß wird heute bereits als behandelbare Krankheit deklariert und durch Hormongaben zu beeinflussen versucht.

In den USA hat die pharmazeutische Industrie mit dem Produkt „Paxil“ ein neues Marktsegment erschlossen: diese Pille hilft bei „Schüchternheit, Blödigkeit, Sinnverlust und Verklemmung“, einem Syndrom, das unter dem diagnostischen Etikett einer „Social Anxiety Disorder“ gebündelt wird. Diese „Sozialangst“, von der - nach Schätzungen medizinischer Experten - allein in den USA zehn Millionen potentielle Käufer der „Pille für Stille“ betroffen seien, verdanke sich dem grassierenden Selbstdarstellungs- und Präsenzwahn in der *exhibitionistischen Gesellschaft*. (vgl. Höge 2001) Der Historikerin Shrivastava zufolge setze dieses Gebot einer *Ego-Kultur* vor allem den Mittelschichtfrauen zu, die von dreierlei Anforderungen eingeschnürt würden: „Einmal vom Schönheits- und Jugendgebot, dann vom Mutterideal und schließlich vom Erfolg im Beruf. Ohne diese Drogen könnten die Frauen nur ein ganz, ganz einfaches Leben führen. Die Natur des Menschen ist vielfach den Anforderungen des modernen Großstadtlebens nicht mehr gewachsen, deswegen muss die Chemie hier helfend eingreifen.“ (zit. nach a.a.O.)

Alles scheint manipulierbar und wirkt doch am Ende bloß wie der verzweifelte „*Versuch*, die Erfahrung der Ortlosigkeit, die schmerzliche transzendente Obdachlosigkeit durch die Errichtung einer künstlichen Ordnung zu vertreiben.“ (Gronemeyer 1998: 32; H.i.O.)

Mit der Errichtung dieser *künstlichen Ordnung* wird die grandiose Selbstgewißheit des individuellen Ichs - in einer Überschätzung der individuellen Bedeutung und Möglichkeiten - zum Garant eines modernen Sicherheitsgefühls. (vgl. Richter 1997: 27) Der im Grunde angstgetriebene Glauben an

eine unendliche Selbsterhöhung des Menschen, von Richter als „Gotteskomplex“ bezeichnet, führt am Ende zur Mißachtung des Leidens.

#### **2.4. Adoleszenzentwicklung und Drogengebrauch**

Zu Beginn der 80er Jahre hat die Projektgruppe TUDrop im Rahmen einer Studie zur *Heroinabhängigkeit unbetreuter Jugendlicher* eine Bestandsaufnahme der professionellen Sichtweisen von Drogenforschern und -praktikern vorgenommen. Dabei kam sie zum Ergebnis, daß diese überwiegend an der Symptomatik (des Konsums und der Abhängigkeit von Substanzen) ausgerichtet seien - mit der Konsequenz, daß jugendlicher Drogenkonsum von vornherein als „eine Variante des nach umfassenderen theoretischen Prinzipien zu analysierenden Drogengebrauchs bzw. der Drogensucht“ begriffen worden sei, nicht aber als „eine neben anderen Möglichkeiten jugendlicher Verhaltensentwicklung.“ (Projektgruppe TUDrop 1984: 33)

Brumlik hat darauf hingewiesen, daß wir bereits seit etwa Mitte der 70er Jahre kategoriale Akzentverschiebungen in der sozialpädagogische Metatheorie bemerken können, die ebenfalls in die Richtung eines Perspektivenwechsels von *den Abweichlern* auf *die Jugendlichen* verlaufen: Die einschlägigen theoretischen Konzepte hätten das Interesse an den *Outcasts* verloren und dafür *die Jugendlichen* entdeckt. Damit einher ging „ein Wechsel in den theoretischen Interessen: An die Stelle von Kapitalanalyse und Devianztheorie traten nun Theorien politischer Kultur, kommunaler Politik und krisenhafter Identitätsentwicklungen.“ (Brumlik 1989: 24)<sup>35</sup> Devianztheoretische Modelle, wie etwa der Etikettierungsansatz, blieben nunmehr gleichsam hinter dem Zeitgeist zurück.

Im Gefolge dieses generellen theoretischen Perspektivenwechsel hat sich das Bild der Drogenkonsumenten und ihrer Nutzungsmuster erheblich ausdifferenziert und gewandelt. Diese werden heute weniger im Paradigma des Devianzmodells (Drogenkonsum als abweichendes Verhalten) als im Kontext *adoleszentärer Entwicklungsprobleme* und *jugendkultureller Phänomene* thematisiert. Bahnbrechend für diese Entwicklung ist zweifelsohne die erwähnte Studie der Projektgruppe TUDrop gewesen, die Drogenprobleme konsequent im Spektrum jugendlichen Problemverhaltens und als Ausdruck spezifischer Belastungen in der Jugendphase interpretiert hat: „Suchtgenese

---

<sup>35</sup> Für die Praxis folgt daraus: „An die Stelle des Kompensationsmodells tritt das Bildungsmodell, an die Stelle faktischer Armut oder faktischer Abweichung die Hoffnung auf die Entfaltung neuer Bedürfnis- und Bewußtseinsstufen. So wird aus Sozialarbeit wieder Sozialpädagogik und der Begriff der Kultur tritt an die Stelle, die einstmals das Begriffspaar Revolution/ Reform einnahm.“ (Brumlik 1989: 25)

Jugendlicher ist nur im Kontext der Jugendentwicklung begreifbar“ (1984: 415), lautete die Schlußfolgerung der Forschergruppe; diese Sichtweise impliziert methodisch eine entwicklungstheoretische Perspektive.

Die Ausrichtung an den Perspektiven der Jugendentwicklung und der Jugendkultur hat einschneidende Folgen für die Thematisierungsweisen des Drogenphänomens gehabt:

- Im Kontext einer Individuumbezogenen Betrachtung hat die Thematisierung des Drogengebrauch im Rahmen adoleszenter Reifungs- und Entwicklungskrisen, aber auch als Spielart adoleszenten *Normalverhaltens*, zunehmende Relevanz gewonnen.
- Im Kontext einer gruppen- und szenenbezogenen Thematisierung wird insbesondere der Gestalt- und Funktionswandel hervorgehoben, der von sub- und gegenkulturellen hin zu jugendkulturellen Mustern der Einbettung des Konsums verläuft. (hierzu vgl. Abschnitt 2.5)

Der Gebrauch legaler und leichterer illegaler Drogen spielt eine wichtige Rolle in der Jugendentwicklung und ist sowohl biographischen Einschnitten wie kulturellem Wandel unterworfen. In bezug auf den Konsum illegaler Drogenkonsum bildet das Jugendalter *die* herausragende *Risikophase* im Lebenslauf. In dieser Lebensphase vollzieht sich der *Einstieg* in den Konsum verschiedener Substanzen; „die Initiation in den Gebrauch legaler Drogen findet hier statt und in diesem Lebensabschnitt wird am meisten mit illegalen Drogen experimentiert.“ (Nordlohne 1995: 18) Denhaltungen, die sich im Jugendalter herausbilden, kommt eine Schlüsselfunktion für Gesundheitsbewußtsein und -verhalten im Erwachsenenalter zu, denn die hier erworbenen gesundheitsrelevanten Einstellungen und Verhaltensweisen sind prognostisch bedeutsam auch für das spätere Verhalten des Erwachsenen.

Wir gehen davon aus, daß Alkoholmißbrauch und auch - zumindest der gelegentliche - Umgang mit illegalen Drogen zu den entwicklungstypischen Lern- und Erfahrungsprozessen im Jugendalter gehören und damit von seiner sozialen und psychologischen Bedeutung mit anderen Formen auffälligen, abweichenden, aber auch ganz alltäglichen Handelns gleichzusetzen ist, die in dieser Lebensphase auftreten, wie Schuleschwänzen, Schwarzfahren, Sachbeschädigung etc.

Illegale Drogen sind heute in einem nie gekannten Ausmaß verfügbar, so daß die heutige Jugendgeneration es aufgrund der Angebotssituation wahrscheinlich schwerer hat als je eine Generation vor ihr, „nein“ zu sagen. „Zur modernen Industriegesellschaft und zum Welthandel gehört, daß heute praktisch an fast jedem Ort der Welt jede Droge erhältlich ist. Seien es Alkohol oder Opiate, Haschisch, LSD, Meskalin, Kokain oder Crack, ‚Speed‘, Amphetamine oder Barbiturate, Schnüffelstoffe, eine Vielzahl ständig neuer Produkte der pharmazeutischen Industrie oder sogenannte Designerdrogen: es gibt nichts, was man nicht fast jederzeit erwerben könnte. Dabei sind die

Grenzen zwischen legalen und illegalen Stoffen ebenso antiquiert wie beliebig, denn sie sagen zwischenzeitlich weder über die Gefährlichkeit noch über die Zugänglichkeit einer Droge irgend etwas aus.“ (Rost 1993: 145)

Trotz der weitreichenden Verfügbarkeit von Drogen werden die meisten Konsumenten nicht süchtig. Es ist deutlich zu unterscheiden zwischen Probierern und Gelegenheitskonsumenten, die ihren - experimentellen - Konsum von illegalen Drogen in ihren Lebensstil und ihr Lebenskonzept einpassen können, sowie Abhängigen bzw. Dauerkonsumenten, die umgekehrt ihren Lebensstil und ihr Lebenskonzept immer mehr dem Konsum anpassen müssen.

Während der Gebrauch von illegalen Drogen zunächst per se als Mißbrauch begriffen wurde, finden wir heute differenziertere Sichtweisen, die Abstufungen von Konsummustern vornehmen und Typologien der Gebrauchsformen erstellen. Einmaliger und gelegentlicher Drogenkonsum von Jugendlichen hat das Stigma eines abweichenden, unmoralischen oder gar kriminellen Verhaltens längst verloren. Hierfür sprechen zwei zentrale Merkmale des Drogenkonsums Jugendlicher, auf die Kreuzer/ Wille (1988: 23 f.) hingewiesen haben, und die auch durch die kriminologische Dunkelfeldforschung belegt werden:

Das eine ist seine *Episodenhaftigkeit*; bei den allermeisten Jugendlichen, die einmal Haschisch probiert oder auch gelegentlich konsumiert haben, entwickelt sich weder eine Delinquenz- noch eine Suchtkarriere; sie sind in der Regel sozial und psychisch unauffällig, ihre Konsumpraktiken bilden eine Variante eines alters- und entwicklungstypischen Risikoverhaltens, das in aller Regel unterhalb der Wahrnehmungs- und Eingriffsschwelle öffentlicher, erst recht strafender, polizeilicher Interventionen verbleibt.

Das andere Merkmal ist die *Ubiquität* von Delinquenz im Jugendalter, womit eine Verteilung der Delinquenz über alle Bevölkerungsschichten und eine Streuung über alle Regionen, unabhängig von städtischen oder ländlichen Strukturen, gemeint ist. Hierbei gibt es freilich deutliche Akzentuierungen: Schichtunabhängig kann sicherlich fast jeder berichten, irgendwann einmal ein beliebiges Delikt begangen zu haben; dennoch sind „unterste Bevölkerungsschichten mit wachsender Häufigkeit und Schwere der Delikte Jugendlicher stärker belastet (...)“ (a.a.O.: 23). Hinsichtlich der regionalen Verteilung ist stärkerer Alkoholumfang in ländlichen Regionen überrepräsentiert, während der Umgang mit illegalen Drogen zumindest zu Beginn ein deutlicher (groß)städtisch geprägtes Phänomen gewesen ist.

Im Wahrnehmungshorizont von Jugendlichen und jungen Erwachsenen löst sich die Grenze zwischen legalen und illegalen/ illegalisierten Drogen zusehends auf; der Umgang zumindest mit (leichten) illegalen Drogen erfolgt häufig ohne Unrechtsbewußtsein.

### **2.4.1. Epidemiologie des Suchtmittelkonsums und substanzspezifische Konsummuster**

Das Erlernen des Umgangs mit legalen Drogen gehört mit zum Spektrum der jugendspezifischen Entwicklungsaufgaben. Die legalen Drogen gelten in modernen Gesellschaften als legitimes Mittel zur Darstellung von Selbstbewußtsein, Persönlichkeit und sozialer Teilhabe. In einer Gesellschaft, in der Drogenkonsum zur kulturellen Ausstattung zählt, ist das Erlernen des Umgangs mit Suchtmitteln eine wichtige Sozialisationsaufgabe. Jugendliche müssen sich - gedanklich und handelnd - mit dem Konsum von legalen Drogen auseinandersetzen, wenn sie nicht als „unmündig“ gelten wollen. Dies gilt insbesondere für männliche Jugendliche: „In wohl allen Kulturen wird der Junge dadurch zum Mann, daß er die Rauschmittel der Alten nun ebenfalls genießen darf.“ (Behr 1982: 102)

Das erste soziale Feld, in dem entsprechende Lernprozesse stattfinden, ist die Familie. Basale Einstellungen zum Umgang mit illegalen Drogen (Probierbereitschaft, Konsum, Ablehnung des Konsums) werden dagegen meist im peer-group-Kontext erworben.

Wer welche Droge wählt und zu welchem Zweck, scheint nicht zufällig zu sein. „Der Griff zur Droge hängt sehr eng mit familiären und außerfamiliären Vorbildern und Einflüssen zusammen. Es gibt zu jeder Droge einen eigenen und besonderen Entwicklungspfad, der situationsbezogen und biographieabhängig sowie lebensgeschichtlich erklärbar ist. Die Wahl einer spezifischen Substanz hängt mit den individuellen Verarbeitungsstilen von Angst und Streß zusammen und auch mit den unterschiedlichen Wünschen, Sehnsüchten und Bedürfnissen, die im Laufe der Lebensgeschichte entwickelt werden.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 46)

Wir registrieren heute einen verbreiteten polyvalenten Drogengebrauch. Lebensstil, Konsumpräferenzen und Angebotsstruktur entscheiden über die Wahl der Droge; funktionale Kriterien geben häufig den Ausschlag dafür, wie welche Drogen miteinander kombiniert werden. Stoffe und Gebrauchsmuster werden, in Abhängigkeit vom jeweiligen Wirkungsspektrum, gezielt auf gewünschte Effekte hin instrumentalisiert. (vgl. Loviscach 1996: 160)

Der *Gebrauch von legalen Drogen* gehört für Jugendliche zur „normalen“ biographischen Erfahrung. Bis zu 30% der ca. 12-17jährigen Jugendlichen sind ständige Raucher. Etwa 20% trinken regelmäßig Alkohol; 4 bis 5% der 15-16Jährigen betreiben entweder schweren Alkoholmißbrauch oder sind gar alkoholabhängig. Männliche Jugendliche konsumieren häufiger regelmäßig Alkohol und haben sowohl früher als auch häufiger Rauscherfahrungen. Nach der Wiederholungsbefragung der BZgA (1994) zur Drogenaffini-



tät Jugendlicher springen zwei Entwicklungen bezüglich des Alkoholkonsums ins Auge:

- ein rückläufiger Anteil von Alkoholkonsumenten an Werktagen und
- ein besonders starker Rückgang des Konsums bei den jüngsten Altersgruppen.

Der Konsum von Alkohol verlagert sich stärker in den Freizeitbereich und ist hier deutlicher durch geselligkeitsfördernde - und entsprechend weniger durch belastungsreduzierende - Funktionen gekennzeichnet. Dennoch: Alkohol ist und bleibt *das* Rauschmittel der Mehrheitskultur. Die bundesdeutsche Bevölkerung hat noch im Jahr 1993 den zweifelhaften Titel eines „Weltmeisters im Trinken“ errungen, mit einem Pro-Kopf-Verbrauch von 11,5 Liter reinen Alkohols.

Während beim Tabakkonsum unter Jugendlichen ebenfalls ein Rückgang zu verzeichnen ist, sind die Zahlen zum Arzneimittelkonsum wenig erfreulich: „Etwa ein Drittel der Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 17 Jahren greift wöchentlich zu Medikamenten unterschiedlichster Art (Kopfschmerzmittel, Erkältungs- und Grippemittel, Beruhigungsmittel).“ (Nordlohne 1995: 18)

Regelmäßiges Rauchen im Jugendalter stellt oft einen Indikator für subjektiv erlebte Problemlagen dar: Jugendliche Raucher zeichnen sich durch geringere Leistungsorientierung und geringere Ich-Stärke aus. Sie sind häufig mit besonderen Schwierigkeiten in der Schule wie in der Familie konfrontiert, die nicht zuletzt auch die Folge ihres eigenen Verhaltens sein können. Dennoch bilden die Raucher keine homogene Gruppe. Sie setzen „sich einmal aus Heranwachsenden mit einem ausgeprägten Kompensationsbedürfnis für ihre persönlichen Probleme“ (Fend 1990: 165) zusammen; auf der anderen Seite aber finden sich auch intellektuelle Jugendliche mit dem Bedürfnis, sich demonstrativ von der offiziellen Kultur zu distanzieren. Soziographischen Kriterien zufolge ist der Zeitpunkt des Einsteigens in den Nikotinguß „in hohem Maße vom Bildungsniveau abhängig: Von den 13jährigen Hauptschülern rauchen ca. 15% täglich 3 und mehr Zigaretten, von den Gymnasiasten nur 2,5%. Mädchen beginnen zwar etwas später zu rauchen, sie überholen die Jungen aber ab dem 14. Lebensjahr“ (a.a.O.: 156).

Die Wahl einer bestimmten Zigarettenmarke hilft, die eigene Identität darzustellen und sich von den anderen abzuheben. „Rauchen ermöglicht Anpassung und Abgrenzung zugleich - Ausdrucksformen, die besonders für Jugendliche interessant sind. Rauchen stellt sowohl einen Akt der Konformität mit der Erwachsenenwelt dar als auch ein Aufbegehren gegen Normen und Autorität der Erwachsenen.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 50 f.)

Alkoholbezogene Trinksitten werden im familiären Kontext eingeübt. Einen entscheidenden Aspekt stellt die „Männlichkeitsattitüde“ dar, die mit dem

Konsum verbunden ist: „Bei der Bildung komplexer Schemata im Umgang mit alkoholischen Getränken kommt (...) dem Vater bzw. ganz generell männlichen Modellen eine entscheidende Bedeutung zu, und Kinder begreifen schon sehr frühzeitig Alkoholkonsum, insbesondere Trunkenheit, als Teil der männlichen Rolle.“ (Vogt 1984: 232)

Die Familie besitzt einerseits eine Vorbildfunktion hinsichtlich der Konsumgewohnheiten, andererseits aber auch eine Kontrollfunktion hinsichtlich des Zugangs zu psychotropen Substanzen. (vgl. Fünfter Familienbericht 1994: 258) Wenn sich auch nur ein kleiner Bruchteil der Konsumenten legaler Drogen später auch illegalen Substanzen zuwendet, so ist der Konsum legaler Drogen doch regelmäßig Voraussetzung für den Kontakt zu illegalen. „Sowohl Tabak als auch Alkoholika, also die legalen Drogen, erweisen sich (...) eindeutig als Wegbereiter für den Konsum von illegalen Drogen. Die deutlichsten Vorreiterfunktionen spielen dabei die leichten Alkoholika.“ (Engel/ Hurrelmann 1989: 181) Kinder und Jugendliche, die erste Erfahrungen mit alkoholischen Getränken oder auch mit anderen psychoaktiven Substanzen gegen den Willen ihrer Eltern und ohne deren Wissen gesammelt haben, gebrauchen diese eher in nichtintegrierter Form und greifen auch eher zu illegalen Drogen, um damit den Protest gegen Normen der Erwachsenenkultur zu symbolisieren.

Die Aufnahme und Festigung des Alkoholkonsums geschieht in Gleichaltrigengruppen, in denen ein Konformitätsdruck besteht. Insbesondere bei mangelnder Anerkennung und Enttäuschungserlebnissen in Familie und Schule sowie bei empfundener Benachteiligung bezüglich der Verfügung über Statusgüter und finanzielle Ressourcen suchen Jugendliche soziale Anerkennung und Verständnis in Gleichaltrigengruppen. Werden dort legale Drogen instrumentell-kompensierend gebraucht, dann gewinnt der Griff zu Zigaretten und Alkohol die Qualität einer Konformitätshandlung. „Grundsätzlich gilt: Jugendliche, die sich individuell oder als Gruppe in einer unterprivilegierten und prestigieniedrigen sozialen und psychischen Lage fühlen, greifen eher zu den ‚Kompensationsmitteln‘ Alkohol und Tabak als andere. Sie wollen mit diesem Konsum sich selbst und anderen demonstrieren, daß sie an einer von ihnen für das Erwachsenenalter für typisch gehaltenen Handlung bereits teilnehmen, und versuchen, sich durch eine demonstrative Handlung ‚aufzuwer-ten‘, indem sie ein Insignium der ‚mächtigen‘ Erwachsenenwelt nutzen.“ (Nordlohne 1995: 25) Suchtmittelbezogenes Problemverhalten kann demzufolge als Vehikel fungieren, eine positive Selbstbewertung wiederzuerlangen oder auch überhaupt erst zu erreichen. Intensiver Alkoholgenuß kann ein Symptom für persönliche Kontakt- und Beziehungsprobleme sein, die durch eine betont enge Anlehnung an die und Identifizierung mit den Normen der Clique kompensiert werden.

Ein gewissermaßen „weibliches Pendant“ zum Alkoholkonsum stellt der Medikamentengebrauch dar (an der Spitze Erkältungs- und Schmerzmittel):

Mädchen „sind die häufigeren Arzneimittelkonsumenten und wählen mit dem Medikament die stille unauffällige Form der Verarbeitung ihrer Befindensstörung“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 57), von Angst, innerer Unruhe, Abgespanntheit und depressiven Verstimmungen, die häufig Ausdruck von Erschöpfung sind. Beim Medikamentenkonsum handelt es sich um eine Form der Substanzeneinnahme, die dem traditionellen Rollenbild von Mädchen und Frauen besonders entspricht.

Von Kindern und Jugendlichen werden Medikamente häufig ohne ärztliche Begleitung und Aufsicht genommen, aber auf Betreiben der Eltern hin, die hierin die schnellstmögliche Hilfe bei Befindlichkeitsstörungen erblicken. „14% der 12- bis 24-jährigen nehmen nach eigenen Angaben täglich und 52% gelegentlich Medikamente in Eigeninitiative ein. Sie tun dies ohne zwingenden medizinischen Grund, auf Anraten oder nach dem Vorbild der Eltern und meistens ohne ärztliche Verordnung.“ (a.a.O.: 56)

Als besonders problematisch am Medikamentengebrauch im Kindes- und Jugendalter erachten Hurrelmann / Bründel, daß der eigene Körper und das emotionale und psychosoziale Befinden durch die selbstgesteuerte Zufuhr von chemischen Substanzen als beliebig manipulierbar begriffen werden. „Kritisch läßt sich deswegen sagen: Die meisten Arzneimittel werden heute in den Mustern ihrer Nutzung wie eine Droge konsumiert. Jugendliche erlernen eine mechanisch-pharmakologische Reaktion auf Anspannung, Frust und Streß, nach dem Motto: ‚Hast du ein Problem, dann greife in den Arzneimittelschrank.‘ Mit Hilfe von chemischen Substanzen manipulieren Jugendliche ihre Befindlichkeit, ohne die eigentlichen Ursachen für das mangelhafte Wohlbefinden zu bearbeiten. Sie versäumen es, sich produktiv mit Anforderungen und Spannungszuständen auseinanderzusetzen und gewöhnen sich ein völlig falsches Verständnis von Problem- und Lebensbewältigung an.“ (a.a.O.: 58)

Im Ansteigen begriffen ist die Zahl der tablettensüchtigen Männer: In einem immer härter werdenden Berufsalltag mit wachsenden Anforderungen, wo allein der Erfolg zählt, stehen nicht wenige gestreßte Manager, leitende Angestellte und Selbständige ihren Berufsalltag nur „gedopt“ durch. Der Gebrauch von Aufputzmitteln hilft, keine Schwächen zu zeigen.

Der *Konsum illegaler Drogen* bildet zunehmend ein selbstverständliches und eigenständiges Erfahrungsfeld auf dem Weg zum Erwachsenwerden, wo Grenzen ausgelotet und ausgetestet werden. Durch Normverstöße und Grenzüberschreitungen werden negative Sanktionen provoziert. Insbesondere im Kontext von Ablösungs- und Individuationsprozessen spielt der Konsum von illegalen Drogen eine große Rolle; denn der Umgang mit Drogen ist beim ambivalenten, von Nachahmung wie Protest geprägten Übergang des Kindes zum Erwachsenenstatus „immer noch einer der wirksamsten

Schocks, die Jugendliche und Heranwachsende ihren Eltern und ihrer sozialen Umgebung versetzen können.“ (Stöver 1994: 61).

Die von Jugendlichen und jungen Erwachsenen bevorzugten Substanzen sind *Cannabisprodukte* sowie seit den neunziger Jahren die synthetischen Substanzen, die unter der Sammelbezeichnung *Ecstasy* geführt werden; wir konzentrieren uns in der folgenden Darstellung daher auf diese.

Ein Viertel der 12 - 25Jährigen lehnt den Konsum von Haschisch gänzlich ab, bei Kokain sind es 94% und bei Heroin 97%. Gar 80% der Jugendlichen lehnen ab, wenn sie zum ersten Mal illegale Drogen angeboten bekommen. Besonders häufig wird die soziale Unterstützung gleichaltriger Freunde als Ablehnungsmotiv genannt. Umgekehrt wird die Drogenannahme ebenfalls durch peer-group-Bindungen begünstigt. „In der sich bei privaten Gelegenheiten treffenden Freundesgruppe ist die Bereitschaft, Drogen zu nehmen, offenbar größer als in halböffentlichen Situationen (Disco, Kneipe, Schule), in denen Drogenangebote weniger leicht zum Konsum führen.“ (BZgA 1994: 92)

Die langfristige Entwicklung des Anteils der 12- bis 25-jährigen westdeutschen Jugendlichen, die über Erfahrungen mit illegalen Drogen verfügen (Lebenszeitprävalenz), ist von Mitte der siebziger Jahre bis zum Ende der achtziger Jahre relativ konstant (bei ca. 17%) und steigt in den neunziger Jahren auf 22%, wobei sich seit 1993 insbesondere die Drogenerfahrung bei den 12-17jährigen und den weiblichen Jugendlichen erhöht. Die zuvor über Jahrzehnte zu beobachtende Geschlechterdifferenz ist beim Cannabiskonsum Mitte der neunziger Jahre annähernd aufgehoben, und Ecstasy wird von Jugendlichen beiderlei Geschlechts in gleichem Ausmaß konsumiert. Die Drogenerfahrung der 12- bis 25-Jährigen in Ostdeutschland hat sich bei den illegalen Substanzen von 6 auf 17% nahezu verdreifacht. Dies hängt auch damit zusammen, daß der Anteil Jugendlicher, denen Drogen angeboten wurden, seit 1993 deutlich angestiegen ist (von 17 auf 33%). Der Anteil derer, die aktuell regelmäßig illegale Drogen konsumieren, ist in Westdeutschland in den neunziger Jahren konstant geblieben und liegt bei ca. 3%.

Die Quote der Jugendlichen, die Erfahrungen mit Cannabisprodukten (Haschisch/ Marihuana) - den in unserem Kulturkreis am meisten verbreiteten illegalen Drogen - haben, wird für die Altersgruppe der 14- bis 25-Jährigen auf mindestens 20% geschätzt. Seit 1990 hat die Probierbereitschaft nicht nur von Cannabis (von 18 auf 25%), sondern auch von Ecstasy (von 2 auf 13%) und Amphetaminen (von 4 auf 7%) zugenommen. (vgl. Pressemitteilung des Bundesministeriums für Gesundheit 1998: 1)

Synthetische Drogen wie Ecstasy, die leicht verfügbar und relativ billig sind, stoßen auf wachsendes Interesse. „Ecstasy hat in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum von etwa zehn Jahren eine weite Verbreitung erfahren und

steht an zweiter Stelle der am häufigsten konsumierten Substanzen.“ (Kraus/Töppich 1998: 129)<sup>36</sup>

Die erste illegale Droge, die in der Lebensspanne konsumiert wird, ist in aller Regel Cannabis. Der Konsum wird meist zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr aufgenommen und erfolgt in vielen Fällen im Sinne eines Probier- und Experimentierverhaltens, das etwa bei einem Drittel der Konsumenten dann in Gewöhnung und/ oder Abhängigkeit umschlägt. Der Probierkonsum von Cannabis kann als Inbegriff eines jugendtypischen *Risiko-verhaltens* gelten (s.u.), bei dem es zentral um das Überschreiten von Grenzen und - in diesem Fall auch - von Gesetzen geht.<sup>37</sup>

Für die Bewertung der Funktion und eine Einschätzung möglicher Folgen des Konsums von Cannabisprodukten dürfte entscheidend wichtig sein, nach welchem Muster und in welcher Frequenz Cannabisprodukte individuell konsumiert werden.<sup>38</sup> Tossmann u.a. (1993) haben diesbezüglich zwischen Probierern, Gelegenheits-, Gewohnheits- und abhängigen Konsumenten unterschieden. Sie differenzieren unterschiedliche Konsummuster sowie relevante personabhängige, sozialisatorische, situationale und soziale Determinanten für die jeweiligen Konsummuster. Demzufolge bildet die Gruppe problembehafteter Konsumenten eine vergleichsweise kleine Teilgruppe aller Cannabiskonsumenten.

#### Die Konsummuster im einzelnen:

<sup>36</sup> 1990 hatten nach einer Repräsentativbefragung 16,3% aller 12-39jährigen Personen in der Bundesrepublik Deutschland (nur alte Bundesländer) zumindest einmal im Laufe ihres Lebens (Lifetime-Prävalenz) illegale Drogen konsumiert. Das sind 3,7 Millionen Bundesbürger. Bei zwei von drei Konsumenten handelt es sich dabei ausschließlich um Erfahrungen mit Cannabisprodukten, also Haschisch oder Marihuana. Man rechnet bei Cannabis damit, daß eine Gruppe von rund 2,1 Mio. Personen innerhalb der letzten 12 Monate mindestens einmal Cannabis konsumiert hat. Eine Teilgruppe von 270 000 Personen hat in den letzten 30 Tagen Cannabis zwanzig- bis dreißigmal benutzt.

Schätzungsweise kann von einem Kreis von 250 000 bis 300 000 Personen ausgegangen werden, die *harte* illegale Drogen (d.h. illegale Substanzen mit der Ausnahme von Cannabis, d.h. Heroin, Kokain, Crack, Amphetamine, LSD etc.) konsumieren. In vielen Fällen handelt es sich um Konsum, Mißbrauch und Abhängigkeit von mehreren Stoffen, um sog. „polyvalenten Konsum“ bzw. „Polytoxikomanie“. In dieser Gruppe befinden sich etwa 100 bis 150 000 Menschen, die diese harten Drogen mindestens hundertmal in den letzten 12 Monaten bzw. intravenös konsumiert haben und daher als Drogenabhängige angesehen werden müssen. (vgl. Holz/ Leune 1998: 158)

<sup>37</sup> Die Mehrzahl aller Cannabiskonsumenten (57%) hat diese Substanz höchstens fünfmal in ihrem Leben probiert. Weitere 17% der Cannabiserfahrenen hatten maximal zwanzigmal und 8% bis zu neununddreißigmal im bisherigen Leben Cannabisprodukte konsumiert. Lediglich knapp ein Fünftel (18%) aller Personen, die jemals Cannabis konsumiert haben, tat dies häufiger als 39mal. (vgl. Tossmann u.a. 1993: 146)

<sup>38</sup> Auf die gesundheitlichen Risiken des Cannabiskonsums wird hier nicht im Detail eingegangen; vgl. dazu u.a. Hurrelmann/ Bründel 1997: 60.

*Probier- oder Experimentierkonsum* von Cannabis bei Jugendlichen gilt als entwicklungsadäquates Verhalten, das einem jugendtypischen Neugierverhalten entspricht; es knüpft an die Neigung zu risikoverbundenen und herausfordernden Verhaltensweisen (*sensation seeking*) an. „Wichtige Voraussetzungen für den Probierkonsum von Cannabis sind spezifische soziale Netzwerke, in denen cannabiskonsumierende Netzwerkmitglieder, als Modelle bzw. Vorbilder für einen angenehmen, genußvollen Cannabiskonsum dienen, und in denen zugleich die Verfügbarkeit garantiert wird.“ (Tossmann u.a. 1993: 148 f.)

*Gelegenheitskonsum* ist verknüpft mit spezifischen auslösenden Gelegenheiten (Partys, bestimmte Kinofilme, Lagerfeuer o.ä.). Den Gelegenheitskonsumenten geht es in aller Regel um Lustgewinn, um die Steigerung des eigenen Wohlbefindens; es stehen also ähnliche hedonistische Motive im Vordergrund, wie sie uns im Zusammenhang mit kontrolliertem, sozial integrierten Alkoholkonsum bekannt sind. Bei Gelegenheitskonsumenten handelt es sich in der Regel um „psychosozial *unauffällige integrierte junge Menschen*,(...)“ (a.a.O.: 149; H.i.O.)

*Gewohnheitskonsum* ist deutlich stärker davon abhängig, daß die individuelle Verfügbarkeit von Haschisch gesichert ist bzw. bleibt. Jugendliche, die regelmäßig oder gar täglich Cannabis konsumieren, haben daher häufiger Kontakte zu anderen Drogenkonsumenten und weniger Freunde und Bekannte unter Abstinente; dadurch sind sie in stärkerem Maße in Drogenszenen eingebunden. Von entscheidender Bedeutung ist, daß der tägliche Konsum von Cannabis offensichtlich einer anderen Motivlage folgt als der gelegentliche oder der experimentelle Konsum. „Cannabiskonsum bekommt hier einen festen Platz im Vollzug des Alltags und häufig die Funktion, das eigene Wohlbefinden zu regulieren bzw. zu stabilisieren. (...) Der Konsum hat die Funktion, Anspannungen abzubauen bzw. sozialen Hemmungen oder Langeweile entgegenzuwirken.“ (a.a.O.: 150) Beim Gewohnheitskonsum geht es im Vergleich zu den beiden anderen erwähnten Konsummustern weniger darum, positive Gefühle zu verstärken, als darum, negative Gefühle zu vermeiden. Gewohnheitsmäßig Konsumierende weisen im Schnitt geringere Leistungsorientierung und Durchsetzungsvermögen auf, haben häufiger Probleme mit der Berufsausbildung und der Arbeit und sind weniger selbst-bewußt.

*Abhängiger Konsum* schließlich kann sich einstellen bei anhaltendem regelmäßigem/ täglichem Konsum von Cannabis. Abhängige Cannabiskonsumenten bilden eine besondere Gruppe unter den Gewohnheitskonsumenten. Cannabisabhängigkeit ist in der WHO-Klassifikation als spezifischer Abhängigkeitstyp definiert.

Um das Gefährdungspotential des Cannabiskonsums zu beurteilen, sind die Beweggründe für den Erstkonsum zu unterscheiden von Risikofaktoren für den fortgesetzten bzw. problembehafteten Dauerkonsum. Für den Einstieg oder den Erstkonsum sind interpersonelle und situationale Faktoren von ausschlaggebender Bedeutung. Das wichtigste aktuelle Motiv für den Beginn mit dem Konsum (Probier-Motivation) bildet meist die Neugier und der

Wunsch, die Wirkung einer Droge kennzulernen und interessante und erlebnisreiche Gefühlszustände zu durchleben. Dauerkonsum wird dagegen eher dem Einfluß intrapersoneller Variablen zugeschrieben; hier steht die Vermeidung bzw. Abmilderung unlustzeugender innerer Spannungszustände im Vordergrund. Suchtmittel werden durch den Konsumenten als „chemische Krücke“ eingesetzt, um seelische oder soziale Konflikte - scheinbar - zu lösen. Diese motivationale Voraussetzung findet sich vor allem bei denjenigen Jugendlichen, die über ein gering ausgeprägtes Selbstwertgefühl verfügen und die Defizite im sozialen Kontaktbereich und/ oder im Leistungsbereich erleben. Wichtige zusätzliche Bedingungen für den fortgesetzten Konsum sind aber auch die Anerkennung seitens der Bezugsgruppe sowie die wahrgenommene positive Wirkung des Konsums bei anderen (Modellernen).

Die amerikanischen Psychologen Shedler und Block haben in einer prospektiven Längsschnittstudie ermitteln können, daß aus einem Sample von 130 Kindergartenkindern sich später, als diese Kinder 18 Jahre alt waren, etwa drei gleich starke Gruppen herauskristallisierten, was ihre Einstellungen und Verhaltensweisen in bezug auf den Konsum illegaler Drogen betraf:

- die „Experimentierer“, die gelegentlich, aber nicht öfter als einmal im Monat Cannabis konsumierten;
- die „User“, die mindestens einmal in der Woche einen Joint durchzogen sowie Erfahrungen mit mindestens einer weiteren illegalen Droge besaßen;
- die „Abstinenzler“, die Drogen gänzlich ablehnten.

Die psychisch und sozial unauffälligste und am meisten intakte Gruppierung war die der „Experimentierer“. Sie befanden sich mit ihrer Neugier auf Grenzerfahrungen auf der Höhe jugendkultureller „Normalität“ und benötigten die Droge „nicht als Ventil für emotionale Not oder Kompensation für einen Mangel an echten Beziehungen.“ (zit. nach Barth 1991: 76) Die „Abstinenzler“ hingegen erwiesen sich „als ängstliche Charaktere mit einem unterentwickelten Potential für emotionale Befriedigung und Freundschaft, Wärme und Nähe.“ (zit. nach a.a.O.: 76) Sie neigten zum Moralisieren, wobei sich aber ihre Drogenablehnung in erster Linie aus ihrer überkontrollierten Wesensart begründete. Eine problematische Gruppierung bildeten die „User“, bei denen es sich um verstörte und seelisch angeknackste Jugendliche handelte, die mit den Drogen ihre Gefühle von Isolation und Versagen betäubten.<sup>39</sup>

---

<sup>39</sup> Schacke hat im Rahmen einer Feldstudie zum Drogengebrauch in einer mittelständisch-ländlichen Region Deutschlands eine heterogene Haschischkonsumentenpopulation vorgefunden. In dieser lassen sich die folgenden, häufiger anzutreffenden Konsumententypen unterscheiden:

- A. Jugendliche Gelegenheitskonsumenten, die aus Neugierde, Erlebnishunger oder aus einem „Imponiergehabe“ heraus Haschisch konsumieren.
- B. Sozial integrierte Konsumenten mit unauffälligen Lebensvollzügen (sogen. „Überzeugungskonsumenten“).

Aus vorliegenden Untersuchungen lassen sich Bedingungsfaktoren für fortgesetzten (gelegentlichen oder gewohnheitsmäßigen) Konsum herausfiltern (vgl. Tossmann u.a. 1993: 152 f.). Als besonders drogengefährdet müssen demnach gelten:

- Jugendliche, die stark in ein drogenkonsumierendes Netzwerk Gleichaltriger eingebunden sind und ihre soziale Unterstützung hauptsächlich in diesem erfahren;
- Probierer, die subjektiv gute (gefühlsmäßige) Erfahrungen mit dem Konsum gemacht haben, bei denen die Verfügbarkeit über die Substanz gesichert ist und wo zumindest eine Person aus der Bezugsgruppe den Cannabiskonsum ebenfalls über das Experimentierstadium hinaus fortsetzt;
- Jugendliche mit einer Selbstwertproblematik (insbesondere dann, wenn ein Motiv des Konsums in dem Wunsch begründet ist, das eigene Selbstwertgefühl zu erhöhen).

Im Vergleich zu Gelegenheitskonsumenten und ehemaligen Konsumenten haben Gewohnheitskonsumenten von Haschisch bzw. Cannabisabhängige „häufig *verhältnismäßig früher* mit dem Konsum von Zigaretten, Alkohol und Marihuana begonnen. (...) Sie hatten zugleich häufiger einen problematischen *Familienhintergrund*. (...). Es muß auch davon ausgegangen werden, daß der Entwicklung eines problematischen Haschischkonsums spezifische Persönlichkeitsdispositionen (Grundstörungen) zugrundeliegen. (...) D.h. der regelmäßige Konsum von Haschisch ist auch als *Folge* psychosozialer Konflikte aufzufassen (...). So wiesen junge Erwachsene mit einem hohen Konsum von Cannabis häufig schon in ihrer Kindheit bzw. Jugend Symptome von Angst, Depressivität, einen Mangel an sozialer Kompetenz, an sozialer Integration und emotionale Labilität (...) auf.“ (a.a.O.: 153; H.i.O.)<sup>40</sup>

Ecstasy war ursprünglich die Bezeichnung für die Substanz MDMA (Methylendioxy-Methamphetamin), ist inzwischen aber zu einem Sammelbegriff für verschiedene Substanzen mit einem recht ähnlichen Wirkungsspektrum geworden. (vgl. auch Gerhard 2000: 467) Obwohl diese Substanz, die bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts synthetisiert wurde, der Gruppe der

- 
- C. Junge Erwachsene, die massiv psychisch abhängig sind und umfangreiche kriminelle Aktivitäten entfalten, die der Sicherung des Lebensunterhalts und auch der Drogenbeschaffung dienen.
  - D. Erwachsene Konsumenten mit langjährigem Konsum, die in einem allmählich fortschreitenden Prozeß aus Bildungs- und Berufskarrieren aussteigen oder herausfallen. Bei diesen ist der Haschischkonsum in die Steuerung emotionaler Vorgänge und in den Lebensstil fest und zum Teil prägend eingebunden. (vgl. Schacke 1991: 232 f.)

<sup>40</sup> Gleiches gilt im übrigen für problematischen Alkoholkonsum: „Wiederholter exzessiver Alkoholkonsum von Jugendlichen ist häufig ein Indikator dafür, daß die Betroffenen sich in ihrer Familie mit einer Reihe von Schwierigkeiten auseinandersetzen müssen, mit denen sie nicht fertig werden.“ (Vogt 1984: 234)



„Designer-Drogen“<sup>41</sup> zugerechnet wird, ist sie weder als Reaktion auf das Verbot anderer, ähnlicher Substanzen erfunden noch eigens unter modischen Aspekten entworfen worden; daher ist Ecstasy eigentlich keine „Designer-Droge“ im engeren Sinne. Seit dem 1.8.1986 unterliegt Ecstasy dem Betäubungsmittelgesetz (BtmG) als nicht verkehrsfähiges Betäubungsmittel.

MDMA ruft sowohl eine amphetamintypische *Aktivierung und Stimulierung* als auch eine geringe *halluzinogene*, d.h. sinnestäuschende und bewußtseinsverändernde Wirkung hervor und führt zu einer als wohltuend erlebten Entspannung. Ecstasy erleichtert einerseits den Kontakt zu den eigenen Gefühlen, Gedanken und Sinnesreizen und fördert andererseits den Kontakt zu anderen Menschen. Die Ecstasywirkung erzeugt ein „In-sich-Hineinversinken“ bei gleichzeitiger Steigerung der Kontaktfreudigkeit, Stimulierung der Gefühle, Intensivierung der Sinnesreize. Unter dem Einfluß von Ecstasy entwickeln Menschen ein beträchtliches Vermögen, auf andere einzugehen (Empathie) sowie die Fähigkeit, ihr Herz zu öffnen; letzteres ist auch als „Heartopener“- („Herzöffner“-) Effekt beschrieben worden. Konsumenten berichten, man fühle sich „auf Pille“ glücklich, sei sozial, sehr freundschaftlich und den anderen Menschen zugewandt, Hemmungen und Ängste würden verschwinden. Das spezifische Wirkungsspektrum von Ecstasy führte zu dem Vorschlag, MDMA einer neuen Substanzklasse, den Entaktogenen (= „das Innere berührende Drogen“) zuzuordnen.<sup>42</sup>

Die Hauptkonsumentengruppe dieser Drogen sind Jugendliche und junge Erwachsene. Epidemiologischen Untersuchungen zufolge gebräuchlich in

---

<sup>41</sup> Als *Designerdrogen* werden solche Rauschmittel verstanden, die von Chemikern (im weitesten Sinne des Wortes) mit einigen wenigen, fast immer legalen, Chemikalien synthetisierend hergestellt werden - entweder von natürlichen Substanzen abgeleitet, oder - ganz ohne natürliche Grundlagen - auf dem Papier errechnet (designed). In einer pharmakologisch-forensischen Perspektive versteht man unter Designer-Drogen „Substanzen, welche die rauscherzeugende Eigenschaft einer psychotrop wirksamen Substanz enthalten, die der strafrechtlichen Verfolgung unterstellt ist und deren Molekularstruktur infogedessen geringfügig abgeändert wurde, um eben diese justitielle Konsequenz zu umgehen. Im ‚Idealfall‘ führen Designer-Drogen also die Rauschwirkungen der Herkunftssubstanzen herbei, ihr chemischer Aufbau wird aber von Drogengesetzen nicht erfaßt.“ (Thomasius 2000a: 99)

<sup>42</sup> „Der Rausch führt zu einer allgemeinen Stimulierung und Euphorisierung. Es entstehen intensive Gefühle von Nähe zu anderen Menschen. Die Kommunikationsbereitschaft ist erhöht, Kontaktbedürfnisse werden gesteigert. Die Unterscheidungsfähigkeit zwischen der eigenen Person und der Umwelt, zwischen Selbst und Nichtselbst, ist herabgesetzt. Einige Konsumenten berichten sogar über ekstatisch-mystische Verschmelzungserlebnisse. In vielen Fällen gehen diese Veränderungen im interpersonalen Erleben außerdem mit einer Steigerung des Selbstwertgefühls und Selbstbewußtseins einher. Darüber hinaus beschreiben die Konsumenten eine Zunahme ihrer Introspektionsfähigkeit, das heißt also, einen verbesserten Zugang zu den eigenen Gefühlen, Stimmungen und Konflikten. Halluzinatorische Effekte fehlen beim E.-Rausch weitgehend. Die Selbstkontrolle bleibt erhalten. Wahrnehmungsveränderungen sind aber recht häufig (verschwommenes Blickfeld, Nachbilder, Geräuschempfindlichkeit etc.)“ (Thomasius 2000b: 170 f.) Zu den Risiken und Gefahren des Konsums dieser Substanz vgl. Gerhard 2000: 467 f..

Deutschland zwischen zwei und vier Prozent der Altersgruppe der 15- bis 25-Jährigen Ecstasy. Seit Beginn der 90er Jahre registrieren wir eine Verdreifachung des Konsums, wobei sich das Einstiegsalter in immer jüngere Altersgruppen vorverlagert (bei Mädchen manchmal 12 – 13 Jahre, bei Jungen ein bis zwei Jahre später). Am häufigsten wird Ecstasy (ebenso wie Amphetamine, LSD und Kokain) von den 16- bis 18-Jährigen konsumiert.

Der Anteil von Frauen unter den Ecstasykonsumenten ist mit ca. 50% vergleichsweise hoch; in der Altersgruppe bis zu 18 Jahren überwiegen sogar deutlich die Mädchen bzw. Frauen. Die besondere Attraktivität von Ecstasy für das weibliche Geschlecht ist am ehesten auf den unauffälligen und angepaßten Charakter („Medikamenten-Touch“) sowie auf die appetitzügelnden und gewichtsmindernden Wirkungen dieser Substanz zurückzuführen. Ein weiterer Aspekt besteht darin, daß es Mädchen und Frauen im Rahmen von Technoveranstaltungen eher möglich zu sein scheint, sich ungezwungen und frei von Anmache zu bewegen.

Die Gruppe der Ecstasy-Gebraucher ist keineswegs homogen. Wir können unterscheiden (nach Thomasius 2000b: 173):

- |                           |   |
|---------------------------|---|
|                           | Anteil am Gesamt aller Ecstasy-Konsumenten: |
| • Experimentierer         | (20 – 40%)                                  |
| • Gelegenheitskonsumenten | (30 – 65%)                                  |
| • Dauerkonsumenten        | ( 5 – 20%)                                  |

Die meisten Ecstasy-Konsumenten der ersten beiden Kategorien sind sozial gut integriert und gehen einer regelmäßigen Arbeitstätigkeit nach oder befinden sich in Schul- und Berufsausbildung. Sie zeichnen sich überwiegend durch eine ausgeprägte Leistungsorientierung aus, sind keine „Aussteiger“ aus der Gesellschaft, sondern „Einsteiger“. Für sie stellt der Konsum von Ecstasy ein gelegentlich genutztes Vehikel routinierter Alltagsbewältigung dar.

Die Gruppe der Gelegenheitskonsumenten weist zyklische Gebrauchsmuster auf. Ecstasy wird hier an den Wochenenden in Diskotheken und im Rahmen von Tanzveranstaltungen als „Freizeitdroge“ eingenommen, die temporär in eine schillernde, bewußt als Kontrast zum „öden“ Alltag erlebte Partywelt entführt.<sup>43</sup>

Dauerkonsumenten versuchen innerseelische oder soziale Konflikte gezielt durch den Gebrauch von Ecstasy und anderen synthetischen Drogen zu lösen; für sie hat der Konsum die Qualität einer psychosozialen Bewältigungs-

---

<sup>43</sup> Bei einer Untergruppe finden sich exzessive Gebrauchsmuster: Einer Untersuchung des Max-Planck-Instituts zufolge nahmen immerhin 17% der Ecstasy-Konsumenten das Mittel mindestens drei- bis viermal in der Woche. Die weit überwiegende Mehrheit der Ecstasy-Konsumenten (ca. 90%) sind zudem sogenannte Mehrfachkonsumenten, d.h. sie weisen Erfahrungen mit Cannabis, Amphetaminen und u.U. zusätzlich mit LSD und Kokain auf.

strategie. „In diesem Fall wird die Entwicklung nichtsüchtiger Bewältigungsstrategien immer stärker behindert. Hier droht die Gefahr einer Gewöhnung an das Suchtmittel, schlimmstenfalls der Einstieg in eine Drogenkarriere. Wenn sich im weiteren Fortlauf bei dieser schwerstbetroffenen Konsumentengruppe psychiatrische Komplikationen manifestieren, dann in Folge eines komplexen dynamischen Prozesses, in den vielfältige Faktoren einwirken (Vererbungsanlagen, frühkindliche Bindungserfahrungen, Erziehungs- und Kommunikationsstile, seelische Traumata und deren Bewältigungsmöglichkeiten, soziale Aspekte, Rauschmittelzusammensetzung etc.)“ (Thomasius 2000b: 172)<sup>44</sup>

#### **2.4.2. Drogengebrauch als Identitätssuche und als problematische Form der Lebensbewältigung**

Drogengebrauch ist ein Ausdruck von kulturellen Suchbewegungen Jugendlicher auf dem Weg zu einer eigenen Identität; die Einbindung in Gleichaltrigengruppen unterstützt hierbei die Identitätsfindung. Gleichaltrigengruppen spielen im Prozeß der Lösung von der Herkunftsfamilie und der Ausbildung von Drogenaffinitäten und -präferenzen eine wichtige Rolle. Einer solchen Gruppe anzugehören, ist für Jugendliche um so wichtiger, je mehr sie Rückhalt und Verständnis in der Familie entbehren müssen. „In diesem Zusammenhang kann abweichendes Handeln, besonders auch Drogengebrauch, zum Symbol der Zugehörigkeit zur Gleichaltrigengruppe und zugleich der Distanz zur Herkunftsfamilie sowie zu den Verboten der Erwachsenenwelt werden.“ (Loviscach 1996: 44)

Goffman (1975) zufolge kann auffälliges oder abweichendes Verhalten als Strategie verstanden werden, die bewußt oder auch unbewußt für die Lösung von Identitätsproblemen eingesetzt wird. Findet ein Jugendlicher Anschluß an eine Gleichaltrigengruppe, in der illegale Drogen konsumiert werden, dann führt der auf ihn wirkende Gruppendruck in Verbindung mit seinem Bedürfnis nach sozialer Anerkennung und seiner schon vorhandenen Selbstunsicherheit fast zwangsläufig zu eigenem Drogengebrauch.

Unter entwicklungspsychologischen Aspekten stellt der Drogenkonsum ein *jugendspezifisches Experimentierverhalten* dar. Der Gebrauch von - legalen wie in bestimmten Kontexten auch von illegalen - Drogen ist Ausdruck adoleszenten Risikoverhaltens. „Diese Risikolust ist sozusagen adoleszenz-

---

<sup>44</sup> „Unerwartet hoch ist der Anteil jener E.-Konsumenten, die als abhängig einzustufen sind. Während in der Münchner Studie (MPI) etwa nur jeder sechste E.-Gebraucher Abhängigkeitssyndrome entwickelt hatte, wurden in der Hamburger Studie von denen, die mehr als 10 Tabletten konsumiert hatten, 70% als abhängig eingestuft (gegenüber 18% unter jenen Konsumenten, die bisher nicht mehr als 10 Ecstasy-Tabletten eingenommen hatten). Fragt man die Konsumenten selbst nach dem Suchtpotential, so halten 65% Ecstasy für ‚süchtigmachend‘ und etwa die Hälfte hält das Suchtpotential für ‚stark‘ oder ‚sehr stark‘.“ (Thomasius 2000b: 172)

typisch, d.h. sie ist im Prinzip nicht davon abhängig, ob der Jugendliche ein gutes oder ein schlechtes Familienleben erfahren hat.“ (Wirth 1996: 21)

Der Adoleszente sucht die Lust am Risiko, die Grenzerfahrung und das Abenteuer. „Über Risikoverhalten (Lösungsmittel schnüffeln, Drogenmixturen konsumieren, 'Geheimpillen' schlucken usw.) wird der Zugang zur Gleichaltrigengruppe geschaffen und gleichzeitig die Verarbeitung jugendspezifischer Belastungen und Spannung und Genuß verwirklicht.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 45) Das Risiko wird zum Teil auch gesucht, um Identität zu erleben und um Identitätsbedrohungen situativ bewältigen zu können. Fend (1990: 176) zufolge kann jugendliches Risikoverhalten als „Versuch interpretiert werden, angesichts versperrter Erfolgswege andere Formen der symbolischen Selbsterhöhung“ und Selbstbestätigung zu suchen. Risikoverhalten ist dann eine Verteidigungsstrategie des bedrohten Selbst und kann zu einer Quelle werden, um positive Selbstbewertung wiederzuerlangen.

Der Konsum von Drogen wird von Jugendlichen selbst vielfach gar nicht als risikobehaftet erlebt. „Jugendliche sind gegenwartsbezogen, im Vordergrund ihres Erlebens steht die Suche nach Anregung, Lust und Wohlbefinden. Ein langfristig objektiv schädigendes, aber subjektiv attraktives Verhalten wird nichtschädigenden, aber langweiligen und unattraktiven Verhaltensweisen vorgezogen. Gruppendruck, Machtbeziehungen, Prestige- und Einflußmotive tragen ihrerseits dazu bei, in gezielter Weise Drogen in die Mechanismen der Alltagsbewältigung einzubeziehen.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 46)

Wie die Belastungen bewältigt werden, „hängt einerseits ab von den gesellschaftlichen Widersprüchen, denen sich Jugendliche ausgesetzt sehen. Andererseits sind für die Bewältigung von Belastungen die sozialen Ressourcen (Unterstützungen aus der sozialen Umwelt, Netzwerk) und die personalen Ressourcen (persönliche Problembewältigungskompetenzen) entscheidend. Die Chancen, den allfälligen Belastungen der Probleme und Krisen im Jugendalter gewachsen zu sein, hängen weitgehend davon ab, ob ein junger Mensch biographisch günstige oder benachteiligende Lebens- und Sozialisationsbedingungen hatte und hat.“ (Loviscach 1996: 47 f.)

In der Kindheitsphase bilden ungesicherte Bindungs- und Beziehungsstrukturen in der Familie die hervorstechenden Risikofaktoren, im Jugendalter sind dies die gesteigerten Leistungs- und Qualifizierungsanforderungen bei gleichzeitiger Unsicherheit des Übergangs in den Beruf sowie die Schwierigkeiten der Identitätsentwicklung.

Drogenkonsum kann eine Antwort auf jugendliche Entwicklungsprobleme darstellen, deren konstruktive Lösung in vielen Fällen zur Beendigung des Suchtmittelgebrauchs führt; er kann Episode bleiben, wenn er eine der vielen möglichen Facetten der Jugendentwicklung darstellt. Der zeitweise auch durchaus exzessive Konsum legaler und/oder weicher illegaler Drogen ist

für viele Jugendliche eine vorübergehende Erscheinung, die mit einem entwicklungsbedingten Wandel der Lebensauffassungen und mit der Übernahme konventioneller Rollen an Bedeutung verliert und durch funktional gleichwertige Alternativen für entwicklungsbezogenes Handeln ersetzt wird.<sup>45</sup>

Ob Drogenkonsum als riskant gelten muß oder nicht, dafür ist nicht so sehr der Gebrauch von Drogen an sich entscheidend, sondern dessen „Instrumentalisierung als problematische Bewältigungsstrategie bei Belastungen“ (a.a.O.: 49) In dieser Einschätzung konvergieren die theoretischen Perspektiven des Belastungs-Bewältigungskonzepts und des Identitätskonzepts.

Für einen Teil der Konsumenten kann sich der Konsum legaler und auch illegaler Drogen zu einer *problematischen Form der Lebensbewältigung* auswachsen. Dem Belastungs-Bewältigungskonzept zufolge stellt der Drogenkonsum zunächst insofern eine *Form der Lebensbewältigung* dar, als er „zur Befriedigung vielfältiger alters- und entwicklungsbezogener sowie ereignis- und lebenslagenspezifischer Bedürfnisse von Jugendlichen bei(trägt).“ (Hurrelmann/ Hesse 1991: 241) In dieser analytischen Perspektive wird die Defizit- und Devianzperspektive verlassen und es werden der subjektive Nutzen des Konsums und die ihm innewohnenden potentiell problemlösenden Qualitäten betont. Insbesondere die folgenden psychosozialen Funktionen sind in der Literatur immer wieder herausgestellt worden; sie wurden ursprünglich von Silbereisen/ Kastner (1985: 210) als die „sechs Wege zum Drogengebrauch“ bezeichnet:

- „Drogenkonsum
- kann der demonstrativen Vorwegnahme des Erwachsenenalters dienen;
- kann eine bewußte Verletzung von elterlichen Kontrollvorstellungen zum Ausdruck bringen;
- kann Ausdrucksmittel für sozialen Protest und gesellschaftliche Wertkritik sein;
- kann ein ‚Instrument‘ bei der Suche nach grenzüberschreitenden, bewußtseinsweiternden Erfahrungen und Erlebnissen sein;
- kann dem Versuch dienen, sich auf einfache Weise Entspannung durch Genuß zuzufügen;
- kann die Teilhabe an subkulturellen Lebensstilen symbolisieren.“ (Nordlohne 1995: 21)

Verallgemeinernd ausgedrückt, ist der Drogenkonsum „als eine *spezifische, im gesellschaftlichen Normalitätsspektrum liegende Ausdrucksform der individuellen Verarbeitung der Lebensrealität* zu verstehen (...)“ (Hurrelmann/ Hesse 1991: 241; H.i.O.) und damit als funktional sowohl vor dem Hinter-

---

<sup>45</sup> „Vereinfacht läßt sich sagen: Je stärker ein Mensch beruflich und sozial in die ‚Erwachsenenwelt‘ integriert ist, desto eher wendet er sich von den illegalen Substanzen ab und konzentriert den Drogengebrauch auf die legalen Substanzen.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 66)

grund lebensgeschichtlicher Sinnzusammenhänge wie im Kontext der jeweiligen soziokulturellen Lebensbedingungen zu begreifen.

Von einer *problematischen Form* der Bewältigung ist deswegen zu sprechen, „weil das Verhalten immer durch das Risiko von Abhängigkeit und Sucht gekennzeichnet ist, und auch deshalb, weil es schnell zu einer unproduktiven, eine Weiterentwicklung der Persönlichkeit blockierenden Form der Lebensbewältigung werden kann. Es gibt viele Wege, die zum Drogengebrauch führen; aber letztlich ist jeder Drogenkonsum ein Versuch, sich alltäglichen Lebensproblemen und -herausforderungen zu stellen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und eine Form der Bewältigung zu finden, und dabei liegen taugliche und untaugliche, produktive und unproduktive Formen dicht beieinander.“ (Hurrelmann/ Hesse 1991: 241)

Drogenkonsum wird im Kontext dieser Erklärungsansätze als *eine* Variante jugendlicher Verhaltensentwicklung begriffen, als *eine* Form unter vielen, in denen sich Jugendliche mit psychosozialen Entwicklungsanforderungen und gesellschaftlichen Problemkonstellationen auseinandersetzen. Jugendentwicklung wiederum wird verstanden als Ergebnis der zielgerichteten und intentionalen Auseinandersetzung des Jugendlichen mit seiner Umwelt und genauer bestimmt als der Versuch einer fortgesetzten Bewältigung von „Entwicklungsaufgaben des Übergangs von der Welt der Kindheit in die Erwachsenenwelt“ (Projektgruppe TUDrop 1984: 54). Diese verlangen dem Einzelnen insbesondere ab:

- neue und reifere Beziehungen zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts aufzubauen;
- in einer Gleichaltrigengruppe eine anerkannte Position zu erringen;
- emotionale Unabhängigkeit von den Eltern und anderen Erwachsenen zu gewinnen und sich auf die Ablösung von der Herkunftsfamilie vorzubereiten;
- eine berufliche Perspektive zu entwickeln;
- die männliche oder weibliche Rolle zu erwerben;
- sexuelle Beziehungen aufzubauen oder vorzubereiten;
- zum Beginn einer Partnerschaft fähig zu werden;
- ein sozial verantwortungsvolles Verhalten zu entwickeln;
- ein Wertesystem und ethisches Bewußtsein als Richtschnur für eigenes Verhalten aufzubauen.

In der Summe dieser Anforderungen geht es in der Jugendphase darum, ein positives Selbstwertgefühl als Grundlage für eine stabile Identität zu entwickeln. Nur dann können Kompetenzen erworben werden, um die vielfältigen Entwicklungsaufgaben zu bewältigen; die Gefahr von Enttäuschungen und Mißerfolgen ist dabei vorprogrammiert. Probleme treten insbesondere dann auf, wenn Aufgaben in den einzelnen Bereichen unzureichend bewältigt werden, oder auch, wenn zu viele Anforderungen gleichzeitig auf den Einzelnen einströmen. In der Folge kann es zu Problemverhaltensweisen kommen, wie Drogenkonsum, Suizidgefährdung, psychosomatische Reak-

tionen, kriminelle Aktivitäten, Gewalthandlungen. Die Gefährdung wird verstärkt, wenn Jugendliche für ihre eigene Entwicklung keine erstrebenswerten Zukunftsperspektiven sehen.

Psychosoziale Belastungen und problematische Formen der Lebensbewältigung korrelieren; letztere können als Versuch verstanden werden, Schwierigkeiten bei der Selbstregulation von Entwicklung zu bewältigen. „Gerade im Jugendalter besteht das Risiko einer Überschätzung der Leistungs- und Bewältigungsfähigkeit, so daß die Gefahr, daß aus den vielfältigen biologischen, psychischen und sozialen Anforderungen Überforderungen und Streßerleben erwachsen, in dieser Lebensphase sehr groß ist.“ (Palentien/ Hurrelmann 1995: 7)

### **2.4.3. Leitbilder des gesellschaftlichen Konsums**

Zum Verständnis der „Normalität und Ubiquität“ (Kreuzer/ Wille 1988: 22) des Drogengebrauchs bei Jugendlichen muß dieser vor dem Hintergrund der spezifischen Bedingungen einer Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft gesehen werden.

Mit dem aktuellen gesellschaftlichen Erwartungsdruck: immer fit, dynamisch und gut drauf sein zu sollen, steigt zugleich die Angst, diesen Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Dies kann gerade bei Jugendlichen, die ja noch im Begriff sind, ein kohärentes Selbstbild und stabiles Selbstwertgefühl aufzubauen, zu erheblichen Verunsicherungen und Irritationen führen.

Die immer stärkere Neigung von Kindern und Jugendlichen, ihre subjektive Befindlichkeit zu manipulieren, imitiert immer auch das Drogenkonsumverhalten der Erwachsenen und orientiert sich an Leitbildern, die auch über die Suchtmittelwerbung vermittelt werden. Die Bereitschaft, seelisches Unbehagen, Unpäßlichkeiten oder gar Schmerzen zu ertragen, scheint gesellschaftlich äußerst gering ausgeprägt zu sein. Die Botschaft, die hinter dem Suchtmittelkonsum steckt, ist einfach und Jugendliche begreifen sie schnell: Mit der Einnahme bestimmter Substanzen habe ich „Macht“ und damit die Kontrolle über mein seelisches und körperliches Befinden. Solche Botschaften werden durch mediale Verführungsstrategien aufgegriffen und verstärkt, die in unrealistischer Weise suggerieren, mit Hilfe von Drogen könne man von allen möglichen Beschwerden befreit werden.

Der Substanzenkonsum als Mittel zur pharmakologischen Problembewältigung gewinnt insbesondere dann subjektive Relevanz, wenn er qualitative Umdeutungen spezifischer Lebensprobleme bewirkt. D.h.: In dem Maße, wie sich die äußeren Lebensverhältnisse einer aktiven Kontrolle und Beeinflussung entziehen, kann der Konsum von Alkohol und/ oder anderen Drogen ein Vehikel darstellen, ein gering ausgeprägtes Selbstwertgefühl in (scheinhafte) Selbsterhöhung umzukehren und real erfahrene Ohnmacht in

die Praxis einer - freilich illusionär bleibenden - Unterwerfung bzw. Beherrschung der äußeren Realität umzumünzen. Die Verarbeitung von Ohnmachtserfahrungen erfolgt passiv-manipulativ gegen die eigene Person gerichtet, wenn andere Formen der Bewältigung subjektiv nicht erreichbar sind bzw. nicht als lohnenswert erscheinen; sie tritt als depressiver Affekt in Erscheinung, der dann wiederum etwa mittels schädigendem Drogengebrauch abgewehrt wird. Somit erscheinen diese Verhaltensweisen als subjektiv sinnhafte Verarbeitungsformen gesellschaftlich induzierter Belastungen und Konflikterfahrungen.

#### **2.4.4. Familiäre und schulische Determinanten für Drogenkonsum und -abhängigkeit**

Drogenkonsum kann für Jugendliche die Funktion einer Sinn- und Haltsuche sowie diejenige eines Selbst-Managements psychischer und sozialer Konflikte übernehmen, die im äußeren Beziehungsfeld des sozialen Nahraums auftreten, insbesondere in der Familie, im Rahmen des schulischen Lebens und im Freizeitbereich.

Familiären Einflußfaktoren ist im Rahmen der theoretischen Erklärung des Drogenkonsum- und Suchtverhaltens zunehmend größere Bedeutung eingeräumt worden. Kontextbezogene Betrachtungsweisen, die Drogenkonsum und -abhängigkeit als Ausdruck familiärer Schwierigkeiten und das suchtmittelkonsumierende Kind als einen Symptomträger begreifen, haben eine rein auf individuelle Defizite fokussierende Problemsicht ergänzt und zum Teil abgelöst. (vgl. Fünfter Familienbericht 1994: 258)

Familiäre Geborgenheit besitzt entscheidende Bedeutung für das psychische Wohlbefinden und Selbstwerterleben der Familienmitglieder. Fehlen in den innerfamiliären Interaktionsprozesse Anerkennung und Bestätigung, kann die Erfahrung dieses Mangels die Wahrscheinlichkeit von suchartigen Entwicklungen erhöhen.

Neben den äußeren sozialen Bedingungen und der frühkindlichen Prägung innerer Selbst- und Objektbilder sind daher immer auch die aktuellen interindividuellen Austauschprozesse und die Formen ihrer Störungen zu berücksichtigen. Gestörte Beziehungen und Kommunikationsprozesse innerhalb der Familie sind entscheidender für die positive bzw. negative Entwicklung eines jeden einzelnen als die äußere soziale Tatsache der Vollständigkeit bzw. Unvollständigkeit der Familie. „Eine starke Erhöhung des Risikos, drogenabhängig zu werden, besteht nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, die aus zerbrochenen oder unvollständigen Familienverhältnissen stammen, sondern tritt auch bei scheinbar intakten Familienverhältnissen auf, bei denen es jedoch am familialen Zusammenhalt, am Interesse der El-



tern für ihre Kinder, an sozialer Anerkennung und Unterstützung fehlt.“  
(a.a.O.: 258)

Überfürsorgliche, aber auch überfordernde Eltern, die ihren Kindern extrem hohe Leistungen abverlangen, sich aber im übrigen nur wenig um deren Bedürfnisse und Interessen kümmern, fördern die Suchtgefahr; ebenso diejenigen Eltern, die einen ambivalenten Erziehungsstil praktizieren und ihr Kind emotionalen Wechselbädern aussetzen. Sowohl besonders rigide Erziehungspraktiken - einschließlich der Gewalt gegenüber Kindern - als auch permissive, verwöhnende und gleichgültige Erziehungspraktiken scheinen das Suchtrisiko zu erhöhen.<sup>46</sup>

Familiären Bedingungen kommt erhebliche Bedeutung zu für die Wahrscheinlichkeit

- daß Drogengebrauch überhaupt auftritt,
- daß sich der Gebrauch bestimmter Drogen habitualisiert, sowie auch
- daß schwerwiegendes Suchtverhalten sich im Sinne krankhafter Abhängigkeiten verfestigt.

Nahezu alle Untersuchungen, die mit Abhängigen von „harten“ Drogen durchgeführt wurden, zeigen, daß deren Biographie durch ungünstige Familienverhältnisse mitbestimmt gewesen ist. Dennoch wäre es „zu einfach, in den familialen Verhältnissen einen unabhängigen Wirkfaktor zu sehen. Desorganisierte Familienverhältnisse finden sich überproportional in sozial benachteiligten Schichten, so daß wir eher einen komplexen Wirkungszusammenhang zwischen sozialer Benachteiligung auf der einen und abweichendem Verhalten auf der anderen Seite unterstellen müssen.“ (a.a.O.: 258) Es wäre daher verfehlt, die Familienmitglieder, insbesondere die Eltern, pauschal für das Suchtverhalten ihrer Kinder verantwortlich zu machen. In anbetracht der Tatsache, daß es Familien gibt, die „überdeutliche Verdichtungszonen von ungelösten gesellschaftlichen Konflikten, wenn man will, lehrstückartig, präsentieren“ (Spangenberg 1985: 40), ist davon auszugehen, daß viele Eltern mit der Wahrnehmung ihrer Erziehungsaufgabe überfordert sind. Wir müssen in Rechnung stellen, „daß bestimmte gesellschaftliche Bedingungen der Unterprivilegierung, aber auch individuelle, biographische Faktoren und insbesondere das Zusammenkommen mehrerer ungünstiger Faktoren jene Belastungssituationen erzeugen, in denen der familiäre Zusammenhang überlastet wird und seinen Sozialisations- wie auch Unterstützungsaufgaben nicht mehr genügend gerecht werden kann. Bei welchem Familienmitglied dann Symptome auftreten, und ob sie die Form einer Sucht

---

<sup>46</sup> Inwieweit Streß und Selbstwertprobleme für die Jugendlichen zur Belastung werden, hängt in erheblichem Umfang von der Reaktion der Eltern auf diese Schwierigkeiten ab. So führen beispielsweise nicht nur schwache Schulleistungen an sich, sondern gerade auch der subjektiv empfundene Leistungsdruck zu Problemen.

und erst recht welcher Sucht annehmen, läßt sich nicht allgemein prognostizieren.“ (Fünfter Familienbericht 1994: 259)<sup>47</sup>

Als familiäre Determinanten späterer Drogen(konsum)probleme und Abhängigkeitsentwicklungen werden in der Literatur immer wieder genannt:

- Suchtprobleme eines oder beider Elternteile;
- Unvollständigkeit der Familie, so daß der verbleibende Elternteil überfordert ist oder aber das Kind/ der Jugendliche die Trennung bzw. Scheidung der Eltern nicht bewältigt;
- gestörte Kommunikationsprozesse mit unklaren oder unangemessenen Regelsystemen;
- eine gestörte Ehebeziehung der Eltern (späterer) Drogenabhängiger, insbesondere ein hohes Konfliktpotential mit Streitereien sowie das Fehlen affektiver Zuwendung.

Diese Ergebnisse bestätigen etwa Untersuchungen von Kindermann u.a. (1989: 41 ff.). Sie sehen die Auswirkungen familiärer Störungen auf spätere Drogenabhängigkeit insbesondere darin, daß - vor dem Hintergrund einer gestörten Partnerbeziehung - zwei extreme Beziehungsmodalitäten zwischen Eltern und Kindern vorherrschen:

- *Ausstoßung*: In diesem Fall nehmen die Eheprobleme in der Familie so viel Raum ein, sind die Eltern so sehr mit sich selber beschäftigt, daß sie ihre Kinder vernachlässigen, ihnen nicht die nötige Zuneigung und Fürsorge angedeihen lassen.

- *Bindung*: Hier kommt es aufgrund einer inkonsistenten Erziehung ohne klare und eindeutige Regeln, ohne mangelnde Grenzsetzung durch die Eltern zu einer Behütung und Verwöhnung der Kinder.

Das Resümee der Autoren: „Herrschte in den Herkunftsfamilien der Beziehungsmodus ‘Ausstoßung’ vor, so erlebten die Betroffenen kaum Fürsorge, Aufmerksamkeit, Anerkennung oder Akzeptanz durch die Eltern. (...) Konfliktsituationen entstanden in diesen Familien hauptsächlich wegen körperlichen Mißhandlungen und Vernachlässigung in der späten Kindheit (6 - 12 Jahre). (...) Herrschte dagegen der Beziehungsmodus ‘Bindung’ in den Herkunftsfamilien der (späteren) Drogenabhängigen vor, so wurde eine altersgemäße, allmähliche Ablösung (häufig auch unter Anwendung körperlicher oder seelischer Gewalt) verhindert.“ (Kindermann u.a. 1989: 60 f.)

Beide Bindungsmodi führen zu „Rissen im sozialen Netzwerk der Familie“ (Kindermann u.a. 1989) Der potentielle Entwicklungsspielraum der Adoleszenz kann nicht im Sinne eines *psychosozialen Moratoriums*, also in einer

---

<sup>47</sup> Wir haben es hier mit komplizierten Wechselwirkungen zu tun. Die Quellen auffälliger Verhaltensweisen wie Aggression/ Gewalt, Sucht etc. liegen nicht nur in aktuellen gesellschaftlich bedingten Lebenszusammenhängen (Armut, Arbeitslosigkeit, soziale Ausgrenzung), sondern werden mindestens ebenso sehr durch bewußte und unbewußte Beziehungserfahrungen aus der individuellen Lebensgeschichte sowie durch aktuelle Interaktionserfahrungen geprägt.

für die psychosoziale Entwicklung produktiven Weise ausgelotet und genutzt werden. Entwicklungsprozesse frieren gleichsam ein und münden in pathologische Auffälligkeit, begünstigen etwa auch den Einstieg in Suchtentwicklungen.

Im ersten Fall, dem der *Ausstoßung*, ruft die Erfahrung der Ablehnung, des „Nicht-Geliebt-Werdens“ Gefühle von Wut und Ärger, aber auch von Verzweiflung, Machtlosigkeit und Trauer hervor. Vernachlässigte Kinder versuchen ihren Eltern, die mit sich selbst beschäftigt sind, wichtig zu werden; dies können sie häufig nur durch unangepaßte Verhaltensweisen, z.B. durch den Konsum illegaler Drogen, bewirken. Sie suchen Anschluß an normabweichende Gruppierungen Gleichaltriger, was den Eltern oft zusätzlich ein Dorn im Auge ist; die Gruppenintegration verspricht zugleich die Einlösung der frustrierten emotionalen und sozialen Bedürfnisse. „Im gestörten Zuhause entbehrt der junge Mensch der Geborgenheit; er sucht anderswo Ersatz, etwa in Cliques Gleichaltriger, deren Einstellungen er um so leichter übernimmt, als er diejenigen der Eltern ablehnt.“ (Kreuzer/ Wille 1988: 65) Der Jugendliche schlägt mit seinen auffälligen Symptomen gleichsam Alarm und zwingt die anderen Familienmitglieder dazu, sich den gemeinsamen Konflikten zu stellen. „Jedes neurotische Symptom, jede Auffälligkeit eines Kindes, eines Jugendlichen oder auch eines erwachsenen Partners kann verstanden werden als Ausdruck für einen gemeinsamen Konflikt, unter dem die ganze Familie (...) leidet.“ (Wirth 1985: 106)

Überwiegt der Beziehungsmodus der *Bindung*, dann darf das Kind nicht selbständig und unabhängig werden; seine Selbstwertentwicklung, Identitätsfindung und die Ablösung vom Elternhaus werden nicht ausreichend gefördert. In vielen Fällen werden die Heranwachsenden mittels familialer Aufträge und Delegationen bewußt oder unbewußt für die Bedürfnisse anderer in Funktion genommen und in entsprechende Beziehungsmuster verwickelt. Der Drogenkonsum kann vor diesem Hintergrund zu einer Betätigung eigener Autonomiestrebungen werden, indem der Jugendliche nun etwas für sich gefunden hat, über das die Eltern keine Macht haben, und wovon sie oft noch nicht einmal etwas verstehen.

Mit Blick auf die familiären Kommunikationsprozesse kann der subjektive Nutzen des Drogenkonsums für den Heranwachsenden gerade darin bestehen, daß es ihm „dadurch gelingt, die Aufmerksamkeit der Familienmitglieder auf sich zu lenken und fürsorgliches Verhalten hervorzurufen, das nicht genügend erfahren wurde. Der Drogenkonsum verhindert dann jedoch gerade das, worauf es ankäme, nämlich selbständig und unabhängig zu werden.“ (Fünfter Familienbericht 1994: 259) Im Endeffekt stellt er somit „eine paradoxe Lösung des Konflikts zwischen Bindung und Ablösung“ (Textor 1989: 19) dar.

Da die innere Ablösung vom Elternhaus unter diesen Bedingungen nicht gelingen kann, drogenabhängige Jugendliche vielmehr in der Regel in ho-

hem Maß von ihrer Herkunftsfamilie emotional und finanziell abhängig bleiben, übernehmen diese damit nicht selten eine sozialintegrative Funktion für ihre Familie: Die Sorge um das suchtkranke Mitglied gestattet es den Angehörigen, andere familiäre Probleme zu verdrängen und den familialen Zusammenhalt zu bestätigen.

H.-E. Richter ist im Verlauf vieler Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt, daß die Eltern in einer Art Selbstheilungsversuch ihr Kind zum Symptomträger machen können. Die affektiven Bedürfnisse der Eltern erlegen dem Kind hierbei eine Rolle auf, die der eigenen Konfliktentlastung dient. Ausgangspunkt der an klinischen Fällen gewonnenen Einsichten von Richter ist die Beobachtung, daß das Erziehungsverhalten von Eltern entgegen rationaler pädagogischer Erwägungen oft von unbewußten Konflikten und Bedürfnissen mitgesteuert wird. Insbesondere dann, wenn eigene innere psychische Konflikte nicht bewältigt werden können, neigen solche Menschen dazu, diese Konflikte in der Art einer psychosozialen Abwehr in das äußere soziale Beziehungsfeld hineinzutragen. Dabei werden die jeweiligen Beziehungspartner manipulativ in bestimmte „Rollen“ gedrängt und etwa als Ersatzobjekt, das für anderweitig erlebte Versagungen entschädigen soll, oder als narzißtische Fortsetzung des eigenen Selbst funktionalisiert.

Richter hat solche psychosozialen Abwehrformen mittels einer sozialpsychologischen Variante der Rollentheorie systematisch zu erfassen gesucht.<sup>48</sup> Im Zusammenhang unserer Erörterung sind diejenigen unbewußten Abwehrstrategien von besonderer Bedeutung, bei denen Kinder stellvertretend für die Eltern etwas darstellen sollen, „und zwar zum Beispiel einen Aspekt ihres Selbst, den sie nicht ertragen können und deshalb externalisieren wollen. Oder das Kind soll den idealen Aspekt ihres Selbst darstellen, der durch ihr Ich-Ideal bestimmt ist. Grob könnte man sagen: Im einen Fall soll das Kind so sein, wie sie selbst sind, aber nicht sein möchten. Im anderen soll es so sein, wie sie nicht sind, aber sein möchten. *Dort* soll das Kind ihnen ihre 'negative Seite' gewissermaßen *abnehmen*, damit sie diese bei sich nicht mehr sehen müssen. *Hier* soll es ihnen eine „positive Seite“ *hinzufügen* und das von ihrem Ich-Ideal vorgezeichnete Phantom ihres idealen Selbst Wirklichkeit werden lassen. (...) Das Kind soll also als eine Art Projektionsfläche etwas 'herausstellen', stellvertretend realisieren, was dann wieder zu Identifikationen oder auch, je nachdem, zur Abfuhr von Strafbedürfnissen dient.“ (Richter 1963: 157; H.i.O.)

---

<sup>48</sup> „Rolle wird dabei sozialpsychologisch-psychoanalytisch definiert als das strukturierte Gesamt der unbewußten und bewußten Erwartungen, die Partner aufeinander richten. Diese Rollen können überwiegend oder ganz Abwehrprozessen dienen. D.h., das Erteilen oder Akzeptieren solcher Rollenvorschriften kann von jedem der Rollenpartner dazu benutzt werden, sich kompensatorisch von intraindividuellem Konfliktspannung zu entlasten.“ (Richter 1973: 285)

Die Rolle des „Sündenbocks“ stellt eine Variante der „negativen Identität“ dar. Sie dient der Entlastung von Schuldgefühlen, da der in diese Rolle Ge-drängte spezielle gefährliche Impulse realisieren soll, die der Rollensender bei sich verpönt und unterdrückt; zugleich soll der Adressat in entlastender Weise als Empfänger der Strafen verfügbar sein, welche letzterer insgeheim selbst zu verdienen glaubt. Eltern, die ihrem Kind die Rolle eines Sündenbocks aufbürden, können daraus sogar einen doppelten Nutzen ziehen. „1. Zunächst verschafft die Projektion eigener verdrängter Impulse auf das Kind die Möglichkeit, sich durch teilweise Identifizierung mit dem Kind eine relativ schuldfreie *Ersatzbefriedigung* zu verschaffen. So verrät zum Beispiel die lüsterne Neugier, mit der manche Eltern in das Sexualleben ihrer Kinder einzudringen versuchen, sehr deutlich das Bedürfnis nach *partizipierender Surrogatbefriedigung in der Phantasie*. 2. Erst der zweite Akt der sogenannten ‚Sündenbock-Praktik‘ (G. Allport) besteht dann darin, daß durch affektive Vorwürfe oder Strafhandlungen an dem Kind auf bequeme Weise die elterlichen Selbstbestrafungstendenzen abgeführt werden. Die Bestrafungen des Kindes bedeuten demnach nichts anderes als *externalisierte Selbstbestrafungen*.“ (Richter 1963:199; H.i.O.)<sup>49</sup>

Die Auswirkungen der durch Richter beschriebenen narzißtischen Projektionsmechanismen bestehen darin, daß sie beim Kind als dem familiären Symptomträger eine *Störung der Ich-Integration* begünstigen: das Kind übernimmt nicht nur inhaltlich den ihm projektiv zugeschobenen Aspekt des elterlichen Selbst („so oder so muß ich sein!“), sondern es entwickelt zugleich die Phantasie: „So oder so muß ich sein - für meine Mutter bzw. für meinen Vater!“ Die Erfahrung des Kindes, daß es einen Aspekt des elterlichen Selbst verkörpern soll, kann zu einem schweren Identitäts-Konflikt (im Sinne Eriksons) führen und die Entwicklung eines persönlichen Selbst blockieren. „Das Kind gelangt dann nicht zu einem persönlichen Selbst, sondern bleibt in der Phantasie stecken: *Ich bin nur eine Seite meiner Mutter oder meines Vaters*.“ (Richter 1963: 195; H.i.O.)

Freilich darf man sich von dieser Sichtweise nicht zu der Annahme verleiten lassen, der Symptomträger sei im Grunde gesünder als die übrigen Familienmitglieder und bedürfe gar nicht der therapeutischen Unterstützung. Im konkreten Verhalten des familiären Symptomträgers manifestieren sich in Gestalt einer Kompromißbildung sowohl das Sich-Wehren gegen die pathologischen Rollenzuschreibungen wie auch ihre unbewußte Annahme durch den Jugendlichen. „So wie das Symptom intrapsychisch als Kompromiß zwischen Triebwunsch und Abwehr zu verstehen ist, so ist es analog aus familiendynamischer Sicht ein Kompromiß zwischen dem Selbstbehauptungswunsch des Jugendlichen und der Bindung durch die elterlichen Rollenerwartungen.“ (Wirth 1985: 107)

<sup>49</sup> Richter hat an klinischen Beispielen aufgezeigt, daß die Projektionen der Eltern oft doppelgesichtig ausfallen und daß ihr erzieherisches Verhalten durch eine auffallende Widersprüchlichkeit gekennzeichnet ist: „Einerseits wird das Kind fortwährend vor einem bestimmten Laster gewarnt, andererseits wird es eben dazu verführt.“ (Richter 1963: 202)

Die adoleszentäre Identitätskrise und die Selbstheilungsversuche von Jugendlichen können umgekehrt auch für die Eltern ein Ansporn sein, ihr eigenes Leben zu überdenken und aus der Not der „Nestflucht“ ihrer Kinder die Tugend der Entwicklung neuer eigener Lebensperspektiven zu machen.

Im schulischen Bereich dienen insbesondere die legalen, kulturell verankerten Drogen Tabak und Alkohol als Vehikel für den Konflikt- und Spannungsausgleich. Auch Medikamentenkonsum wird in ähnlicher Weise im Sinne einer Spannungsreduktion eingesetzt. „Schwierigkeiten in der Schule, die Sorge, seine eigenen Ziele nicht zu erreichen und zu scheitern, führen zu psychosomatischen Beeinträchtigungen des Wohlbefindens, auf die viele mit dem Konsum psychoaktiver Arzneien reagieren. Fast ein Drittel greift einmal die Woche in den häuslichen Medikamentenschrank, (...)“ (Hurrelmann 1994: 30) Arzneimittel werden häufig wie Drogen konsumiert; schon Kinder und Jugendliche reagieren auf Problemdruck und mangelndes Wohlbefinden mit der chemischen Keule. Die vermeintlichen Segnungen der Pharmaindustrie können sich für die unter Streß leidenden Kinder als fatal erweisen, ebnen sie doch in vielen Fällen den Weg zum Konsum auch anderer Drogen. Die Eltern sind an dieser Entwicklung mitbeteiligt: Statt körperliche Streßsymptome ihrer Kinder wie morgendliches Erbrechen, Schlaf- und Kreislaufstörungen oder ständige Kopfschmerzen als Alarmsignale zu werten, ignorieren Eltern oft diese Symptome und verabreichen eigenmächtig Medikamente, um die Leistungsfähigkeit ihres Kindes wiederherzustellen. Durch ihre überzogenen Erwartungen tragen sie so zu späterem Drogengebrauch bei. Weit verbreitet ist auch die Neigung mancher Ärzte, Kindern bei Verhaltensauffälligkeiten (Konzentrationsstörungen, Unruhe, Hyperaktivität, Aggressivität etc.) und Leistungsstörungen Medikamente zu verordnen. „Sie übersehen dabei, daß es sich bei diesen Störungen überwiegend um psychisch bedingte Auffälligkeiten handelt, die mit Familienatmosphäre, Familienklima und elterlichem Erziehungsverhalten oder mit schulischen Problemen wie Leistungsüberforderung zusammenhängen.“ (Hurrelmann/ Bründel 1997: 56 f.)

Kinder bringen aus dem Erfahrungszusammenhang ihrer Primärsozialisation Mängel und Persönlichkeitsdispositionen mit, die sich im schulischen Kontext als geringes Selbstbewußtsein, Lernunlust, Leistungsversagen etc. auswirken. Diese Erscheinungen können aber auch durch Schulsystem, Lehrer, Mitschüler und Unterrichtsbedingungen beeinflusst sein oder ganz hierin begründet liegen. Schulinterne Problembeschreibungen, die sich mit den Ursachen von Schul- und Leistungsversagen befassen, sehen dessen Wurzeln in der Regel außerhalb der schulischen Realität, bei den Kindern und ihren Familien. Es wird davon ausgegangen, daß in solchen Fällen die familiär mitgebrachte sozialisatorische Ausstattung der Kinder defizitär sei. Schule bekomme also sozial unfähige, gestörte und/ oder kranke Kinder angeliefert. Eine solche Erklärung dient der nachträglichen Begründung einer

diskriminierenden Praxis und exkulpiert die Bedingungen schulischer Organisations- und Lernzusammenhänge; daß die Schule selbst eine sozial untaugliche Institution, eine „ungesunde“ Sozietät (v. Hentig) sein könnte, gerät dann nicht mehr in den Blick. Die Schule wehrt unter Zuhilfenahme dieser Erklärungsstrategie ab, was ihr als „unlösbare Aufgabe“ zugeschoben werden soll: „Sie soll die aussterbende familiäre Wärme ersetzen und steht doch zugleich unter dem Diktat der Konkurrenz- und Leistungsgesellschaft.“ (Gronemeyer 1999: 137) Schulen verstehen sich immer noch weitgehend als Einrichtungen der Wissensvermittlung, die mit sozialem Lernen und Persönlichkeitsbildung eigentlich nichts zu tun haben (oder auch: als lebensweltferne Addition von Fachunterrichtsstunden).

Formale Schulbildung stellt eine wesentliche Voraussetzung für beruflichen Erfolg dar. Aufgrund krisenhafter ökonomisch-gesellschaftlicher Entwicklungen hat sich seit geraumer Zeit der Übergang ins Berufsleben labilisiert, und eine wachsende Zahl von Jugendlichen verbleibt in der Unsicherheit, ob sie ihre Bildungsanstrengungen beruflich verwerten können; ein anderer Teil findet sich schon frühzeitig auf der Verliererseite im Bildungs- und - damit zunehmend auch - im Lebenschancen-Wettrennen. Schulische (und andere) Leistungsanforderungen steigen, und mit dem Erwartungsdruck steigt zugleich die Angst, diesen Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Es resultieren Verunsicherungen in Selbstbild und Selbstwertgefühl, die mit kompensierenden Strategien in Schach gehalten werden. Eine davon besteht darin, sich an andere Menschen mit psychosozialen Problemen anzuschließen, wozu etwa Gruppierungen drogenkonsumierender Jugendlicher zählen. Die Erfahrungen, die hier gemacht werden, „können wieder ungünstig zurückwirken und schulische Schwierigkeiten vertiefen bis zum Abbruch der Schulausbildung.“ (Kreuzer/ Wille 1988: 66)

Unter normabweichenden Jugendlichen findet sich ein höherer Anteil an Schulversagern als unter anderen Jugendlichen. „Schülerbefragungen zeigen enge Zusammenhänge zwischen Drogenumgang einerseits, Schulschwänzen, Sitzenbleiben, schulischer Rückstufung und negativer Einschätzung des Verhältnisses zur Schule andererseits. Störungen sind um so intensiver, je näher jemand Drogen steht: am geringsten bei Drogenumgang ablehnenden Schülern, stärker bei solchen, die Bereitschaft dazu zeigen, noch stärker bei gelegentlichen, am stärksten bei Dauerkonsumenten.“ (a.a.O.: 65)

## **2.5. Jugendkulturen und Drogengebrauch**

### **2.5.1. Geschichtlicher Abriß der Jugend- und Drogenkulturen in Deutschland**

In der Entwicklung der Bundesrepublik lassen sich historisch-gesellschaftliche Phasen unterscheiden, für die jeweils bestimmte Nutzungsmuster und Funktionen des Drogenkonsums typisch sind. Schivelbusch (1980) hat konstatiert, daß jede geschichtliche Phase offenbar über diejenigen Rauschmittel verfügt, die sie verdient, die sie benötigt und die sie verträgt. Drogengebrauch und Suchtverhalten können somit als Spiegel des Zustands einer Gesellschaft betrachtet werden. Der Umgang mit illegalen Drogen ist (meist) in typischer Weise in jugendkulturelle Strömungen eingebettet gewesen, die in einer ersten deskriptiven Annäherung etwas zugespitzt folgendermaßen charakterisiert werden können (vgl. auch Gerhard 1999a: 100 ff.):

In den *50er und frühen 60er Jahren* flankierte und stützte das „Wirtschaftswunder“ die kollektive Verleugnung der Vergangenheit, die Verdrängung der Greuelthaten des Nationalsozialismus. Statt zu trauern und zu bereuen stürzten sich große Teile der Bevölkerung in den Aktionismus des ökonomischen Wiederaufbaus. Die Drogen dieser Aufbauphase waren Alkohol, Tabak und Speed (aus Beständen der Wehrmacht); Zigarettenkonsum galt als Initiationsritus für männliche Jugendliche. Der Konsum aufputschender Substanzen half die Leistungsfähigkeit anzukurbeln und förderte die Verdrängung von Schuld, Scham und Depression. Der aus den USA importierte Rock`n`Roll und die „Halbstarken“-Krawalle verunsicherten eine auf Arbeitsdisziplin und kompensatorischen Konsum fixierte Erwachsenengeneration. Dennoch existierte eine eigenständige Jugendkultur als Kristallisationskern des Generationenkonflikts allenfalls in ersten Ansätzen.

Mit dem Abschluß von ökonomischer Rekonstruktion und politischer Restauration gelangte die Entwicklung der bundesdeutschen Gesellschaft in den *späten Sechzigern* an einen Wendepunkt. Getragen von einer gesellschafts-politischen Aufbruchstimmung attackierte die 68er-Protestbewegung das Wertesystem der „Wirtschaftswunder“-Gesellschaft. Sinnfragen, die durch die einseitige Orientierung der Nachkriegsgeneration an materiellen Werten erstickt worden waren, wurden nun auf die Tagesordnung gesetzt. Der politische Protest der späten Sechziger forderte die Einlösung der Glücksversprechen einer „Gesellschaft im Überfluß“ ein; „postmaterielle“ Strebungen nach Selbstverwirklichung, Gleichheit und Unabhängigkeit gewannen zunehmend an Bedeutung.

Im Kontext der politischen Protestbewegung bildete sich das Angebot und ein Konsumentenkreis neuer Drogen heraus: Vor dem ideologischen Hintergrund der Hippie-Bewegung und der Studentenproteste, vor der Kulisse von Massen-Pop-Festivals wie Woodstock und legitimiert durch Drogenapostel wie Timothy Leary und Kultfilme wie *Easy Rider* verbreitete sich insbesondere der Konsum von Cannabisprodukten und Halluzinogenen (LSD, Meskalin) unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Stimulantien spielten in Teilbereichen eine wichtige Rolle, wie „Speed“ in der Mod-Subkultur. „Love and Peace“ und der Konsum psychedelischer, sinnesverändernder Drogen wie Cannabis und LSD sollten intensive emotionale Erfahrungen,



Bewußtseinsveränderung und das Erreichen eines „höheren Bewußtseins“ bewirken.

„Bewußtseinsweiterung“, die mit Hilfe von progressiver Rock-Musik, Haschisch und LSD gesucht wurde, bildete einen zentralen Dreh- und Angelpunkt der Identität der Hippies. (vgl. Wirth 1984: 99)

Um 1970 herum ebte die politische Bewegung ab und zerfiel, die Aufbruchstimmung mündete in Resignation. Der Zerfall des politischen Protestes trieb ästhetische Spielformen (Pop-Art, Rockmusik) und einen Kult der Innerlichkeit (Privatisierung, Psychoboom) hervor. Am irrationalen Rand der Bewegung explodierten die terroristischen Aktivitäten der Baader-Meinhof-Gruppe. Das Scheitern der Protestbewegung ließ viele der in ihr Involvierten nach Auswegen in Gestalt subkultureller Ausweichmanöver suchen. Für den resignativsten Teil der Bewegung schlug der Befreiungsversuch regressiv in sein Gegenteil um. Die Drogeneuphorie war zu einem Horrortrip geworden, die ersten Drogentoten symbolisierten die verlorene Unschuld der „Flower-Power“-Bewegung. In dem Maße, wie die Hippie-Bewegung ihre sozialutopischen Visionen verlor und sich nur noch in Nischen am Leben erhielt, privatisierte sich auch der Drogenkonsum „und büßte so die Kontrolle durch die Gruppe ein, der er bis dahin als Mittel diente. Heroin und andere Opiate hielten zunehmend Einzug in die Drogenkonsummuster vieler Jugendlicher, ihr Konsum war nicht länger Mittel, sondern Selbstzweck.“ (Loviscach 1996: 169 f.)

Aus der seit den *70er Jahren* sich abzeichnenden „Tendenz endemischer Verfestigung“ (Kreuzer 1978: 41) des Rauschmittelumgangs in Subkulturen sozial randständiger Heroinabhängiger sprechen resignative und regressive Tendenzen. Neue Konsumentengruppen suchten bevorzugt in Drogen ein Betäubungsmittel und nicht mehr ein Vehikel der Bewußtseinsweiterung; sie fanden es im Heroin und verfielen dieser Droge.<sup>50</sup>

Heroin und andere „Downer“ hatten ihre Blütezeit in einer geschichtlichen Phase (Mitte/ Ende der 70er Jahre), die eher durch Resignation, Rückzug und Isolation gekennzeichnet gewesen ist. Den Jugendkulturen in den düsteren siebziger Jahren fehlte das Kraftvoll-Ungestüme des Rock`n`Roll ebenso wie die gesellschaftspolitische Aufbruchstimmung der 68er-Bewegung. Auch der Punk am Ausgang dieses Jahrzehnts war mehr eine resignative Rebellion gegen die gebrochenen Versprechen der Protestbewegung denn rebellisch-treibende und -bewegende Kraft.

---

<sup>50</sup> Wirth (1984: 114) hat die „harte Drogen-Szene“, die „neuen religiösen Bewegungen“ und den „Psychoboom“, die mit dem Scheitern der antiautoritären Bewegung gleichzeitig entstanden, als „Resignations- und Rückzugsphänomene“ charakterisiert und folgendermaßen interpretiert: „Eine Regression, die zunächst im Dienste des Ich zu stehen schien, so lehren diese Beispiele, kann ihre progressive, auf ‚Bewußtseinsweiterung‘ gerichtete Qualität infolge äußerer gesellschaftlicher Veränderungen verlieren und in eine rückwärtsgerichtete, selbst- und fremddestruktive Haltung umschlagen. In wessen Dienst die Regression steht, hängt vom Individuum, von den benutzten regressionsförderlichen Mitteln und von den gesellschaftlichen Umständen ab, unter denen sie vonstatten geht.“

Ins „Jahrzehnt der Habgier - wie man die *achtziger Jahre* wohl nennen kann -“ (Gronemeyer 1998:123) paßte Kokain wie keine andere Droge. Kokain ist ein Aufputzmittel, und Aufputzmittel sind die Drogen von Kriegen und Krisen (vgl. Amendt 1992: 219). Die Erfahrung von Tschernobyl und anderer Gefährdungen der ökologischen Lebensgrundlagen erzeugte im Verein mit dem Atomkriegs-Gespens apokalyptische Endzeiterwartungen. Bis zum Untergang, der als unausweichlich prophezeit wurde, war Hedonismus angesagt.

In den „satten Achtzigern“ wurden Leistung und Erfolg wieder gepriesen, verknüpft mit Leitwerten wie Aktivität und Jugendlichkeit, und abgestützt durch neue Drogen, die Leistung, Kraft und Ausdauer stimulieren, wie Speed und Kokain. Kokain galt als „Schickeria-Droge“ mit eingebautem Kreativitäts-Turbo. Der Konsum dieser Droge konnte so lange dem Bedürfnis nach sozialer Distinktion dienen, bis stark fallende Preise und eine aggressive „Kundenwerbung“ zu einem rasanten Anstieg des Kokainkonsums auch auf der Straßenszene führten.

Von daher stimmt das Klischee nicht, Kokain sei die Droge für die Leistungsbereiten und Heroin diejenige für die „Loser“. Viele Heroinkonsumenten benutzen auch Kokain, und immer mehr Kokain- u. insbes. Crack-Konsumenten gehören weder zu Schickeria-, Intellektuellen- noch zu Künstlerkreisen. Und doch bergen diese Klischees einen Wahrheitsgehalt, da Drogen und ihre Wirkungen von Mythen leben und Bestandteile von Lebensstilen sind. Diese Mythen werden auch dann noch aufrechterhalten, wenn die Realität sich bereits gewandelt hat. Der Mythos, der die Droge Kokain umgibt, bedient in vorzüglicher Weise - immer noch aktuelle - Wünsche nach Erleben, *fun* sowie grenzenlosen sexuellen und beruflichen Leistungen.

Spätestens seit Mitte der *90er Jahre* ist insbesondere bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Popularität von Ecstasy und verwandter Substanzen gewachsen (mit steigender Tendenz) - während der Konsum sedierender, betäubender Substanzen an Bedeutung verloren hat (auch wenn die Fallzahlen etwa bei Heroin auf hohem Niveau stagnieren). Dies ist ein Veränderungsprozeß, der sich im gesamteuropäischen Raum vollzieht. (vgl. Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht 1997; nach Thomasius 2000a: 98).<sup>51</sup>

---

<sup>51</sup> Alkohol und Nikotin im legalen wie Heroin im illegalen Bereich haben in diesem Jahrzehnt einen Imageverlust erlitten. Die Informationen über die gesundheitliche Gefährlichkeit von Heroin sind in plausibler Weise verbreitet und bekannt geworden; diese Plausibilität findet zusätzlich Nahrung in der öffentlichen Wahrnehmbarkeit von Heroinkonsumenten als verwahrloster und sozial randständiger Personen.

Der starke Gebrauch von Designerdrogen, so haben Hurrelmann/ Bründel (1997: 64) gefolgert, „könnte auf eine tiefgreifende Veränderung von Einstiegs- und Nutzungsmustern bei Erstkonsumenten von Drogen hindeuten: es zeichnet sich eine Hinwendung zu einem leistungsbezogenen ‚Doping in Eigenregie‘ ab, einer typischen Erscheinung einer lebensstilbewußten und zugleich leistungsorientierten Lebensweise. Betrachtet man die Nutzungsmuster und die Wirkungspotentiale der illegalen Drogen, dann gibt es bei den Neueinsteigern einen Trend weg von den betäubend wirkenden Drogen vom Typus Heroin und Opium und hin zu den stimmungshebenden und antriebs- und leistungssteigernden Drogen vom Typ Kokain und Ecstasy.“

Die historische Entwicklung der drogen- und jugendkulturellen Einbettung des Drogengebrauchs weist demnach die folgenden Grundlinien auf:

Die Spielarten einer Jugendsubkultur, die sich Ende der 60er Jahre entwickelten, ließen sich als Protest gegen und als Rückzug aus der spätkapitalistischen Leistungsgesellschaft deuten: Hippies, Aussteiger etc. Der Konsum von Drogen (in der Regel von Cannabis und LSD), der im Kontext dieser sich emanzipatorisch als *Gegenkultur* verstehenden Gruppierungen praktiziert wurde, war Ausdruck der Revolte gegen „bürgerliche“ Verhaltensweisen, aber auch Vehikel der radikalen Veränderung von Bewußtsein und Wahrnehmung („Bewußtseinerweiterung“). Drogen fungierten gleichsam als Katalysator einer „Reise nach innen“, die über die Grenzen der Alltagserfahrung hinausführen und ekstatisches Erleben ermöglichen sollte. Die ursprünglichen Motive des Cannabis- und LSD-Konsums waren „keineswegs in der einfachen Formel begründet, die Drogen zu benutzen, um eine komplexer und unübersichtlicher werdende Gesellschaft auszublenden und zu vergessen, sondern hatten auch politische und weltanschauliche Hintergründe - (...)“ (Loviscach 1996: 169)

Im weiteren Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung verloren Drogen als Ausdrucksmittel sozialen und politischen Protestes an Bedeutung. Die Konsummotive verlagerten sich von der Suche nach Rausch, Ekstase und Bewußtseinerweiterung hin zu Motiven einer prothetischen Sicherung und Stärkung von Ich-Fähigkeiten, um Unlustspannungen in Schach zu halten, die Flucht vor Einsamkeit anzutreten und Angst und Verzweiflung zu verdrängen. Zunehmend registrieren wir in den letzten beiden Jahrzehnten auch das Bestreben, die eigene Leistungsfähigkeit zu steigern und dem Konkurrenzdruck standzuhalten.

Drogen werden heute vornehmlich konsumiert, um die Anforderungen des Alltags routiniert zu bewältigen und um innere Spannungen zu reduzieren. Den neuen Szenen von Drogengebrauchern eignet nicht mehr das subkulturelle Selbstverständnis von Außenseitern; es handelt sich vielmehr um jugendkulturelle Teilgruppen, die allenfalls einen partiellen und temporären Ausstieg - mit „gesichertem Rückfahrtschein“ (Negt) und kalkuliertem Risi-

ko - aus den Zusammenhängen der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft praktizieren.

Analog zur Pluralisierung von Lebensformen und -stilen haben sich die Gewohnheiten des Drogenkonsums ausdifferenziert. Dem pluralen Mix der jugendkulturellen Identitätsangebote entspricht auf der Seite des Drogenangebots ein „Supermarkt der Suchtstoffe“ (Rost). Die Bindung des Konsums wie der Konsumenten an eng umschriebene Szenen hat sich gelockert. Es gibt nicht mehr *die* Heroin-Szene, *die* Kokain-Szene oder *die* Ecstasy-Szene, sondern mannigfaltige Drogenszenen: „Mit dem Entstehen differenter jugendkultureller Lebensstile ist der Drogengebrauch nicht mehr in der Abgeschlossenheit eng umgrenzter Szenen ´verinselt´.“ (Schroers 1999: 28)

Der Gebrauch illegaler Drogen ist heute nicht mehr an sub- bzw. gegenkulturelle Kontexte gebunden, sondern als *Lifestyle-Phänomen* in sehr variable soziokulturelle Kontexte diffundiert. „Drogen“, so hat Amendt (2000: 294) die historische Entwicklung seit den sechziger Jahren resümiert, „sind längst fester Bestandteil unserer Alltagskultur. Was noch in den sechziger Jahren als abweichendes subkulturelles Verhalten galt, ist heute ein weitverbreitetes Alltagsphänomen. In den sechziger Jahren waren Bewußtseinsveränderung und Bewußtseinsweiterung ein wichtiger Grund und zugleich eine Selbstrechtfertigung, Drogen zu nehmen. Heute, mit der Renaissance von Amphetamin und dessen Derivaten, ist die Suche nach Körpererfahrung - neben der Lust auf Spaß - das wichtigste Motiv. Und viele jugendliche Drogenkonsumenten hatten bis in die Kindheit zurückreichende Vorerfahrungen mit legalen Pharmapillen, bevor sie mit illegalen Substanzen wie Ecstasy oder Cannabis erstmals in Berührung kamen.“

### 2.5.2. Exkurs: Jugendkulturen

In der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung hat man sich vom traditionellen Konzept der *Jugendsubkulturen* - Subkulturen verstanden als strukturierte Milieus, in denen Einstellungen und Verhaltensmuster erlernt werden können - verabschiedet (vgl. Meyer 2000: 33). Dies verdankt sich wesentlich den soziokulturellen Prozessen einer Individualisierung, Kommerzialisierung und Mediatisierung von Jugendkulturen. Auch das Paradigma einer *Gegenkultur* ist fallengelassen worden, da die in diesem implizierte empanzipative Funktion von Jugendsubkulturen aufgrund derselben Prozesse historisch obsolet geworden ist.<sup>52</sup>

---

<sup>52</sup> Schwendter, der das Paradigma einer Gegenkultur akzentuiert hat, reserviert diese Bezeichnung für Gruppen, „die sich als entschiedene Opposition zum bestehenden System ausdrücken und auch so verstanden werden wollen (Schwendter 1993: 11) Er unterscheidet zwischen regressiven (rückwärtsgewandten) und progressiven (gesellschaftsverändernden) Subkulturen. Letztere sieht er modellhaft in den Protestbewegungen der 60er Jahre verwirklicht: als Träger einer kulturellen Innovation, durch die im Übergang von einer Alters-

Die emanzipative Funktion vieler Jugendkulturen, die seit den sechziger Jahren entstanden sind, kann im Anschluß an Wirth (1984: 115) darin gesehen werden, daß ihnen das Bedürfnis nach einer Erlebnis-, Gefühls-, Wahrnehmungs- und Kommunikationsqualität zugrunde liegt, die im gesellschaftlichen Alltag systematisch verdrängt oder in gettoisierte Bereiche abgespalten wird. „Der im Prozeß der Zivilisation erworbene Panzer soll aufgesprengt, die verinnerlichte Selbstzwangapparatur außer Funktion gesetzt werden, um wieder ein unmittelbares Verhältnis zur eigenen Gefühlswelt, zum eigenen Körper, zu anderen Menschen und zur Welt insgesamt zu gewinnen.“ (a.a.O.: 115) Den Werten, Normen, Bedeutungen und Erlebnisweisen der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation soll im regressiven Rückgriff auf frühere, ursprüngliche emotionale und kommunikative Erfahrungen eine „ganz andere Welt“ entgegengehalten werden. Daher wäre es eine Verkürzung, die Phänomene der Jugendkultur lediglich als vorübergehende Erscheinungen der Adoleszenz zu interpretieren. „In den jugendlichen Rückzugs- und Protestbewegungen manifestiert sich nicht nur ein adoleszenzspezifisches Lebensgefühl und Unbehagen, sondern zugleich auch ein allgemeines gesellschaftliches Leiden an den Entzugserscheinungen einer kulturell verarmten und einseitig rationalisierten Alltagspraxis“ (Habermas 1981 Bd.2: 580).“ (a.a.O.: 116)

Jugendkulturen werden heute neutraler als *Szenen* begriffen. Ein wesentliches Strukturmerkmal, das diese Szenen von Subkulturen unterscheidet, ist „ihre weitgehende Offenheit und Unstrukturiertheit, oft fast bis zur Grenze der Auflösung als kohärentes soziales Gebilde“ (Schulze 1989: 557). In den Sozialformen der Szenen sind an die Stelle politischer Inhalte ästhetische Stilisierungen getreten. Diese lassen aufgrund ihrer geringen sozialen Verbindlichkeit prinzipiell die Möglichkeit einer multiplen Mitgliedschaft in verschiedenen Szenen zu. Solche Szenen, wie etwa die Techno-Szene, werden aufgrund des Fehlens eindeutiger Prädominanzen im Gefüge jugendkultureller Strömungen auch als *Jugend-Teilkulturen* bezeichnet.

Jugend-Teilkulturen bieten heute ein buntes Bild mit einem ganzen Spektrum von Lebensstilen, von rasch wechselnden Moden und Trends; es fehlen ihnen aber die festen Umriss von Subkulturen - wie etwa noch bei den Szenen der „Punks“, „Popper“ und „Skins“ der 80er Jahre. Sie lassen ob ihrer geringen sozialen Verbindlichkeit prinzipiell die Möglichkeit einer multiplen Mitgliedschaft in verschiedenen Szenen zu. So ist ein flexibler Wechsel zwischen unterschiedlichen Gruppierungen und Identitäten möglich, die ihrerseits im gesellschaftlich-politischen Raum kaum mehr eine Provokation darstellt.

---

gruppe zur anderen zugleich der Übergang von einer Gesellschaftsform zur anderen angebahnt werden sollte. (vgl. Schulze 1989: 554)

Den Teil-Kulturen der Jugendlichen fehlen nicht nur die festen Umriss von Subkulturen, in denen Abgrenzungsbedürfnisse einen Nährboden finden könnten, sondern auch eindeutige Trennlinien gegenüber der Erwachsenen-kultur. Die Rede von einer „Jugendkultur“ wird fast schon prekär, weil in der Erlebnisgesellschaft mit ihrem Kult der Jugendlichkeit die kulturellen Abgrenzungen zwischen Jugend- und Erwachsenen-kulturen zusehends ver-schwimmen. So fehlt ein soziales Gegenüber, an dem sie sich reiben und abarbeiten könnten. Die heutigen Szenen liefern keine Abgrenzungsfolien mehr, sondern allenfalls Verhaltensvorbilder, die im zyklischen Wechsel der Moden und Trends schnell veralten. Jugend ist vollends zu ihrer eigenen Bezugsgruppe geworden.

Um die gesellschaftliche Bedeutung von Gleichaltrigen-Gruppen zu erfassen, hat Schulze ein „Paradigma der Normalität“ vorgeschlagen, „bei welchem altershomogene Beziehungen von Jugendlichen (...) als Einstiegsphase in eine Existenzform erscheinen, die nicht gegen andere Existenzformen gerichtet ist, sondern neben ihnen besteht“ (a.a.O.: 554).

In der Tat hat nicht jede Alterskohorte die Chance, eine kollektive Identität auszubilden. Wie Leggewie (1995: 257 f.) betont hat, bedarf es hierfür „bestimmter Schlüsselereignisse“ und einer bewußten Auseinandersetzung mit den politischen Leitideen und Werten. Eingebunden in den übergreifenden kollektiven Erfahrungszusammenhang einer „Generation“, hat der Adoleszente die Chance, „daß er seine Adoleszenzkonflikte besonders intensiv durchlebt, denn der Prozeß der Neubildung seiner eigenen Persönlichkeit läuft parallel zu dem gesellschaftlichen Erneuerungsprozeß. Zudem findet der Adoleszente, der zu einer Generation gehört, eine beachtliche Rücken-stärkung dadurch, daß er seine individuellen Probleme, Konfliktlagen, Wün-sche, Bedürfnisse und Kritiken vor dem Hintergrund der generationsüber-greifenden Prozesse verstehen und auch vertreten kann.“ (Wirth 1996: 25)<sup>53</sup>

---

<sup>53</sup> Wirth führt als Beispiel an, daß die Auseinandersetzung mit den Eltern über die eigene Haarlänge und Kleidung - ein individueller und im Grunde unbedeutender Konflikt - eine geradezu „kulturrevolutionäre“ Bedeutung erlangen konnte, weil dieser Konflikt im Rahmen einer kulturellen und politischen Generationsauseinandersetzung (der 68er Generation mit ihren Eltern) stattfand. (vgl. Wirth 1996: 25)

Ein historischer Vergleich der hier gemeinten *Generationen* findet sich etwa bei Fritzsche (1998): „Während die ´skeptische Generation´ (Schelsky) der Nachkriegszeit die doppelte Verunsicherung existentieller Not und politischer Desillusionierung zu bewältigen hatte und sich in einen skeptisch-pragmatischen Habitus rettete, stand die antiautoritäre Wohlstands-generation vor den Herausforderungen verdrängter Vergangenheit der Elterngeneration und brüchig gewordener Legitimation gesellschaftlicher Autoritäten. Während die 68er Generation noch als Hauptkonflikt den Kampf gegen überkommene Traditionen und Autoritäten führte, scheint für die Jugendgeneration der 90er Jahre eher der Mangel an beidem ein Problem geworden zu sein. Die Nachkriegsgeneration stellte sich vor allem dem materiellen Aufbaustress, die 68er Generation bearbeitete einen postmateriellen Autoritätsstress (Freiheit von) und die Generation der ´Kinder der Freiheit´ (Ulrich Beck) setzt sich mit dem Freiheitsstress auseinander (Freiheit zu), (...)“

Die provokativen Praktiken und Symbole der Skinheads und der Autonomen in den 80er Jahren waren noch so etwas wie ein verzweifelter Versuch, „eine eigenständige jugendliche Identität zu entwickeln, die sich unterscheidet. Und ein wenig, läßt sich spekulieren, werden sie auch stellvertretend für ihre Eltern aktiv: Sie agieren ihre Vorurteile und die Empfindung, im Prozeß der Modernisierung den Halt verloren zu haben, gewaltsam und unreflektiert aus, während die Erwachsenen stumm bleiben oder (...) beifällig nicken. Jugend läßt sich in diesem Zusammenhang auch als eine reaktionäre Avantgarde betrachten.“ (Legnaro 1992) Beim Versuch, sich zu unterscheiden, geht diese gleich auf´s Ganze: „Je prekärer (...) die kulturelle Abgrenzung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen wird, desto rabiater fallen die Versuche der Abgrenzung und Ablösung aus: für solche Versuche steht Gewalt gegen andere ebenso wie Gewalt gegen sich selbst, etwa in suicidal getönten Mutproben wie dem S-Bahn-Surfen.“ (a.a.O.)<sup>54</sup>

Wenn Selbstbestimmung für das Denken und Handeln von Jugendlichen zentral ist, so ist diese aufgrund des vielfältigen Angebots kulturell vorgefertigter „Identitätsbausätze“ heute „schwerer und einfacher zugleich geworden: Wo einst der Langhaarige aufgrund seiner langen Haare eindeutig Stellung bezog und sich die Punkerin früher noch gegenüber dem gängigen Frauenbild abgrenzen konnte, bestehen heute unzählige Möglichkeiten der Stile und des Outfits, gibt es den flexiblen Wechsel zwischen vielen Gruppierungen, die aber gleichzeitig kaum mehr eine Provokation darstellen.“ (M. Büsser: Vom Punker bis zum Feierabend-Raver; in: Erziehung und Wissenschaft, Nr. 2, 1996, S. 11; zit. nach Negt 1997: 108)

Die Vielfalt der gegenwärtigen Jugendstile und -szenen ist Ausdruck von experimentellen kulturellen Suchbewegungen. Im Anschluß an Ziehe lassen sich drei in ihrem Wesen deutlich unterschiedene Suchbewegungen mit je eigenen zentralen Motiven identifizieren:

- *Subjektivierung*: Suche nach Nähe, um der gesellschaftlichen Kälte auszuweichen - hier spielen Reflexivität, Machbarkeit und Individualisierung eine zentrale Rolle;
- die gegenläufige Tendenz zur *Ontologisierung*, eine Suche nach Gewißheit, nach einer vormodernen, ja ahistorischen Einbindung in den Sinn des Seins;
- *Potenzierung*, Intensitätssuche: Ästhetisierung ist ein wichtiges Moment dieses Lebensbedürfnisses. (nach Negt 1997: 110)<sup>55</sup>

<sup>54</sup> „Auf die verweigerte Initiation scheinen jene Jugendlichen zu reagieren, die sich ihre - im Zweifelsfall durch Gewalt geprägten - Initiationen selber schaffen.“ (Eisenberg/ Gronemeyer 1993: 138)

<sup>55</sup> Negt hat diesen Suchbewegungen eine vierte Variante hinzugefügt, die er als „Wirklichkeitssuche“ bezeichnet und folgendermaßen erläutert: „Jugendliche, existierend in einer Zwischenwelt von Kindheit und Erwachsenendasein, von dem einen noch nicht ganz entfernt und mit dem anderen um Anerkennung ringend, sind auf einen großen öffentlichen Raum angewiesen, der ihnen Platz für eigene Realitätsdefinitionen gibt. Wo aber jeder Quadratzentimeter eines möglichen öffentlichen Raumes oder jede Minute einer öffentli-

Zu der letzteren Suchbewegung zählen auch die Intensivierung und Steigerung des Erlebens, die Flucht aus dem Alltäglichen, der Rausch der Geschwindigkeit, und nicht zuletzt auch diejenigen Rauschrisiken, die durch Drogenerfahrungen vermittelt sind.

Jugendkulturen werden heute mediatisiert und kommerzialisiert. Die kulturellen Suchbewegungen von Jugendlichen kennen eine Vielzahl schnell wechselnder Signale und Symbole, die von Trendscouts der Konsumgüterindustrie in den Zentren und Winkeln der Jugendszene aufgespürt, blitzschnell vermarktet und industriell angeeignet werden. „Wie Selbstfindung und Identitätsbildung zu verwirklichen sind in einer Welt, in der die Strukturen aufbrechen, wird zum größten Problem dieser rasch wechselnden Jugendmoden, denen offenbar gegenwärtig die festen Umrisse von bestimmten Milieus fehlen.“ (Negt 1997: 108)

Berücksichtigt man die subjektive Sinngebung von Haltungen und Handlungsweisen Jugendlicher, dann erhellt, daß nicht nur Selbstfindung und -behauptung, sondern auch Unsicherheit und Ängste, Sehnsüchte und Träume, Lust und Sexualität, Aggression und Gewalt Dreh- und Angelpunkte jugendlichen Handelns bilden. „Die Jugendlichen verwenden dazu Modelle aus aller Welt und nutzen die Angebote der Kulturindustrie. Die ‚Kulturwaren‘ sind gleichsam Requisiten, mit denen die eigenen und als authentisch erfahrenen Gefühle realisiert und die spezialisierten Selbstdarstellungen erzeugt werden, um deren Geltung in der jeweiligen Szene gerungen wird.“ (Wetzstein u. Eckert 2000)

Bei Türcke (1999a) findet sich der Hinweis, daß die heutige Jugendszene, wenn sie überhaupt durch etwas Übergreifendes charakterisiert sei, dann am ehesten dadurch, „daß der Kampf um Identität, dem Jugendliche von jeher ausgesetzt sind, die Form eines Kampfes um Logos annimmt.“ Logos sind Erkennungszeichen, die nicht mehr für etwas anderes, ein Ideal etwa, stehen, sondern für sich.<sup>56</sup>

---

chen Zeit durch die glücklichen Erstbesitzer, wie es im alten Naturrecht heißt (*beati possidentes*), besetzt sind, werden der Jugend autonome Vergesellschaftungsformen verweigert, wodurch eine eigentümliche Leere in ihrer gesellschaftlich bedürftigen Subjektivität entsteht. Manche der Gewaltaktionen haben in diesen Realitätsbedürfnissen ihren Grund. Wo kann ich als Jugendlicher (...) als eine werdende Persönlichkeit mit eigener Würde und eigenem Anspruch auf gesellschaftlichen Rang Anerkennung finden? Wer nimmt öffentlich überhaupt zur Kenntnis, daß ich existiere?“ (Negt 1997: 110 f.; H.i.O.)

<sup>56</sup> „Das Logo ist einerseits Erbe des archaischen Herrschafts- und Eigentumszeichens, das der Stammesfürst seinem Vieh und seinen Sklaven einschneidet oder -brennt. Andererseits ist es der Herold konkreter Individualität, besagt nämlich, daß nur, was geprägt ist, Charakter, Unverwechselbarkeit hat. Die Urbedeutung des griechischen Wortes Charakter *ist* Prägung. Nimmt man die aber beim Wort, so kann man verstehen, warum unter High-Tech-Bedingungen das Vertrauen darauf, die eigene Person, die eigene Gestalt, das eigene Gesicht könnten noch so etwas wie „Charakter“ ausstrahlen, schwindet, während das Bedürfnis nach ebenso eingepprägten wie einprägsamen Zeichen proportional dazu steigt.“ (Türcke 1999a)



### 2.5.3. Zum Funktions- und Bedeutungswandel des Drogengebrauchs im Kontext von (Drogen- und Jugend-) Szenen

Da wir es heute mit einer ausdifferenzierten Pluralität von Jugendszenen zu tun haben, unter denen keine eine eindeutige Prädominanz besitzt, macht es Sinn, diese Szenen, wie etwa die Techno-Szene, als *Jugend-Teilkulturen* zu bezeichnen.

Diese Szenen lassen sich nicht mehr als *Drogenkulturen* bezeichnen; zwar werden Drogen konsumiert, aber der soziale und kulturelle Gesamtkontext dieser Szenen ist ganz überwiegend auch durch andere Merkmale geprägt. Von einer Drogenkultur kann Hitzler/ Pfadenhauer (1997: 60) zufolge nur dann gesprochen werden, wenn „alle anderen Aspekte des Lebensvollzugs mehr oder weniger ausnahmslos den Problemen der Drogenbeschaffung und dem Konsum der Drogen nachgeordnet sind.“ Dies ist bei „endemisch verfestigten Szenen“ wie etwa der Junkie-Szene der Fall, nicht aber bei jugendlichen Teil-Kulturen wie der Techno-Szene.

Die Art der Drogen sowie die Intensität und die Dauer ihres Gebrauchs bestimmen mit über den Grad der (jugend- bzw. drogenkulturellen) Integration ihrer Nutzer. Die Gruppe der Gelegenheitskonsumenten ist meist in Szenen eingebunden, bei denen es sich um Jugend-Teilkulturen (und nicht um ausgesprochene Drogenkulturen) handelt. Bei einer Teilgruppe von Dauerkonsumenten finden wir im Ergebnis defizitär verlaufener Sozialisationsprozesse inkonsistente psychische Strukturbildungen, so daß die Drogenbindung schließlich in eine Abhängigkeit von der Substanz und eine damit einhergehende abweichende Entwicklungskarriere mündete. Gewohnheitsmäßigen und abhängigen Usern droht das Abrutschen in nach wie vor stigmatisierte Drogenkulturen; die kulturellen Leitbilder und Konsumpraktiken der Bezugsgruppen prägen in diesem Fall stark das individuelle Verhalten.<sup>57</sup>

---

<sup>57</sup> Schacke hat im Rahmen einer Feldstudie zum Drogengebrauch in einer mittelstädtisch-ländlichen Region Norddeutschlands in der Gesamtdrogenszene fünf Teilszenen identifiziert, die von der altersbezogenen Zusammensetzung zum Teil über die Jugend- (und Jungerwachsenen-) Phase hinausweisen:

- die Teilszene der älteren Haschisch- und Kokainkonsumenten (25- bis 35-Jährige), deren Anfänge bis in die „Hippiebewegung“ Ende der sechziger Jahre zurückreichen;
- die Teilszene in der drogenbezogenen Kneipenszene;
- die Teilszene im Umfeld der organisierten Kriminalität;
- die Teilszene der Heroinkonsumenten;
- die Teilszene der Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit polyvalentem Drogenkonsum in der Nähe und in der Vermischung mit dem Straßen- und Elendsalkoholismus.

(vgl. Schacke 1991: 239 ff.)

Die historische Entwicklung beschreibt einen Weg von der Drogen-Subkultur zur *Jugendkultur*.<sup>58</sup> In dieser bildet der Drogenkonsum einen Teilaspekt des jeweiligen kommunikativen und symbolischen Arrangements, er ist Assecoire unter vielen; seine Bedeutung variiert in Abhängigkeit vom jeweiligen Kontext.

Zugehörigkeiten zu Cliques, Szenen etc. sind im Zuge der Biographisierung der Jugendphase frei wähl- und beliebig kombinierbar, sie lösen einander im Lebenslauf ab. Die Vielfalt jugendkultureller Szenen erlaubt individuelle Beweglichkeit und einen Stilmix, der sich auch in den Drogengebrauchsmustern bemerkbar macht.

Sofern in diesen jugendkulturellen Sozialgebilden abweichendes Verhalten praktiziert wird, handelt es sich nicht mehr um einen vollständig devianten Lebensentwurf, sondern Abweichung konzentriert und begrenzt sich auf ein spezifisches lebensweltliches Segment. (vgl. Böhnisch 1999: 38 f.) Es ist diffundiert und nahezu überall anzutreffen, aber damit ist es auch entschärft, ist nur noch partiell, eben segmentspezifisch abweichendes Verhalten; ihm ist gleichsam die Spitze abgebrochen worden.

Der *Funktions- und Bedeutungswandel*, den der *Drogengebrauch* im Verlauf der letzten drei, vier Jahrzehnte erfahren hat, ähnelt auf den ersten Blick auffallend jenen Prozessen der *Gewöhnung und Domestizierung*, die Schivelbusch zufolge alle neu eingeführten bzw. sich nach und nach ausbreitenden Genuß- und Rauschmittel durchmachen und in deren Verlauf sie ihres ursprünglichen sozialen Gehaltes beraubt werden. „Genüsse, die einstmals in ihrer Neuartigkeit die Menschen zutiefst erregten, sind zu gewöhnlichen Alltagsverrichtungen geworden.“ (Schivelbusch 1980: 235)

Der Bedeutungswandel, den insbesondere der Umgang mit Haschisch erfahren hat, ähnelt demjenigen auch anderer Genuß- und Rauschmittel, deren innovatives Potential an eine spezifische geschichtlich-gesellschaftliche Konstellation gebunden gewesen ist. Schivelbusch (1980) hat dies am Bei-

---

<sup>58</sup> *Jugendkulturen* zeichnen sich dadurch aus, daß „eine bestimmte, gegenüber anderen abgrenzbare, kulturelle Überformung des Lebensvollzugs bzw. der Lebensgestaltung wesentlich mit ‚Jugend‘ korreliert - wie immer dann ‚Jugend‘ wiederum definiert werden kann.“ (Hitzler/ Pfadenhauer 1997: 47)

„Die Rede von Jugendkultur macht (...) dann Sinn, wenn sich Indikatoren dafür finden lassen, daß bestimmte Menschen sich, bei aller Vielfalt, signifikant anders in ihrer Welt orientieren als dies, wiederum bei aller Vielfalt, Kinder hier und Erwachsene da tun, daß man also, um sozial als ‚Jugendlicher‘ zu gelten, (auch) signifikant andere Dinge wissen bzw. können muß, wenn man in seinem sozialen Gefüge in einer akzeptablen Art und Weise handeln will. D.h., es geht um ‚andere‘ ästhetische, moralische, ideologische, zwischenmenschliche – und auch ökonomische – ‚Wichtigkeiten‘ als in den beiden anderen Daseinsformen. Es geht um die – mit ‚ähnlichen‘ anderen geteilte – Orientierung an ‚anderen‘ Normen und Werten. Es geht um die Unterscheidung zum Kindlichen hier und zum Erwachsenen da, und es geht um Zugehörigkeit zu einer nichtkindlichen bzw. nicht-naiven ‚peer-group‘ hier und einer nichterwachsenen bzw. nicht-spießigen da.“ (Hitzler/ Pfadenhauer 1997: 57)

spiel der Einführung des Kaffees in Europa herausgearbeitet. Anfangs vom Bürgertum in Kaffeehäusern - den Orten frühbürgerlicher Öffentlichkeit - als öffentliches Getränk konsumiert, ist er in Deutschland erst fast ein ganzes Jahrhundert später in die häusliche Sphäre als Frühstücks- und Nachmittagsgetränk eingewandert, wo er schließlich zum Synonym häuslicher Gemütlichkeit wurde. „Das ist eine Bewegung, wie man sie immer wieder in der Geschichte der Innovationen beobachten kann: Eine Neuerung vollbringt ihre historische Leistung - die Wirklichkeit entscheidend neu zu formen - in der Öffentlichkeit, d.h. in der Sphäre der kollektiven Konsumtion, um erst später in den Bereich der privat-häuslichen Konsumtion abzuwandern. Die öffentliche Phase einer Innovation kann man *heroisch* nennen, weil sie die Wirklichkeit verändert. Die darauffolgende Privatphase muß man *konformistisch* nennen, indem sie selber keine verändernde Kraft zeigt, sondern nur affirmativ und stabilisierend wirkt.“ (a.a.O.: 73; H.i.O.) Schivelbusch verfolgt die historische Analogie im gesellschaftlichen Umgang mit Kaffee und Tabak sowie Cannabis an der Frage des Verbotes dieser Stoffe: „So wie im 17. Jahrhundert die Kaffee- und Tabakverbote Rückzugsgefechte mittelalterlicher Weltanschauung waren (welche zu Recht in den neuen Genußmitteln die bürgerlich-neuzeitliche Dynamik witterte), so lassen sich die heute *noch* geltenden Verbote der Rauschdrogen interpretieren als Rückzugsgefechte bürgerlicher Rationalität und Selbstdisziplin.“ (a.a.O.: 238; H.i.O.)<sup>59</sup>

Wir diskutieren nun zunächst theoretische Konzepte, die sich mit dem Drogengebrauch als Spielart eines - in der Regel subkulturell eingebundenen - abweichenden Verhaltens befassen, bevor wir am Beispiel unterschiedlicher Szenen von Drogennutzern den Funktions- und Bedeutungswandel des Drogengebrauchs exemplarisch analysieren.

---

<sup>59</sup> Der ursprüngliche soziale Gehalt einer Rauschmittelverwendung verflüchtigt sich angesichts sich wandelnder soziokultureller Rahmenbedingungen. Eine kulturell integrierte Droge kann mitunter destruktive Qualitäten entfalten, wenn sie in einen andersgearteten gesellschaftlichen Kontext „verpflanzt“ wird. Bei Loviscach (1996: 159 f.) finden wir unter Bezugnahme auf die Geschichte des Kokains ein Beispiel dafür: „In den Coca-Kulturen Lateinamerikas war die Droge ein integrierter und integrierender Bestandteil des alltäglichen Lebens. Die Gebrauchsmuster zielten nicht auf Effektivität hinsichtlich der speziellen euphorischen und stimulierenden Wirkungen. Dementsprechend ergaben sich auch keine nennenswerten Suchtprobleme, die zu einer sozialen Problematisierung Anlaß gegeben hätten. Ganz anders war die Entwicklung in den modernen industrialisierten Gesellschaften, in denen die Geschichte des Kokains erst mit seiner chemischen Isolierung als dem wirksamen Faktor der Droge begann. Nach einer Phase relativ integrierten Gebrauchs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts setzte seit Ende des Jahrhunderts die Instrumentalisierung der Droge um ihrer stimulierenden und euphorischen Wirkungen willen ein. Dies entsprach den Bedürfnissen der Menschen in modernen Gesellschaften (...) wie auch dem spezifischen Wirkungsspektrum dieser Droge. Daraus ergaben sich problematische, auf den Effekt zielende Gebrauchsmuster mit einer Tendenz zu süchtigem Konsum, die im Gegenzug zur sozialen Problematisierung führten. Als Folge der Stigmatisierung nahm wiederum der problematische Konsum zu.“

Die *subkulturelle Kanalisierung* der Konsumentenszenen in den sechziger und siebziger Jahren hing zum einen mit den Lernprozessen zusammen, die notwendig sind, um Zugang zu drogenkonsumierenden Subkulturen zu finden, sich in diese zu integrieren und auch, um den Umgang mit den dort konsumierten Drogen zu meistern. Zum anderen ist das Konsumverhalten auch deswegen subkulturell eingebunden, weil die Verfügbarkeit von Drogen Bedingungen der Illegalität und des Schwarzmarktes unterworfen ist, die subkulturell kontrolliert werden. Daher sind Effekte „sozialer Ansteckung“ und Prozesse des Gruppendrucks hier in höherem Maße von Bedeutung als etwa beim Konsum legal erhältlicher Substanzen.

Es ist immer Ergebnis von Lernprozessen, wie man ein „erfolgreicher“ Cannabis-Konsument oder Fixer wird. In vorbildlicher Weise hat H.S. Becker in seiner Studie *Außenseiter* (1973) aufgezeigt, wie Menschen in einem komplexen Lernprozeß mit einer Abfolge vielfältiger Interpretationen und Zuschreibungen eine Motivation zum fortgesetzten Marihuanakonsum entwickeln: indem sie nämlich nach und nach lernen, vermittelt über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Konsumenten, ihre Drogenerfahrungen positiv zu bewerten.<sup>60</sup>

Im Verlauf und bei der Aufrechterhaltung des Drogenkonsumverhaltens spielen demnach Lernprozesse eine wichtige Rolle.<sup>61</sup> Finden Jugendliche keinen Zugang zu sozial anerkannten Gruppierungen oder werden sie aus diesen ausgeschlossen, dann kann sie das dazu bewegen, sich anderen Gruppen anzuschließen, die gesellschaftlich abgelehnte oder gefährliche Verhaltensweisen praktizieren. Soziale Anerkennung, die in anderen Lebensbereichen schwierig zu erreichen ist, finden Jugendliche innerhalb ihrer Bezugsgruppe durch die „negative Identität“.

Auf der Grundlage einer *lerntheoretischen Sichtweise* stellt sich der Weg in eine Drogenabhängigkeit folgendermaßen dar: „Der Jugendliche wird z.B. auf einer Party mit einem oder mehreren Drogenkonsumenten konfrontiert.

---

<sup>60</sup> „Niemand wird Drogenbenutzer, ohne 1. zu lernen, die Drogen in einer Weise zu rauchen, die tatsächliche Wirkungen hervorruft, ohne 2. zu lernen, die Effekte zu erkennen und mit dem Drogengebrauch in Verbindung zu bringen (in anderen Worten zu lernen, 'high' zu werden), und ohne 3. zu lernen, die wahrgenommenen Empfindungen zu genießen. Im Verlauf dieses Prozesses entwickelt der Mensch eine Disposition oder Motivation für den Marihuana-Gebrauch, die nicht vorhanden war und nicht vorhanden sein konnte, als er mit dem Drogengebrauch begann, (...) Der Drogenbenutzer hat mit einem Wort gelernt, auf die Frage 'Macht es Spaß?' mit 'Ja' zu antworten.“ (Becker 1973: 51)

<sup>61</sup> Auf die Bedeutung von Lernprozessen für das Verständnis dieses Verhaltens haben Vertreter des labeling approach hingewiesen, aber auch der Erklärungsansatz der *differentiellen Assoziation* (Sutherland). Dieser Ansatz ist im Umfeld von Konzepten zu lokalisieren, die die Gruppenbindung des Individuums betonen. Er geht davon aus, „daß abweichendes Verhalten insbesondere in sozialen Gruppenzusammenhängen gelernt wird, und zwar vornehmlich in solchen, in denen positive Definitionen (Einschätzungen, Wertschätzungen) für abweichendes Verhalten die negativen überwiegen.“ (Kutsch/ Wiswede 1980: 18)

Der Drogenkonsument ist anscheinend beliebt, prestigebehaftet und zeigt nach dem Genuß von Drogen bestimmte positive Wirkungen: er ist gelöster, fühlt sich offenbar besser. Der Jugendliche möchte auch so beliebt sein, möchte auch Aufmerksamkeit erregen, möchte auch so prestigebehaftet sein (Imitationslernen). Probiert er dann auch von der Droge, so erfährt er eine Reihe positiver sozialer Bekräftigungen durch die Gruppe (Anerkennung usw.). Weigert er sich zu probieren, wird er abgelehnt. Er lernt daraus, daß einem bestimmten Verhalten unmittelbar ein bekräftigender Reiz folgt (operantes Konditionieren).“ (Böllinger/ Stöver 1992: 41) Die Reaktionen der sozialen Umwelt, die den Drogenkonsum belohnen, können unangenehme Erfahrungen beim Erstkonsum wettmachen. „Nach einiger Zeit genügen die sozialen Reize (Beisammensein, Gleichgesinnte, Kneipen, Musik, die Droge selbst, Anblick der Spritze), die jeweils zeitlich und räumlich mit dem Genuß der Droge verknüpft waren, um allein das Verlangen nach der Droge zu bewirken (klassisches Konditionieren). Bald werden auch ´aversive Situationen´ (Situationen, in denen man sich unwohl fühlt) zu zweitrangigen Verstärkern, denn der Jugendliche lernt, daß er Konfliktsituationen und Unbehagen mit der Droge beseitigen kann. Allmählich entwickelt sich ein sich selbst verstärkender Verhaltenskreislauf: Der Jugendliche benötigt Drogen, um beginnende unangenehme Entzugserscheinungen (Schmerzen, Schwitzen, Unwohlsein u.a.) zu beseitigen. Er lernt, daß er sich nur dann wohlfühlt, wenn er die Droge nimmt.“ (a.a.O.: 41) Die Drogenabhängigkeit ist in dieser Perspektive das Ergebnis eines langfristigen Lernprozesses, an dessen Ausgang der Abhängige den Stoff so in sein Leben eingebaut hat, daß er ihn wie eine „chemische Krücke“ benötigt.<sup>62</sup>

Drogenmißbrauch und -abhängigkeit sind in unterschiedlichen theoretischen Modellen als abweichendes Verhalten konzeptualisiert worden; hierzu zählen die Anomie-Theorie und die Zuschreibungstheorie (labeling-approach), auch als Etikettierungsansatz bezeichnet.

Die *Anomietheorie* in ihrer von R. K. Merton entwickelten Gestalt begreift abweichendes Verhalten als Symptom für ein Auseinanderklaffen der kultu-

---

<sup>62</sup> Die Lerntheorie geht davon aus, daß normales und abnormales Verhalten (z.B. Drogenkonsum) nach den gleichen Lernprinzipien gelernt werden: Imitationslernen, „operantes“ Konditionieren (nach Skinner) und „klassisches“ Konditionieren (nach Pawlow). An den *lerntheoretischen Ansätzen* ist mit Recht kritisiert worden, daß sie soziale Bedingungen des Drogenkonsumverhaltens und der Abhängigkeitsentwicklung fast vollständig ausblenden und damit ein gesellschaftliches Problem auf individuelles Lernverhalten reduzieren; die Anpassungsprozesse in einer kriminalisierten Subkultur sind hierdurch kaum zu erklären. Auch die psychische Seite der individuellen Entwicklung kann nicht auf Lernen verkürzt und auch nicht durch schlichtes „Verlernen“ korrigiert werden. Sie ist durch lebensgeschichtlich erworbene, teils unbewußte Sinnzusammenhänge determiniert, die den aktuellen Handlungsspielraum des Individuums begrenzen. Psychische Dispositionen sowie kindliche Mangel- und Willkürerfahrungen bilden einen zwar nicht unveränderlichen, aber doch die weitere psychosoziale Entwicklung entscheidend prägenden Grundstock der Persönlichkeit.

rell vorgegebenen Ziele (z.B. Erfolg und Wohlstand) und der legitimen, sozial strukturierten Wege, auf denen diese Ziele zu erreichen sind (z.B. Karriere-relaufbahnen, Einkommen aus Erwerbstätigkeit). „Hohe Aspirationen und ein Mangel an legitimen Mitteln bedingen die Auslösung einer anomischen Spannung. Als Form der Anpassung an die anomische Situation tritt abweichendes Verhalten auf.“ (Bohle u.a.1997: 43) Die Herausbildung von Subkulturen wird als „Versuch einer kollektiven Antwort auf anomieerzeugende Situationen“ (Kutsch/ Wiswede 1980: 15) interpretiert. Vor allem bei den unteren Sozialschichten, die kulturelle Ziele und legitime Mittel der Zielerreichung besonders schwer in Einklang bringen können, entsteht ein deutlicher Druck zu abweichendem Verhalten und kriminellen Handlungen. Die Anomietheorie stellt Abweichung mithin in den Kontext sozialer Ungleichheit und konstatiert eine Schichtdeterminiertheit abweichenden Verhaltens.

Kutsch/ Wiswede haben gefolgert, daß das Anomie-Konzept aus diesem Grund zumindest auf die „weiche“ Drogen konsumierende Subkultur der 70er Jahre nicht anwendbar sei. Die Mitglieder dieser Szenen entstammten mehrheitlich der Mittel- und Oberschicht: „Legitime Mittel zur Erreichung gesellschaftlich akzeptierter Ziele stehen zur Verfügung; Aufstiegskanäle stehen weit offen; blockierte Chancen gibt es kaum. Außerdem fühlen sich gerade die Anhänger der weichen Drogenszene an die vorgegebenen kulturellen Ziele kaum gebunden: Die Zielintensität ist hier denkbar gering, (...) Es hat also den Anschein, daß die Anomietheorie allenfalls für die harte Drogenszene ein akzeptables Erklärungsmuster darstellt: Dort, wo Chancen zu legitimen Laufbahnen blockiert werden - dort, wo zentrifugale eskalierende Prozesse die Chancenstrukturen des Individuums immer weiter einschnüren.“ (a.a.O.: 15)

In zeitlicher Nähe zu den Anfängen der Drogensubkultur haben Gerdes/ v. Wolffersdorff-Ehlert (1974) eine ganz andere Interpretation anomischer Potentiale und Erfahrungen vorgelegt: Die Drogensubkultur, so konstatieren die beiden Autoren zunächst ebenfalls, sei in einer durch Anomie gekennzeichneten sozialen Situation entstanden. Nur sei diese Anomie viel tiefgreifender als etwa Merton vermutet habe. Dies hänge damit zusammen, daß das „Wertesystem in den westlichen Industriegesellschaften“ in sich gespalten sei zwischen den lediglich zu Legitimationszwecken verwendeten „höchsten Werten“ (wie „Freiheit“, „Entfaltung der Persönlichkeit“, „Brüderlichkeit“ etc.) und den wirklich handlungsleitenden Werten und Normen (sozialer Aufstieg, finanzieller Erfolg, „Ego-Orientierung“ etc.). Für die kulturell am stärksten betonten Werte bestehe Anomie nicht nur für die Unterschicht, sondern für die gesamte Gesellschaft, da für diese überhaupt keine Mittel zur Zielerreichung als legitim zugelassen seien. „Die ‚Abweichung‘ der Drogensubkultur besteht darin, daß man dort die als normal etablierten Muster der Konfliktverdeckung ablehnt und den Konflikt zu lösen versucht, indem die bisher nur zu Legitimationszwecken gebrauchten Werte zu Handlungszielen umdefiniert werden.“ (Gerdes/ v. Wolffersdorff- Ehlert

1974: 344) Mit der Orientierung an Handlungskonzepten wie „emotional bestimmte Kommunikation“, „Persönlichkeitsentfaltung“, „Spiritualität“, „Kreativität“, „Freiheit von sozialen Zwängen“, „Aufhebung der Entfremdung in den zwischenmenschlichen Beziehungen“ suche die Drogensubkultur etwas zu verwirklichen, was von der Gesellschaft offiziell als höchst wertvoll anerkannt, dessen Realisierung aber gleichwohl gesellschaftlich nicht vorgesehen sei. Folglich würden die subkulturellen Handlungs- und Orientierungsmuster als „deviant“ abklassifiziert. (vgl. a.a.O.: 346) Dabei könnten solche Gruppierungen eigentlich - ganz im Gegensatz zu ihrer gesellschaftlichen Festlegung - einen Beitrag zur Entstehung möglicher kultureller Normen im Umgang mit illegalen Drogen leisten und damit den normativen Rahmen für eine „Drogensozialisation“ (Marzahn) bereitstellen. (vgl. Abschnitt 3.2.6)

Ein weiteres Theoriemodell, das Drogenmißbrauch und -abhängigkeit als abweichendes Verhalten konzeptualisiert, stellt der *Etikettierungsansatz* (*Labeling approach*) dar. Dessen Ausgangspunkt bildet die Vorstellung, daß Drogenkonsum durch Etikettierungs- oder Stigmatisierungsprozesse, wenn schon nicht initiiert, so doch verstärkt wird - und dann in Verhaltensmuster einmündet, die sich in einem Wechselprozeß mit reaktiven Zuschreibungen immer schärfer ausprägen („labeling approach“). „Dabei wird ausgesagt, daß insbesondere das Stereotyp des asozialen Drogenkonsumenten und entsprechende gesellschaftliche Reaktionsformen der Nicht-Betroffenen dazu geeignet sind, das Individuum immer weiter in eine abweichende Rolle zu verstricken.“ (Kutsch/ Wiswede 1980: 16) Die Gruppe der Drogenabhängigen wird vor allem deswegen zum bevorzugten Adressaten von Etikettierungen, weil sie gesellschaftlich hoch bewertete Werte wie Arbeit, Ordnung, Sicherheit in provokanter Weise symbolisch in Frage stellt. „Die so als ´krank´, ´kriminell´ oder ´defizitär´ Stigmatisierten werden so in den einzig verbleibenden sozialen Anerkennungsraum, die Subkultur gedrängt und stabilisieren sich dort.“ (Böllinger/ Stöver 1992: 44)<sup>63</sup>

Der Labeling-Ansatz kann einige Anhaltspunkte dafür liefern, wie sich ein bestimmtes Verhaltensmuster weiterentwickelt, wenn es erst einmal dem Einfluß stereotypisierender, zuschreibender Stimuli ausgesetzt ist. In den allermeisten Fällen kann er jedoch das erste Auftreten eines abweichenden Verhaltensphänomens nicht erklären, also die Tatsache, warum ein Individuum Anschluß an drogenkonsumierende Gruppierungen sucht. Auch zur Analyse der frühen Konsumphasen hat dieser Ansatz wenig beizutragen, da hier individuelle Motivationen und Gruppendruck-Situationen im Vordergrund stehen.

---

<sup>63</sup> „Indem der Konsum illegaler Drogen als soziales Problem verstanden und das Handeln der betroffenen Individuen als abweichend definiert, stigmatisiert und ausgegrenzt wird, entsteht zugleich die Drogenszene als gegen die dominierende Kultur gerichtete oder sich von dieser abgrenzende subkulturelle Lebenspraxis.“ (Loviscach 1996: 94)

Anomie-Theorie und labeling-Ansatz vermögen wichtige Hinweise auf den inneren Zusammenhang von *normalem* und *süchtigem* Verhalten zu geben sowie auf den Umschlagpunkt, an dem eine Stigmatisierung erfolgt. Die „harmlosen“ Wurzeln der Sucht, insbesondere der Wunsch nach Lustgewinn oder allgemeiner: nach Bedürfnisbefriedigung, werden gesellschaftlich stimuliert. „Immer weiter, immer höher, immer schneller“ lautet die Devise. Süchtiges Verhalten erscheint demzufolge - vereinfachend gefaßt - als übersteigertes Streben nach der Erreichung von Zielen, die prinzipiell gesellschaftlich hoch bewertet oder doch zumindest toleriert werden (Arbeiten, Fernsehen, Spielen, Alkoholgenuß, Medikamenteneinnahme). Den *normalen* Zwecken dieser Verhaltensweisen wird Wertschätzung entgegengebracht - sogar im Exzeß; erst wenn sie lästig, d.h. gesellschaftlich belastend werden, erfolgt die Ausgrenzung über das Stigma *Sucht*.

Die Grundannahmen der Anomie-Theorie haben vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, die spätestens seit den 70er Jahren deutlich zu einer sich verschärfenden sozialen Spaltung tendieren, eine neue Aktualität gewonnen. Anomische Spannungen prägen die Erlebensperspektive von großen Teilen einer Jugendgeneration, die ins gesellschaftliche Abseits gedrängt werden und sich mit eingeschränkten Zukunftsaussichten konfrontiert sehen. Diese Jugendlichen erleben sehr deutlich einen Kontrast zwischen der Welt des Überflusses und einer allgegenwärtigen Konsumwerbung auf der einen Seite und ihren schlechten eigenen Zukunftsperspektiven und Integrationschancen auf der anderen Seite. Eine Konsequenz aus diesem Erleben kann sein, sich illegal das verschaffen zu wollen, was man sich legal nicht leisten kann. Insbesondere der Handel mit illegalen Drogen ist dann für viele eine Möglichkeit, „eine schnelle Mark zu machen“.

Der Verteilungskampf in der leistungs- und konkurrenzorientierten Gesellschaft entbrennt mit besonderer Heftigkeit am unteren Ende der sozialen Pyramide. Soziale Problemlagen verdichten sich in (groß)städtischen Ballungsgebieten und brechen auf in Gestalt von Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden „gangs“ und Cliques. Jugendliche entwickeln sich besonders in Ballungsräumen, aber auch in den Kern- und Innenstädten von mittleren und kleineren Großstädten in multikulturellen Lebenszusammenhängen, die zu Verwirrungen in der Identitätsentwicklung beitragen können. Die Differenzierung und Pluralität der Jugendszenen hat nicht notwendigerweise Liberalität, Akzeptanz und Toleranz von Andersartigem und Fremdheit zur Folge, sondern sie kann im Gegenteil heftige aversive Affekte freisetzen und xenophobe Einstellungen hervorbringen bzw. befestigen.<sup>64</sup> Ethnische Grenzen bilden eine wesentliche Konfliktlinie in den Auseinandersetzungen, die hier aufbrechen.

---

<sup>64</sup> Diejenigen Kinder und Jugendlichen, die frustriert sind, weil sie aus ihrer „No-Winner-Situation“ heraus keine Chance zu haben glauben, neiden anderen das, was diese bekommen. Sie verteufeln sozial noch Schwächere; einigen unter ihnen scheint das eigene Stigma nur überwindbar mittels Aggression gegen andere.



Im folgenden wird der Funktions- und Bedeutungswandel des Drogengebrauchs im Kontext differenter (Jugend- bzw. Drogen-) Szenen analysiert, wobei wir uns exemplarisch auf drei jugend- bzw. subkulturelle Phänomene konzentrieren:

- a) Szenen der Konsumenten von Cannabis;
- b) Heroin-Subkulturen;
- c) Szenen der Gebraucher von synthetischen Drogen (Techno-Kultur).

#### *a) Szenen der Konsumenten von Cannabis*

Der soziokulturelle Kontext des Cannabiskonsums, die soziale Basis der Konsumenten und die Funktion des Konsums haben sich im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte grundlegend gewandelt.

Eine erste weite Verbreitung erfuhr der Konsum im Kontext der Protestbewegungen der 60er und 70er Jahre, verknüpft mit Protestmotiven und kritisch-veränderndem Impetus. Die Drogenszenen der 60er und 70er Jahre arbeiteten sich am autoritären Charakter, an der Forderung bürgerlicher Selbstdisziplin, der Forderung des Bedürfnisaufschubs etc. ab. „Die Generation, die Haschisch und Marihuana raucht, setzt sich symbolisch und pharmakologisch gegen die alkoholtrinkende Vätergeneration ab, so wie umgekehrt diese sich durch den Drogengenuß der Jüngeren bedroht fühlt. Der ‚Joint‘ wird zum Symbol dieser Jugendbewegung. Zigarettenrauchen und Alkoholtrinken stehen für Leistungsprinzip, Autorität usw., Haschisch und Marihuana für die Befreiung davon.“ (Schivelbusch 1980: 236)

Drogenkonsum galt als Ausdrucksmittel eines Protestes gegen Materialismus, Leistungsprinzip und versteinerte gesellschaftliche Strukturen. Die Drogengebraucher propagierten den Ausstieg aus der Gesellschaft und lebten eine praktisch gewordene „postmaterielle“ Wertorientierung vor.

Die Generation der *Selbstverwirklicher* hatte noch mit völlig anderen Ausgangsbedingungen zu tun als heutige Generationen: Während heute medienwirksame Selbstpräsentation und Selbstverbesserung an der Tagesordnung sind, galt es seinerzeit Individualität überhaupt erst gegen verkrustete gesellschaftliche Strukturen zu erkämpfen, die ihre Entwicklung hintertrieben. Das „wahre Selbst“, so die Forderung dieser Generation, sei in vielfältigen „Häutungen“ (wie der Titel des Kultromans der Autorin V. Stephan lautete) erst unter dem Abraum heteronomer Verhaltenszumutungen mühsam freizulegen. Cannabis und halluzinogene Drogen galten als Hilfsmittel, um an die inneren, verborgenen Seiten des Selbst heranzukommen und diese gleichsam wie einen kostbaren Schatz zu heben.

In identitätstheoretischer Perspektive finden sich bei den Angehörigen der „Love-and-Peace“-Generation vielfach Identitätsstrukturen vom Typus einer

„flexibel-reflektierten Ich-Identität“ (Habermas); für diese sind, wie weiter oben ausgeführt, heftige Verläufe der Adoleszenzkrise kennzeichnend. „Protest infolge einer autonomen Ich-Organisation, die unter gegebenen Bedingungen nicht konfliktfrei stabilisiert werden kann“ (Habermas 1976: 328), setzt kreative Potentiale frei und mobilisiert psychische Kräfte, die helfen, unvermeidliche Konflikte durchzustehen. Die Nutzung von Spielräumen für Individuierungsprozesse führt zu progressiven Formen der Identitätsbildung.

Das „Establishment“ sah durch die Praktiken des Drogenkonsums freilich die Grundfesten der überkommenen gesellschaftlichen Ordnung in Gefahr. Der Attitüde der Verweigerung, des Ausstiegs und des Protests wurde flugs das - auch heute noch ab und an gebräuchliche - diagnostische Etikett des „amotivationalen Syndroms“ angeheftet.<sup>65</sup>

Die Distanzierung vom Leistungsprinzip konnte nunmehr als drogeninduzierte psychische Störung interpretiert werden. Fraglich bleibt indes, inwieweit die Zustandsbilder von Teilnahmslosigkeit, Passivität und Antriebsminderung „eine Folge des Cannabiskonsums sind oder umgekehrt eine Einstellung junger Menschen, von denen ein Teil als Ausdruck ihrer Haltung Haschisch raucht. (...) Die These des amotivationalen Syndroms erweist sich in der politisch motivierten und wissenschaftlich verbrämten Verallgemeinerung als Stigmatisierung einer Generation junger Menschen, die sich abweichend, nämlich kritisch und verweigernd dem Leistungsprinzip gegenüber verhielt. Nicht die Droge war ‚kulturfremd‘, sondern vielmehr fühlten sich deren Benutzer von ihrer Gesellschaft und Kultur entfremdet.“ (Loviscach 1996: 141 f.)

Soziologisch betrachtet handelt es sich bei Cannabis ohne Frage „um alles andere als eine in die heutige Zeit passende Droge“ (Amendt 1992: 51). Amendt hat in provozierender Absicht daran erinnert, daß die Wirkungsqualitäten von Cannabis eher dysfunktional seien im Hinblick auf die geforderten gesellschaftlichen Anpassungsleistungen. Der Zustand des Bekiffenseins erzeuge Distanz zum geltenden Wertesystem und fördere die bewußte Abkehr vom gesellschaftlichen *mainstream*. Kiffen halte dazu an, „sich auszuklinken und dem Zeitdiktat der Maschine zu entziehen“. (a.a.O.: 54) Kiffen verspräche Zeitgewinn, so Amendt, und: „Cannabis ist ein Virus im Beton der Zeit. Das macht die Droge zur potentiellen Verbündeten des Menschen im Kampf gegen die Maschine.“ Cannabis sei „die Droge des Wilden,

---

<sup>65</sup> „Unter dem sogenannten amotivationalen Syndrom verstehen wir (...) ein durch Teilnahmslosigkeit, Passivität und das Gefühl des Wohlbefindens trotz objektiv vorliegender Krankheitserscheinungen gekennzeichnetes Zustandsbild, das im Gefolge des Cannabiskonsums nach längerer oder kürzerer Zeit eintritt. Gleichgültigkeit gegenüber Alltagsanforderungen und allgemeine Antriebsverminderung sind weitere Kennzeichen dieses Bildes. Die Fähigkeit, sich aktiv mit der Umwelt auseinanderzusetzen, (...) geht allmählich verloren.“ (Täschner 1979: 164 f.)

Eigensinnigen, Unangepaßten“ (a.a.O., S. 64). Schon bei Baudelaire erfahren wir über die Fähigkeiten dieser Droge: „Wahrhaftig, wozu sollte man schon arbeiten, sich abmühen, schreiben, schaffen, was immer auch sei, wenn man doch auf einen einzigen Schlag das Paradies gewinnen kann?“ (zit. nach Schivelbusch 1980: 224)<sup>66</sup>

Amendt übersieht nicht die problematischen Aspekte des Cannabiskonsums: Weit davon entfernt, ein Vehikel der Befreiung zu sein, kann gewohnheitsmäßiger Konsum insbesondere bei Jugendlichen deren psychosoziale Entwicklung nachhaltig beeinträchtigen. Aber sein Hinweis auf das „Versprechen des Zeitgewinns“ nimmt Bezug auf eine oft unterbelichtete Facette der Diskussion um die Gefahren des Konsums dieser Droge: Eine Gesellschaft, der nach und nach die Arbeit ausgeht und die damit die Lebenschancen und -perspektiven einer Vielzahl von jungen Menschen verdüstert, kappt auch die Dimension einer rational plan- und gestaltbaren Zukunft; und fast wirkt es so, als würde die Dehnung des Zeiterlebens im Cannabisrausch diesen Aspekt der Gesellschaftserfahrung Jugendlicher aufgreifen und auf die Spitze treiben: Wozu sich beeilen, wenn es doch nichts zu erreichen und zu bewegen gibt!

Heute wird Cannabis in großem Umfang in privaten Haushalten ohne Bezug zu einem definierbaren Umfeld konsumiert. Auch wenn Amendt (vgl. 1992: 59) festgestellt hat, daß die Droge noch heute vorwiegend da zu finden sei, wo sich ein jugendliches Protestpotential konzentrierte,<sup>67</sup> so ist doch die Anzahl auch älterer Erwachsener, denen Cannabisprodukte vertraut sind und die gelegentlich und sozial unauffällig konsumieren, nicht zu unterschätzen.

Der ursprüngliche gegenkulturelle Gehalt des Cannabiskonsums hat sich verflüchtigt, aber der Konsum ist innerhalb der Jugendkulturen zum Massenphänomen und innerhalb der Mehrheitskultur zu einem unauffälligen

---

<sup>66</sup> „Wer sich auf der Suche nach einer positiven Erfahrung der Wirkung von Haschisch und Marihuana freiwillig aussetzt, muß, mag der Begriff auch noch so abgedroschen klingen, zur Selbsterfahrung bereit sein, muß Wahrnehmungsveränderungen zulassen, muß Verhaltensänderungen einkalkulieren, veränderte Kommunikationsformen akzeptieren und sich auf den Bruch der eigenen Charakterpanzerung einstellen. Das sind durchaus riskante Erfahrungen, die viele, aus welchen Gründen auch immer, zu vermeiden suchen.“ (Amendt 1992: 55) Oder, so wäre zu ergänzen: Erfahrungen, die viele gar nicht machen können, weil sie ein stabiles Ich, einen individuellen „Charakter“ gar nicht erst haben ausbilden können.

<sup>67</sup> Der Cannabiskonsum hat nicht vollends jenen Prozeß der Gewöhnung und Domestizierung durchgemacht, der den geschichtlichen Werdegang anderer Suchtmittel kennzeichnet (s.o.). Etwas von seiner ursprünglichen Funktionalität hat er sich bei Teilgruppen von Jugendlichen bewahrt, die den Imperativen der Konsumgesellschaft kritisch gegenüberstehen, denen Kiffen als „Kult“ gilt und die ein ausgesprochenes Faible für Naturprodukte entwickelt haben - neben Cannabis werden vor allem psychoaktive Pilze und Kräuterdrogen gebraucht. Haschisch steht hier noch immer für den Ausbruch aus den Zwängen bürgerlichen Lebens, für Rebellion und Anderssein; die Gebrauchsmuster dieser Konsumenten verdeutlichen, daß Haschisch mit Suchen zu tun hat (sich selbst, das richtige Leben etc.).

Randphänomen geworden.<sup>68</sup> Die sozialen und individuellen Funktionen des Konsums haben sich auf diesem Wege multipliziert: Die Droge wird zur - „sozial lautlosen“ - intrapsychischen Affekt- und Spannungsregulierung (Sich-„Zudröh-nen“) ebenso genutzt wie etwa zu rekreativen Zwecken im Kontext einer Lifestyle- und Erlebnis-Kultur. Ein markantes Beispiel für die Einbettung des Konsums in neuere jugendkulturelle Lebensstilmuster stellt etwa der vom Kiffen begleitete „Chill-Out“ dar, die gemeinschaftliche Erholungs- und Entspannungsphase, die der ekstatischen Techno-Tanz-Nacht folgt. „Wahrnehmungsverändernde Drogen werden nicht mehr, wie zu Beginn der 70er Jahre, als ‚Ausstiegsdroge‘ benutzt, sondern de facto als Genussmittel, mit dem Ziel der Erlebnissteigerung wie auch zur Erholung und Entspannung (Rekreation).“ (Schroers 1999: 28) Aufgrund seiner eher milderen Effekte wird Haschisch in solchen Lifestyle-Szenen bevorzugt unter der Woche konsumiert, um die reibungslose Integration in die Zusammenhänge des Alltagslebens nicht zu gefährden.

Aufgrund dieser Entwicklungen haben sich die Bedeutung, die dem Cannabiskonsum beigemessen wird, die Wahrnehmung von Cannabis als Suchtmittel wie auch die sozialen Vorstellungen, denen der Konsum unterliegt, erheblich verändert. Wie die niederländischen Erfahrungen mit den *Coffee-Shops* zeigen, kann durch toleranten Umgang eine Kultur der Begegnung und des Austauschs gefördert werden, die sich zugleich von dem Bereich entfernt, der den sogenannten „harten“ Drogen zugeordnet wird.

Das „Rückzugsgefecht bürgerlicher Rationalität und Selbstdisziplin“ (Schivelbusch 1980: 238), das im Cannabisverbot einen Ausdruck findet, muß heute im Grunde nicht mehr in dem Maße wie noch in den siebziger Jahren geführt werden, und zwar nicht nur, weil der Protest entschärft und die Droge gesellschaftlich breiter akzeptiert und integriert ist. Ein unverändertes Weiterbestehen der Repression im Cannabisbereich, und damit die Verfolgung einer kulturellen Praktik, die von vielen als nicht verwerflich empfunden wird, beeinträchtigen zunehmend die Glaubwürdigkeit von Gesetz und Justiz. Eine Neubewertung der Stellung von Cannabis erscheint daher dringend erforderlich. Die fanatischen Haltungen, die den „war on drugs“ predigen, nehmen dies freilich nicht zur Kenntnis.

### ***b) Subkulturen von Heroinkonsumenten***

---

<sup>68</sup> In den sechziger Jahren wurden Drogen und Drogenerfahrungen stark thematisiert: „Es wurde viel geredet über Trips wie auch über Cannabis, das damals meist in Gruppen und Cliquen geraucht wurde, oft verbunden mit Teezeremonien und anderen Ritualen. Heute ist der Konsum von Cannabis zu einer Gewohnheit geworden, die man mit anderen teilt oder auch nicht teilt. Ein Joint hat heute mehr oder weniger den Status einer Zigarette. (...) Was, wenn auch nur für kurze Zeit, innerhalb einer subkulturellen Szene, in besonderen Situationen und unter bestimmten Umständen konsumiert wurde, ist heute zu einer weitverbreiteten Freizeitgewohnheit geworden. Mach mal Pause: Have a drink, rauch einen Joint oder wirf eine Pille.“ (Amendt 2000: 296)

Die Subkulturen der Heroinkonsumenten verkörpern das regressive Pendant der eben beschriebenen Szenen: In ihnen manifestiert sich „Rückzug als Reaktion auf eine Überforderung der Persönlichkeitsressourcen“ (a.a.O.), die in der formativen Phase dieser Szenen, in den 70er Jahren, bedingt gewesen ist durch das Zusammentreffen persönlicher Instabilität mit dem Zerfall der sozialen Protestbewegung.

Die Heroinszenen entstanden als Zerfallsformen des Jugendprotests. Heroinsucht war, wie Rost (1993: 146) betont hat, „nicht eine Folge der antiautoritären Bewegung, sondern umgekehrt wurden ´prämorbidere Persönlichkeitsstrukturen´ (Fenichel) durch die Bewegung zunächst aufgefangen und gehalten, in ihrem autodestruktiven Potential kompensiert. Zunahme von manifester Sucht ist fast immer Indikator für den Verlust gesellschaftlicher Freiräume und sozialer Nischen. Heroin wird zum Ausdruck der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit, des ´no future´, dem Rückzug in eine Innerlichkeit von Selbstaufgabe und Selbstdestruktion.“<sup>69</sup>

Der Heroin-Junkie ist ein „verhinderter Spießbürger“ (Behr 1981), der sich in seiner rastlosen, hektischen Jagd nach dem „dope“ zwischen Konsumrausch und Beschaffungszwang aufreibt. Drogenabhängige halten der Konsumgesellschaft einen (Zerr-) Spiegel vor: denn sie „tun dasselbe mit den Drogen - nur etwas verrückt -, was der anständige Spießler am Abend macht: Fernsehen eingeschaltet, abgeflogen. Ihre Ideale sind die unserer normalen Spießlerwelt: nichts spüren, nicht dran rühren, gar nicht groß engagieren.“ (Behr 1981: 36) Fixen kann daher als krassester Ausdruck des allgemeinen Konsumismus gelten. Noch in der extremen Devianz werden die gesellschaftlichen Ziele bestätigt. „Als Opfer und Mitglieder einer am Rande der Gesellschaft lebenden sozialen Gruppe halten die Heroinabhängigen dieser Gesellschaft einen Spiegel vor, in dem die in ihr praktizierte und produzierte Gewalt, die Negativität und Konflikthaftigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen sichtbar wird.“ (Noller; zit. nach Loviscach 1996: 95)

Der Wunsch, unerreichbar, nicht verletzbar und angreifbar zu sein, bildet das zentrale Motiv für den Konsum. Aber der Fixer, der alle menschlichen Abhängigkeiten fliehen möchte, bleibt doch in tragischer Weise auf eine Subkultur angewiesen, „welche in geradezu grotesker Art die Strukturen der umgebenden Gesellschaft, aus der der Süchtige zu fliehen versucht, reproduziert und karikiert.“ (Passett 1981: 181)

---

<sup>69</sup> Ähnliche Phänomene sind im Kontext der Punk- und Hausbesetzer-Szene beobachtet und beschrieben worden: Im Zuge des Niedergangs der Hausbesetzer-Bewegung zerfielen die Rollen, auf die die Beteiligten stolz waren, und boten ihrer Identität keine Stütze mehr. Die in der Bewegung Involvierten erlebten die Auflösung dieser Rollen und Identitäten als schwerwiegenden Verlust, der von manchen unter ihnen durch den massiven Griff zum Alkohol oder anderen Substanzen zu kompensieren versucht wurde. (vgl. Wirth 1989: 86)

Heroinsszenen konstituieren in sich abgeschlossene subkulturelle Lebenswelten und Identitätsformen. Der Formulierung von Berger (1982: 1215) zufolge bietet die Drogenszene dem Jugendlichen „eine differenzierte Lebenswelt mit einer breitgefächerten Skala von Erlebnismöglichkeiten. So gesehen flüchtet er nicht mit der Desintegration aus dem bürgerlichen Dasein so sehr in die Drogenintoxikation, sondern findet in vielen Punkten auch in sozialer Hinsicht einen vollständigen Ersatz für das Aufgegebene.“

Heroinssüchtige definieren sich selbst als Außenseiter und Rebellen; diese Rolle verbürgt ihre Identität. „Die Heroinssüchtigen ziehen den Konsum der illegalen Drogen der gesellschaftlichen Anerkennung vor. Sie setzen ihr ganzes Leben für ihren illegalen Konsum ein. Sie verweigern sich gegenüber jeder Zurichtung von außen, die diesen Konsum verbieten will. Sie ziehen mit ihrer Sucht die Nähe zum möglichen eigenen Tod und damit das eigene Leiden jenen Glücksversprechen vor, über die die Konsumgesellschaft sich behauptet.“ (Trübner 1997: 25) Die Suche des Junkies nach Abenteuer und grenzüberschreitenden Erfahrungen - das „Fixersein als Lebensstil“ (Berger 1982) - führt am Ende nicht zu einem besseren Leben, sondern zu „bornierten Formen von Subjektivität“ (Noller), bis hin zu deren Auslöschung: Selbstbestimmung kann innerhalb der Heroinszene „radikal nur gelebt werden als Selbstzerstörung; zugleich dient diese den Mitgliedern der Szene zur Vergewisserung der eigenen Identität und Subjektivität.“ (Noller; zit. nach Loviscach 1996: 95)

In dieser radikalen, praktischen Kritik zentraler gesellschaftlicher Wertorientierungen sieht Trübner den tieferen Grund für die Bestrafung und justizielle Verfolgung der Junkies. Diese wiederum leistet den gleichsam „heroischen“ Konstruktionen einer negativen Identität Vorschub: „Die süchtige Identität gewinnt erst in dem Moment ihre heutige Konstruktion als lustbetonte, widerständig rebellische Identität durch die staatliche Verfolgung.“ (Trübner 1997: 28)

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte haben sich mit der fortschreitenden sozialen Spaltung der Gesellschaft „neue gefährliche Klassen“ (Ronneberger) konstituiert. Zu diesen zählen neben denjenigen Menschen, die aus dem vorherrschenden Produktivitäts- und Leistungsmodell herausgefallen sind (Langzeitarbeitslose), vor allem Flüchtlinge und Migranten - in erster Linie die in Deutschland aufgewachsenen Kinder von Arbeitsmigranten sowie Aussiedlerjugendliche aus osteuropäischen Staaten (Rußland, Polen). Die neuen sozialen Segregationslinien zeigen sich mit Blick auf den Drogenumgang vor allem an der Fremdartigkeit von Drogengebrauchsmustern und dem Bruch mit der geläufigen Drogensequenz.

Seit Beginn der 90er Jahre sind verstärkt *Spätaussiedler* nach Deutschland, in die alte Heimat ihrer Vorfahren, gekommen. Die Identitätskonflikte und sozialen Schwierigkeiten der jüngeren unter ihnen hängen auch damit zu-

sammen, daß ihre kulturelle Identität zuletzt bereits in ihren Herkunftsländern - im Zeichen des Zerfalls der früheren Sowjetunion - einem tiefgreifenden Wandel unterlegen gewesen ist. Die Migrationssituation verschärft in vielen Fällen bestehende Probleme: Als AussiedlerInnen werden die „anderen Deutschen“, wie sie auch genannt werden, von einem Großteil der Bevölkerung als nicht-deutsche Einwanderer und Fremde betrachtet und als Jugendliche werden sie einer als besonders kriminalitätsbelastet wahrgenommenen Problemgruppe zugerechnet. Aufgrund dieser Gegebenheiten nimmt die Gefahr zu, daß deutschstämmige Aussiedler ihren Minderheitenstatus in der alten Heimat gegen eine chronisch marginalisierte Position in der neuen Heimat eintauschen. „Da die sozialen Benachteiligungen wie die ghettoartige, beengte Wohnsituation, die mangelnde Sprachkompetenz, die perspektivenlose Ausbildungs- und Berufssituation andauern, entfalten sie eine eigene objektive Dynamik der Segregation, also einen Wechselwirkungsprozess von räumlicher wie sozialpsychologischer Ausgrenzung. Als Endstufe wird das Risiko sichtbar, den sozialen Anschluß zu verpassen und in persönliche Marginalität und soziale Randständigkeit abzudriften.“ (Reich u.a. 1999: 348 f.)

Bei einer großen Gruppe der von illegalen Drogen abhängigen jugendlichen Aussiedler besteht ein direkter Zusammenhang zwischen Drogenkonsum, Suchtentwicklung und Migrationserfahrung. „Die Aussiedlung führt bei vielen, insbesondere jugendlichen Spätaussiedlern zu einer Erschütterung der Identität und zu einer Labilisierung der Ich-Strukturen.“ (Braun 2001: 13) Bei den Jugendlichen potenzieren sich Orientierungsprobleme in einem ohnehin kritischen Lebensabschnitt; zudem lasten auf ihnen oft die ganzen elterlichen Hoffnungen des Integrationserfolgs. Diese Jugendlichen machen die Erfahrung einer „doppelten Entwurzelung“ und geraten „zwischen die Stühle“ kulturell unterschiedlich geprägter Erwartungshorizonte und Lebenskontexte. (vgl. Gerhard 2001: 6) Verunsicherungs- und Diskriminierungserfahrungen im Alltag tragen mit dazu bei, daß sie in einer Art „seelischen Niemandsland“ (Braun) gefangen bleiben. Sie ziehen sich in die stabilisierende und schützende Sicherheit der eigenen Gruppen zurück, als verständliche Reaktion auf eine erlebte Bedrohung von außen.

Drogen, allen voran Heroin, werden benutzt für den Versuch einer Selbstheilung migrationsbedingter psychischer Spannungen. Die Drogensequenz insbesondere bei den männlichen Angehörigen dieser Gruppierungen unterscheidet sich signifikant von den bekannten Mustern: Es kommt vielfach zu einem schnellen und direkten Einstieg in den Heroinkonsum - als Umstieg von der *harten* legalen Droge Wodka, aber ohne den „Umweg“ über *weiche* illegale Drogen - sowie zu einer physischen und psychischen Abhängigkeitsentwicklung mit dem Merkmal einer rapiden Dosissteigerung. (vgl. Braun 2001: 14) Heroin hilft dabei, die „Nostalgie“, das Heimweh zu betäuben und sichert zugleich die Gruppenintegration. Der Schritt dieser Gruppierungen in die Illegalität erscheint aufgrund der Selbstwahrnehmung und -definition als Ausgegrenzte als klein und eher folgerichtig. Die Gründe für

den Konsum werden externalisiert, der Anstiftung durch „Freunde“ und einer feindlichen gesellschaftlichen Umwelt zugeschrieben. Gemeinschaftlicher Drogenkonsum und die Selbststigmatisierung als „Russen“ erlauben zumindest die Aufrechterhaltung einer fragmentarischen Identität.

***c) Szenen der Gebraucher von synthetischen Drogen (Techno-Kultur)***

Die synthetischen (LSD, Ecstasy) und stimulierenden Drogen (Kokain, Speed), die auch als „Partydrogen“ bezeichnet worden sind, können als Zeitgeist-Drogen der 90er Jahre gelten.<sup>70</sup>

Der zunehmende Gebrauch, der von diesen Substanzen gemacht wird, ist Ausdruck gesellschaftlicher Zustände, die sich durch Schnelligkeit und Schnellebigkeit, durch ein „Länger-schneller-weiter“, durch Leistung, Lärm, Konsum und Technik auszeichnen. Der Gebrauch dieser Drogen entspricht einer weitverbreiteten hedonistischen und konsumistischen Haltung, auf deren Grundlage Gefühle und Befindlichkeiten gezielt mit chemischen Substanzen manipuliert werden.

Aufkommen und Verbreitung des Ecstasykonsums stehen in Deutschland in Verbindung mit einem relativ jungen Musikstil - Techno und House - und der Techno- und Rave-Szene als der prägendsten Jugendkultur der 90er Jahre. Die Mehrzahl der Ecstasykonsumenten - drei von vier - rechnen sich dieser Szene zu. Ecstasy wird häufig im Rahmen von Techno-Parties konsumiert. Polizeiliche Schätzungen gehen davon aus, daß ca. 50 – 70% der „Raver“ stimulierende Drogen konsumieren.

Der zunächst im Umfeld der Diskotheken und der Techno-Szene lokalisierte Ecstasy-Konsum hat sich im Verlauf der 90er Jahre aus dieser Anbindung gelöst. Immer häufiger tauchen die Pillen auch auf privaten Parties und Schulfesten auf. Ecstasykonsum ist zum jugendkulturellen Massenphänomen und die „User“ sind immer jünger geworden.

Innerhalb der Techno-Szene stellt Ecstasy aufgrund des spezifischen Wirkungspotentials die beliebteste Droge dar, aber Cannabis, LSD, Kokain und „Speed“ werden ebenfalls häufig gebraucht. Der Konsum dieser Drogen ist eingebettet in eine vorwiegend hedonistisch ausgerichtete Jugendkultur. Die Wirkung der stimulierenden Substanzen - die ‚fit‘ macht für nächtelanges Tanzen und Sinnesreize und Sozialkontakte intensiviert - und die kulturellen Kontextbedingungen: Musik, Tanz, Lightshow, Laser, Dekoration, Klamot-

---

<sup>70</sup> Der Begriff der „Partydrogen“ verweist auf eine Zunahme des Drogenkonsums im Kontext öffentlicher und privater Parties. Er stellt eine umgangssprachliche Sammelbezeichnung für Drogen dar, deren Konsum modischen Strömungen unterworfen ist: insbesondere Cannabis, Designerdrogen (Ecstasy), Amphetamine (Speed), Halluzinogene (LSD), auch Kokain. Die Partydroge par excellence ist und bleibt freilich der Alkohol.



ten, Discjockey und spezifische Umgangsformen fügen sich zu einem „Gesamtkunstwerk“. Dies macht die besondere Attraktivität der Technokultur aus.

Historisch neuartig in den neunziger Jahren ist gewesen, daß erstmals eine Generation von Jugendlichen ohne Unrechtsbewußtsein Drogen konsumiert, und daß die Suchtmittelindustrien, die Produzenten der legalen Stoffe Tabak, Alkohol etc., mit Sponsoring und Werbung offen in eine drogenkonsumierende Jugend-Teilkultur einsteigen. Die „Raver-Szene“ hat jugendkulturelle Ausdrucksformen hervorgebracht, die ihre rasche und wirksame Verbreitung der Musik- und Modeindustrie verdanken. Und die Technokultur begreift sich ihrerseits nicht als Gegenbewegung zur kommerzialisierten Freizeitindustrie, sondern macht sich deren Imperative zu eigen: „Be Yourself!“ heißt die Losung heute schlicht.

Je durchorganisierter, funktionalisierter und monotoner unsere Welt einerseits wird, so scheint es, desto größer werden auf der anderen Seite die Bedürfnisse nach Erleben, Phantasie, Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Verhaltensbotschaften, die eine immer expansivere Konsum- und Freizeitindustrie auch an die Erwachsenen richtet, lauten: Lebe für den Augenblick, „be yourself“, genieße dein Leben. Freizeitkulturelle Angebote bedienen diese Bedürfnisse: immer exotischere Fernreisen, Adventure-Tours, riskante Autofahrten, Bungee-Jumping sind Indikatoren dafür. Die Spaß-Orientierung der Erwachsenenwelt findet ihr Pendant im Fun-Prinzip der Jugendkultur.

Ein grundlegender Widerspruch der *Techno-Kultur* springt ins Auge: Die „Raving Society“ möchte auf ihrer Suche nach Gemeinschaftlichkeit den hektischen und entfremdenden Lebensbedingungen der postindustriellen Gesellschaft entfliehen und treibt doch in ihren „events“ zugleich die Alltags-Mobilität auf die Spitze, die dieser Gesellschaft zur zweiten Natur geworden ist. Die Zwiespältigkeit der Technokultur besteht eben darin, daß sie Ausdruck einer Sehnsucht nach ganzheitlicher Erfahrung wie Facette der Verdinglichung zugleich ist.<sup>71</sup>

---

<sup>71</sup> Verdinglichung hat in der modernen kapitalistischen Gesellschaft eine neue Qualität gewonnen. Sigusch spricht vom „gesellschaftlichen Primat der Hylomatie“, um das von ihm diagnostizierte Verschwinden des Subjekts in den Objekten, des Menschlichen in der Dingwelt begrifflich zu fassen. „Von den Menschen her gesehen, läuft Hylomatie vor allem auf Verstofflichung hinaus, indem ihnen einst zugesprochene Lebendigkeit, Beweglichkeit, Autonomie und Eigendynamik an die Dinge, nicht zuletzt an die Warendinge, übergehen, die jetzt ein ‚Eigenleben‘ führen. Von den Dingen her gesehen, läuft Hylomatie vor allem auf Entstofflichung hinaus, indem sie jetzt über Qualitäten verfügen wie ‚Liebreiz‘ (Marx), *sex appeal*, Kommunikabilität, Kreativität, Reproduktivität und Destruktivität, ...“ (Sigusch 1997: 843) Hier sind einige jener Eigenschaften angesprochen, die der in der Technoszene verbreiteten Droge Ecstasy zugeschrieben werden.

In der Techno-Szene verpuppt sich die Utopie einer Wiederverzauberung einer nüchternen und durchrationalisierten alltäglichen Lebenswelt. Hurrelmann (1996: 25) hat davon gesprochen, daß „die Techno-Musik wohl ein trivialer Versuch einer Verzauberung des Alltags (ist), weil der Einzelne durch die Gruppentrance und das Gemeinschaftsgefühl aus seiner Vereinzelung gezogen wird.“

Die Inszenierung von Gemeinschaftsgefühl und Gruppentrance im Rahmen der Technokultur, teils unter Zuhilfenahme von Drogen, wirkt somit wie ein künstlicher Versuch, jene Mitmenschlichkeit und Nähe zu restituieren, die für viele im Alltag verlorengegangen zu sein scheint. Der „erkaltete gesellschaftliche Boden“ wird gleichsam künstlich angewärmt durch eine medial erzeugte und drogeninduzierte „Scheinnähe“ (vgl. Negt 1997a: 14). „Möglichst lange gut drauf sein, möglichst lange den Alltag vergessen“ sind die meistgenannten Erwartungen, die mit dem Ecstasy-Konsum verbunden werden. Die Techno-Szene lebt ein in die Strukturen der Erlebnis- und Konkurrenzgesellschaft integriertes Anpassungskonzept aus. In ihrem Streben nach Selbstverwirklichung, Abenteuer und einem Glück, das in der Alltagswirklichkeit anscheinend nicht mehr in befriedigendem Maße zu erlangen ist, bringt sie eine romantische Sehnsucht nach Menschlichkeit und „Natürlichkeit“ zum Ausdruck. „Techno bietet das Abbild der friedlichen, aber schweigenden Gemeinschaft auf der Tanzfläche: Alle sind gleich. Es gibt keine sozialen oder politischen Unterschiede, einen beinahe alles erlaubenden Bekleidungspluralismus und auch eine Nivellierung der Geschlechter, eine Androgynität, in der niemand mehr Objekt der Begierde des anderen ist.“ (Rabes 1997:14)

In den Love Parades und den großen Raves wird die Illusion einer von gesellschaftlichen Spaltungen völlig unabhängigen Gemeinschaftlichkeit genährt. Faktisch indes vereint die Raver nicht viel: „nur die Energie, sich Freitag abends aus dem falschen Leben zu verabschieden und bis Montag morgens sich das richtige zu suchen, und zwar in den stickigen Nebelschwaden der Dancefloors, in ihren Lichterblitzen und ihrem Geräuschdonner.“ (Negt 1997: 108) Die Raver steigen aus der Gesellschaft aus, „aber nur für ein paar Tage, mit gesichertem Rückfahrtschein. Sie verstehen sich als Rasende, die jedoch nur kalkulierte Risiken eingehen.“ (a.a.O.: 108)<sup>72</sup>

---

<sup>72</sup> Ein wesentliches Strukturmerkmal der Technoszene und -bewegung ist das der „Auflösung“ (vgl. Rabes/ Harm 1997: 12): Zeitabläufe und geographische Raumgrenzen lösen sich auf: Tanzveranstaltungen sprengen den konventionellen Rahmen der Zeitgestaltung; sie kehren das Tag-Nacht-Schema um und lassen einen dahintreiben in einem als zeitlos empfundenen Zustand. Techno-Anhänger besteigen Busse und Bahnen, Flugzeuge und Schiffe, um möglichst kurzfristig möglichst weit entfernt an einer Party teilzunehmen. Des weiteren lösen sich konventionelle musikalische Muster sowie die Identität der Musiker auf: diese wechseln ihre Namen und sind so nicht wiederzuerkennen; und schließlich werden die sonst üblichen jugendkulturellen Gegensätze wie Avantgarde/ Massengeschmack und Underground/ Mainstream aufgelöst: Techno ist immer beides zugleich.

Die Techno-Szene ist Ausdruck einer Selbst- und Sinnsuche unter Bedingungen einer entfalteten Konsumgesellschaft. Die Pendelbewegung des Auf- und Abtauchens unterstreicht, daß zugleich dem Leistungsprinzip stattgegeben wird wie auch Konsumchancen genutzt werden. Kompensatorischer Konsum am Wochenende entschädigt für das „Mitspielen“ in der Ellenbogengesellschaft. Wenn wir das einer anderen geschichtlichen Epoche entstammende Identitätskonzept von Habermas u.a. heranziehen, dann finden wir „Rollenidentitäten“ (Habermas), die auf den bruchlosen Übergang in die Erwachsenenkultur vorgreifen und diesen vorbereiten.

Die Party-Kultur der Techno-Szene verweist insofern auf einen wesentlichen Aspekt der Entfremdung in unserer Gesellschaft, als sie den von ökonomischer Verwertbarkeit und technologischer Rationalität gleichsam zur Strecke gebrachten Bedürfnissen nach Trance und Ekstase erneut zur Geltung verhilft. Eine Gesellschaft, in der der Markt lebt und die lebendigen Menschen sich tot fühlen (nach Gronemeyer 1998:181), findet den ihr entsprechenden Ausdruck im süchtigen Verhalten, das die Lebendigkeit tilgt und menschliche Lebensprozesse dem Kalkül der Marktrationalität unterwirft. Hingegen kann die „Feier“ den Bann der Verdinglichung brechen und die durch diese gebundenen Energien wieder verflüssigen. Wenn die Feier bisher Ritual des Vertrages zwischen „Gott“ und den Menschen war, so könnte sie „zur Vertragszeremonie zwischen den Menschen selbst werden, zum Spiel des verträglichen Umgangs miteinander. Spiel und Tanz der Techno-Kultur könnten ein erstes Zeichen für die Aufhebung des Wiederholungszwangs in den Systemen von Wahn und Sucht sein.“ (Stang 1998: 53) Sie sind auch deswegen so verführerisch, weil das „archaische Revival“ (Krollpfeifer 1997: 131) der Techno-Kultur die banale Alltagserfahrung mit grandiosem Gestus zu überspringen erlaubt. Ein Tänzer: „Wenn du dahin gehst, dann wirst du von den Massen getrieben, du merkst die Energie, die darin steckt, die Leute sind einfach weg, das zieht mit, du mußt es einfach tanzen lassen.“ (zit. nach: Töpfer u. Schneider 1998:122) Die Droge beschleunigt zusätzlich als Katalysator das Abtauchen aus dem Alltag; ihre Substanzform als Pille erlaubt ein blitzschnelles Hinübergleiten in die nicht-alltägliche Erfahrungswelt der Feier. Ein nicht mehr kontrollierter und kontrollierbarer Konsum, ein Ausstieg auf Dauer statt „auf Zeit“ läutet freilich auch hier das Abrutschen in die Sucht und andere problematische Entwicklungen ein.

Kurnitzky (1996) hat darauf aufmerksam gemacht, daß in den enttraditionierten und segmentierten Lebenswelten der Moderne soziale Bindungen mehr und mehr aufgelöst und die tätigen Sinne aus der gesellschaftlichen Kommunikation verbannt werden. Nicht nur werden Raum und Zeit als Kategorien konkreter Erfahrung, in denen die Individuen ihr Leben organisieren, vernichtet und fallen einer Abstraktion zum Opfer. Auch Primärsinne wie Fühlen, Schmecken und Riechen verlieren ihre kommunikative, vermittelnde Funktion und regredieren in dem Maße, wie ihr Betätigungsfeld eingeschränkt wird. Es resultiert eine „Enterotisierung“ der gesellschaftli-

chen Bezüge, die als Reaktionsbildung zu Fluchtbewegungen führt, sei es in die Droge oder in die Aktion.

Dieser Segmentierung und Individualisierung der Lebenswelten entspricht eine innerpsychische: gerade bei den leistungsorientierten Jugendlichen werden unter den Bedingungen einer Informations- und Multi-Media-Gesellschaft die Gehirne zur Vollbeschäftigung angehalten, während die Psyche „verhungert“ und der Körper durch Bewegungsarmut vernachlässigt wird. Die als Mangel erlebte Segmentierung von Wirklichkeit fördert das Bedürfnis nach Einheit und Integriertheit der eigenen Identität und nach Zusammengehörigkeit und Nähe zu anderen. Tatsächlich scheinen, wie Gronemeyer (1998:125) schreibt, „viele Menschen damit beschäftigt zu sein, die leerräumten Kammern des Ichs mit Selbstverwirklichungssurrogaten aufzufüllen, wie man ein stillgelegtes Bergwerk mit Abraum füllt, um Einstürze zu verhindern.“ Vor dem Hintergrund durchrationalisierter Lebensverhältnisse erscheint der Körper gleichsam als letzter Abenteuerspielplatz.<sup>73</sup>

Gerade dort, wo die realen Entwicklungsmöglichkeiten und Lebensperspektiven insbesondere der jüngeren Generation beschränkt sind und sich zunehmend weiter verengen, kann das pharmakologisch induzierte Wohlgefühl dazu beitragen, die individuellen Wünsche und Ansprüche als „mögliche oder virtuelle Selbst“ (Bilden 1997: 241) innerlich am Leben zu erhalten.

Die besondere Attraktivität von Ecstasy besteht offensichtlich in der Verbindung entspannender, stimulierender und leicht halluzinogener Effekte in einer Droge. Ecstasy, so heißt es in einer affirmativen Kommentierung des Wirkungspotentials dieser Droge, verbinde Anregung und Entspannung und füge „eine feine einfühlende Eigenschaft hinzu“ (Saunders 1994: 26). Die Droge besitze affektive Qualitäten wie „Einfühlung, Offenheit, Friede und Zuneigung“ (a.a.O.: 26).

Ecstasy fügt sich mit seinem spezifischen Wirkungspotential ideal in eine Zeit ein, in der die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen immer komplexer und anspruchsvoller geworden ist. Bei vielen Gebrauchern von synthetischen Drogen finden wir ausgeprägt narzißtische Erlebnisqualitäten. Rabes (1995: 174 f.) hat drei Merkmale der Technokultur als „typische Anzeichen einer narzißtischen Störung“ spezifiziert: „die ständige Suche nach Anerkennung (‘Besonders-, Einzigartigsein’) als Ausdruck eines Selbstwertproblems; das starke Bedürfnis nach Verschmelzung (die ‘Raver-Family’) als Kompensation von Unsicherheits- und Minderwertigkeitsgefühlen aufgrund der Schwierigkeit der Selbstabgrenzung von anderen; die

---

<sup>73</sup> Die bewußtseinsferne technokratische Organisation des sozialen Lebens führt zur Aufspaltung der Subjekte. Menschliche Antriebspotentiale führen unterhalb einer Schicht fasadenhafter Anpassung und reflexhaft einschnappender Verhaltensweisen eine zunehmend abgespaltene Existenz. Es bildet sich ein Schwarzmarkt kaum bearbeiteter Wünsche und Phantasien (vgl. Eisenberg 1998: 25)

Suche nach intensiver Selbsterfahrung zur Flucht vor drohender Leere und Depression durch exzessive körperliche Anstrengungen.“ Der Konsum synthetischer Drogen gleicht dem Versuch, in einer Art Selbstheilung eine aspekthaft zerfallende „Collagen-Identität“ zusammenzubinden.<sup>74</sup>

Kuntz (2001: 19) zufolge schätzen Konsumenten von Ecstasy an der Wirkung dieser Substanz drei Seiten:

- „1. die körperlich-vitalisierende Wirkung, die nächtelanges Abtanzen erlaubt,
2. die das eigene Innere berührende Wirkung, die das Bewußtsein weitet und
3. die kommunikative, seelische Wirkung, die vielfach als Öffnung des Herzens und ähnliches beschrieben wird.“

Die faszinierenden Wirkungen der Droge Ecstasy setzen sich aus einer ganzen Reihe von Wirkungsaspekten zusammen; Ecstasy kann demzufolge dienen als (vgl. a.a.O.: 67 ff.):

- Vehikel für eine Rückkehr in die frühkindliche „Einheit der Sinne“, die ein „Mega“-Glücksgefühl erzeugt;
- ein „Herzensöffner“, der das Gefühl vermittelt, den Anderen wieder wirksam erreichen zu können;
- „Liebesdroge“, die „vorgenitale, ruhige Nähe in sicherem Körperkontakt“ (92) ermöglicht;
- vitalisierende „Körperdroge“, die expressive Selbstinszenierungen und den Genuß dieser Inszenierungen erlaubt;
- „Schlüsseldroge“, die „tiefe Einblicke in sonst verschlossene Bereiche des eigenen Selbst ermöglicht“ (103);
- „Droge der Analyse“ und therapeutisches Hilfsmittel sowie
- „Droge spiritueller Erkenntnis“.

Das Wirkungspotential von Ecstasy, so Kuntz, schließe an Ganzheitserfahrungen und das Erleben von „Richtigkeit“ des Säuglings an; es führe an dessen vom Zwang der Konventionen und Maskierungen vollends befreites „Urerleben“ näher heran als andere Drogen.<sup>75</sup> „Mit Ecstasy ist man in einer

<sup>74</sup> Der Konsum von aufputschender Drogen hat insbesondere die Funktion, eine fragile, rein leistungsbezogene Identitätsform prothesenhaft zu stärken. Diese Drogen stärken Triebimpulse und stimulieren künstlich die Wahrnehmung der Gefühle, insbesondere ein antidepressives Vitalitätsgefühl. (vgl. Lürßen 1974: 150)

<sup>75</sup> Das Verständnis von „Richtigkeit“ und Ganzheit, das Kuntz seinen Analysen zugrundelegt, geht über das der Narzißmustheorien hinaus; es rekurriert auf Erkenntnisse der Säuglingsforschung, insbesondere Sterns, die - im Unterschied zu Annahmen einer primären Symbiose - davon ausgehen, daß der Säugling ein stabiles Empfinden eines Kern-Selbst ausbildet, bevor er aktiv Kontakt und Beziehung zu anderen Menschen herstellt. Das organisierte Kern-Selbst wiederum geht aus vier verschiedenen Arten der Selbst-Erfahrung hervor: der Urheberschaft, der Selbst-Kohärenz, der Selbst-Affektivität und der Selbst-Geschichtlichkeit. (vgl. Kuntz 2001: 30) Zwischen diesen frühen Erfahrungen und den spezifischen Wirkungen, aber auch Gefahren von Ecstasy sieht der Autor die folgenden Verknüpfungen: „Die entaktogenen Wirkungen auf das Kern-Selbst, die empathischen Wirkun-

anderen Welt', jenseits des stetigen Funktionierenmüssens, das uns die Leistungsgesellschaft abverlangt. Und vor allem ist man jenseits der Entfremdung von sich selbst.“ (a.a.O.: 69)

Diesen Folgerungen gegenüber legen unsere Analysen postmoderner Identitätsbildung jedoch eher den Schluß nahe, daß es den Konsumenten nicht um die Suche nach dem Kern eines „wahren Selbst“ und einem wie auch immer bestimmten „Urerleben“ geht, sondern um die situationsangepaßte Potenzierung bzw. Abmilderung einzelner Merkmale und Eigenschaften der Person. Es geht nun nicht mehr um die - wie immer auch prothesenhafte - Gewährleistung der Integrität und Ganzheit der Person, sondern um eine - mittels „Uppers“ und „Downers“ bewirkte - jeweils situationsadäquate Beschleunigung bzw. Entschleunigung von Teilaspekten, -eigenschaften und -identitäten des Individuums sowie um dessen - ebenfalls situationsspezifisch mittels passender Justagemittel herbeigeführte - soziale Verortung.

Die Techno-Kultur befriedigt das Bedürfnis nach sozialer Einbindung und Gruppenzugehörigkeit („We are one family“) ebenso wie das nach exzessivem Selbsterleben und individuellem Selbstausdruck („We are all different“). Sie liefert damit eine ideale Matrix für jene Kernaufgabe der Identitätsbildung, deren Bewältigung heute prekär geworden ist: die Verknüpfung des Bedürfnisses nach Anerkennung mit jenem - gleichzeitig bestehenden - nach Unabhängigkeit. Anders ausgedrückt, gibt sie eine Antwort auf die Frage: „Wie erreiche ich mit dem, was ich tue und wie ich mich darstelle, Anerkennung von signifikanten Anderen?“ (Keupp u.a.1999: 252)

Identitätsbildung kann sich heute nicht mehr auf überkommene Gewißheiten und Traditionen stützen. Sie ist vielmehr darauf angewiesen, Anerkennung im Rahmen dialogischer Austausch- und Aunshandlungsprozesse herzustellen. Dies kann leicht scheitern, denn im Zeichen eines Zwangs zur Selbstbehauptung, der sich der Zunahme von Konkurrenz und einer an Leistungsnormen fixierten Entwicklung verdankt, stehen Identifizierung und Selbstbehauptung immer vor der Gefahr, zu Gegenspielern zu werden. Die Schule etwa und auch die Universitäten sind immer mehr zu Institutionen geworden, in denen es vor allem um Geld, Prestige und Posten und damit um die Fähigkeit zur Selbstbehauptung geht. Damit aber verlieren diese Institutionen die Fähigkeit, für ihre Mitglieder einen Rahmen bereitzustellen, dem man sich zugehörig fühlen kann. Unter den Bedingungen einer „radikalisierten Individualisierung“ (Keupp u.a.) verliert die Selbstbehauptung gleichsam ihr Gegenüber. Identifizierungen, die Anerkennungsverhältnisse begründen könnten, tragen damit „kaum noch zur Bestimmung des Orts im sozialen Gefüge bei, sie vermitteln keine kollektiven Verbindlichkeiten mehr und bleiben inhaltlich leer.“ (a.a.O.: 258)

---

gen auf das intersubjektive Selbst und die vitalisierende Wirkung auf das Körper-Selbst machen das enorme psychische Abhängigkeitspotential der Droge aus.“ (a.a.O.: 109)

Frustrierte Bedürfnisse nach Anerkennung und Zugehörigkeit richten sich um so mehr auf andere Kontexte, insbesondere auf den Freizeitbereich. Aber auch in den kommerzialisierten und mediatisierten Sphären jugendlicher Teilkulturen fehlen heute feste Gruppen, Normen und Rituale. Es fehlt damit der Vermittlungsrahmen für das Identitätsziel der Anerkennung. „Subjekte sind weit mehr auf ihr Netzwerk und damit auch auf einzelne auszuhandelnde Beziehungen mit jeweils unterschiedlichen Anerkennungskulturen angewiesen.“ (a.a.O.: 260)

Identität und Anerkennung unterliegen einer gleichsinnigen sozialen Differenzierung: Während die einen auf der Klaviatur der Identitätsmöglichkeiten zu spielen verstehen, leiden die anderen - gegenwärtig oder schon immer - unter fehlender Anerkennung und bringen die „Bereicherung des Ichs durch kommunikative Verflüssigung des Innenlebens“ (Honneth 2000: 1093) ebensowenig zustande wie die Einbindung in ein soziales Netzwerk, durch das sie sich getragen fühlen. Auch hier also gilt, wie Keupp u.a. (1999: 261) bemerkt haben, am Ende das „Matthäusprinzip“: „Wer hat, dem wird gegeben“.<sup>76</sup>

Um die Anforderungen des neuen Persönlichkeitsideals zu erfüllen, nämlich möglichst vielen Stimmen der unterschiedlichsten Interaktionsbeziehungen im eigenen Innern Gehör zu verschaffen (vgl. Honneth 2000: 1106), werden chemische Substanzen zu Hilfe genommen. Hierauf verweist die von Kuntz vorgenommene Ausdifferenzierung der differentiellen Wirkungsaspekte von Ecstasy im Kern.

#### **2.5.4. Illegale Drogen in der Erwachsenen-Kultur**

Flexibilisierung und Kontinuitätsverlust als Folge des Individualisierungsschubs haben Identitätsbildung zu einem komplexen und störungsanfälligen Prozeß, zu einer biographischen Daueraufgabe werden lassen. In analoger Weise ist mit Blick auf den Gebrauch illegaler Drogen die einstmalige klare Grenzziehung zwischen jugendliche(n) Subkultur(en) und (Teilbereichen der) Erwachsenen-Mehrheitskultur inzwischen verschwommen. Nicht nur im Jugendalter, sondern in jedem Lebensabschnitt ist der Gebrauch psychoaktiver Substanzen in die Bewältigung der jeweiligen phasenspezifischen Anforderungen einbezogen.

Illegale Drogen sind zu einem integrierten Bestandteil der modernen Gesellschaft geworden; ihr Gebrauch geht quer durch alle Gesellschaftsschichten. Rauschzustände, Trancetechniken und Extasen spielen in unserer Erlebnis-kultur eine immer wichtigere Rolle, unabhängig davon, ob sie durch Sport

<sup>76</sup> Im Zeichen medienwirksamer Selbstpräsentation geht es um eine *Verbesserung des Selbst* und nicht länger um dessen *Verwirklichung*, die immer als eingebunden in neue Formen der Gruppen- und Gemeinschaftsbildung gedacht wurde.

oder Shopping, Spiel oder Musik, Sex oder Drogen ausgelöst werden. Die Jagd nach dem „anderen Zustand“, dem „ozeanischen Gefühl“ oder dem außergewöhnlichen „kick“ ist zu einer gesellschaftlichen Gewohnheit geworden, die längst nicht mehr als bloße Störung der sozialen Ordnung und eines reibungslosen Ablaufs gesellschaftlicher Prozesse begriffen werden kann. Heute tritt ein latent schon lange angelegtes Paradoxon offen zutage: Der Umgang mit gesellschaftlich geächteten Drogen bewirkt etwas gesellschaftlich Funktionales. Der Gebrauch unerlaubter Substanzen kann offensichtlich zumindest vorübergehend zu einem gesellschaftlich gewünschten Verhalten führen. Dies erklärt das Eindringen des Gebrauchs illegaler Drogen in die Kontexte der Erwachsenenkultur.

Die Affäre um den designierten Fußball-Bundestrainer Ch. Daum sowie die in der Presse berichteten Funde von Kokainspuren in den Toiletten des Berliner Reichstags und im Abgeordnetenhaus haben im Herbst 2000 schlaglichtartig zu Bewußtsein gebracht, daß der Konsum illegaler Drogen längst den Marsch aus subkulturellen und altersspezifischen Einhegungen in den Kernbereich der Gesellschaft angetreten hat. Die Lawine der Anklagen und Verdächtigungen, die um den „Fall Daum“ herum losgetreten wurde<sup>77</sup>, zielte nicht mehr auf die Ränder, sondern ins Zentrum der Gesellschaft. Vor allem im Milieu des großstädtischen Finanz- und Dienstleistungsgewerbes, bei Managern, Sportlern, Politikern, also Menschen, die Leistung in den Mittelpunkt ihres Lebens gestellt haben, meinte man die Spitze eines Eisbergs ubiquitärer Bedröhnung auszumachen. In jedem Fall ist deutlich geworden, daß Leistung ihren Preis hat: Ohne Stimulanzia, ohne Drogen, ohne doping lassen sich bestimmte kreative, ökonomische oder sportliche Erfolge nicht bewerkstelligen; Aufputschmittel sind der Treibstoff der „New Economy“.

Drogen wie Kokain und Ecstasy wirken nicht kontemplativ und vermeintlich bewußtseinserweiternd; sie sind also nicht das Andere der alltäglich geforderten Leistungsbereitschaft, sondern die bis zum Rausch gesteigerte Leistung. Drogen galten einmal als Inbegriff der Rebellion und der Erzeugung von Gegenwelten. Doch dieses kritische Projekt, das Drogen gegen ein herrschendes Lebensmodell oder eine herrschende Kultur einsetzt, ist nur die eine Seite dieser Substanzen. Auf der anderen Seite stehen Bestrebungen, etwas Sinnvolles zu machen mit den Drogen, um in und mit dieser Kultur besser zu funktionieren, ein „ganzerer“, besserer, kompletterer Mensch zu sein. In den 90er Jahren finden wir daher den Drogengebrauch in vielfältiger Weise eingebettet in esoterische Praktiken, eine Fitneßkultur, die Gesundheitsbewußtsein propagiert bis hin zu Grenzsportarten, die alle die

---

<sup>77</sup> Die Zeitschrift „Max“ sah eine ganze „Gesellschaft auf Droge“ (so die Titelgeschichte Heft 11/00), der „Spiegel“ sprach von der „Kokain-Gesellschaft“: „Deutschland geht on Line“ (Titelgeschichte Heft Nr. 44/ 30.10.2000).



Pflege, die Verbesserung des Selbst zum Ziel haben. (vgl. Hessischer Rundfunk 2001b)<sup>78</sup>

In vielen Fällen wird der Drogengebrauch mit dem entwicklungsbedingten Wandel der Lebensauffassungen im Zuge des Älterwerdens und/ oder gesellschaftlicher Etablierung ganz eingestellt. Sofern er dennoch fortgesetzt wird, mutiert er in der Regel zu einem eher peripheren, sozial unauffälligen Life-Style-Phänomen.

US-amerikanische ethnographische Untersuchungen bei Angehörigen angesehenen Berufe (wie Rechtsanwälte, Ärzte, Hochschullehrer, Piloten etc.), die in ihrer Freizeit Ecstasy konsumieren, haben zeigen können, daß diese erwachsenen Konsumenten durchaus in der Lage sind, den Drogenkonsum in ein durch Streß und Hektik bestimmtes Alltagsleben zu integrieren. Im Sinne eines „kontrollierten Hedonismus“ werden die durch Drogen veränderten Bewußtseinszustände als „Auszeiten“ von einem geregelten Alltag organisiert und erlebt. „Manche Berufstätige“, so die Forschergruppe, „betrachten psychoaktive Substanzen als eine von vielen Möglichkeiten, sich zu entspannen, Beziehungen zu pflegen und Streß abzubauen.“ (Rosenbaum u.a. 1997: 81)

## **2.6. Resümee**

Drogengebrauch kennt ebenso wie süchtiges Verhalten unterschiedliche Gesichter, je nach konkreter individueller und sozialer Ausgangssituation. Der Gebrauch von Drogen kann einen Versuch darstellen, in unübersichtlicher Lage Komplexität zu reduzieren, er kann eine verunsicherte Identität prophetisch abstützen, als Vehikel für rauschhaften Genuß fungieren oder auch dazu dienen, sich ein pharmakologisch induziertes Wohlgefühl zu verschaffen. Bei der Sucht kann es sich um einen mißlungenen Konfliktlösungsversuch handeln, eine Krankheit oder um den Ausdruck einer schweren psychischen „Grundstörung“.

Drogenmißbrauch und -abhängigkeit stellen *eine* - aber nicht die einzige - Form dar, wie sich gesellschaftlich bedingte Defekte beim Aufbau persönlicher Beziehungen in der inneren Struktur des Einzelnen ausprägen. Wenn, wie Adorno formuliert hat, „Kälte“ das Grundprinzip bürgerlicher Subjektivität

---

<sup>78</sup> Am Beispiel des *Sports* läßt sich aufzeigen, daß die Extreme sich zu vermischen scheinen: Leistungssport kann gesundheitsschädigend sein, erst recht in der Potenzierung durch den Gebrauch von Dopingmitteln. Umgekehrt können die etwa bei Langstreckenläufern ausgeschütteten Endorphine ein Glücksgefühl auslösen, das den Wirkungen bestimmter Drogen nahekommt. Der Sport, wie er heute betrieben wird, verfügt damit auch über Rausch- und Suchtpotentiale. (vgl. Hessischer Rundfunk 2001b)

vität darstellt, dann kommt der Konsum von Rausch- und Genußmitteln dem Versuch des „vereinzelt Einzelnen“ gleich, sich künstlich zu „erwärmen“ - und zwar intrapsychisch wie sozial, im Kontext entsprechender Gruppierungen.

Der allseitige Konsumismus bietet Kompensationsmöglichkeiten unter den Bedingungen einer entfesselten Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft. Kompensatorischer süchtiger Konsum entschädigt die Opfer des Mithalten-Müssens.

In der technokratischen Gesellschaft erlaubt der Rausch eine Lockerung intrapsychischer Kontrollen und ermöglicht einen vorübergehenden Dispens vom angepaßten Funktionieren. Während der für diese gesellschaftliche Organisationsform typische „Bruchstück-Mensch“ (v. Minden) seine Fragmente („Teil-Iche“) noch mit der affekt- und spannungsregulierenden, d.h. die Ich-Funktionen substituierenden Kraft des Suchtmittels zusammenzubinden in der Lage ist, hat die Spätmoderne im Zuge einer allseitigen Flexibilisierung der Individuen mit kohäsiven Selbst-Konzepten aufgeräumt. Es geht nun nicht mehr um die - wie immer auch prothesenhafte - Gewährleistung der Integrität und Ganzheit der Person, sondern nur noch um eine - durch „Uppers“ und „Downers“ bewirkte - jeweils situationsadäquate Beschleunigung bzw. Entschleunigung von Teilaspekten, -eigenschaften und -identitäten des Individuums sowie um dessen - ebenfalls situationsspezifisch mittels passender Justagemittel herbeigeführte - soziale Verortung.

So wie der Drogengebrauch sich auf der individuellen Ebene flexibilisiert hat, so ist er auch in heterogene gesellschaftliche Bezüge eingesickert. In den Drogendiskursen wird nicht mehr von „entweder-oder“- bzw. „normal-anomal“-Relationen gesprochen, sondern von kontinuierlichen Abstufungen und graduellen Übergängen. Das hat seinen guten Grund, denn die Grenzen zwischen dem gesellschaftlich legitimen und dem abweichenden Verhalten und Handeln sind fließend - ebenso fließend wie die Unterscheidung zwischen Genuß und Abhängigkeit. Konsumpraktiken und Nutzungsmuster gleichen dem Herumstochern im Nebel einer Grauzone, ohne feste Orientierungsmarken für (noch) legitimes und (schon) abweichendes Verhalten.

In den Drogendiskursen wird dies etwa in der Rede von einer umfassenden „Versüchtelung“ der Gesellschaft reflektiert: Ehedem als marottenhaft oder schrullig begriffene Verhaltensweisen fallen nun unter das Verdikt der Sucht. Wenn in der „Suchtgesellschaft“ alle mehr oder weniger süchtig sind, dann entdramatisieren sich die Einstellungen zu und der Umgang mit der „Sucht der Süchtigen“; andererseits jedoch verliert der Begriff der Sucht seine klinisch-diagnostische Trennschärfe.

Die Spätmoderne hält multioptionale Lebenskonzepte bereit, die vielfältige Möglichkeiten des Scheiterns bieten. Entsprechend vielfältig sind die Hilfsmittel, diesem Scheitern entgegenzuwirken oder es präventiv erst gar nicht

dazu kommen zu lassen. Analog zu den multioptionalen Lebenskonzepten gibt es auch so etwas wie multioptionale Drogengebrauchskonzepte: Es besteht eine Vielzahl von Optionen, was die Wahl der Drogen angeht, ihre Kombination untereinander, den Aspekt der Identitätsdarstellung, die Form ihrer Nutzung zu bestimmten Zeiten, Phasen, Lebensabschnitten etc.. Eine eindimensionale Zweckbestimmung wie etwa jene, die unter gesellschaftlichen Bedingungen, wo sich noch ein starrer individueller Charakter mit starken intrapsychischen Kontrollmechanismen ausprägte, auf deren Lockerung und den zeitweiligen Dispens von diesen zielte, ist längst passé.

Eine der allgemeinen Flexibilisierung der Lebensverhältnisse entsprechende Flexibilität findet sich auch in den Drogengebrauchsmustern. Für die Bewältigung der Zumutungen, die von den Flexibilitätsanforderungen ausgehen, steht ein gleichfalls flexibilisiertes Repertoire an psychoaktiven Substanzen und Nutzungsmustern bereit. Diese sind so wenig eindeutig voneinander abgrenzbar, daß die Frage: was ist „gut“, „adäquat“, was ist „schlecht“ (oder „böse“), was ist „gesund“, was ist „krank“, keine eindeutigen Antworten mehr kennt. Es können lediglich graduelle Differenzierungen auf einem Kontinuum aufgetragen werden, das vielfältige individuelle und gruppenbezogene Nutzungsmuster kennt.

In jenem Spektrum des Drogengebrauchs, der als *pathologisch* zu gelten hat, geht es vornehmlich um den Ausgleich von Mängeln und die Kompensation von Defiziten. Drogen werden als Mittel der Leidminderung und der intrapsychischen Spannungsbewältigung und -reduktion verwendet; ihr Gebrauch zielt ab auf die Herbeiführung bzw. Aufrechterhaltung einer personalen Integrität. Die faktische „Entkernung“ der Identität bildet eine wesentliche Ursache für den Hunger nach Ersatzbefriedigungen und Identitätsprothesen; dieser Hunger führt zu unterschiedlichen Formen süchtigen Verhaltens, darunter dem Gebrauch von Drogen.

In dem Spektrum der Drogennutzung, die noch als *normal* zu gelten hat, begegnen wir einer umfassenden pharmakologischen Manipulation und Steuerung, die in die Routinen der Alltagsbewältigung eingelassen ist. Ein leistungsbezogenes „Doping in Eigenregie“ (Hurrelmann/ Bründel) mittels stimulierender Drogen dient dazu, mit der gesellschaftlichen Beschleunigungstendenz mitzuhalten. Solche Art von Substanzgebrauch ist die Antwort des „vereinzelt Einzelnen“ auf die Mechanismen der Konkurrenzgesellschaft.

Bei der „Konstruktion einer Biographie“ (Giddens) wird multipler Drogenkonsum zum flexibel eingesetzten Hilfsmittel. Aber nur dort, wo der permanente Neuentwurf der eigenen Identität nicht als Belastung und Zumutung empfunden wird, sondern als *Fun-Faktor*, ist es folgerichtig, daß auch der Gebrauch psychoaktiver Substanzen vornehmlich dem individuellen Vergnügen dient.

Das „proteische Selbst“, jener Verwandlungskünstler, der auf der Suche am Ende doch nicht zu sich selbst findet, sehnt sich nach Bindung, Tiefe und Verwurzelung. Diese Sehnsucht kann zum Gebrauch von Drogen motivieren. Die maskenhaften Teil-Identitäten werden mit psychoaktiven Substanzen genährt und angereichert, so daß mal diese, mal jene individuellen Eigenschaften und Merkmale hervortreten.

Wird der permanente Neuentwurf der eigenen Identität als „Fun-Faktor“ erlebt, so kann der Zwang zur unablässigen Erschaffung des eigenen biographischen „Gesamtkunstwerks“ auch einen *Streß-Faktor* darstellen. Suchtmittelkonsum dient unter diesen Voraussetzungen der kompensatorischen Streßbewältigung. „Wo die Freiheit zum Käfig wird“, aus dem Zwang heraus, ständig wählen und entscheiden zu müssen, da „suchen viele die Freiheit des Käfigs“, so hat Beck (1997: 22) formuliert. Der Konsum von Drogen bildet - neben Gewalt sowie religiösem/ nationalistischem Fundamentalismus - eine Facette dieser schützenden und haltgebenden Käfig-Erfahrung.

Der *Gebrauch illegaler Drogen* ist nicht mehr nur ein Thema von Jugendlichen, aber er ist dennoch in besonderer Weise gebunden an spezifische Erfahrungskomplexe der *Jugendphase* sowie an *jugendkulturelle Kontexte*.

Wir haben die Zusammenhänge von Adoleszenzentwicklung und Drogenkonsum reflektiert, und zwar

- einmal in einer entwicklungspsychologischen Perspektive, die die Funktionalität des Drogengebrauchs im Kontext der Jugendentwicklung analysiert, und
- zum anderen in der soziologischen Perspektive, die die Einbettung des Drogenkonsums in jugendkulturelle Strömungen und Gesellungsformen untersucht.

Das in der fachwissenschaftlichen Diskussion etablierte Verständnis des Drogenkonsums Jugendlicher als einer (problematischen) Form der Lebensbewältigung ermöglicht es, die Auseinandersetzung mit Drogenkonsumproblemen aus der fatalen Alternative: „krank“ oder „kriminell“ zu befreien und die lebensweltliche und entwicklungsbezogene Einbettung des Konsumverhaltens zu berücksichtigen. Drogenkonsum wird in dieser Perspektive als zielgerichtetes, subjektiv sinnhaftes und für den Gesamtprozeß der Jugendentwicklung bedeutsames Handeln begriffen, und nicht in erster Linie als abweichendes Verhalten bzw. individuelle Pathologie. Drogenkonsum kann für Jugendliche die Funktion einer Sinn- und Haltsuche sowie diejenige eines Selbst-Managements psychischer sowie auch sozialer Konflikte übernehmen, die im äußeren Beziehungsfeld des sozialen Nahraums auftreten, insbesondere in der Familie, im Rahmen des schulischen Lebens und im Freizeitbereich.

Die historische Entwicklung der Szenen von Drogenkonsumenten führt von der Drogensubkultur zur Jugendkultur. Eine Drogen-Szene hat sich in den fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften seit den 60er Jahren als Subkultur mit phasenspezifischen Eigentümlichkeiten konstituiert. Während es anfangs abgegrenzte Subkulturen mit je spezifischen Symbolsystemen und mehr oder weniger klar konturierten Mustern des Drogengebrauchs gegeben hat, so sind deren Konturen im weiteren Verlauf der historischen Entwicklung undeutlicher geworden. Der Gebrauch illegaler Drogen ist heute oft nicht mehr an sub- bzw. gegenkulturelle Kontexte gebunden, sondern als *Lifestyle-Phänomen* in sehr variable soziokulturelle Kontexte diffundiert.

So wie Identitätsbildung heute zu einem komplexen und störungsanfälligen Prozeß, zu einer im Prinzip lebenslangen Aufgabe geworden ist, so ist auch mit Blick auf den Gebrauch illegaler Drogen die einstmalige klare Grenzziehung zwischen jugendliche(n) Subkultur(en) und (Teilbereichen der) Erwachsenen-Mehrheitskultur verschwommen.

Neuere Entwicklungen und Tendenzen im Bereich des Umgangs mit illegalen Drogen, dem in diesem Zusammenhang unser Hauptaugenmerk gilt, sind etwa:

- das weitgehende Fehlen eines Unrechtsbewußtseins bei Konsumenten „weicher“ illegaler Drogen;
- die Resistenz gegenüber einer Selbstdefinition als Drogenkonsument(in) bei - leistungsorientierten und sozial integrierten - Ecstasy-Usern;
- das Fehlen überschaubarer Szenebildungen;
- polyvalente Konsummuster;
- die Ubiquität des Angebots (allseitige Verfügbarkeit von Drogen).

Wo in jugendlichen Teilkulturen wie der Techno-Szene nicht länger der Ausstieg aus der Gesellschaft angesagt ist, sondern der Einstieg in diese, hat Drogenkonsum den Forderungen nach Vielfalt und Beweglichkeit, nach Balance im Patchwork der Identitäten und Flexibilitätsforderungen zu entsprechen. Ihm kommt also wesentlich die Funktion zu, das Auf- und Abtauchen zu ermöglichen bzw. zu beschleunigen, die Übergänge zwischen Mit-halten und zeitlich partiellem Aussteigen zu erleichtern.

Wenn Kiffen als Geste der Befreiung aus „muffigen“ gesellschaftlichen Verhältnissen verstanden werden kann, dann wären die Zuckungen derer, „die mit der Pille tanzen“, ein Versuch, der „Zugluft“ im postmodernen Lebensgebäude standzuhalten. Dieses besitzt keine Nischen mehr als Ferment des Aufbruchs und Ausbruchs, als Nährboden für die Herausbildung von Subkulturen, sondern es ist selber zu einer einzigen großen Plattform geworden, auf der alles mit jedem koexistiert.

### **3. Entgrenzung und Integration. Psychosoziale Praxis zwischen Hilfe und Kontrolle**

Wir registrieren heute einen auf der Spaltungstendenz der Gesellschaft beruhenden Dualismus: Auf der einen Seite psychologisierende und therapeutisierende Hilfsangebote für den gesellschaftlichen Kern, auf der anderen ausgrenzende Kontrollsysteme für die „Modernisierungsverlierer“.

Dieser Dualismus findet sich in den unterschiedlichen Felder psychosozialer Praxis in einer jeweils charakteristischen Ausprägung:

A. Das *System der Drogenhilfe* (3.2), damit befassen wir uns zunächst, ist historisch seit Ende der 60er/ Anfang der 70er Jahre als eigenständiges Hilfesystem für die neue Zielgruppe der Mißbraucher und Abhängigen von illegalen Drogen entstanden. Bei diesem Hilfesystem handelt es sich um ein stark professionalisiertes Handlungsfeld Sozialer Arbeit, in dem psychotherapeutisch orientierte Behandlungsvorstellungen früh eine tragende Rolle übernommen haben. In einer Hinwendung zu psychologischen Erklärungs- und Therapieansätzen ist Drogenabhängigkeit in erster Linie als individuelle Pathologie begriffen worden.

Ein allgemeiner Grund für diese Therapeutisierung liegt sicherlich in einer - durchgängig konstatierbaren - Verführbarkeit der Sozialen Arbeit durch psychotherapeutische Verstehens- und Interventionsmodelle. Die Verführung der Psychoanalyse für die Sozialarbeit „besteht in dem Gefühl, mit einem zusätzlich erworbenen therapeutischen Handwerkszeug endlich etwas ausrichten zu können, wirklich Veränderungen bei den Betroffenen einzuleiten und zwar unter Umgehung geronnener gesellschaftlicher Strukturen und daraus erwachsender individueller Verkümmern.“ (Brückner 1990: 73)

Die Abtrennung des Drogenhilfesystems von den historisch älteren Hilfeinstitutionen für die - meist erwachsenen - Alkohol- und Medikamentenabhängigen gilt inzwischen als revisionsbedürftig. Zugleich ist das Angebotspektrum der Drogenhilfe nach und nach intern ausdifferenziert worden, womit der Pluralität der Drogennutzung und der Ausdifferenzierung heterogener Verlaufsformen der Sucht und Abhängigkeit Rechnung getragen wird.

Neue Klientengruppen sind über neue Arbeitsansätze (sekundärpräventive Strategien wie mobile Beratung) einbezogen worden, und es ist zu einer präventiven Vorverlagerung psychosozialer Aktivitäten im Bereich der Drogenhilfe gekommen. Dies entspricht der generellen Tendenz zur Ausweitung sozialer Dienstleistungen und Hilfsangebote. Der Akzent auf *Jugend* im

Konzept der Jugend- und Drogenberatung thematisiert Drogenprobleme im Kontext der Adoleszenzentwicklung, sieht in ihnen störende Einflüsse auf die Entwicklung in der Adoleszenz. Diese fachlich akzentuierte Sichtweise ist ein Reflex auf die Diffusion des vordem subkulturell geprägten Drogenphänomens in alltägliche Lebens- und Erfahrungszusammenhänge. Aufgrund der therapeutischen Wahrnehmungseinstellung läuft sie Gefahr, normale und vorübergehende Phänomene der Adoleszenz zu pathologisieren.

B. Auch in anderen Handlungskontexten psychosozialer Arbeit spielt der Drogengebrauch bzw. -mißbrauch im Sinne einer symptomatischen Auffälligkeit eine Rolle. Dementsprechend sind *psychologische und therapeutische Hilfsangebote* für Menschen mit Drogenproblemen nicht durchgehend und nicht zwingend an den spezifischen institutionellen Rahmen der Drogenhilfe gebunden. Wir finden sie in der ambulanten Psychotherapie ebenso wie in den verschiedenen Feldern Sozialer Arbeit.

Im thematischen Zusammenhang der vorliegenden Arbeit interessieren uns psychoanalytische Behandlungsansätze, die sich vom klassischen Setting psychoanalytischer Therapie gelöst haben. Die Psychoanalyse ist als therapeutisches Verfahren ursprünglich an der Behandlung klassischer Psychose entwickelten worden. Inzwischen konnte dieses Verfahren jedoch dergestalt modifiziert werden, daß es erfolgreich auf sogenannte *frühe* Störungen angewandt wird; zu diesen zählen u.a. die verschiedenen Formen süchtiger Abhängigkeit. Zugleich ist es auch auf die Behandlung der Probleme von Paaren, Familien und Gruppen ausgedehnt worden. Die Bewegungsrichtung von psychoanalytisch-psychotherapeutischen Verstehensmodellen und der ihnen entsprechenden Interventionspraxis verläuft demnach:

- von der symptomatischen Auffälligkeit (z.B. Drogenmißbrauch bzw. -abhängigkeit) zur zugrundeliegenden psychischen Beeinträchtigung bzw. Störung (3.3) sowie
- vom Symptomträger zum sozialen Beziehungsgeflecht (Familie, Gruppe), dessen gestörte Beziehungen und Kommunikationsprozesse sich in symptomatischen Auffälligkeiten eines oder mehrerer seiner Mitglieder manifestieren. (3.4)

### **3.1. Zwischen „Psycho-Kult“ und sozialer Dienstleistung. Psychosoziale Praxis im Spannungsfeld von Individualisierung und sozialer Polarisierung**

#### **3.1.1. Zur historischen Genese des psychosozialen Arbeitsfeldes**

Im Kontext sozialpolitischer und sozialtherapeutischer Praxisansätze und Initiativen der 60er und 70er Jahre entwickelte sich ein Bewußtsein davon, daß soziale Faktoren, psychisches Wohlbefinden und körperliche Verfas-

sung eng miteinander verflochten sind. Damit waren die Grundlagen geschaffen für ein *psychosoziales* Verständnis individueller Problemlagen.

Das psychosoziale Arbeitsfeld hat sich in den 60er und 70er Jahren explosionsartig ausgeweitet und ist dabei in den Konturen entstanden, wie sie auch heute noch im wesentlichen vorzufinden sind. Die Ausbreitung psychosozialer Dienstleistungen in jener Zeit kündigt von einem umfassenden gesellschaftlichen Wandel, als dessen Symptom sie zugleich gelten kann.<sup>1</sup>

Inspiriert durch die antiautoritäre Protestbewegung etablierte sich ein Verständnis psychosozialer Arbeit als „Veränderungsarbeit mit Andersartigen und Außenseitern“ (Bernler/ Johnsson). Neu entstehende Praxisansätze von Initiativ-, Laien- und Selbsthilfegruppen, die sich aus Professionellen, Studenten und Laienhelfern zusammensetzten, kümmerten sich um vernachlässigte oder randständige Bevölkerungsgruppen, wie Obdachlose, psychisch Kranke und Behinderte, gestrandete Jugendliche, Drogenabhängige, hilflose alte Leute und ausgegrenzte Ausländer.<sup>2</sup>

Eine Teilgruppe der Protestbewegung wandte sich sozialpolitischen und sozialtherapeutischen Aufgaben zu und spürte Bevormundungs- und Unterdrückungsverhältnisse in nahezu allen gesellschaftlichen Teilbereichen auf. „Die Befreiung der Frauen von männlicher Vorherrschaft und der Kinder von autoritärer Manipulation durch die Eltern wurde wichtige Themen. Die ringsum aufsprießenden Wohngemeinschaften und Selbsterfahrungsgruppen begriffen sich vielfach als Werkstätten zur Einübung von gemeinsamer Emanzipation und solidarischen Verhaltensweisen. (...) Die soziale Bewegung förderte in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine neue kritische und selbstkritische Nachdenklichkeit. Wo Konflikte auftraten - in den Familien, in den Einrichtungen der helfenden Berufe, zum Teil aber auch in der Wirtschaft - suchte man verstärkt Klärung durch Gespräche oder Beratungshilfe

---

<sup>1</sup> Dörner hat diesen Wandel als das *Ende des Ausgrenzungsmonopols* umschrieben. Zwar sei, so konstatiert er, „die traditionelle Rationalität der an der individuellen Leistungs- und Glücksmaximierung orientierten Marktwirtschaft mit ihrer zugehörigen Tendenz zur Ausgrenzung und Institutionalisierung der Leistungsschwachen und Störenden 10% weiterhin gesellschaftlich wirksam (...). Aber sie hat nicht mehr das Monopol. Vielmehr steht sie seit Ende des Zweiten Weltkriegs und verstärkt seit Ende der 60er Jahre in einem Spannungsverhältnis zu derjenigen Rationalität, die mehr von der sozialen Seite des Menschen gesteuert wird und in neuen Formen kommunaler Sozialität, im größeren Interesse an der Unterschiedlichkeit von Menschen und in der Wiederannäherung der produzierenden und sozialen Seite menschlichen Handelns wirksam ist.“ Die Ausgrenzungspraxis sei zwar nicht verschwunden, aber „ebenso gilt, daß die kommunalen Lebensräume für diejenigen 10%, die wir heute die Randständigen nennen, sich fortlaufend verbreitern, auch von den immer noch gefährlicheren 'Rändern' der Kommune mehr in unsere kommunale Mitte rücken. Künftig werden wir mit und zwischen diesen beiden Rationalitäten leben, deren Spannungsverhältnis - anders als zu den Zeiten des Ausgrenzungsmonopols - gesellschaftliche Lebendigkeit garantiert, nämlich politisch-moralische Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten.“ (Dörner 1994: 389)

<sup>2</sup> Ein Beispiel hierfür sind die *Release-Gruppen* in der Drogenhilfe (s.u., 3.2.2).



von außen. Erziehungsberatungsstellen und Psychotherapeuten waren gefragt wie nie zuvor.“ (Richter 1998: 2)

Unter dem Leitbegriff der Solidarisierung ist eine Vielzahl von institutionellen Reformen in Gang gesetzt worden. So sind im Bereich der Industrie Mitbestimmungsregelungen erweitert, das Programm „Humanisierung der Arbeitswelt“ ist aufgelegt worden. Das Konzept der „kommunalen Psychiatrie“ oder „Gemeindepsychiatrie“ sollte Krankenhäuser und Heime zunehmend durch kommunale Lebensräume ersetzen. „Gegen die Absonderung und chronische Anstaltsverwahrung psychisch Kranker wurde eine neue, die Verselbständigung der Patienten fördernde soziale Psychiatrie mit vielen neuen ambulanten Einrichtungen ins Leben gerufen. Der besseren Resozialisierung von Straftätern dienten im Strafvollzug Maßnahmen der Liberalisierung und Therapieprogramme.“ (a.a.O.: 2 f.)

Um die enorme Ausweitung psychosozialer Dienstleistungen seit den siebziger Jahren zu erklären, lassen sich im Anschluß an Keupp (1987: 58 ff.) fünf soziologische Deutungsmuster identifizieren:

1. Die gestiegenen Lebensrisiken und Belastungen der *postindustriellen* Gesellschaft führen zu einem wachsenden Bedarf an kompensierenden und kurativen psychosozialen Dienstleistungen.

2. Bei vielen Menschen reichen die alltagsweltlichen Bewältigungskapazitäten für Krisen und Belastungen nicht mehr aus. Aus der chronischen Identitätskrise des Individuums erwachsen Orientierungs- und Sinnprobleme, die ein steigendes Bedürfnis nach psychosozialen Hilfestellungen begründen (*Psychoboom*) (vgl. a.a.O.: 59). Ohne den Rat von Experten, der prothetische Lösungsangebote bereitstellt und zugleich soziokulturelle Orientierungen liefert, scheint vielen die Bewältigung von Lebensproblemen nicht mehr denkbar.

3. Psychosoziale Berufe üben in der Rolle von Konfliktmanagern, Sinnproduzenten oder *Nachsozialisierern* neue, sanfte Formen der sozialen Kontrolle aus, die als Psychologisierung oder Therapeutisierung auftreten und - über die Medien vermittelt - zu einer verallgemeinerten kulturell-gesellschaftlichen Interpretationsfolie werden. Dabei wird der Zusammenhang von gesellschaftlichen Problemlagen und persönlichen Problemen auf die Formel reduziert, daß es sich stets nur um psychologische Probleme handele, die auch nur auf der subjektiv-psychologischen Ebene zu bewältigen seien. Angehörige psychosozialer Professionen übernehmen Grenzwächterfunktionen zwischen gesellschaftlich lizenzierter Normalität und nicht mehr tolerierbarer Abweichung. Im „Therapismus“ realisiert sich soziale Kontrolle „als allgegenwärtiges Angebot, Unbehagen, Leiden und Anderssein einer individualisierten therapeutischen Definition und Bearbeitung zu unterziehen.“ (a.a.O.: 62)

4. Die psychosozialen Helferberufe professionalisieren sich zusehends und erweitern damit beständig ihren Zuständigkeitsbereich. Dies führt zu einer „Enteignung“ alltäglicher Handlungskompetenz und zur Abhängigkeit von Experten.

5. Der Zerfall traditioneller Wertmuster und die daraus folgenden persönlichen Sinn- und Orientierungskrisen sind Indikatoren eines tiefgreifenden Wertewandels, mit einer verstärkten Orientierung an „postmateriellen“ Werten (wie Selbstverwirklichung, Partizipation oder der Betonung ästhetischer Bedürfnisse). Diese Werthaltungen sind vor allem bei Beschäftigten im sozialen Dienstleistungsbereich ausgeprägt. „Zugleich ist zu vermuten, daß viele Nachfrager psychosozialer Dienstleistungen von der Krise tiefverinnerlichter individualistischer und rationalistischer Lebensprinzipien persönlich erfaßt sind und sich im Kontakt mit psychosozialen Profis Hilfe bei der Erarbeitung neuer Sinnorientierungen erwarten. Hier verbünden sich Helferperspektive und Bedürfnisse von Hilfesuchenden.“ (a.a.O.: 63 f.)

Diese von Keupp angeführten Deutungsmuster entstammen einer Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, in der man davon ausgehen konnte, daß die Expansion psychosozialer Dienstleistungen sich ungebrochen fortsetzen würde. Diese Erwartungen haben sich jedoch im Kern als illusionär erwiesen, wie der schleichende Abbau sozialstaatlicher Leistungen inzwischen demonstriert.

Als Keupp's Essay erschien (1987), war der Expansion des psychosozialen Sektors bereits eine leicht resignative Stagnationsphase gefolgt, in der es den psychosozialen Berufsgruppen vordringlich darum zu tun war, ihre Bestände zu sichern. Zunehmend wurde nun auch die Schatten- und Kosten- seite des professionellen Handelns thematisiert: „daß die Ausübung einer helfenden Berufstätigkeit nicht nur ungeheuer befriedigend sein kann, sondern daß sie auch den Helfer belasten kann und daß sie immer wieder auch an Grenzen stößt, die durch noch so viel therapeutisches Engagement nicht verrückbar sind.“ (a.a.O.: 68) Prägende Stichworte dieses Diskurses sind die „hilflosen Helfer“ (Schmidbauer 1977) und das „Burn-out-Syndrom“.

Die unter dem Leitbegriff der Solidarisierung auf den Weg gebrachten sozialen Reformprojekte der 70er Jahre versandeten allmählich, viele der von Euphorie getragenen Ansätze blieben auf der Strecke. „Die helfende Gesellschaft mit ihrer Mannigfaltigkeit von sozialem Engagement nahm allmählich wieder die Züge einer egozentrischen Konkurrenzgesellschaft an.“ (Richter 1998: 3)<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Repräsentative Längsschnitt-Studien der Selbstbilder von Menschen in Westdeutschland, die von Beckmann, Brähler und Richter durchgeführt worden sind, haben zeigen können, daß die Westdeutschen seit 1975 fortlaufend mehr von ihren zuvor sehr ausgeprägten Gemeinschaftsgefühlen und Solidaritätsbedürfnissen verloren haben. „Sie erleben sich nach eigenen Angaben weniger eng mit ihren Mitmenschen verbunden, legen deutlich mehr Wert

### 3.1.2. „Hunger nach Sinn“ und wachsender Orientierungsbedarf

Die Labilisierung der Identitäten führt nicht per se zu Verunsicherungen. Sie ermöglicht kreative Sinn- und Kohärenzsuche ebenso wie sie diese erfordert. Hieraus begründet sich ein wachsender Orientierungsbedarf und ein zunehmender *Hunger nach Sinn*. Tendenzen der *Psychologisierung* treten daher in zwei charakteristischen Ausprägungen auf:

1. als Suche nach Selbstverwirklichung, persönlichem Wachstum und einem als rein privat verstandenen Lebensglück, die sich des vielfältigen Angebotes eines Marktes an Psychowaren („Psychokult“/ Psychoboom“) bedient;
2. als individuelle Orientierungslosigkeit, die gesellschaftlich verursacht ist, aber im Kontext einer steigenden Inanspruchnahme von professionellen und pseudoprofessionellen Lebens- und Wachstumshilfen als persönliches Problem einer individuellen Verunsicherung aufgegriffen und bearbeitet wird.

Die Bedürfnisdispositionen, die hinter diesen Tendenzen liegen, unterscheiden sich erheblich: Während im ersten Fall die strukturell gegebene Notwendigkeit zur beständigen Entfaltung der eigenen Potentiale als kreative Herausforderung begriffen wird, erscheint im zweiten die Inanspruchnahme professioneller Beratung und Betreuung für die Bewältigung der eigenen Lebensprobleme als Ausdruck psychosozialer Not.

Zu 1. Seit den 70er Jahren grassiert im „produktiven Kern“ (Keupp) der Gesellschaft das Bedürfnis nach *Selbstverwirklichung*. Lasch hat im narzißtischen Verhalten und den aus ihm hervorgehenden therapeutischen und kulturellen Strömungen eine globale Antwort auf die gesellschaftlichen Enttäuschungs-Phänomene gesehen, die auf die 68er Protestbewegung folgten: eine Antwort in Form von Flucht und Rückzug in die *Innerlichkeit*. „Die Merkmale dieser Entwicklung äußern sich in einer Art Propaganda, deren Schlagwörter sind: „awareness“/ „consciousness“ (Bewußtheit/ Achtsamkeit, Empathie?), „personal religiosity“ (individuelle Religiosität), „cult

---

auf Abstand, nehmen weniger sorgend an anderen Menschen Anteil und betonen statt dessen zunehmend ihre Ich-Bezogenheit. Es macht ihnen auch nicht mehr soviel aus, anderen etwas vorzumachen, wenn es den eigenen Interessen dient. Seit 1989 treten die egozentrischen Züge im durchschnittlichen Selbstporträt noch stärker hervor. Damit einher geht eine Verarmung an Hingabefähigkeit und an Liebesgefühlen. Die Menschen fühlen sich mehr allein und auf sich selbst angewiesen. Resümee: Die psychischen Antriebskräfte, die mit einem Höhepunkt in der ersten Hälfte der 70er Jahre jene große soziale Reformbewegung getragen hatten, haben sich vorläufig verflüchtigt.“ (Richter 1998: 3 f.) Mehr noch: „Heute ist es sogar in gewissen Kreisen Mode geworden, die emotionalen Antriebe, die zur Hilfe für die Schwächeren, die Verlierer und die Benachteiligten aufrufen, einem neurotischen Helfersyndrom zuzurechnen.“ (a.a.O.: 11)

of the self“ (Kult des Selbst), „ethic of self-preservation“ (Ethik der Selbsterhaltung).“ (Rothschild 1981: 67)<sup>4</sup>

Selbstverwirklichung changierte zunächst zwischen individueller Befreiung - das Ich wurde *gegen* die als repressiv erlebten äußeren Umstände entworfen - und dem Aufgehen in einer besseren Form von Zusammenleben in der Gruppe. Auch die therapeutischen und gruppendynamischen Ideale jener Zeit sahen Selbstverwirklichung weitgehend gebunden an kollektivistische Ideale.

Im Kontext des *Psychobooms* der 70er Jahre hat sich dann aber ein reduktionistischer Umgang mit Psychotherapie und Selbsterfahrung eingestellt. Bopp zufolge läßt sich dieser Umgang, der durch „eine wachsende messianische Aufladung von Therapie und eine zunehmende Beliebtheit von Therapiekarrieren“ bestimmt ist, als „Psychokult“ bezeichnen: „Erlösungswünsche, Erlösungsversprechen und die Neigung, eine Therapie nach der anderen zu durchlaufen, bedingen sich hier gegenseitig.“ (Bopp 1985: 64)

Den Aspirationen der Selbstentdeckung und -erfahrung steht ein reichhaltiges Angebot an *Psychowaren* zur Verfügung.<sup>5</sup> In therapeutischen Workshops wird im Namen der *Authentizität* zutiefst Inneres nach außen gekehrt, werden innerste Wünsche und Motive einer standardisierenden Psychokultur ausgeliefert, die den Therapeuten in den Rang eines Fürsprechers der *wahren* und *ursprünglichen* Bedürfnisse der Patienten erheben.

Die Persönlichkeitsmodelle dieser therapeutischen Richtungen, insbesondere der Humanistischen Psychologie (Gesprächspsychotherapie nach Rogers, Gestalttherapie u.a.), sehen das Innerste der Person als eine Art *Schatz*, den es im Rahmen einer durch *Echtheit* und *Authentizität* gekennzeichneten therapeutischen Beziehung gleichsam zu heben gelte. Die normativen Postulate von *Echtheit* und *Authentizität*, die Akzeptanz, Wärme, bedingungslose Hingabe und Empathie beinhalten, sind hierbei selbstevidente, nicht mehr weiter hinterfragbare Konstrukte. „Das Menschenbild der Humanistischen Therapie - außerordentlich wirkungsvoll und ganz und gar eingedrungen in die Alltagsphilosophie - hat also im Grunde nichts anderes als Antwort auf die Identitätsdiffusion parat als eine Beschwörungsformel. Das Individuum wird, allen Klagen zum Trotz, beschworen und herbeigeredet. Die Klage:

---

<sup>4</sup> Es bildet sich der *Homo psychologicus* heraus als Pendant einer „Tyrannei der Intimität“, der es nicht mehr darauf ankommt, was man tut, sondern wie man sich dabei fühlt, die nach Motiven fragt statt Handlungen zu beurteilen (vgl. Sennett 1983). Ihr liegt die Überzeugung zugrunde, daß persönliche Entfaltung nur im Bereich intimen psychischen Erlebens möglich sei, da der öffentliche Raum als Ort der Kommunikation zunehmend absterbe. Als Folge davon „suchen die Menschen im Bereich der Intimität (...) was ihnen in der ‚Fremde‘ der Öffentlichkeit versagt bleibt.“ (Sennett 1983: 21)

<sup>5</sup> „Wie Pilze schießen seit Mitte der siebziger Jahre immer neue Psychotechniken, psychotherapeutische Schulen, Kurse für erfolgreiche Lebensbewältigung, gruppendynamische Trainings, Encounter-Gruppen usw. aus dem Boden.“ (Wirth 1984: 146)

‘Ich weiß nicht, wer ich bin’ wird beantwortet mit: ‘Du weißt es sehr wohl, vertraue nur deiner inneren Stimme!’ Ein Trost, den wir alle natürlich immer wieder nötig haben; ein Trost, der zwar nicht von Dauer ist, aber für die Dauer eines Psycho-work-shops meist anhält. Die ideale Form der Humanistischen Therapie ist denn auch der Wochenend-workshop: So lange läßt sich dieses ‘ganz innerste Gefühl, dieses Authentische’ meist aufrechterhalten.“ (Jaeggi 1998: 77)<sup>6</sup>

Diese therapeutischen Verfahren bleiben dem *Hier und Jetzt* des augenblicklichen Erlebens verhaftet und suchen die therapeutische Beziehung nach dem symbiotischen Muster der idealen Mutter-Kind-Interaktion zu gestalten. „Die Sehnsucht nach dem ganz neuen und ganz anderen Ich belebt kindliche Allmachtsphantasien und verhindert, daß der Patient sich jenem schmerzhaften Veränderungsprozeß aussetzt, in dessen Verlauf er lernt, in die Begrenztheit seiner menschlichen Möglichkeiten einzuwilligen. Die Therapeuten in der Priesterpose verhindern es, daß die Patienten die regressive Bindung an die frühen machtvollen Elternbilder aufgeben; sie stacheln die Sehnsucht nach dieser Bindung ständig an.“ (Bopp 1985: 66) Damit aber geraten diese Verfahren in eine fatale Nähe zu Heilslehren, die einfache und verführerische Lösungen anbieten, dem durch seine Identitätsdiffusion *vergifteten* Patienten gleichsam ein Gegengift verabreichen.

Bauriedl hat im psychotherapeutischen Umfeld der Psychoanalyse zwei grundsätzliche Richtungen ausgemacht, die den vorherrschenden Formen der Heils- und Erlösungssuche in der *postmodernen* Gesellschaft korrespondieren: Während die eine Richtung Führer und Gurus inthronisiert, die Scheinlösungen für alle Konflikte und Ängste anbieten, liefert die andere leicht erlernbare und schnell wirkende Psycho-Techniken, die am bestmöglichen Funktionieren des Individuums ausgerichtet sind. „Diese beiden Heilslehren, man könnte sie pauschal als die *esoterische* und die *technizistische* bezeichnen, bedingen sich gegenseitig. Und *beide verkünden die Machbarkeit des Glücks* auf unterschiedlichen Wegen. Der esoterische Weg verkündet die Beseitigung aller Ängste durch die Verschmelzung mit dem ‘guten Objekt’. Der Weg der Psychotechnik versucht, den Menschen zu manipulieren und zu programmieren, ihm seine Angst zu nehmen, die er als Gefahrensignal so nötig zum Überleben braucht. Auf diesem Weg werden Techniken des Selbstmanagements angeboten und geübt, die das Risiko der konflikthafter Begegnung mit anderen Menschen scheinbar vermeidbar machen. Nicht nur das Verhalten, auch die Gefühle der Menschen sollen so kontrollierbar werden. Ein neuer Trend zur ‘objektiven’ Hirnforschung und zur Methode des Biofeedback scheint die bisherigen sozialen Theorien vor allem der Psychoanalyse lächerlich und überflüssig zu machen.“ (Bauriedl 1998: 39; H.i.O.)

---

<sup>6</sup> Wirth (1984: 150) hat auf den beschwichtigenden, über-ich-entlastenden Charakter des auf dem Markt der Psychowaren dominierenden Slogans „*Sei wie du bist!*“ hingewiesen: „Er erspart dem Individuum die narzißtisch kränkende Einsicht, daß es weder Herr seiner (unbewußten) Gefühle noch seiner sozialen Verhältnisse ist.“

Das, was der Mensch tut, wird im psychotechnischen Denken abgelöst von dem, was er empfindet. Der Zusammenhang der Symptome mit der sie tragenden Psychodynamik und Beziehungsdynamik wird damit durchtrennt. Wenn in der Psychotherapie nur mehr das Angebot unterbreitet wird, Lachen gegen Weinen zu setzen, „Befreiung“ von Grenzen gegen Begrenztheit, und nicht mehr das langwierige und mühsame „Durcharbeiten“ infantiler Konfliktkonstellationen in Angriff genommen wird, dann kann Psychotherapie leicht zu einer Fortsetzung und Verlängerung der Sucht mit anderen Mitteln werden. (vgl. a.a.O.: 38) Wird Patchwork-Bastelei bloß fortgesetzt, wie in systemischen Therapien, wo vorgeschlagen wird, Probleme loszulassen und sie durch positivere Konstruktionen zu ersetzen, dann wird die Einsicht verfehlt, daß Ichbildung „kein Baukastenspiel“ ist, „dessen Teile man munter so und auch anders zusammensetzen könnte.“ (Türcke 1999: 156)<sup>7</sup>

Zu 2. Die *Individualisierungsdynamik* hat bewirkt, daß gesellschaftlich verursachte Ohnmachts- und Leiderfahrungen in individuell zu bearbeitende Probleme transformiert worden sind. Unter gesellschaftlichen Bedingungen, die dem einzelnen vorschreiben, sich als Konstrukteur des eigenen Lebenslaufs betätigen und sich auf eigene Faust eine Schneise durch den Dschungel der Bewältigung immer komplexerer Lebensaufgaben schlagen zu müssen, stellt Individualisierung hohe Anforderungen an das Individuum: Als Folge eines möglichen Scheiterns drohen Absturz und Untergang - zumal dann, wenn der Rückhalt schwindet, den herkömmliche Sicherungssysteme und traditionale (Arbeits-) Milieus noch geboten haben. Parallel zum Zerfall dieses Rückhalts steigen die psychischen Kosten der Individualisierung: Was als kollektives Schicksal imponiert, wird vom Einzelnen als persönliches Versagen erlebt und verarbeitet. „In diesem Prozeß der Individualisierung werden (...) soziale Probleme und Widersprüche zunehmend zu psychischen Problemen der Betroffenen umgedeutet und damit psychologisiert.“ (Flick 1990: 64)<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Helsper (1997: 188) hat im religiösen Bereich ähnliche Tendenzen registriert: Er sieht insbesondere im „New-Age“-Denken, das er im Dreieck von Religion, Psychologie und Sozialutopie ansiedelt, eine Art „Sinn- und Erfahrungsbastelladen“, in dem okkulte, religiöse, psychotherapeutische und wissenschaftliche Bausteine als „Bastelstoffe“ für eine „Sinn-Bricolage“ zur Verfügung gestellt würden.

<sup>8</sup> Wir verdanken Shorter den Hinweis auf Konsequenzen, die die postmodernen Lebensbedingungen auf dem Gebiet der psychosomatischen Krankheiten haben: Zwischen dem für das postmoderne Leben bezeichnenden Zersplittern sozialer Beziehungen und der Bereitschaft des einzelnen, seine inneren Zustände als ‚Krankheit‘ zu definieren, sieht er einen engen Zusammenhang. Sozial eingebunden, habe der einzelne noch vom Kollektivwissen über Gesundheit und Krankheit profitiert; dies sei beim Alleinlebenden gar nicht und beim nur mit einem Menschen Zusammenlebenden nur unvollkommen der Fall. „Soziale Isolierung eliminiert ‚Rückkopplungsschleifen‘ und verstärkt damit beim einzelnen die Tendenz, Selbstdiagnosen zu stellen, die den Charakter fixer Ideen tragen. Das enge Zusammenleben mit anderen hat den Vorteil, daß in ihm die eigenen Ideen laufend der Prüfung unterzogen werden können.“ (Shorter 1994: 535)

Sennett (1998: 166 ff.) hat an einem Beispiel aus der Computer-Industrie nachgezeichnet, wie gesellschaftliche Dynamiken in individuelles, als schuldhaft erlebtes Versagen umgeformt werden. Er beschreibt die Erfahrungsverarbeitung bei einer Gruppe von Programmierern mittleren Alters, die in den frühen 90er Jahren von IBM im Zuge einer Strukturkrise des Unternehmens entlassen worden waren. Diese Programmierer, die sich als Avantgarde neuer Technologien beruflich fest im Sattel wähnten, mußten sich mit verschiedenen Deutungen dessen, was ihr Leben zerstört hatte, auseinandersetzen. Während sie zunächst von Verschwörungen des Managements erzählten und sich als passive Opfer der Firmenpolitik erlebten, konzentrierten sie sich in einer zweiten Phase ihrer Deutung der Vorgänge auf äußere Kräfte und Tendenzen und gaben nunmehr der „globalen Wirtschaft“ die Schuld; insbesondere machten sie die billigeren Arbeitskräfte, die von Indien aus ihre Programme an IBM senden, für den eigenen Verlust verantwortlich. Am Ende der Gespräche, die die arbeitslosen Angestellten mit Sennett führten, gab es eine erneute Wendung, wobei sie nun den Schwerpunkt auf ihr eigenes Verhalten verlegten: sie begannen sich darüber zu verständigen, was sie persönlich zu einem früheren Zeitpunkt ihrer Karriere hätten tun können und sollen, um ihre Notlage zu verhindern. Sie stellten sich der Realität ihres Scheiterns und mußten sich - auch wenn es schmerzhaft war - eingestehen, den Zeitpunkt für den eigenen Ausstieg bei IBM und für den Einstieg in die Selbständigkeit verpaßt zu haben. Die Programmierer haben so einen Weg gefunden, das Scheitern - laut Sennett (1998: 159) das „große moderne Tabu“ - untereinander zur Sprache zu bringen. „Sie mußten sich aufeinander einlassen, sich aufeinander verlassen, um das Tabu zu brechen, und im Laufe der Zeit öffneten sie sich einander, unterstützten sich gegenseitig - und kamen auf die Art zu einer zusammenhängenden Deutung des Geschehens, ihrer eigenen Rolle und der Zeit.“ (a.a.O.: 185) Die psychische Arbeit, die sie hier investierten, hat ihnen letzten Endes geholfen, Sinn in ihre Lebensläufe zu bringen.

Im Individuum lagern sich gesellschaftliche Spannungen ab, die dieses vielfach überhaupt nicht auszutragen vermag, ohne sich fremder Hilfe zu bedienen. Außer in Gestalt von Selbsthilfeansätzen scheint ihnen nur mehr mit psychosozialer Beratung und Therapie konstruktiv beizukommen zu sein - wenn überhaupt. Durch Beratungsangebote werden „vermeintlich Lösungsmöglichkeiten angeboten (...), angesichts derer die eigentlichen Probleme sich scheinbar darauf reduzieren, ob das betroffene Subjekt diese Möglichkeiten nutzt oder ausläßt. Dies hat einerseits zur Folge, daß die Individualisierung sozialer Probleme fortgeschrieben wird und andererseits auf diesem Wege Beratungsbedarf geschaffen wird.“ (Flick 1990: 66) Beratung bekommt somit eine paradoxe Aufgabe gestellt: Sie soll gesellschaftlich relevante Probleme lösen, aber dabei nicht bei gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen ansetzen, sondern bei Orientierungsangeboten für Gruppen

und Individuen. Sie bleibt daher notwendigerweise diffus. (vgl. Schwendter 2000: 234)<sup>9</sup>

Der Zerfall traditioneller Lebensformen und Lebensmuster hat größere Teile des *gesellschaftlichen Kerns*, der sogenannten *Normalbevölkerung* - und sei es temporär und/ oder partiell - in risikobehaftete Lebenslagen geraten lassen. Die grassierenden Verunsicherungen, die hieraus entsprungen sind, haben nachgerade einen „Hunger nach Psychologie“ (Keupp) erzeugt, der zu einem wachsenden Zulauf zu Psychotherapeuten, Psychologen, Beratungsstellen und Supervisoren geführt hat. „Die Notwendigkeit der lebenslangen Entwicklung des eigenen subjektiven Potentials ist anstrengend und für viele Menschen überfordernd. Sie ist eine Basis des Booms von Therapie und

---

<sup>9</sup> Begriffe wie *Therapie*, *Behandlung*, *Betreuung* und *Beratung* sind definitorisch oft nur unscharf voneinander abgegrenzt. *Beratung* kann als ein Handeln verstanden werden, das auf die Änderung eines Zustandes der Hilfsbedürftigkeit, auf eine Krise gerichtet ist, wie auch immer diese verursacht ist. Ziel der Beratung ist es, diesen Zustand so zu ändern, daß die Hilfsbedürftigkeit beseitigt oder wenigstens reduziert wird. Dabei „ist Beratung definiert durch:

- die Art der Rollenbeziehung: (...) Ein Teilnehmer soll aus dem jeweiligen Geschehen Nutzen ziehen, während der andere Teilnehmer als ‚Mittel der Veränderung‘ (...) akzeptiert wird.“ Dazu „muß ihm zuvor ein Mindestmaß an Kompetenz hinsichtlich des Beratungsgegenstandes zugeschrieben worden sein (...);
- die Interaktionsform: die dem Interaktionsmodell asymmetrischer Kontingenz entspricht: bezogen sind die Interaktionsinhalte immer auf die Krisenlage des Beratenen (...)
- die Indikation: (...) Beratung ist nur dort angezeigt, wo die Schwierigkeiten ein mittleres Maß nicht überschreiten.“ (Thiersch 1978; zit. nach Flick 1990: 68)

Wird dieses Maß indes überschritten, dann sind intensivere Hilfen angezeigt, etwa in Gestalt einer längerfristigen ambulanten Betreuung, die sowohl beratende als auch therapeutische Anteile aufweist. Diese kann zu einer stationären Behandlung hinführen oder auch in eine intensive ambulante Therapie übergehen.

Es gibt Definitionen, die den kurzfristigen Charakter einer Beratung und deren Bezugnahme auf eine konkrete Problemlösung betonen. „Eine *Beratung* ist in der Regel kurzfristig angelegt. Zweck und Ziel ist die Hilfe bei der Lösung konkreter Probleme. Wenn über die aktuelle Problembewältigung hinausgehend ein langfristiger Kontakt entsteht, so wäre wohl dafür der Begriff *Betreuung* am geeignetsten. Werden dabei neben aktuellen Problemen auch tieferliegende unbewältigte Konflikte, Fehlentwicklungen und Verhaltensdefizite systematisch bearbeitet, so spricht man von einer *Behandlung*, *Therapie* oder *psychotherapeutischen* Behandlung.“ (Kreuzer/ Wille 1988: 131 f.; H.i.O.)

Andere Definitionsversuche heben die - gegenüber einer Behandlung - größere Zieloffenheit der Beratung hervor. Im Unterschied zur Behandlung, die die Person des Klienten mit dem unmittelbaren Ziel der Veränderung beeinflusse, suche Beratung eher Lernprozesse beim Klienten zu initiieren, die diesen selbst zur Veränderung seiner alltäglichen Lebenssituation befähigen. Loviscach sieht das Profil professioneller Beratung im Rahmen des klientenzentrierten Ansatzes durch die folgenden Grundprinzipien bestimmt: a) Freiwilligkeit; b) Professionalität; c) Individualisierung, Akzeptanz und Vertrauen; d) Zieloffenheit; e) Hilfe zur Selbsthilfe. (vgl. 1996: 222 f.)

Die Grenzen zwischen Beratung und Therapie sind fließend. Beratung kann als Prozeß selbst schon therapeutische Wirkungen haben und kann (muß aber nicht) in Interventionen münden, die korrigierende emotionale Erfahrungen ermöglichen, also Therapie sind.

Unter *Psychotherapie* versteht man Verfahren, die eingelebte Konfliktneigungen aufdecken und auflösen wollen, um dem Einzelnen eine innerlich autonom(er)e Lebens- und Beziehungsgestaltung, insbesondere die Herstellung oder Wiederherstellung von Liebes- und Arbeitsfähigkeit zu ermöglichen.



professioneller wie pseudoprofessioneller Lebensbegleitung und Wachstumshilfe.“ (Bilden 1997: 238) Daß das Feld der therapeutischen und psychiatrischen Hilfsdienste sich zu einer gewaltigen Wachstumsbranche entwickelt hat, ist demnach sowohl Ausdruck des *Hungers nach Psychologie* wie des nicht einzulösenden Versprechens nach seiner Sättigung.<sup>10</sup>

### 3.1.3. Soziale Arbeit und psychosoziale Praxis in der individualisierten und gespaltenen Gesellschaft

*Soziale Arbeit* ist gekennzeichnet durch ein *doppeltes Mandat* von Hilfe und Kontrolle, von „institutioneller Handlung einerseits und persönlicher Beziehung andererseits“ (Brückner 1990: 84). Ihre Interventionen sind in einem Spannungsfeld von Integration und Anpassung („Normalisierung“) auf der einen sowie dem Versuch der Erweiterung selbstbestimmter Handlungsräume auf der anderen Seite angesiedelt. Es gibt dabei einen inneren Konnex von Autonomie und Integration: Autonomie kann nur mittels gesellschaftlicher Angewiesenheit realisiert werden. Die Ausgestaltung dieses Spannungsfeldes ist abhängig von gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und politischen Entscheidungen.

Der überkommene gesellschaftliche Auftrag an Soziale Arbeit kann als *Gewährleistungsarbeit* umschrieben werden. Ihre Interventionen sollten zum einen dafür Sorge tragen, daß die individuellen Voraussetzungen für ein Leben, das den gesellschaftlichen Normalitätserwartungen entspricht, befördert werden; auf der anderen Seite sollten sie abweichende Lebensentwürfe sanktionieren und für die Anpassung der abweichenden Individuen an die gesellschaftlichen Normen sorgen.

Der steigende Bedarf an sozialen Hilfs- und Unterstützungsleistungen geht wesentlich auf den Orientierungsverlust und die Verunsicherungen zurück, die mit der *Individualisierung* einhergehen. Im Zuge dieser Entwicklung sind immer größere Teile der Gesellschaft zu Adressaten der Sozialen Arbeit geworden. Im Aufschwung der sozialarbeiterischen, psychosozialen und psychiatrischen Hilfsdienste manifestiert sich eine Mangelercheinung der

---

<sup>10</sup> Die Stunde der Spezialisten, Wissenschaftler und Berater schlägt auch aufgrund des Bedarfs an und der Notwendigkeit für vorausschauendes, zielbewußtes Handeln: „Die Berater verheißen den Weg zur gesunden Ernährung und zum preisgünstigen Einkauf, zu Berufserfolg und Karriere, zur richtigen Erziehung und zur schlanken Figur, zum Glück in der Partnerschaft und zum Umgang mit seelischen Krisen. Sie entwerfen Theorien, Strategien, Lösungsvorschläge, sie zählen Vor- und Nachteile auf, sie versorgen mit Rezepten und Regeln, sie zeigen Wege und Auswege. Kurz, sie bieten praktische Hilfe beim Optimieren und Kalkulieren des Lebens.“ (Beck-Gernsheim 1998: 63) Weil das Expertenwissen seiner Natur nach immer brüchig ist und die Meinungen der Berater und Experten konkurrierende Definitionen und Aussagen liefern, wird der Rahmen fester und eindeutiger Vorgaben gesprengt. „Immer mehr Wege und Pfade zeichnen sich ab, kreuzen sich, laufen nebeneinander, entfernen sich wieder - ein Gewirr an Linien entsteht: Mit der Unsicherheit wächst auch eine neue Unübersichtlichkeit.“ (a.a.O.: 65)

Individualisierung, die darin besteht, daß die kulturelle Infrastruktur, die *kleinen Netze*, daß gewachsene Lebens- und Unterstützungsformen geschwächt und teilweise erodiert sind.

Soziale Arbeit, die beständig ihren eigenen Zuständigkeitsbereich erweitert, verhält sich dieser Entwicklung gegenüber ambivalent: Einmal wirkt sie mit an einer Stärkung der Netzwerke und kommunikativen Potentiale, vermag über Generationengrenzen und soziale Schranken hinweg kommunikative Verbindungen zu stiften. Auf der Kehrseite dieser Entwicklung jedoch hat die „Herrschaft der Experten“ die Eigenverantwortlichkeit ihrer Adressaten geschwächt und eine Erosion von Selbsthilfepotentialen bewirkt.

Im Zeichen der zunehmenden Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen erweitern sich überdies nicht nur die Spielräume individuellen Handelns, sondern es verstärken sich zugleich soziale Kontrollprozesse. (vgl. Keupp 1987: 95)<sup>11</sup> Der Zugriff auf Sozialisationsprozesse, die über Motivations- und Aspirationsprozesse steuerbar sind, nimmt zu. Kontrollformen beginnen zu dominieren, die die Menschen an sich selbst vollziehen oder mit denen sie sich positiv identifizieren können, wie z.B. Psychotherapie. „Es nehmen präventive Strategien zu, die auf die Verhaltenssteuerung der Subjekte zielen und eine Lebensweise und -gestaltung fördern, in denen sich die Individuen für die Verringerung ihres eigenen Devianzrisikos verantwortlich fühlen (das heißt dann im entsprechenden Fachjargon Verhaltensprävention).“ (a.a.O.: 95) Bereits 1982 konnte Keupp feststellen, daß der sich verstärkt durchsetzende Kontrolltypus jener sei, „in dem sich Kontrolle durch ein individualisiertes Hilfesystem verwirklicht (z.B. in Gestalt einer psychologisierenden Beratung in allen denkbaren Lebenslagen).“ (15)

Diese Tendenz ist seither ungebrochen, und sie wird flankiert durch diejenige einer zunehmenden *sozialen Spaltung*, durch die die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung *auch* gekennzeichnet ist. Wir haben es demnach mit einer widersprüchlichen Entwicklung zu tun: Einerseits haben sich vor dem Hintergrund einer allgemeinen Komplexitätssteigerung von Lebensvollzügen Aufgaben und Probleme im Bereich der gesellschaftlichen Reproduktion und Sozialisation immens ausgeweitet. Andererseits sind klassische Armutspopulationen erhalten geblieben und zum Teil noch angewachsen und haben sich neue herausgebildet. (vgl. Gildemeister 1997: 65 f.)

Eine sich spaltende Gesellschaft hat ein erhöhtes Kontrollbedürfnis. Dies wirkt sich auf die professionellen und institutionellen Formen aus, in denen Devianzkontrolle und soziale Unterstützungsleistungen organisiert sind. „Die gesellschaftliche Spaltung führt zu einer Intensivierung der ´weichen´ Kontrolle in Gestalt von psychologisierenden/ therapeutisierenden Dienstleistungsangeboten für den gesellschaftlichen Kern bei gleichzeitiger Regene-

<sup>11</sup> Fortschreitende Individualisierung bei gleichzeitig gewachsener gesellschaftlicher Störanfälligkeit fordert staatliches ordnungspolitisches Kontrollhandeln, mit einer Tendenz zur zunehmenden Verrechtlichung und Bürokratisierung.

ration und Verstärkung ausgrenzender Kontrollsysteme für die Peripherie, für die eine Integration in die Arbeitsgesellschaft nicht mehr vorgesehen ist.“ (Keupp 1987: 96)<sup>12</sup>

Die Lebenslagen der Modernisierungsgewinner und die Lagen derjenigen, die von der Wohlfahrtsentwicklung abgehängt werden und ins gesellschaftliche Abseits geraten, driften zunehmend auseinander. Der Riß, der infolge dieser Spaltung entsteht, verlängert sich bis ins psychosoziale Arbeitsfeld hinein. Die ursprüngliche Verbindung von individueller Befreiung und einer praktisch-politischen Solidarisierung mit Randgruppen ist zerbrochen; ihre tragenden Motive haben sich aus dieser Verbindung herausgelöst und finden sich nun als getrennte in psychosozialen Institutionen wieder, die ihrerseits entweder in der einen oder der anderen Sphäre der gesellschaftlichen Realität angesiedelt sind. „Auf der einen Seite gibt es eine anhaltende Nachfrage jener Menschen, die zum ´produktiven Kern´ der Gesellschaft gehören und ihre Identitätsprobleme und Ängste angesichts eines steigenden individuellen Profilierungszwanges und veränderter Arbeitsbedingungen bearbeiten wollen. Sie haben genügend finanzielle Ressourcen, um sich auf dem Markt der Psychowaren auch die exquisitesten Angebote leisten zu können. Auf der anderen Seite hat psychosoziale Praxis mit all jenen zu tun, für die Reintegrationsmöglichkeiten in den gesellschaftlichen Kern immer unwahrscheinlicher werden.“ (Keupp 1987: 51 f.) Während die Professionellen auf dem einen Pol als Anbieter identitätsstiftender Dienstleistungen reüssieren, drohen sie auf dem anderen teilweise zu „Ausgrenzungsfunktionären“ (Keupp) zu werden.<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> „Es gibt in unserer Gesellschaft eine zweite Realität, in die Massen von Menschen hineingezwungen sind: Hunderttausende von Obdachlosen, Millionen, die ihre Erwerbsarbeit verloren haben, viele Menschen, die Objekte der Sozialfürsorge und der psychiatrischen Betreuung geworden sind. Diese zweite Realität hat sich in den vergangenen zehn Jahren gewaltig ausgeweitet.“ (Negt 1997: 227)

<sup>13</sup> Im psychosozialen Bereich, so hat Keupp scharfsichtig diagnostiziert, kommt es zu einer Zunahme psychologischer und therapeutischer Dienstleistungsangebote bei gleichzeitiger Regeneration und Verstärkung ausgrenzender Kontrollsysteme. Gefragt sind „auf der einen Seite Grenzwächter an der gesellschaftlichen Selektionsgrenze (...) und Vollzugsfunktionäre einer gespaltenen Gesellschaft, die möglichst noch ein humanitäres Legitimationsbedürfnis symbolisch aufrecht erhalten. Gefragt sind auf der anderen Seite Anbieter von psychologischen Waren, Sinnproduzenten, die den hohen gesellschaftlichen Individualisierungsdruck für Menschen im ´produktiven Zentrum´ abpuffern und die Bearbeitung jener Ängste ermöglichen, die für bürgerliche Sozialcharaktere unter diesem individuellen Profilierungszwang entstehen. (...) Die neuen Technologien, die die Arbeitstätigkeit der gesellschaftlichen Eliten bestimmen werden, lassen Bedürfnisse entstehen, die zum Psychomarkt drängen.“ (Keupp 1987: 83)

Die gesellschaftlichen Spaltungs- und Segregationspraktiken bilden sich auch im Inneren des psychosozialen Handlungsfeldes ab, wo überwunden geglaubte Ausgrenzungsmechanismen sowie durch *Exklusion* und moralische Verurteilung geprägte Wahrnehmungsweisen wiederkehren und dieses System in seiner inneren Struktur und Dynamik ganz erheblichen Zerreißproben aussetzen.

Zur kohäsiven Funktion, die Soziale Arbeit einmal hatte und mit der sie zum sozialen Zusammenhalt einer gespaltenen Gesellschaft beitragen sollte, gehört wesentlich „die Solidarität mit jenen, die aus der Mitte der Gesellschaft an ihren Rand geschleudert werden, die segregiert statt integriert werden, denen Dialog, Partizipation und die Möglichkeit eines eigenen Planes von der Zukunft, denen die Aneignung ihrer eigenen Welt erschwert wird.“ (Grams 1998: 231 f.) Diese kohäsive Funktion ist in einer gesellschaftlichen Realität fraglich geworden, die für die einen mehr Freiheit und für die anderen einen rücksichtslosen Sozialdarwinismus bedeutet, bei dem viele auf der Strecke bleiben. Zum zentralen Problem der Sozialen Arbeit in einer sich individualisierenden und spaltenden Gesellschaft, in der Normalitätsgaranten wie die Institutionen der Erwerbsarbeit und der Familie ihre integrative und identitätssichernde Funktion tendenziell verloren haben, ist es in der Tat geworden, ob und wie sie diese *Normalisierungsfunktion* weiterhin erfüllen kann.

In den Modellen *psychosozialer* und *sozialtherapeutischer Praxis* sind die Strategien der Sozialen Arbeit und der Psychotherapie in fruchtbarer Weise aufeinander bezogen worden und haben sich ergänzen können. Der Vorzug dieser Modelle ist es gerade gewesen, Aspekte der sozialen Lebenssituation und der inneren psychischen Konflikthaftigkeit eines Patienten/ Klienten theoretisch wie im Handlungsbezug miteinander zu verbinden. Einer Definition von Keupp (1982: 14) zufolge stellt psychosoziale Praxis „eine institutionell organisierte Form der gesellschaftlichen Reaktion auf das Faktum psychischen Leidens dar. *In dieser Reaktion verschmelzen die Aspekte Hilfe und Kontrolle* (das ist das ‚Doppelmanat‘ psychosozialer Tätigkeit). Psychosoziale Tätigkeit zielt - dem Anspruch professioneller Helfer entsprechend - auf das Angebot *individuell angemessener Entlastungs- und Unterstützungsleistungen* (hier liegt der Schwerpunkt der Sozialarbeit) oder *persönlichkeitsverändernder Beziehungsarbeit* (in den verschiedenen Varianten von Psychotherapie). Psychosoziale Dienstleistungen stellen jedoch zugleich *eine gesellschaftliche Antwort auf das Auftreten abweichenden Handelns dar, also auf das Herausfallen aus gesellschaftlichen Normalitätserwartungen.*“ (H.i.O.)

Im Zuge zunehmender gesellschaftlicher Spaltung lösen sich Soziale Arbeit und Psychotherapie tendenziell wieder aus jener Verbindung, die sie im Paradigma *psychosozialer Praxis* eingegangen waren: Während Psychotherapie von den gesellschaftlich Etablierten in Anspruch genommen wird, hat Soziale Arbeit zunehmend mit den Folgeproblemen der sozialen Polarisierung zu tun. Sie befaßt sich mit den „Übriggebliebenen“, wobei die Kontrolldimension sozialarbeiterischen Handelns in den Vordergrund tritt. Die Entwicklung hin zu einer Zwei-Drittel-Gesellschaft unterbindet zumindest in den sozialen Segmenten - insbesondere in innerstädtischen Problemzonen -, in denen sich nahezu sämtliche Konfliktbereiche der Gesellschaft verdichten, die Tendenz der Pädagogisierung und Therapeutisierung „und verweist Sozialarbeit wieder zunehmend stärker auf ihre angestammten Berei-

che, nämlich Arbeit mit den Marginalisierten, dem vom gesellschaftlichen Reichtum ausgeschlossenen Drittel.“ (Brückner 1990: 77)

Wenn es ein Instrumentarium gibt, mit dessen Hilfe die gesellschaftlichen wie die institutionellen Spaltungsmechanismen im praktischen Interventionshandeln kritisch aufgegriffen und gegebenenfalls überwunden werden können, dann sind dies *sozialtherapeutische Praxismodelle*. Wir werden in Abschnitt 3.4. die Frage weiter verfolgen, ob und inwiefern diese Modelle ein *psychosoziales* Verständnis individueller Problemlagen restituieren und damit unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen der Spätmoderne die Spannung von Sozialarbeit und Psychotherapie erneut aufzunehmen und in sich auszutragen vermögen.

## **3.2. Psychosoziale Interventionsmodelle in der Drogenhilfe**

### **3.2.1. Drogenpolitik und Drogenhilfe**

Die deutsche Drogenpolitik fußt auf einer Doppelstrategie, die eine sozialpolitisch-pädagogisch-medizinische und eine kriminalpolitische Ausrichtung miteinander kombiniert. Durch diesen *socio-legal approach* wird auf der einen Seite mit den Mitteln der Strafjustiz versucht, das Angebot der für illegal erklärten Rauschmittel zu unterbinden; auf der anderen Seite soll durch Aufklärung und Vorbeugung die Nachfrage nach diesen Rauschmitteln vermindert werden. In den Anfängen des Drogenproblems sprach man noch von einer *Drogenwelle* und verknüpfte damit die Vorstellung, diese Erscheinung würde sich gleichsam von selbst über kurz oder lang erledigen. Rechtliche Regelungen in diesem Bereich sollten sich ihrer politischen Wirkung nach als probates Vehikel erwiesen, jugendliche *Abweichler* über die Dämonisierung von Substanzen auszugrenzen. Man schlug den Sack (des Drogenkonsums) und meinte in Wirklichkeit den Esel (der politisch unliebsamen Protestbewegung); vor allem der Gebrauch von Haschisch und Marihuana ist in dieser gesellschaftsgeschichtlichen Konstellation zu einem „Sündenbock der Drogenpolitik“ (Loviscach 1996: 135) geworden.

Die grundlegende Ambivalenz der deutschen Drogenpolitik: ob der Konsument illegaler Drogen nun eher als Kranker oder eher als Krimineller zu betrachten sei, prägt auch deren tragende Strategien. Auf den Konsum illegaler Drogen wird in dreierlei Weise reagiert:

1. Angebotsreduzierung durch Repression (Bestrafung)
2. Verringerung der Nachfrage durch Prävention
3. Minimierung der Schäden durch Drogenhilfe (als Teil von Prävention in einem umfassenden Sinne).

Der Versuch, die Probleme des Drogenhandels und des Drogenkonsums mit Verboten und Repression in den Griff zu bekommen, war wenig erfolgreich. Die Verstärkung repressiver Maßnahmen führt zu vermehrter Verhaftung bzw. Bestrafung von Drogenabhängigen und deren weiterer sozialer Verelendung, wenn nicht mindestens gleiche Anstrengungen zur Verbesserung von Hilfeangeboten unternommen werden. Ebenso wenig kann Repression die Probleme lösen, die mit dem illegalen Handel verbunden sind. Auch die Verknüpfung von Strafrecht und Hilfestellung, die durch die Novellierung des Betäubungsmittelgesetzes im Jahre 1981 geschaffen wurde, hat nicht zu der beabsichtigten Wirkung: „Mehr Therapie, weniger Strafvollstreckung“ geführt. (vgl. Groß/ Gerhard 1999: 406)<sup>14</sup>

Oberstes Ziel der Drogenpolitik ist nach wie vor die Abstinenz. Ihre zentrale handlungsleitende Orientierung ist die Vision einer *drogenfreien*, d.h. auf den Konsum illegaler Drogen verzichtenden Gesellschaft. Böllinger/ Burkhardt (1997: 217) sprechen von der Herrschaft eines „kulturspezifischen, normativ verankerten, selektiven Abstinenz-Paradigmas“, das inzwischen „durch die objektive Unmöglichkeit der Zielerreichung und durch die verheerende, immer weniger zu verhehlende Kontraproduktivität allmählich ein Stück weit erodiert“ sei.

In dem Maße, wie diese Erosion vorangeschritten ist, hat sich - verstärkt unter dem Eindruck der AIDS-Panik der späten 80er Jahre - das drogenpolitische *Akzeptanz-Paradigma* entfaltet. Es nimmt die Tatsache, daß ein gewisser Teil der Bevölkerung Drogen konsumiert, als Realität zur Kenntnis. Der Konsum psychotroper Substanzen wird als „unauslöschlicher, jeglicher Menschenkultur eigener Aspekt“ begriffen. Einschränkungen der verfassungsrechtlich gewährten Bürgerrechte werden nur insofern als legitim erachtet, „als zurechenbare Fremdschädigungen aus dem Drogengebrauch resultieren.“ (vgl. a.a.O.: 218)<sup>15</sup>

<sup>14</sup> „Angebots- und Nachfragereduzierung durch rechtliche Regelungen einschließlich des Strafrechts sind notwendig. Dennoch dominieren die repressiven Maßnahmen (‘Kampf den Drogen’) zu Unrecht, während Beratung und Hilfe sowie Forschung vernachlässigt werden und eine ursachenorientierte Prävention noch immer zu wenig Beachtung findet.“ (Groß/ Gerhard 1999: 405)

<sup>15</sup> Eine durch den Schweizer Bundesrat beauftragte Kommission, die mögliche Szenarien einer auf Prohibition verzichtenden Drogenpolitik ausarbeiten sollte, hat aus der Drogenpolitik verschiedener europäischer Länder und Regionen drei Grundmodelle herausdestilliert: a) Das *Modell der sozialen Kontrolle* (hier als Abstinenz-Paradigma bezeichnet) zielt auf eine drogenfreie Gesellschaft ab und rückt den Abstinenzgedanken in den Vordergrund der Drogenpolitik; b) Im *Modell der Schadensminimierung* (Akzeptanz-Paradigma) wird zwar ebenfalls Drogenabstinenz angestrebt, jedoch stellt diese nicht das einzige Ziel der Drogenpolitik dar. Drogenabhängigkeit wird hier als vorübergehende Phase im Leben eines Menschen begriffen, die dieser dank Maßnahmen der Schadensminimierung mit möglichst geringen gesundheitlichen Schäden überstehen soll; c) Das *therapeutische Modell* sieht Drogenabhängigkeit in erster Linie als Krankheit, deren Behandlung sich idealiter auf freiwilliger Grundlage zu vollziehen habe. Allen drei Modellen ist gemeinsam, daß sie die ökonomische Dimension des Drogenproblems ignorieren und an der Repression des organisierten Drogenhandels festhalten.

Die vielschichtige Problematik, wie mit dem Drogenproblem definitiv, verstehensmäßig und schließlich (politisch) handelnd umzugehen sei, präsentiert sich im Gewand eines „Drogen-Problem-Problems“: „Durch Drogenumgang, -mißbrauch und -abhängigkeit entstehende Schwierigkeiten lassen sich als Krankheit, Verbrechen, abweichendes Verhalten oder gar Ausdruck der Selbstbestimmung verstehen; sie lassen sich bald gesundheits-, bald sozial-, bald kriminalpolitisch angehen oder eben politisch ignorieren. Welchen Weg auch immer eine Drogenpolitik einschlägt, sie bleibt ambivalent, steht vor Dilemmas, wird nie ausschließlich günstige, erwünschte Wirkungen zeitigen, vielmehr zugleich Nachteile, neue Schwierigkeiten in Kauf nehmen müssen.“ (Kreuzer 1988: 87)

Drogenpolitisch findet sich ein Neben- und Miteinander ignorierender, helfender und/oder strafender Reaktionsformen auf den Gebrauch von Drogen, je nach Substanz in unterschiedlicher Gewichtung. „Bei Alkohol und Medikamenten (bis vor kurzem galt das auch bei Tabak) überwiegt die ignorierende, zum Teil helfende Reaktion: Gebrauch wird als Recht der Selbstbestimmung, Mißbrauch teilweise als abweichendes Handeln und Abhängigkeit als Krankheit verstanden. Bei Cannabis, Heroin, Kokain usw. überwiegt die strafende, durch Hilfe ergänzte Reaktion: Gebrauch wird mit Mißbrauch, zum Teil sogar mit Abhängigkeit gleichgesetzt und gilt als abweichendes Handeln, das zugleich Straftat und Krankheit ist. Den beiden Drogengruppen wird dementsprechend der politisch-juristische Status als 'legale' oder als 'illegale' Drogen zugeschrieben.“ (Loviscach 1996: 98 f.)

Die Verbotspolitik dominiert in der öffentlichen Diskussion noch immer in einem Maße, daß sie - einer Formulierung von Quensel (1982: 10) zufolge - in der Art eines „Gedankengefängnisses“ das Nachdenken über Alternativen erschwert. Die Crux ist, daß in der drogenpolitischen Diskussion „Sachargumente vorrangig im Kräftefeld politischer Machtpositionen und Ideologien zur Kenntnis genommen und in diesem Sinne instrumentalisiert“ (Loviscach 1996: 104 f.) werden.

Marzahn zufolge wird der gesellschaftliche Umgang mit Drogen von zwei Imperativen in die Zange genommen: einem Konsumgebot und einem Konsumverbot. Das Konsumgebot erwächst aus dem Markt für legale Drogen. Das Verbot (die *Prohibition*) ist mit den für illegal erklärten Drogen (Cannabis, Opium, Kokain, Heroin, LSD etc.) verknüpft.

Beide Imperative weisen zwar in die entgegengesetzte Richtung, kommen aber nicht ohne Anteile des jeweils anderen aus. „So bedarf der Markt prohibitiver Elemente, um nicht gänzlich überzukochen. Umgekehrt erzeugt die Prohibition, die doch den Markt einschränken oder sogar ausschalten will, unfreiwillig wieder einen neuen Markt, der ganz den Marktimperativen folgt und dessen ohnehin schon schwarze Seiten durch die Bedingungen der Illegalität noch weiter verdunkelt werden.“ (Marzahn 1983: 111)

Der legale Markt mit seiner immanenten Tendenz zu einer Steigerung von Angebot und Nachfrage sowie einer Intensivierung des Konsums durch Beschleunigung und Konzentration<sup>16</sup> verführt zum Glauben an die Entfaltung der Persönlichkeit. Die Prohibition mit der innewohnenden Tendenz zur Ausweitung der Repression gibt vor, die Gesundheit zu schützen. Aus diesem Würgegriff hat sich die Drogenpolitik bis heute nicht befreien können. Deshalb ist sie - hier ist Marzahn zuzustimmen - „voller Widersprüche“ und bietet „wenig konsistente Orientierung“. Und darüber hinaus: Gemeinsame Bezugspunkte beider Imperative sind das „schwache Individuum“ und die „zerstörte Gemeinschaft“. Der Marktimperativ der legalen Drogen mit seinem Konsumgebot benötigt individuelle Schwäche und defizitäre Gemeinschaftsbindung, um seine Waren abzusetzen. Der Prohibitions-Imperativ, der aus der unterstellten Gefährlichkeit der illegalen Drogen und der individuellen und sozialen Schädlichkeit ihres Gebrauchs gespeist wird, gründet auf einer paternalistischen Haltung: Dem Individuum wird die Fähigkeit zum verantwortlichen Umgang mit diesen Substanzen von vornherein abgesprochen.

Jegliche Variante der Prohibition ist bisher am Ende zum Scheitern verurteilt gewesen. Verbotspolitik hat stets einen verhängnisvollen Kreislauf in Gang gesetzt: drohende Strafverfolgung - heimliche Konsumformen - Kriminalisierung - geringerer Einfluß auf Stoffqualität - schwindende Möglichkeiten für präventive Ansätze.<sup>17</sup>

Kritiker der dominierenden Verbotspolitik fordern insbesondere eine „Normalisierung“, d.h. „daß die Mittel des Rechts nicht den Zielen der Gesundheits- und Sozialpolitik entgegenstehen, sondern ihnen folgen müssen.“ (Neumeyer/ Schaich-Walch 1992: 10; zit. nach Loviscach 1996: 99)

Eine Veränderung der strafrechtlichen Würdigung des Konsums illegaler Drogen erscheint nicht zuletzt dringend geboten, um die sozialen (Beschaffungskriminalität und -prostitution) und gesundheitlichen Folgen des Drogenkonsums einzudämmen bzw. abzumildern. Ansätze zu einer *Entkriminalisierung* der Konsumenten und zu einer offeneren Diskussion über die staatlich kontrollierte Abgabe von Heroin weisen in diese Richtung.

---

<sup>16</sup> „(...) von der geruhsamen Pfeife über die Zigarre zur nervösen Zigarette (vgl. Schivelbusch 1980: 108 ff.); vom Kräutertee zur Pille; vom Tropfen für Tropfen gefilterten Mocca zum Espresso; vom Wein zum Schnaps. Der gesellige und besinnliche Genuß ist dem Schnellkonsum gewichen.“ (Marzahn 1983: 109) Diese Marktgesetzlichkeit hat Loviscach (1996: 159 f.) für den illegalen Bereich am Beispiel der Geschichte des Kokains herausgearbeitet.

<sup>17</sup> Eine undifferenzierte, panikerzeugende Sichtweise zeigt nicht die erhofften generalpräventiven Wirkungen, sondern erhöht im Endeffekt die gesundheitsgefährdenden Risiken. Eine an sachlicher Aufklärung orientierte und Maßnahmen zur Risiko-Minimierung favorisierende drogenpolitische Strategie hingegen begünstigt zugleich eine Präventionsarbeit, die sich an den Bedürfnissen der (potentiellen) Konsumenten orientiert.



Neuere fachliche Positionen fordern, daß oberstes Ziel der Sucht- und Drogenpolitik nicht die Verhinderung des Gebrauches, sondern die Verhinderung des Mißbrauches von psychoaktiven Substanzen zu sein habe; letztere sei dadurch zu gewährleisten, daß auf ein gesundheitsverträgliches Muster des Konsums aller Substanzen, gleich ob legaler oder illegaler, hingewirkt würde.<sup>18</sup>

Im einzelnen ergeben sich auf der Grundlage dieser Position folgende Forderungen und Erwartungen an die Sucht- und Drogenpolitik (vgl. Hurrelmann 2000):

- Probier- und Neugierkonsum von psychoaktiven Substanzen sollte möglichst spät im Lebenslauf einsetzen, unter Selbstkontrolle bleiben und keine bleibenden gesundheitlichen Schäden zur Folge haben.
- Da die Trennung von psychoaktiven Substanzen in legale und illegale nichts über deren tatsächliches Gefährdungspotential aussage, dürfe „die Definition einer Substanz als legal (...) nicht dazu führen, dass Substanzen - wie es heute bei Kaffee, Tee, Tabak und Alkohol der Fall ist - unter das Lebensmittelgesetz fallen und damit praktisch völlig frei verkäuflich sind. Vielmehr sollte der Gesetzgeber deutlich zwischen Lebensmitteln und Genußmitteln unterscheiden, wobei unter die Genußmittel alle psychoaktiven Substanzen fallen, die ein Missbrauchs- und Abhängigkeitspotenzial haben. Für diese Substanzen sollten besondere Formen der Verfügbarkeit, Produktinformation, Preisgestaltung und Produktkontrolle gefunden werden. Die Werbung sollte eingeschränkt und ständig nach ihrem Wahrheitsgehalt kontrolliert werden.“ (a.a.O.)
- Legal als Genußmittel ausgewiesen, könnten die heute illegalen psychoaktiven Substanzen „schrittweise unter staatliche Produktionskontrolle gestellt und von dafür autorisierten Einrichtungen nach bestimmten Auflagen verkauft werden. Auf diese Weise sollte versucht werden, die stofflichen und sozialen Schädigungen durch den Missbrauch der Substanzen unter Kontrolle zu bringen.“ (a.a.O.)

Drogenpolitische Positionen gehen heute von folgenden Grundvoraussetzungen aus (vgl. Groß/ Gerhard 1999: 405):

1. Drogenpolitik kann sinnvoll nur als Teil einer umfassenden Suchtpolitik verstanden werden, die sich konsequent mit allen Aspekten der Sucht und mit allen Suchtmitteln auseinandersetzen hätte; sie wäre wiederum einzubetten in eine umfassende Gesundheits- und Sozialpolitik.
2. Das Drogenproblem insgesamt ist prinzipiell nicht lösbar im Sinne eines Verschwindens der Abhängigkeiten von illegalen oder legalen Substanzen.

---

<sup>18</sup> „Straf- und ordnungsrechtliche Regelungen für den Umgang mit illegalen Drogen stehen an erster Stelle staatlichen Handelns; sie müßten auch für die viel häufiger konsumierten legalen Substanzen gelten, also für Alkohol, Zigaretten, Medikamente und kommerzielle Spielgeräte. Darüber hinaus ist eine offenere gesellschaftliche Diskussion über die Verdrängungsleistung vonnöten, die wir gegenüber dem Gebrauch legaler Drogen durch die strafrechtliche Verfolgung der illegalen Drogen erbringen.“ (Groß/ Gerhard 1999: 405)

Daher kann es immer nur um eine Eingrenzung des Problems gehen, um Milderung der Folgen für die Allgemeinheit und um Linderung oder Heilung für die betroffenen Menschen.

### 3.2.2. Zur historischen Entwicklung des Hilfesystems für Drogenabhängige

Während therapeutische Hilfen für Alkohol- und Medikamentenabhängige bereits gegen Ende des letzten Jahrhunderts entwickelt wurden und damit die erste Gestalt einer helfenden Reaktion auf Suchterkrankungen überhaupt gewesen sind,<sup>19</sup> sind die ambulanten und stationären Hilfen für Abhängige von illegalen Drogen sehr viel jüngeren Datums. Sie etablierten sich mit dem Entstehen einer nennenswerten Drogenszene, in Deutschland etwa ab 1969, und begründeten eine Zweigleisigkeit des Hilfesystems für Suchtkranke. Spätestens seit dem starken Anstieg des Heroinkonsums zu Beginn der 70er Jahre wurde die Frage nach einem geeigneten Behandlungsangebot für diejenigen *Fixer* und *Kiffer* immer drängender, die die Kontrolle über die Drogen verloren und eine starke emotionelle Bindung an die Drogenszene entwickelt hatten.

In der Fachwelt herrschte zunächst weithin Ratlosigkeit, wie den jugendlichen Drogenabhängigen zu begegnen sei, die sich als Aussteiger aus der Gesellschaft verstanden und ihre Ablehnung etablierter Normen und Werte provokant zur Schau trugen. Die bestehenden traditionellen Einrichtungen der Suchtkrankenhilfe (Beratungsstellen, Fachkrankenhäuser und psychiatrische Kliniken) waren auf die Betreuung älterer Suchtkranker, meist Alkohol- und Medikamentenabhängiger, eingestellt; für den neuen Typus der jugendlichen Drogenabhängigen erwiesen sie sich als ungeeignet, und sie waren im Umgang mit diesen überfordert.

---

<sup>19</sup> „Die erste stationäre Einrichtung für Suchtkranke, das Trinkerasyll ‘Siloha’ in Lintorf bei Düsseldorf - der Name bezieht sich auf den Bericht von einer Wunderheilung im Neuen Testament (Johannes 9,7), wo Jesus am Teich Schiloach einen Blinden sehend macht -, wurde 1851 eingerichtet und 1879 zur ersten Trinkerheilstätte in Deutschland ausgebaut. Um 1900 gab es 27 und 1914 54 auf Alkoholabhängige spezialisierte Anstalten unter kirchlicher und humanitärer Trägerschaft. Die Alkoholkranken wurden ‘mittels der berühmt/berüchtigten ‘3 A’ behandelt, nämlich Andacht - Arbeit - Abgeschiedenheit’ (Scheipers 1994: 107). Ein Großteil der Alkoholkranken wurde aber weiterhin in psychiatrischen Einrichtungen untergebracht. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts etablierten sich die bis heute in der Selbsthilfe für Alkoholranke tätigen Vereinigungen wie das Blaue Kreuz (‘Verein zur Trinkerrettung’, protestantisch), der Kreuzbund (‘Reichsverband abstinenten Katholiken’) und der überkonfessionelle Guttemplerorden; die Anonymen Alkoholiker (1935 in den USA gegründet) sind seit 1953 in Deutschland tätig. Einen schweren Rückfall erlebte die Behandlung Drogenabhängiger, besonders Alkoholkranker, in der Zeit des Nazi-Regimes. Die betroffenen Menschen wurden als ‘minderwertige asoziale Elemente’ extrem stigmatisiert und oftmals in Konzentrationslager eingeliefert oder als ‘Erbkranke’ im Sinne der herrschenden erbbiologischen Rassenideologie zur ‘Verhütung erbkranken Nachwuchses’ sterilisiert. Seit der Alkoholismus (und damit auch andere Substanzabhängigkeiten) 1968 versicherungsrechtlich als Krankheit anerkannt worden war, entwickelten sich die Trinkerheilstätten zu Suchtfachkliniken.“ (Loviscach 1996: 242 f.)

In dieser Ausgangssituation entwickelten sich erste Ansätze einer Drogenarbeit in Anlehnung an Erfahrungen aus England und den USA. Der überwiegende Teil der ersten, szenenahen Generation von Helfern orientierte sich an der aus England kommenden *Release-Bewegung*. Diese erblickte den Kern der Behandlung in einer Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen und Tabus. Die ersten Drogenberatungsstellen, Kontaktläden (*Teestuben*) und Wohngemeinschaften wurden eingerichtet von Helfern, die eine solidarische Haltung gegenüber den Abhängigen praktizierten und sich einem gesellschaftskritischen Erklärungsmodell für die Drogenabhängigkeit verschrieben hatten. Sucht galt als unpolitische „Flucht vor der Wirklichkeit“, als Ausdruck einer bloßen Konsumhaltung. „Der Kampf wurde gegen die Gesellschaft geführt, die den Drogenkonsumentinnen und -konsumenten zunehmend repressiv begegnete, und gegen die Droge, die ‘passiv mache’ im Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft. Die Solidarität galt den Betroffenen, die nicht im Stich gelassen werden sollten.“ (Loviscach 1996: 171)

Die therapeutischen Initiativen der Release-Gruppen mißglückten häufig auf chaotische Weise wegen fehlender finanzieller (staatlicher) Unterstützung, mangelnder fachlicher Grundlagen und auch, weil die Politisierungsansätze von den Betroffenen nicht (mehr) mitvollzogen oder gar ganz abgelehnt wurden. Die Release-Gruppen erhoben den Anspruch, „eine Gegenkultur zu begründen. Sie waren aber faktisch ohnmächtig und mußten an der Realität zerschellen.“ (Wanke 1995: 21)

In den darauffolgenden Jahren veränderte sich die Drogenhilfe in rasantem Tempo und grundlegend: Gleichsam am anderen Pol des solidarischen *Release*-Modells entwickelte sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nach den Vorbildern rigider amerikanischer Selbsthilfekonzepte eine neue, ebenfalls nicht-psychiatrische, Form der Hilfe: *Synanon*, eine Lebensgemeinschaft *cleaner* Drogenabhängiger, sowie die therapeutisch-professionellen Einrichtungen *Phoenix* und *Daytop* waren die Protagonisten einer nunmehr rigide betriebenen Nachsozialisation. In diesen Einrichtungen herrschte ein konfrontativer, autoritärer Therapiestil vor, der in ein hierarchisches Stufenmodell eingelagert und von diversen persönlichen Einschränkungen, Vorschriften und Zwängen geprägt war. „In strikter Gruppentherapie und mit teilweise provokativ-harten Aufnahme-, Therapie- und Alltagsregeln und -ritualen sollte versucht werden, die drogengebundene Persönlichkeit gleichsam zu ‘löschen’ und durch eine neue, selbstbestimmte, daher suchtmittelfreie Persönlichkeit zu ersetzen.“ (Loviscach 1996: 172)

Drogenhilfe wurde erstmals umfassend konzeptualisiert als *Therapie-Kette* mit aneinandergereihten und aufeinander rückverweisenden Gliedern. Diesem Modell zufolge lösen die Betroffenen sich schrittweise immer weiter von der Drogenszene und reintegrieren sich schließlich in die Gesellschaft. Der Klient soll nacheinander die Stufen des Kontaktes und der Vorbereitung einer Therapie (als Aufgabe der Drogenberatungsstellen), der Entgiftung im

Krankenhaus (Psychiatrie, innere Abteilung oder psychiatrische/ neurologische Abteilung), der psychischen Entwöhnung im Rahmen einer stationären Langzeittherapie und der *Nachsorge* als Reintegrationshilfe durchlaufen. Dieser geradlinige Prozeß, auch *Therapeutische Stufenleiter* genannt, ist seinerzeit als der *Königsweg* der Drogenhilfe bezeichnet worden. Die zentrale Stellung der wohnortfernen Langzeittherapie hat dazu geführt, daß das Versorgungssystem sich weitgehend unabhängig von Gesichtspunkten regionaler Zuständigkeiten entwickelt hat.

Der Zugang des Klienten zu diesem *angebotsorientierten* Hilfesystem setzte eine gefestigte Therapiemotivation voraus. Darüber hinaus formulierten die stationären Einrichtungen eine Reihe von Ausschlußgründen für die Behandlung (Psychose, schwere Persönlichkeitsstörung u.ä.), so daß Abhängige mit geringerer sozialer Kompetenz und einem höheren Grad an Chronifizierung oft gar nicht in den Genuß einer Behandlung kamen.

Das gesamte Hilfe- und Behandlungssystem wurde auf das *eine* Ziel der Abstinenz hin ausgerichtet (*Abstinenzparadigma*). Es stützt sich auf die beiden Säulen des *Leidensdrucks* und des *helfenden Zwangs*; letzterer könne, ja müsse zumindest am Therapiebeginn die oft zu schwache Eigenmotivation ersetzen. Der Leidensdruck ist ein zentrales Konstrukt des Abstinenzparadigmas. Er wird als entscheidender Faktor der Motivation zu einer Therapie gesehen („Je größer der Leidensdruck, desto höher die Motivation“).<sup>20</sup> Beim Leidensdruck spielt neben dem persönlichen Leiden an der Sucht und ihren Folgen der Druck der Familie oder des Arbeitgebers, aber auch justitieller Druck (richterliche Auflagen bzw. Entscheidung zur Therapie nach §§35 BtmG) eine wesentliche Rolle. War die compliance des Patienten, also seine Bereitschaft zur Mitarbeit bei der Behandlung, nicht oder nur unzureichend vorhanden, so führte man dies stets auf das aus der individuellen Pathologie und/ oder der Suchtdynamik resultierende Fehlen der Motivation zurück (*Therapieresistenz*), nicht aber etwa auf die Art des therapeutischen Angebots.<sup>21</sup>

---

<sup>20</sup> Loviscach hat darauf hingewiesen, daß es keineswegs ausgemacht sei, daß der Leidensdruck zwangsläufig zur Behandlungsmotivation führe. Feuchtwanger zitierend („denn es ist so, daß Leiden nur den Starken stärker, den Schwachen aber schwächer macht“), stellt er fest, daß Verelendungsprozesse auch dazu führen können, daß keine Kraft mehr für eine positive Änderung der Lebensweise verbleibt. „Der Zusammenhang zwischen Leidensdruck und Motivation zur Verhaltensänderung ist sicher nicht so zu sehen, daß mit der Steigerung des Leidensdrucks auch eine lineare Steigerung der Motivation zur Verhaltensänderung verbunden ist. Vielmehr ist eher damit zu rechnen, daß mit steigendem Leidensdruck die Motivation zunächst zunimmt, dann aber nach mehreren Wellen des Auf und Ab wieder sinkt.“ (Loviscach 1996: 71 f.)

<sup>21</sup> Wenn therapeutische Zielsetzungen einseitig an ein Verständnis individueller Pathologien fixiert bleiben, grenzen sie leicht Aspekte der Hilfe wie auch Teile des Klientels aus. Sie definieren therapeutisch schwer erreichbare Klientengruppen tendenziell als „nicht therapiefähig“ bzw. „nicht therapiemotiviert“, statt (auch) die Angemessenheit des eigenen methodischen Arsenal in Frage zu stellen.

Die stationäre Abstinenztherapie in Langzeitform wurde als *der* geeignete Rahmen für den in Etappen verlaufenden *Nachreifungsprozeß* des Klienten angesehen. Therapeutische Verfahren der Humanistischen Psychologie, die innerhalb dieses Rahmens Anwendung fanden, galten als Methoden der Wahl. Den eigentlichen Träger des therapeutischen Prozesses bildete die streng hierarchisch organisierte *Therapeutische Gemeinschaft*, die die Nachreifung des Klienten therapeutisch organisieren sollte. Sie etablierte freilich in einem damit aber auch ein System lückenloser Überwachung und Kontrolle.<sup>22</sup>

Mit der Entwicklung und Durchsetzung dieser Behandlungsvorstellungen setzte ebenfalls ein deutlicher Trend zu einer therapeutisch orientierten Professionalisierung ein, der auch abzulesen ist an der zunehmenden Beschäftigung von Sozialarbeitern und Diplompsychologen in den Einrichtungen. In einer deutlichen Hinwendung zu psychologischen Erklärungs- und Therapieansätzen wurde Drogenabhängigkeit immer mehr als individuelle Psychopathologie begriffen, als ein später Ausdruck von frühen Entwicklungs- und Reifungsdefiziten, die es im therapeutischen Prozeß nachzubessern gelte. (vgl. Loviscach 1996: 174)<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Die Aufnahme in die Therapie „geschah mit besonderen Ritualen, die von den Klienten oft sehr gefürchtet wurden: der Neuankömmling mußte allen Bewohnern und Therapeuten des Hauses seine Hilflosigkeit, sein Bekenntnis der Hilfsbedürftigkeit und seine entsprechende Motivation zur Änderung in oftmals bewußt demütigender Weise demonstrieren. Ihm wurde prinzipiell mißtraut: Grundsätzlich wurde eine ´negative Lebenspraxis des Drogenabhängigen´ unterstellt, der in konsequenter Konfrontation das therapeutische Ziel der ´positiven Lebensbewältigung´ entgegengesetzt werden sollte. Daher arbeiteten die Therapien mit Auflagen, die sonst nur aus Gefängnissen und anderen totalen Institutionen bekannt sind: mehrmonatige totale Kontaktsperren zu Freunden, Familie usw., Überwachung und gegebenenfalls Zensur von Korrespondenz, ein differenziertes Sanktionssystem, die Menschenwürde hart strapazierende konfrontative Therapierituale und strikte Vorschriften über Kleidung und Äußeres (Frisur, Schmuck).

Der weitere Verlauf der Therapie war geprägt durch Stufen, die den therapeutischen Fortschritt durch ein Mehr an Verantwortung und Kompetenz dokumentierten. Ausgehend von den Erklärungsansätzen der Reifungsdefizite bei Drogenabhängigen ähnelte die Eingangsphase (bei Daytop und anderen Einrichtungen ´Babyphase´ oder ´Jüngstenphase´ genannt) der Kleinkindphase. Stufe für Stufe sollte der lebensgeschichtliche Entwicklungsprozeß rekonstruiert werden, um dann am Schluß die gesunde ´positive´ Persönlichkeit ins Leben (bzw. die Nachsorge) zu entlassen.“ (Loviscach 1996: 179)

<sup>23</sup> Gegen die Zielperspektiven der *Nachreifung* und Resozialisierung, mit denen diese Ansätze operieren, läßt sich kritisch einwenden, ob sinnvollerweise erwartet werden kann, daß erwachsene Menschen, die über unzureichende Lebenschancen verfügen, binnen eines halben oder ganzen Jahres wirklich „re“sozialisiert werden können. Brückner (1990: 88) zufolge bedürfe es einer neuen Auseinandersetzung, „inwieweit erwachsene Menschen Erziehungs-, Umerziehungs- und sonstiger Maßnahmen unterworfen werden sollen. Für wen ist es wichtig? Für die Gesellschaft, die Abweichung nicht ertragen kann, oder für die Betroffenen zur Verminderung ihres Leides?“ Die Autorin fordert ein „Nachdenken über Wege, bei denen Selbstverantwortlichkeit einerseits und Akzeptanz von Andersartigkeit andererseits einen zentralen Platz einnehmen.“ (a.a.O.: 89)

„In diese Perspektive paßt dann auch ein Menschenbild, das den Abhängigen, weithin seiner Menschenwürde entkleidet, allein von seiner Süchtigkeit her definiert und seine Vergangenheit, Gegenwart wie Zukunft als Anhäufung von Negativpunkten interpretiert. Die Person wird so zum seiner selbst nicht mehr mächtigen Objekt, das wissenschaftlich analysiert, stufenweise stigmatisiert und nahezu beliebig manipulierbar und therapierbar wird, ohne daß es erforderlich wäre, auf seine Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen näher einzugehen.“ (Quensel 1982: 31) Die therapeutischen Modelle, die im Rahmen der Behandlung Drogenabhängiger angewandt wurden, betreiben gleichsam einen *Exorzismus der negativen Identität* des Junkies durch deren Zertrümmerung und gießen die Fundamente, auf denen der Neuaufbau einer neuen *positiven* Identität gleichsam wie *Phönix aus der Asche* sich vollziehen soll.

Die beiden konträren Modelle - *Release* und *Daytop* - bleiben im Grunde in komplementärer Weise an die Vorstellung der Drogenabhängigkeit und der Drogenszene als eines gegenkulturellen Entwurfs gebunden: das erstere in einer positiv-bejahenden Form, weil es die „regressive Subkultur“ (Schwend-ter) der Drogenabhängigen in eine „progressive“ zu transformieren sich anschickte; die zweite in einem negativ-distanzierenden Gestus, der auf die Auflösung und Destruktion subkultureller Bindungen abzielte.

In der Folgezeit, einhergehend mit der zunehmenden Professionalisierung, verzeichnen wir Entwicklungen hin zu einer Differenzierung und Individualisierung der therapeutischen Angebote, die zugleich eine Loslösung vom Paradigma der Gegenkultur signalisieren.

### 3.2.3. Paradigmenwechsel in der Drogenhilfe

Das abstinenzzentrierte Modell geriet ab Mitte der 80er Jahre zunehmend in die Kritik, mit der Folge einer fundamentalen Umorientierung der Drogenhilfekonzepte. Politisch wurde diese Umorientierung vor allem aufgrund der AIDS-Problematik sowie der zunehmenden Verelendung derjenigen Drogenabhängigen vorangetrieben, die durch die Maschen des bestehenden Hilfesystems fielen. Loviscach (1996: 180 ff.) hat die Ansatzpunkte der Kritik an der abstinenzorientierten Drogenhilfe zusammengetragen:

- Die vorherrschenden Konzepte der Drogentherapien wirkten in ihrer Rigidität und Härte eher abschreckend als anziehend auf die Drogenabhängigen. Das abstinenzorientierte Therapie- und Beratungssystem wurde durch die Drogenabhängigen nur mangelhaft akzeptiert, was dazu führte, daß die fehlende Motivation durch staatliche Zwangsandrohung auszugleichen versucht wurde. Dies stieß wiederum bei den Betroffenen, und teils auch bei den Helfern, auf Ablehnung: Die Vorstellung, daß helfender Zwang den Süchtigen auf den rechten Weg bringen müsse, wurde als zynisch und lebensverachtend kritisiert.

- Das extrem selektive Prinzip dieses Drogenhilfesystems wurde zunehmend deutlicher. Drogenberatungsstellen erreichten ihre *Zielgruppen* nicht mehr; etwa die Hälfte der Klienten von Langzeittherapien verabschiedete sich dort vorzeitig. „Sowohl die mangelnde Reichweite der Drogenberatungsstellen als auch die geringen Erfolge der stationären Einrichtungen gerieten unter Kritik, es wurde nicht länger hingenommen, ein Drogenhilfesystem immer weiter auszubauen, das seine Ineffizienz kaum noch verbergen konnte. Das auffälligste Indiz war die dramatisch wachsende Zahl von Todesfällen unter Drogenkonsumenten von 324 im Jahre 1985 auf 2.125 im Jahre 1991.“ (a.a.O.: 182)
- Sozialwissenschaftliche Untersuchungen konnten nachweisen, daß das Drogenproblem auch ein durch die spezifische Ausrichtung der Drogenpolitik erst erzeugtes Problem ist; die Zielsetzung der *drogenfreien Gesellschaft* wurde als Illusion entlarvt; darüber hinaus „wurden Strategien der Entdramatisierung und Normalisierung erarbeitet, die die lebensgeschichtliche Bedeutung des individuellen Drogenkonsums betonten und auf die Chance des Herauswachsenden aus der Abhängigkeit setzten.“ (a.a.O.: 183)
- Die Umorientierung gründet nicht zuletzt auf einer Desillusionierung der professionellen Drogenarbeit: Die therapeutischen Omnipotenzvorstellungen, die das als *Therapeutische Kette* gestaltete Hilfesystem trugen, wurden angesichts der realen Reichweite, Haltekraft und Erfolgsquote immer brüchiger.

Protagonisten eines *akzeptierenden* und *nicht bevormundenden* Umgangs mit Abhängigen begründeten schließlich einen Paradigmenwechsel in der Drogenarbeit, der einen neuen Arbeitsansatz ermöglichte. Dieser, auch als *niedrigschwellig* oder *suchtbegleitend* bezeichnet, forderte Überlebens- und Gesundheitshilfen zur Schadensminimierung (*harm reduction*) ein, die insbesondere die durch den gemeinsamen Gebrauch von Spritzen und durch Prostitution sich ausbreitenden HIV-Infektionen eindämmen sollten. Nach und nach wurden auf dieser Grundlage realisiert: Methadonsubstitution, Spritzenaustausch, die Einrichtung von Kontaktläden, Übernachtungsstätten und *Druckräumen*, Streetwork und aufsuchende Sozialarbeit. „Unter dem Leitbegriff der Niedrigschwelligkeit wurden Maßnahmen entwickelt, die den Abhängigen entgegenkommen, die sie dort abholen, wo sie sich physisch aufhalten und psychisch in ihrer Entwicklung angekommen sind. Damit verließ man in praktischer Hinsicht die Komm-Struktur der Hilfsangebote und setzte vielfältige Formen aufsuchender Arbeit dagegen bzw. fügte sie hinzu. Gleichzeitig hat man theoretisch mit dem Konstrukt gebrochen, daß Süchtige grundsätzlich erst ´soweit´ sein, vor ihrer Sucht kapituliert haben oder in der Gosse gelandet sein müßten, um Hilfe annehmen zu können oder sich selbst zu helfen.“ (Heckmann 1991: 238)

Während im Abstinenzmodell ein Ziel vorgegeben wird, dem sich der Hilfeprozeß wie auch der Klient unterzuordnen hatten, so steht beim Akzeptanzmodell der Klient im Mittelpunkt, der selber entscheidet, ob, und wenn,

welche Hilfe er braucht und wahrnehmen will. „Die Grundauffassung der Akzeptanz geht aus von einem Akzeptieren der Person des drogenkonsumierenden Menschen mit seinen Problemen und will diesem unabhängig vom Wohlverhalten (im Sinne von Abstinenzmotivation) Hilfe anbieten.“ (Loviscach 1996: 216) In dieser Sichtweise wird der Objektstatus der betroffenen Menschen überwunden; sie macht auf deren Bedürfnisse aufmerksam und leitet dazu an, ihre Lebenspraxis ernstzunehmen. Auch scheinbar unverständliches Drogenkonsumverhalten wird als eine „persönliche Entscheidung mit einem anderen Wertkonzept“, als ein „Lebensstil“ (Stöver 1991: 15) akzeptiert.<sup>24</sup>

Die Akzeptanzorientierung läßt sich somit als Ausdruck einer *Normalisierung* begreifen: Drogenkonsum wird - ganz im Sinne pluraler Optionsvielfalt - als Teil des Lebensstils verstanden. Aus dem Akzeptanz-Prinzip ergibt sich als pragmatische Schlußfolgerung, „daß tatsächlich praktizierter Drogengebrauch wegen seiner Universalität nicht eliminiert, sondern nur kulturell - d.h. auch normativ - integriert werden kann und muß. Das bedeutet erstens, daß potentielle Gebraucher durch dafür geeignete Regelwerke und Institutionen im Hinblick auf die Risiken des Konsums adäquat aufgeklärt werden und nur soweit, als sie qua Unreife oder Krankheit zur Wahrnehmung ihres Selbstbestimmungsrechts (noch) nicht in der Lage sind, am Konsum gehindert werden (Prävention). Es bedeutet zweitens, daß manifeste Gebraucher vor vermeidbaren Risiken geschützt werden und adäquate Behandlung erhalten müssen, wenn solche Risiken sich verwirklicht haben. Normativ folgt daraus, daß der Staat die Mechanismen der Regulation und Kontrolle so gestalten muß, daß sie den Bürger nicht schädigen: Risiko- und Schadensminderung, ‚harm-reduction‘, ist sozialstaatliche Pflicht, der drogengebrauchende Bürger hat Anspruch darauf.“ (Böllinger/ Burkhardt 1997: 218)

---

<sup>24</sup> Szasz hat bereits 1980 darauf aufmerksam gemacht, daß sich bei der Frage, wie die Situation des (sogenannten) Drogenmißbrauchers oder Drogen süchtigen grundlegend zu betrachten sei, immer zwei konträre moralische Perspektiven gegenüberstehen: „Sollen wir ihn als dummes, krankes und hilfloses Kind ansehen, das, von Händlern, Kollegen und der Annehmlichkeit des Drogenenusses verführt, der Verlockung erliegt und die Kontrolle über sich selbst verliert? Oder als Menschen, der sich selbst in der Hand hat, und wie Adam die verbotene Frucht als einfaches und elementares Mittel wählt, um sich der Autorität entgegenzustellen?“ (Szasz 1980: 212 f.) Die Antworten auf diese Fragen bezeichnen zwei unterschiedliche moralische Strategien, die entweder am Pol autoritärer Bevormundung oder an demjenigen autonomiefördernder Toleranz angesiedelt sind: „Wenn wir für die Autorität Partei ergreifen und das Individuum unterdrücken möchten, werden wir es behandeln, *als ob* es hilflos und das unschuldige Opfer überwältigender Versuchung sei; und wir werden es vor weiterer Versuchung ‚schützen‘, indem wir es wie ein Kind, einen Sklaven oder Irren behandeln. Wenn wir für das Individuum Partei ergreifen und die Berechtigung und Macht der Autorität, es zu infantilisieren, ablehnen, dann werden wir so mit ihm umgehen, *als ob* es zur Selbstbestimmung fähig sei und nach seinen verantwortlichen Entscheidungen verfare; und wir werden dann von ihm verlangen, daß es andere ebenso respektiert wie sich selbst, indem wir es als Erwachsenen, als freies Individuum und als vernünftigen Menschen behandeln.“ (a.a.O.: 213; H.i.O.)



In der Realität freilich stößt der akzeptierende Ansatz immer wieder an die Grenzen einer Drogenpolitik, die nicht auf die Kriminalisierung bestimmter Drogen und deren Gebraucher verzichten mag und in ihren zentralen Prämissen nach wie vor an der Vorstellung einer *drogenfreien Gesellschaft* festhält.

Den Protagonisten des neuen Ansatzes ging es zunächst nicht lediglich um Erweiterungen und Neugewichtungen der Hilfeangebote im Rahmen eines vernetzten Systems, sondern sie forderten einen grundlegenden Wandel der Perspektive. So entspann sich zu Beginn der neunziger Jahre eine erbittert geführte und zeitweilig im ideologischen Glaubensstreit erstarrte Diskussion zwischen den Vertretern der sog. *traditionellen Drogenarbeit* und denjenigen der *akzeptierenden Drogenhilfe*.

Inzwischen haben sich die konträren Positionen zumindest auf der Handlungsebene einander angenähert. Die Zeit für einen ideologischen Kampf zwischen verschiedenen Hilfeansätzen scheint abgelaufen. Akzeptanz- und Abstinenzorientierung werden weniger als Gegensätze denn als Ergänzung begriffen. „Akzeptanz versus Abstinenz - diese einst als Gegensatz formulierten Ansätze einer unterschiedlichen Drogenhilfe und Drogenpolitik lassen sich heute nicht aufrecht erhalten. Drogenhilfe kann nur wirkliche Hilfe sein, wenn sie, wie in jeder anderen Therapie, ihre Klientel akzeptiert.“ (Bader 1997: 273)

Die aus beiden Grundkonzepten jeweils abgeleiteten Angebote werden gemeinsam in eine „Zielhierarchie“ der Drogenhilfe eingebunden,<sup>25</sup> wobei grundsätzlich unterschieden werden kann „zwischen suchtherapeutisch notwendigen Hilfen zur Überwindung süchtigen Verhaltens und solchen Maßnahmen, die soziale Verelendung mindern bzw. verhindern und die gesundheitlichen und sozialen Risiken des Drogengebrauchs reduzieren sollen.“ (Groß/ Gerhard 1999: 407)

Das Hilfesystem für Drogenabhängige hat sich seit seiner Etablierung in den siebziger Jahren kontinuierlich verändert und weiterentwickelt, und es ist insbesondere seit etwa Mitte der achtziger Jahre enorm ausgebaut und diversifiziert worden. Es umfaßt heute aufsuchende und suchtbegleitende Arbeit, Hilfen zum Überleben und Betreuung, Beratung und ambulante Arbeit, stationäre Therapie und Wiedereingliederung, Nachsorge und Selbsthilfe. Die

---

<sup>25</sup> Diese Hierarchie stellt sich folgendermaßen dar:

1. Überleben sichern!
2. Sicherung eines gesunden Überlebens ohne irreversible Schädigungen,
3. Verhinderung sozialer Desintegration,
4. gesundheitliche und soziale Stabilisierung,
5. Beendigung des problematischen (d.h. unkontrollierten) Konsums (il)legaler Substanzen,
6. Unterstützung längerer Drogenkontrollphasen (mit Substitut oder ohne),
7. Unterstützung individueller Herauslösungen aus der Drogenszene.

(nach: Stöver/ Michels 1999: 51)

stufenförmig gegliederte *Therapeutische Kette* ist abgelöst durch ein vernetztes *Verbundsystem*, dessen Einzelelemente untereinander durchlässig sind, so daß der Klient bei wiederholten Therapieversuchen nicht unbedingt alle Stationen wieder neu durchlaufen muß. Auch die abstinenzorientierten Hilfeansätze haben ihr Gesicht unter dem Druck konkurrierender Praxisansätze seit den frühen 70er Jahren erheblich gewandelt.

„Heute finden sich neben der klassischen stationären Langzeittherapie (die in sich flexibilisiert, differenziert und individualisiert wurde) ambulante Behandlungsangebote, stationäre Kurzzeittherapien und Programme der Methadonsubstitution. Es gibt Einrichtungen und Angebote für spezielle Teilgruppen der Drogenabhängigen: für Minderjährige, für Frauen, für Ausländer, für Abhängige mit Kindern. Im Bereich der therapievorbereitenden bzw. ihr vorgelagerten Hilfen sind neben den klassischen Beratungsstellen Kontakt- und Krisenzentren, Übernachtungsstätten, Konsumräume (sog. 'Druckräume' oder 'Fixerstuben'), mobile und aufsuchende Angebote und wiederum spezielle Hilfen für spezielle Klientele (Frauen, weibliche/männliche Prostituierte, Minderjährige, sog. Altfixer) eingerichtet worden. Als Soforthilfe, aber auch als wichtiges Bindeglied zu einer ausstiegsorientierten Behandlung hat sich die Entwöhnung mit Motivationsanteilen ('qualifizierte Entgiftung') bewährt. Für die soziale Integration und Rehabilitation sind Beschäftigungsprojekte von Bedeutung. Neben den professionellen Angeboten etablieren sich auch im Drogenbereich schrittweise Selbsthilfegruppen. Ein noch fehlender Baustein: die staatlich kontrollierte Abgabe von Heroin an Schwerstabhängige dürfte bald als Modellversuch politisch ermöglicht werden. Die bisherigen Erfahrungen mit der Praxis dieses Konzeptes belegen, daß diese zusätzliche Behandlungsform eine unverzichtbare Ergänzung zur drogenpolitischen Strategie der Risikominimierung und Schadensbegrenzung darstellt.“ (Groß/ Gerhard 1999: 409)

### **3.2.4. Drogenhilfe im Spannungsfeld von Bedarfsorientierung, Medicalisierung und Strafverfolgung**

Die Differenzierung der Hilfeangebote für Drogenabhängige hat zu einer Individualisierung der Behandlungs- und Betreuungsformen und damit zu einer stärkeren Orientierung am Bedarf geführt. Nicht zuletzt angesichts der immer knapper werdenden finanziellen Ressourcen wird sich das Hilfesystem künftig noch deutlicher von einem angebots- zu einem *bedarfsorientierten System* weiterentwickeln müssen. Petzold (1992: 35) hat vorgeschlagen, die Vorzüge und Möglichkeiten niedrig- und hochschwelliger Ansätze in einem „integrierten, karrierebezogenen Langzeitkonzept differentieller Drogentherapie“ zu nutzen, statt sie als einander ausschließende Alternativen zu begreifen. Eine solche individuelle und personenzentrierte Gestaltung von Hilfen macht nicht an den Grenzen von Organisationen und einzelnen Hilfesystemen Halt.

Mit der Verwirklichung dieser Konzepte beginnt die Drogentherapie sich von der Zentralität der Behandlung auf der *grünen Wiese* zu entfernen und zur Lebenswelt des Klientels hin zu öffnen. Sie findet damit endlich Anschluß an die Postulate der Psychiatrie-Enquete von 1975, die als wichtige Prinzipien nicht-stationärer Versorgungsdienste die *Gemeindenähe*, die Notwendigkeit von Prävention und umfassender Versorgung betont haben, sowie gleichfalls Prinzipien einer bedarfsgerechten Versorgung und Koordination der Versorgungsdienste.

Mit dem Prinzip gemeindenaher Suchtkrankenversorgung im Umgang mit drogenabhängigen Menschen ernst zu machen, würde bedeuten, diese dort zu integrieren, wo sie hingehören, und sie nicht auszugrenzen oder abzuschieben. Gemeindenahe Versorgung impliziert ein spezifisches Verständnis von Krankheit und Behandlung, das von einer individuumzentrierten Sicht abrückt: Wenn Abhängigkeitserkrankungen als multikausal verursacht gelten, also neben den individualpsychologischen und bio-medizinischen Faktoren auch soziale Bedingungen eine Rolle spielen, dann müssen diese auch in der Behandlung erfaßbar sein; die Behandlung muß also dort erfolgen, wo die Krankheit entstanden ist. Freilich mit der Einschränkung, daß zunächst eine Entlastung des Betroffenen und eine Persönlichkeitsstärkung über eine stationäre Aufnahme indiziert sein kann, bevor dieser sich mit den Konfliktursachen im sozialen Feld auseinandersetzen können. In diesem Rahmen können die schwierigen ersten Monate der Abstinenz bewältigt und Ersatzbildungen für die Droge geschaffen werden. Eine stationäre Behandlung gibt bestenfalls allererste Impulse für eine weitere Persönlichkeitsentwicklung, auf der Grundlage eines Beziehungsangebots, das von Respekt, Empathie und emotionaler Akzeptanz getragen ist; sie kann aber immer nur Teil einer längeren Prozeßbegleitung sein, die idealerweise ein große Konstanz bei den therapeutischen Bezugspersonen aufzuweisen hätte. Dieses Behandlungsverständnis hat sich weit entfernt von vormaligen therapeutischen Omnipotenzvorstellungen einer vollständigen Demontage der *Junkie-Identität* und eines komplementären Neuaufbaus der Persönlichkeit.

Bedarfsorientierung und Regionalisierung implizieren, daß der therapeutische Prozeß stärker in das soziale Umfeld eingebettet sein muß. Die therapeutischen Chancen einer gemeindenahen Arbeit liegen darin, daß Drogenabhängige über ihre Einbindung in reale Lebenszusammenhänge Bestätigungen erfahren, die Ich-stärkend wirken; durch die frühzeitige Konfrontation mit *ganz normalen Menschen* kann zudem die Sozialintegration besser gefördert werden. Eine Vernetzung der Drogenhilfe mit anderen sozialen Institutionen vermittelt zusätzliche Integrationsangebote und verbreitert damit die Angebotspalette für abhängige Menschen. Mit Blick auf die soziale Umgebung schließlich können gemeindeorientierte Hilfen dazu beitragen,

das soziale Umfeld mit in die Verantwortung zu nehmen, Verständnis zu fördern und Mitwirkungsbereitschaft zu erzeugen.<sup>26</sup>

Die gemeindenahe Arbeit mit Drogenabhängigen wird freilich dort begrenzt, wo deren Verstrickung in Illegalität beginnt. Ausstieg aus der Drogenabhängigkeit bedeutet grundsätzlich auch Distanz zur Szene und einem kriminellen Milieu. Insbesondere für die erste Zeit benötigen Drogenabhängige daher den Sicherheit gewährenden und schützenden Rahmen einer Institution.

Den therapeutischen Möglichkeiten der Drogenhilfe ist ohnehin ein Rahmen gesetzt durch die Realität der Drogenpolitik. Die Drogenhilfe gerät hier in zahlreiche *Zwickmühlen*.<sup>27</sup> Die politisch-juristischen Vorgaben der strafrechtlichen Verfolgung von Konsumenten illegaler Drogen schränken therapeutische Handlungsmöglichkeiten in mannigfacher Weise ein und erschweren die Anwendung professioneller Standards im Rahmen von Beratungs- und Therapieprozessen zum Teil erheblich. „Das gilt vor allem für das grundlegende Prinzip der Freiwilligkeit, aber auch für die Einschränkung in der Vielfalt möglicher Ziele, die nicht auf Abstinenz, sondern auf relative und schadensbegrenzende Lösungen von Problemen zielen.“ (Loviscach 1996: 224 f.)

Ein zweiter wesentlicher Aspekt des aktuellen Hilfsangebots besteht darin, daß im Gefolge des Paradigmenwechsels die Medizin auf dem Feld der Drogentherapie an Boden gewonnen hat; dies ist insbesondere im Kontext

---

<sup>26</sup> Die Ausdifferenzierung einer bedarfsorientierten Drogenhilfe muß sich stets auf einen regionalen Kontext beziehen. Die Gewährleistung einer umfassenden, kontinuierlichen ambulant-stationären und teilstationären Versorgung ist eine originär kommunale Aufgabe. Die Entwicklung eines regionalisierten, bedarfsorientierten Suchtkrankenhilfesystems hat sich am realen Betreuungsbedarf der in der Versorgungsregion lebenden abhängigkeitskranken Menschen zu bemessen. Dies schließt auch die Übernahme einer Versorgungsverpflichtung durch die Anbieter ein.

Voraussetzung für die optimale Gestaltung einer gemeindeorientierten Suchtkrankenhilfe ist eine bedarfsgerechte Kooperation und Koordination aller Versorgungsdienste. Kooperation bedeutet gemeinsame Planung, Öffentlichkeitsarbeit und Prävention; sie erfolgt auf der Grundlage einer Koordination und Steuerung, die in kommunaler Verantwortung liegt. Die Kommune kann Trägern und Einrichtungen die Gesamt- oder Teilverantwortung verbindlich übertragen, wobei die Gesichtspunkte regionaler Gesamtverantwortung maßgebend sein sollten.

<sup>27</sup> Raschke und Schliehe (1987: 247; zit. nach Loviscach 1996: 111) haben die Situation der traditionellen Drogenberatung in der Mitte der 80er Jahre als „drogenpolitische Zwickmühle“ beschrieben: „Einerseits stößt sie bei der Zielgruppe weitgehend ins Leere, da Programmperspektive und Betroffenenperspektive so inkongruent geworden sind, daß es zunehmend des Problemdrucks durch Instanzen sozialer Kontrolle bedarf, damit die ‚Hilfe‘ auch nachgefragt wird. Andererseits besteht eine Hilfebedürftigkeit seitens der Betroffenen, die aber nur unter Bedingungen angefordert wird, die nicht den sozialpolitischen Intentionen der Förderer (der Drogenpolitik) entspricht.“ Solche „Zwickmühlen“ zeigen sich ebenfalls im Bereich der Prävention, der Therapiezuweisungen auf der Grundlage des §35 BtmG oder auch in der Substitutionsbehandlung. (vgl. Loviscach 1996: 111)

der Methadon-Substitution der Fall gewesen, und sie wird künftig mit der Heroinverschreibung noch mehr Terrain erobern. Eine zunehmende *Medizinalisierung* und Psychiatrisierung im Drogenbereich aber birgt die Gefahr, daß verengte Krankheitszuschreibungen vorgenommen werden und das Drogenproblem tendenziell auf psychiatrische Diagnostik reduziert wird, verbunden am Ende mit einer generellen Pathologisierung der Drogengebraucher.

Andererseits, und hierin zeigt sich die Ambivalenz der Medizinalisierung, wird erst hierdurch Hilfe für viele der Betroffenen verfügbar. Mit dem Angebot der Heroinverschreibung wird „eine Enttabuisierung vollzogen: Heroin - als Symbol für gesundheitliche und soziale Gefährlichkeit - wird durch dessen ärztliche Verschreibbarkeit zu einer Substanz mit therapeutischem Wert.“ (Michels/ Stöver 1999: 44) Dies ist ein Beitrag zur Entdämönisierung der Substanz Heroin ebenso wie zu einer gewisse *Normalisierung* im Umgang mit klassischen Szenepopulationen (*Junkies*).

Substitutionsbehandlung soll dem Anspruch nach flankiert werden durch psychosoziale Maßnahmen, was in der Realität oft genug nicht geschieht. Eine flächendeckende Substitution aber, die keine Bedingungen stellt, trifft sich ideologisch nicht nur mit Imperativen der akzeptierenden Haltung, die den Heroinkonsum als Teil des *Lebensstils* tolerieren, sondern interessanterweise auch mit der neoliberalistischen Ideologie: „Die Leute bekommen ihren Stoff und dann sollen sie sehen, wie sie klarkommen und was sie machen!“ Substitution als rein medizinisches Projekt nimmt ein chronifiziertes Dauerbild der Abhängigkeit in Kauf, wohingegen psychosoziale Begleitung Impulse für die persönliche Weiterentwicklung gibt.

Der methodische Ansatz, die Suchtkrankheit nur medizinisch zu begreifen, reduziert sie auf individuelle Pathologie und läßt dabei die gesellschaftlichen Bedingungen außer acht. „Bei aller Affinität zum überlieferten medizinischen Modell der Psychiatrie sollte sich die Drogentherapie (...) nicht unkritisch und lediglich als eine kurative Institution verstehen, die ihre Diagnosen mit sozialer Kontrolle verbindet und die Störungen des sozialen Feldes der individuellen Pathologie zuordnet. (...) 'Behandlungen' diesen Stiles bleiben wirkungslos und verleihen als Diagnose allenfalls dem sozialen Ausschluß die wissenschaftliche Dignität; sie laufen zudem Gefahr, in ihrem falschen Gegenstandsverständnis zu einem regelrechten 'kategorialen Fehler' (Keupp 1987) zu werden.“ (Groß/ Gerhard 1999: 404)

Auch wer Loviscach (1996: 187 f.) nicht in jeder Hinsicht folgen mag, dürfte aufgrund seiner Bilanz bezüglich der Entwicklung und Entfaltung der Drogenhilfe ein gerüttelt Maß an Skepsis entwickeln: „Insgesamt ist die Drogenhilfe der 90er Jahre weit davon entfernt, ein in sich zusammenhängendes, schlüssiges Konzept der 'akzeptierenden Drogenhilfe' realisiert zu haben. Rein (psycho-) therapeutisch orientierte Konzepte konkurrieren mit

sozialarbeiterisch bzw. soziotherapeutisch angelegten Programmen, ausschließlich abstinenzorienteerte Hilfen konkurrieren mit solchen der völligen Akzeptanz der Süchtigen und ihrer Verhaltensweisen. Teilweise geht dieser 'Riß' nicht nur durch die generelle Diskussion zwischen verschiedenen Einrichtungen und Trägern, sondern sogar durch die Teams bestehender Einrichtungen. Von der Verwirklichung des allseits akzeptierten Wunsches, daß sowohl die Drogenabhängigkeit als auch deren Behandlung 'normalisiert' werden mögen, ist man in der Bundesrepublik noch sehr weit entfernt.“

### 3.2.5. Drogenberatung zwischen Suchtbegleitung und Prävention

Drogenberatungsstellen sind in Deutschland um 1970 herum als Spezialeinrichtungen für die Zielgruppe der Gebrauchter illegaler Drogen entstanden. In ihrer relativ kurzen Geschichte hat sich das Profil dieser Einrichtungen in bemerkenswerter Weise verändert: „Die klassische DROBS (so werden Drogenberatungsstellen im Szene- wie im Sozialarbeiter-Jargon genannt - der Verf.) sah nach dem therapeutischen Stufenmodell ihre Hauptaufgabe darin, Klienten zielorientiert für Abstinenztherapien zu motivieren, sie in entsprechende Einrichtungen zu vermitteln und die meist recht aufwendige Verwaltungsarbeit hierfür zu leisten. (...) Aus der Kritik an dieser Ausrichtung entwickelte sich die moderne Suchtberatungsstelle, die sich auf der Grundlage des Konzepts akzeptierender Suchtbegleitung nach dem klientenzentrierten Modell als wohnortnahe Anlaufstelle mit umfassenden Aufgaben versteht.“ (Loviscach 1996: 214)

Der Typus der *klassischen DROBS* geriet nicht zuletzt deshalb in die Defensive, weil aufgrund des sehr eingeschränkten Verständnisses ihrer Aufgaben, der Komm-Struktur sowie der einseitig therapeutisch orientierten Professionalisierung am Ende die Klienten ausblieben.

Eine Mitte der 80er Jahre von Raschke und Schliehe durchgeführte Untersuchung verglich traditionelle, sogen. *transformationsorientierte* Einrichtungen, die am Erreichen der Abstinenz als dem Hauptziel ihrer Interventionen festhielten, und mit neueren Arbeitsansätzen operierende sogen. *identitätsorientierte* Einrichtungen. Letztere nahmen die subjektive Problemsicht der Klienten ernst, übten bewußt keinen Erwartungsdruck zur Verhaltensänderung aus und unterstützten folglich auch andere Problemlösungen als die abstinenzorienteerte Therapie. „Im Ergebnis fanden die Autoren erhebliche Unterschiede bei der Inanspruchnahme durch die Klienten: Die transformationsorientierten Einrichtungen waren entsprechend ihrer Zielsetzung erfolgreicher bei der Verhaltensänderung in Richtung auf das Abstinenzziel. Die identitätsorientierten Einrichtungen waren hingegen erfolgreicher, den Kontakt zu Klienten zu halten, und weniger selektiv, d.h. es kamen und blieben mehr Klienten, die keine Abstinenztherapie anstrebten, mehr Klienten, deren Eltern Arbeiter und Angestellte waren, und mehr Klienten ohne justiziellen Verfolgungsdruck.“ (Loviscach 1996: 215 f.)

Im Kontext der ambulanten Drogenhilfe ist das Konzept der klientenzentrierten *Suchtbegleitung* richtungweisend für eine Umorientierung gewesen. „Das Konzept beruft sich auf eine neue Sicht der Drogenkarriere als einem Prozeß, in dem es viele verschiedene Verläufe gibt und in dem eine Veränderung des Verhaltens im Sinne des Herauswachsens aus der Sucht zu jedem Zeitpunkt zumindest theoretisch möglich ist.“ (Loviscach 1996: 216) Dies bedeutet in der praktischen Konsequenz, Hilfe erreichbar zu machen, indem die Zugangsschwellen möglichst niedrig gestaltet wurden.

Die Motivation zum Herauswachsen aus der Sucht wird nicht mehr als im wesentlichen aus dem Leidensdruck resultierende Größe verstanden, sondern als ein kontinuierlicher Prozeß, der eher durch aktuelle positive Erfahrungen und Perspektiven mitbestimmt wird.<sup>28</sup>

Die Erfahrungen mit der Therapie von Drogenabhängigen haben gezeigt, daß „der Ausstieg aus der Abhängigkeit ein Prozeß des Herauswachsens ist, in dem Fortschritte und Rückschritte sich abwechseln und Rückfälle die Regel sind.“ (a.a.O.: 257) Somit ist die Einsicht handlungsleitend geworden, daß nicht nur die Ursachen und Entstehungsbedingungen einer Drogenabhängigkeit sehr verschieden sein können, sondern ebenso die Wege aus ihr heraus. Suchtmittel- bzw. Drogenfreiheit gilt nicht allein als tragfähiges Handlungsziel, sondern wird begriffen als Teil einer umfassenden Perspektive der Lebensbewältigung. Auch der Drogenrückfall wird vor diesem Hintergrund nicht als Scheitern der Hilfe und Mißerfolg der Behandler bewertet, sondern differenziert betrachtet als Teil eines dynamischen, oft langwierigen Ausstiegsprozesses aus der Sucht.

Drogenberatungsstellen bilden heute eine Art Drehscheibe im Therapieverbund. Sie nehmen vielfältige Aufgaben im Rahmen des Hilfesystems für Drogenabhängige und -gefährdete wahr:

- Information der direkt oder indirekt von Sucht- und Drogenproblemen betroffenen Öffentlichkeit;
- Vorbeugung gegenüber Drogengebrauch durch frühzeitigen Kontakt zu gefährdeten Jugendlichen,
- Herstellung von Kontakt zu Gefährdeten, z.B. im Rahmen von aufsuchender Arbeit (an Szenetreffpunkten, im Justizvollzug, in der Psychiatrie etc.);
- Anamnese und diagnostische Klärung der psychosozialen Situation des Hilfesuchenden;

---

<sup>28</sup> „Die in linearer Zuspitzung abgeleitete Leidensdruckthese: ´Je größer der Leidensdruck, desto höher die Motivation´ ignoriert, daß extremer Leidensdruck unfähig machen kann, noch irgendwelche Vorteile in einem drogenfreien Leben zu sehen. Die Motivation zur Therapie entsteht aus einer individuell und je nach dem Stadium der Drogenkarriere unterschiedlichen Mischung von Leidensdruck und Erwartung an eine eigenständige drogenfreie Lebenspraxis.“ (Loviscach 1996: 256)

- Krisenintervention;
- Beratung, ambulante Betreuung und Behandlung von Drogenabhängigen, allerdings nur solange, wie nicht intensivere Hilfen, nämlich
- Vermittlung zum körperlichen Entzug oder/ und
- Vermittlung in eine stationäre Langzeittherapie gewünscht oder erforderlich werden.
- Psychosoziale Begleitung im Rahmen der Methadonsubstitution;
- Initiierung und Unterstützung von Selbsthilfegruppen und -projekten;
- ambulante Nachsorge, d.h. Betreuung und Rückfallprophylaxe bei Drogenabhängigen, die eine Therapie abgeschlossen haben und Unterstützung bei der sozialen Reintegration benötigen;
- Beratung und Betreuung von Angehörigen und Bezugspersonen;
- Dokumentation, Weiterbildung, Koordination und Kooperation.

Die auf dem Grundsatz der *Suchtbegleitung* basierenden Aufgaben des Kontakts (aufsuchende Arbeitsansätze), der Diagnose, Beratung, Behandlung, Therapievermittlung und Nachsorge bilden *ein* Spezifikum der modernen Drogen- und Suchtberatungsstellen. Ein *anderes* ist ihre *präventive Ausrichtung*, die im *Zusatz Jugendberatung* zum Ausdruck kommt; diese Bezeichnung tragen viele der Einrichtungen seit den 80er Jahren im Namen. Während die Palette der erstgenannten Maßnahmen denjenigen Hilfe und Unterstützung bieten (und sie nicht selektierend verweigern) soll, die sie am dringendsten benötigen, so soll mit den vorbeugenden Praxisansätzen bereits im Vorfeld interveniert werden, also bevor sich eine Substanzabhängigkeit manifestiert. Jugend- und Drogenberatungsstellen sind daher im Prinzip Anlaufstellen nicht nur für Jugendliche und junge Erwachsene, die bereits Drogen nehmen, sondern auch für solche, die an der Schwelle zum Konsum stehen oder aufgrund psychosozialer Probleme gefährdet sind, möglicherweise als *Lösungsweg* für ihre Konflikte an Drogen zu geraten (Sekundärprävention).<sup>29</sup>

(Spezialisierte) Drogenberatung öffnet sich damit zu einer (allgemeinen) psychosozialen Beratung bei der Bewältigung von Reifungs- und Entwicklungskrisen in der Adoleszenz. Diese konzeptionelle Neuorientierung entspricht der theoretischen Fokussierung jugendlichen Drogenkonsums als einer „neben anderen Möglichkeiten jugendlicher Verhaltensentwicklung“ (Projektgruppe Tudrop 1984: 33), und sie wird durch diese abgestützt.

Dies hat einerseits den positiven Effekt, daß Drogen(konsum)probleme im weiteren Kontext der Lebens- und Alltagsbewältigung begriffen und nicht

---

<sup>29</sup> In den hessischen Richtlinien für Jugend- und Drogenberatung vom 1.1.1981 wird die Aufgabe dieser Einrichtungen wie folgt beschrieben: „Jugend- und Drogenberatung ist als interdisziplinäre Hilfe zu einer dringenden Notwendigkeit geworden. Sie soll umfassende Lebenshilfe für psychisch, physisch und sozial gefährdete und geschädigte junge Menschen, insbesondere für Suchtgefährdete und -abhängige, leisten. Die Aufgaben werden von Jugend- und Drogenberatungsstellen (Beratungsstellen) wahrgenommen.“ (Staatsanzeiger für das Land Hessen 1/1981, S. 35; zit. nach: Sickinger 1982: 42)



als isoliertes Phänomen - noch dazu oft in stigmatisierender Weise - behandelt werden.

Auf der anderen Seite jedoch weitet sich hier in einer für die aktuelle Gesellschaftsentwicklung kennzeichnenden Art und Weise das Dispositiv sozialer Kontrolle aus. Es etablieren sich neue Formen sozialer Kontrolle gegenüber Drogenkonsumenten: „Konsumenten werden in der Öffentlichkeit als Problemfälle eingeordnet; Gebrauch wird grundsätzlich als Mißbrauch eingeschätzt. Der Drogengebrauch Jugendlicher wird voreilig als defizitär beschrieben, z.B. dass allein ein ‚Problemmotiv‘ zum Drogengebrauch führe bzw. Drogengebrauch per se problematisch sei. Dieser Blickwinkel eignet sich dazu, generalpräventive (‘Keine Macht den Drogen’), abstinenzorientierte und medizinisch-psychiatrisch dominierte Drogenhilfsansätze zu legitimieren. Neben den bekannten Auswüchsen, welche die Repression für Konsumenten hat (Stichworte sind hier: Kriminalisierung, Stigmatisierung, Ausgrenzung) entstehen durch den defizitorientierten Blick auf den Drogenkonsum(enten) neue Formen sozialer Kontrolle gegenüber bislang ‚unauffälligen‘ Usern. Beispiele sind hier: Drogenkontrollen (Screenings) im Straßenverkehr, in der Schule und am Arbeitsplatz. Auch eine Medizinialisierung des ‚Drogenproblems‘ ist unter diesen Vorzeichen kritisch zu betrachten.“ (Schroers 1999: 32 f.)

### **3.2.6. Selbstregulation und psychosoziale Intervention bei „Drogengefährdung“**

So wie das deutsche Drogenhilfesystem in seiner Entwicklung insgesamt vor allem den Heroinkonsumenten fokussiert hat, so haben sich Drogenberatungsstellen, insbesondere im städtischen Bereich, zumindest bis Ende der siebziger Jahre im wesentlichen an die Abhängigen von harten Drogen gerichtet. Drogengefährdete, z.B. Cannabiskonsumenten, galten als therapeutisch nicht erreichbar, „weil sie keinen Leidensdruck verspüren. Dieser Standpunkt ist sicherlich ernst zu nehmen und beruht auf zahlreichen Beobachtungen in der Praxis. Störend daran ist, daß er verallgemeinert wurde, ohne vorher ernsthaft zu versuchen, geeignete Hilfen für suchgefährdete Cannabiskonsumenten zu entwickeln und systematisch anzubieten.“ (Kreuzer/ Wille 1988: 160)

In dem Maße jedoch, wie der Konsum von Drogen über den Kontext abgrenzbarer Subkulturen hinaus praktische Bedeutung gewinnt, *normalisieren* sich komplementär in gewissem Sinne auch die gesellschaftlich-institutionellen Reaktionsweisen auf den Drogengebrauch. Seltener, gelegentlicher Drogenkonsum von Jugendlichen verliert das Stigma eines abweichenden, unmoralischen oder gar kriminellen Verhaltens. Die Gebrauchsmuster dieser in der Regel sozial und psychisch wenig auffälligen Konsumenten verbleiben meist unterhalb der Wahrnehmungs- und Eingriffsschwelle öffentlicher, erst recht strafender, polizeilicher Interventio-

nen. Für diejenigen, die Probleme mit dem Konsum haben, und zwar auch mit dem Konsum von Cannabis, Kokain und/ oder Ecstasy, stehen zunehmend differenziertere ambulante Therapie- und Beratungsangebote bereit. Ihrem eigenen Selbstverständnis nach sehen sich Ecstasy-Konsumierende freilich oft weder als beratungs- noch als behandlungsbedürftig an. (vgl. Rabes 1995: 173 f.)

Insgesamt sieht sich das Drogenhilfesystem in den letzten Jahren durch neue - insbesondere synthetische und stimulierende - Substanzen und die entsprechenden Konsumentenszenen vor Herausforderungen gestellt. Es sind Beratungs-, Hilfs- und Testangebote entwickelt worden, die sich auf die Bedürfnissituation der neuen Konsumentengruppen einstellen (vgl. Rabes/Harm 1997).

Im Bereich der Hilfen für drogengefährdete Jugendliche und junge Erwachsene, auch als *Sekundärprävention* bezeichnet, sind zu unterscheiden:

- a) Selbstregulationskräfte in den Szenen der Drogengebraucher
- b) Professionelle psychosoziale Hilfen

Zu a)

Schroers sieht in der Ausweitung des Ecstasygebrauchs über den kulturellen Rahmen der Technoparty-Kultur hinaus sowie in der gleichzeitigen Kommerzialisierung der Szene die Gründe für einen Verlust der szeneeigenen soziokulturellen Schutzmechanismen. Das Regelwerk von Ritualen und risikomindernden Drogengebrauchsmodi, wie es noch in der Trendsettingphase der Technokultur (und auch im Rahmen der Anwendung dieser Droge im semitherapeutischen Bereich) bestanden habe, sei zunehmend zerfallen. (vgl. Schroers 1997: 249 f.)

Empowerment und niedrigschwellige Drogenhilfemaßnahmen, so folgert er, sollen diese Lücke schließen und die Kraft drogenkultureller Regeln und Rituale wieder beleben. Schroers (1999: 33 ff.) hat im einzelnen folgende Vorschläge für eine Neugestaltung sekundärpräventiver Aktivitäten im Bereich des Ecstasykonsums unterbreitet, die in ein Gesamtkonzept für sichere Techno-Events (*Safer Rave*) einzubetten seien:

- *Clubwork*: Aufsuchende Arbeit in Clubs und auf Parties;
- *Harmreduction* in der Form sachorientierter Verbraucherberatung;
- *Empowerment*, d.h. die Förderung von Selbstorganisationskräften in der Szene (*peersupport*).

Gruppierungen jugendlicher Drogengebraucher, so geht aus dem letzten Vorschlag hervor, könnten einen Beitrag zur Entstehung möglicher kultureller Normen im Umgang mit illegalen Drogen leisten. Analog zum Bereich des kulturintegrierten Drogengebrauchs würde so der normative Rahmen für eine „Drogensozialisation“ (Marzahn) bereitgestellt, als der Gesamtheit aller Einflüsse, aus denen sich unser Wissen, unsere Bewertung und unser tatsächliches Verhalten gegenüber Drogen ergeben. Marzahn hat in diesem

Zusammenhang auch von der Herausbildung einer „gemeinen Drogenkultur“<sup>30</sup> gesprochen: Menschen seien immer dann in der Lage gewesen, mit Drogen umzugehen ohne Opfer ihrer gefährlichen Potenzen zu werden, „wenn der Drogengebrauch nicht sozial ausgegrenzt, sondern integrierter Bestandteil einer gemeinen Drogenkultur ist, die ihrerseits fest in der jeweiligen Lebensweise wurzelt.“ (Marzahn 1983: 115) Durch eine bestimmte innere Ordnung und eine äußere Form, ein Ritual, gibt die gemeine Drogenkultur Orientierung und Halt im Umgang mit Drogen.<sup>31</sup> Auf diesem Wege könnten riskante Konsummuster abgebaut und die Drogen domestiziert werden. „Entgegen ihrem öffentlichen Image sind diese Gruppen keine Verführer, die schwache Individuen zum Drogenmißbrauch anleiten; ganz im Gegenteil sind sie ein Teil sozialer Selbststeuerung, wirksam unter denjenigen, die bereits Drogen konsumieren. Es gehört deshalb zu den beklagenswertesten Resultaten unserer Drogenpolitik, die Bedeutung solcher Selbstregulation gänzlich verkannt und solche Gruppen eher verfolgt oder erschwert, statt ermutigt und unterstützt zu haben.“ (Marzahn 1994: 76)

Zu b)

*Professionelle psychosoziale Hilfen* für drogengefährdete Jugendliche und junge Erwachsene sollen ein Abrutschen in eine Abhängigkeit durch möglichst frühzeitige Interventionen verhindern. Die besondere Schwierigkeit besteht darin, daß eine Gesprächsbereitschaft oftmals nicht vorhanden ist, ja Kontakt- oder Hilfsangebote rundweg abgelehnt werden.

Ausgehend von diesen Erfahrungen und Erkenntnissen wurde etwa in Hessen in den 80er Jahren gezielt versucht, die Komm-Struktur der Beratungseinrichtungen zu modifizieren, indem ein „Erprobungsprogramm“ *Mobile Jugend- und Drogenberatung in Landkreisen* aufgelegt wurde.<sup>32</sup> Durch *aufsuchende Arbeit* sollten die mobilen Berater das Beratungsangebot in die Fläche tragen und bekannt machen. Potentielle Klienten sollten direkt angesprochen werden; deren Schwellenängste bezüglich einer Inanspruchnahme von Hilfsangeboten galt es durch die persönliche Präsenz der Berater und deren Vertrautheit mit der Lebenswelt der Jugendlichen vor Ort bzw. der örtlichen Jugendkultur zu reduzieren. Nicht immer gelang dies freilich, son-

---

<sup>30</sup> Von *Kultur* spricht Marzahn (1983: 115) in diesem Zusammenhang, „weil es sich um ein behutsames, sorgsam pflegendes Verhältnis zu etwas Elementarem und Wagnishaftem handelt. *Gemein* soll diese Kultur heißen, weil ‘gemein’ (...) ursprünglich nichts anderes bedeutet als: ‘allgemein, was alle angeht, von allen ausgeht’.“

<sup>31</sup> Der Gebrauch von Drogen hat im Kontext der „gemeinen Drogenkultur“ eine klar umschriebene raum-zeitliche Struktur: „Man versammelt sich an einer besonderen Stelle und umgibt sich mit dem rechten Raum und schönem Gerät. Der gemeinsame Drogengebrauch hat einen Anfang und ein Ende. Und er läuft selbst nach einer inneren Ordnung ab, die aus Erfahrungen hervorgegangen und deshalb nicht beliebig ist und mit der Zeit zur Zeremonie, zum Ritus sich verdichtet hat.“ (Marzahn 1983: 129 f.)

<sup>32</sup> Vgl. hierzu den Endbericht der wissenschaftlichen Begleitung dieses Erprobungsprogramms: Kaufhold 1990.

dern es erwies sich sogar im Gegenteil als kontraproduktiv: Aufsuchende Arbeit im Freizeitbereich (in Discos etc.) etwa wurde teils „auch von den Jugendlichen und Heranwachsenden abgelehnt, da sie in der Präsenz eines Drogenberaters mehr Kontrolle als Hilfe sahen.“ (Kaufhold 1990: 59)

Ergänzend zur aufsuchenden Arbeit bildete die Schaffung von Kooperations- und Koordinationsbündnissen im regionalen Jugendhilfe-, Sozial- und Gesundheitsbereich sowie mit den örtlichen Vereinen eine Schwerpunktaufgabe der mobilen Beratung. Über den Aufbau eines solchen Kontaktnetzes sollten weitere Zugangswege zum potentiellen Klientel geschaffen und zugleich der Bekanntheitsgrad und die öffentliche Akzeptanz des Angebots erhöht werden. Die Aktionen und Projekte der mobilen Beratung verknüpften demnach Anliegen der Beratung, Prävention und Öffentlichkeitsarbeit: Durch eine sozialräumliche, lebensweltliche Ausrichtung der Hilfeangebote und einen vernetzten Zugang sollten präventiv bereits im Vorfeld von symptomatischen Auffälligkeiten die sozialen Lebensbedingungen des Klientels verbessert werden.

Wer aber ist das *potentielle Klientel* eines psychosozialen Hilfsangebots? Woran ist eine Gefährdung zu erkennen? Kreuzer/ Wille (1988: 160 f.) haben diese Frage folgendermaßen beantwortet: „Eine Gefährdung des Jugendlichen liegt dann vor, wenn er beginnt, sich an die Droge zu gewöhnen. Er hat zwar noch keine Entzugserscheinungen sobald er sie nicht einnimmt, aber es fällt ihm schwer, auf seinen ‘Stoff’ zu verzichten und eine Pause einzulegen. Die *Freizeitinteressen* haben sich auf den Konsum von Suchtmitteln eingeeengt. Ohne Drogen hängt der Jugendliche herum, alles ödet ihn an. Der Drogengefährdete verliert die Fähigkeit, aktiv mit sich selbst etwas anzufangen und daran Spaß zu haben. Der wachsenden Kritik der Umwelt weicht er aus oder reagiert gereizt, wenn er von Angehörigen oder Freunden zur Rede gestellt wird. (...) Die Beziehungen engen sich auf die Drogenclique ein. Dort findet er Rückhalt und Solidarität.“ (Hervorhebung bei den Verf.) Kurzum: „Wenn ein Jugendlicher mit schwachem Selbstwertgefühl sich durch die Droge sicherer und stärker fühlt und in seiner Clique durch den Konsum Anerkennung und einen Hauch von Exklusivität bekommt, dann kann es sehr schnell gefährlich werden.“ (a.a.O.: 160; H.i.O.)

In der Arbeit mit Gefährdeten geht es insbesondere darum, das Vorschreiten des Drogenumgangs in eine Phase (selbst- und sozial-) schädigender Wirkungen zu verhindern, indem die Persönlichkeit des Betroffenen gestärkt wird. Der erste Kontakt zu einer Beratungsstelle geschieht meist nicht freiwillig. Daher nimmt es nicht wunder, wenn der Drogenberater zunächst als verlängerter Arm der Eltern, des Lehrers oder sonstiger Autoritäten betrachtet wird, von Instanzen also, die seinen Drogenkonsum verurteilen und von ihm erwarten, daß er ihn beendet. Nur wenn es gelingt, sich nicht einseitig am Thema des Drogenkonsums festzubeißen, sondern gemeinsam mit dem Jugendlichen die für ihn drängenden Lebensprobleme herauszuarbeiten, kann überhaupt ein tragfähiger Kontakt zustandekommen

und ein Arbeitsbündnis geschlossen werden. In vielen Fällen gelingt dies nicht, sondern es bleibt bei provokantem Desinteresse oder aggressivem In-Frage-Stellen seitens des Jugendlichen. Wenn dieser aber spürt, daß sich jemand für ihn und für seine Lebenssituation wirklich interessiert und ihm nicht etwa nur einseitig seinen Drogenkonsum verbieten möchte, dann kann Vertrauen entstehen und bei dem Betreffenden ein Interesse wachsen, sich mit seiner Innenwelt: seinen Gefühlen, Gedanken, Phantasien etc. auseinanderzusetzen. Dieses Interesse an sich selbst entsteht nur ganz allmählich, und es wird immer wieder beiseite gedrängt durch die Versorgungshaltung des Klienten, der auch in der therapeutischen Begegnung seinem Gegenüber die Verantwortlichkeit zuspielen möchte, getreu dem Motto: „schuld sind immer die anderen!“ Der Beratungsprozeß stellt einen Rahmen für korrigierende emotionale Erfahrungen bereit, aber das Selbstinteresse muß letztlich von innen, aus eigenen Persönlichkeit kommen; nur so wird Therapie zur Selbst-Therapie.

Die folgende Fallstudie vermittelt einen Eindruck von Entwicklungsmöglichkeiten im Kontext solcher Beratungsprozesse (vgl. auch Gerhard 1998):

#### Kasuistik

##### „B.“ oder: „Die Erfahrung, jemandem wichtig zu sein“

B. ist 16 Jahre alt, männlich. Er erscheint zum Erstgespräch in der Beratungsstelle gemeinsam mit seinem Vater, einem stillen und zurückhaltenden Beamten. Der Anlaß der Kontaktaufnahme ist gewesen, daß er in der Schule gemeinsam mit Freunden beim Kiffen erwischt wurde. B.'s Eltern sind seit etlichen Jahren geschieden; er wohnt bei seinem Vater in dessen Elternhaus, wo außerdem noch die Oma lebt. Sein Vater ist mit einer neuen Partnerin liiert, die im gleichen Dorf wohnt.

Es ist mir in diesem und den folgenden Gesprächen gelungen, bei B. eine Motivation zu wecken, sich mit seinen Gedanken und Gefühlen mitzuteilen und auseinanderzusetzen. Wir vereinbarten einen regelmäßigen wöchentlichen Termin für Beratungsgespräche.

In den Gesprächen wird bald deutlich, daß B. vor allen Dingen die Beziehung zu seiner Mutter als belastend erlebt. Früher schon sei es immer so gewesen, daß sie gar nicht richtig zugehört habe und gleich auf ihre eigenen Probleme zu sprechen gekommen sein, wenn er mit ihr habe reden und sich ihr habe anvertrauen wollen. Aus seinen Schilderungen imponiert sie als narzißtisch bedürftige, selbstunsichere Persönlichkeit, die sich aus diesem Grund auch immer wieder in psychotherapeutischer bzw. psychiatrischer Behandlung befunden hat. B. beschreibt die Kommunikation mit seiner Mutter in einem unserer Gespräche als Begegnung von *Hüllen*, hinter denen die innere Befindlichkeit verborgen geblieben sei. So hat er nicht die Erfahrung machen können, daß die Mitteilung seiner eigenen Gedanken und Gefühle seiner Mutter je wichtig gewesen sind.

B. kann sich in den Beratungsgesprächen mitteilen, ohne auf Desinteresse zu stoßen, was für ihn aber zunächst nicht einfach ist; so fragt er manch-

mal zweifelnd: „Ist das überhaupt wichtig, was ich erzähle?“ Besonders in der Anfangsphase agiert er die Unzuverlässigkeit, die seine Mutter ihm gegenüber gezeigt hat, auch szenisch, indem er zu dem einen oder anderen Termin nicht erscheint.

B. erzählt öfter ausführlich von seinem Hobby, der Pflege und Aufzucht eines Stammes einer besonderen Mäuseart. Er hat ein diffiziles System aus mit Röhren verbundenen Käfigen konstruiert, und weiß genau, wie die Mäuse sich verhalten, welche sich begegnen und welche sich nicht ins Gehege kommen dürfen. Im Wald sammelt er Rindenstücke und andere Holzteile, um seinen Zöglingen ein möglichst natürliches Lebensumfeld zu schaffen; er spricht zu ihnen und widmet ihrer Pflege viel Zeit. Väterliche und mütterliche Funktionen in einem ausübend, geht er so fürsorglich mit seinen Mäusen um, wie er sich gewünscht hätte, daß mit ihm in seiner Kindheit umgegangen worden wäre. Auch mutet es an, als ob die Aufmerksamkeit und Fürsorge, die er den Tieren angedeihen läßt, nachgerade ein Versuch ist, die eigene auseinandergebrochene Herkunftsfamilie gewissermaßen symbolisch zu restituieren.<sup>33</sup>

B. macht auf mich einen nachdenklichen und sensiblen Eindruck. Er setzt sich sehr ernsthaft mit der deutschen nationalsozialistischen Vergangenheit auseinander und engagiert sich in einer politisch linksgerichteten Schülergruppe. Er fühlt sich den Punks verbunden, und indianische Kulturen faszinieren ihn. Auch in ganz alltäglichen Bezügen eignet er sich Vergangenheit an: indem er zum Beispiel gut erhaltene Stiefel seines längst verstorbenen Großvaters trägt, die er zuhause auf dem Speicher gefunden hat; oder indem er sich mit Klamotten kleidet, die er auf dem Flohmarkt erstanden hat.

Diese Verhaltensweisen wirken wie Versuche, familiale und andere Traditionsbestände als Fundgrube für die eigene Identitätsentwicklung zu nutzen und fruchtbar zu machen. B. legt hiermit bewußt auch ein Kontrastprogramm zum *Konsumismus* und zu der Markenfixierung vieler seiner Altersgenossen auf.

Zu Beginn eines unserer Gespräche streift B., wie immer gleich nach Schulschluß kommend, seine Uhr ab und verstaubt sie in seiner Schultasche. Er würde sie nur in der Schule tragen, jetzt benötige er sie nicht mehr, da er Uhren ohnehin nicht leiden könne und sich nicht dem Diktat der Zeit unterwerfen möchte.<sup>34</sup>

---

<sup>33</sup> Wir sehen hier eine Parallele zur Bedeutung der Ratten in der Punk-Szene, wie sie von Wirth (1984: 183 ff.) aufgezeigt worden ist: Indem die Punks „die Ratten hegen, identifizieren sie sich projektiv mit ihnen und versorgen sich gleichsam selbst. (...) Mit der Pflege der Ratten machen sie den Versuch, der Welt doch noch irgendwelche positiven oder gar tröstlichen Züge abzutrotzen. Ihr Verhältnis zu den Ratten ist geprägt von einer Traurigkeit, die dazu verhilft, auch unter den widrigsten äußeren Umständen ein Stück Wärme und Menschlichkeit zu bewahren - und sei es durch Kommunikation mit einer Ratte.“

<sup>34</sup> Eine andere Interpretation dieser Szene wäre freilich: er möchte zeit-los mit mir zusammen sein, hat noch kein Gespür entwickelt für - auch zeitliche - Grenzen im Kontakt. Eine allgemeinere Interpretation, die diese Art des Umgangs mit Zeit und die Erfahrungen des Cannabiskonsums verknüpft: Die immer rasantere Beschleunigung gesellschaftlicher Le-

Insbesondere dann, wenn der Berater sich zum Anwalt bereits vorhandener positiver Bewältigungsversuche macht und diese verstärkt, wenn er die Stärken des Klienten betont und nicht nur seine Schwächen herausstellt, kann er diesem helfen, aus seiner Abwehrhaltung herauszutreten. „Erst dann spürt der Jugendliche genügend Rückhalt, um sich selbst kritischer zu beobachten und zu bewerten. Häufig geht es dabei um seine Rolle bei der Ablösung vom Elternhaus, bei Partnerproblemen und bei Schwierigkeiten am Arbeitsplatz oder in der Schule. Erst später (...) sollte man auf den Stellenwert des Drogenkonsums bei der Bewältigung seiner Probleme eingehen. Der Klient wird dann viel eher in der Lage sein, das Destruktive des Drogenkonsums wahrzunehmen und nach Veränderung zu suchen.“ (Kreuzer/Wille 1988: 133)

Durch eine beraterisch-therapeutische Grundhaltung, die getragen ist von Empathie, Respekt, Akzeptanz und Geduld, kann das Selbstinteresse des Klienten gefördert werden. Es ist der erste Schritt auf dem Wege der „Hilfe zur Selbsthilfe“. Der Betreffende übernimmt nach und nach Eigenverantwortung für die aktive Bewältigung seiner Probleme. Die Erfahrung, die er im Beratungsprozeß machen kann: daß da jemand zuverlässig und kontinuierlich für ihn da ist, ihn ernst nimmt und ihm zuhört, hilft ihm, die Wahrnehmung seines sozialen Umfeldes neu zu strukturieren und sich selbst wichtiger zu nehmen; oder in der Sprache der Psychoanalyse: sie ermöglicht ihm, freundlichere Objekt- und Selbstrepräsentanzen auszubilden.

Im Rahmen der etwa ein Jahr lang laufenden Beratung/ Betreuung konnte B. folgendes für sich erreichen: Zunächst ist ihm das Ersatzhafte seines Drogenkonsums deutlich geworden: der Konsum von Cannabis hat für ihn die soziale Funktion gehabt, Langeweile zu überspielen, und er hat ihm den Anschluß an eine peer-group ermöglicht; die psychologische Bedeutung des Konsums jedoch liegt im (unbewußten) Versuch beschlossen, kindliche Erfahrungen des Mangels an Geborgenheit und Interesse zu kompensieren. B. hat seine Suchtgefährdung erkannt und nach und nach seinen Konsum reduzieren und ihn auf singuläre Anlässe beschränken können. Zugleich hat er kreative Interessen entfaltet; so lernt er beispielsweise ein Musikinstrument zu spielen. Er hat deutlichere berufliche Vorstellungen entwickelt und seine schulischen Leistungen verbessert. Mit seinem Vater kann er über persönliche Angelegenheiten reden, während er früher nur gedacht habe, daß dieser sich gar nicht dafür interessiere.

Für die adoleszente Entwicklung einer tragenden Identität sind Spiegelerfahrungen mit wichtigen Personen sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich von entscheidender Bedeutung. Im Rahmen psychosozialer

---

bensprozesse scheint zugleich gegenläufige Tendenzen einer „Langsamkeit“ hervorzubringen: in der Gestalt von Versuchen, Zeit zu gewinnen und zur Besinnung zu kommen sowie in der Weigerung, sich dem vorgegebenen Zeittakt zu unterwerfen; in analoger Weise sind die Wirkungsqualitäten von Cannabis eher dysfunktional im Hinblick auf die geforderten gesellschaftlichen Anpassungsleistungen.

Beratungs- und Therapieprozesse, in denen ein geschützter Raum bereitgestellt und eine haltende Beziehung verlässlich angeboten wird, kann diese Erfahrung des Angenommenseins, die Erfahrung, jemandem wichtig zu sein und sich folglich selbst wichtig(er) zu nehmen, nachgeholt werden.

Natürlich ist ein solcher Beratungsprozeß meist kein derart geradliniger Weg, sondern er kennt viele Umwege und Rückschläge. Oft reichen auch die Möglichkeiten ambulanter Beratung/ Betreuung nicht aus, sondern andere Hilfen sind erforderlich, z. B. eine stationäre Therapie. Eine Methode der Wahl im ambulanten Arbeitsfeld bildet die *ambulante Gruppenarbeit*, und zwar sowohl in Gestalt von Selbsterfahrungsgruppen wie auch von kreativitätsfördernden Freizeitgruppen. (vgl. Abschnitt 3.4.2)

Die erheblich gestiegenen Anforderungen an persönliche Strukturierungsleistungen im Gefolge des gesellschaftlichen Individualisierungsschubs produzieren gerade für Jugendliche enorme Risiken einer biographischen Überforderung. Der Bedarf an Orientierungshilfe, Beratung und Betreuung ist bedingt durch diese gesellschaftlichen Entwicklungen zweifelsfrei gewachsen.

Dem steht gegenüber, daß sich Jugendliche vielfach scheuen, bei auftretenden Problemen Beratung und Hilfe in entsprechenden Einrichtungen zu suchen. Neuere Studien zeigen, daß die bestehende medizinische und psychosoziale Versorgung in ihren jetzigen Strukturen den an sie gestellten Ansprüchen nicht gerecht werden kann. Nur etwa jeder dritte Jugendliche im Alter von 13 bis 16 Jahren läßt sich von einem Arzt/ einer Ärztin behandeln, wenn eine Erkrankung vorliegt. Ein ähnliches Defizit kann für den Bereich der psychosozialen Versorgung konstatiert werden. Eine Studie von Remschmidt (1990) konnte einen Anteil von 12,7% der Stichprobe von untersuchten Schülern als behandlungs- bzw. beratungsbedürftig nachweisen. Tatsächlich in Behandlung befanden sich jedoch nur 3,3% der Fälle.

Die Gründe hierfür sind im fehlenden Vertrauen, der Unsicherheit, den sozialen Befürchtungen und der Schwellenangst der Jugendlichen zu suchen, aber auch in der Unsicherheit und im mangelnden Engagement und der fehlenden Einfühlsamkeit vieler professioneller Helfer. Hinzu kommt: „Bislang nur wenig miteinander kooperierende psychosoziale und medizinische Dienste sowie eine unzureichende Verknüpfung dieser Dienste mit der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen haben dazu geführt, daß die Inanspruchnahme professioneller medizinischer und psychologischer Hilfe noch immer auf große Barrieren stößt.“ (Palentien/ Hurrelmann 1995:11)

Andererseits ist aber auch die sogenannte „Beratungsaversion“ Jugendlicher (Seiffge-Krenke 1986: 27) in Rechnung zu stellen. Wirth (1996: 12) hat darauf hingewiesen, daß die Einstellung von Jugendlichen zu psychotherapeutischen Hilfen entscheidend von der Selbstdefinition abhängt: ob sein



Bestreben eher dahin geht, sich von den Erwachsenen abzusetzen und er (noch) gar nicht erwachsen werden will - „oder ob er unter seinen Schwierigkeiten erwachsen zu werden leidet, aber den Wunsch nach Erwachsenenheit hat. In dem Fall wird er Psychotherapie eher suchen.“

Klaus Hurrelmann hat festgestellt, daß ambulante Versorgungseinrichtungen mit großer räumlicher und sozialer Nähe zu Jugendlichen flexibler und informeller auf deren Entwicklungs- und Gesundheitsprobleme eingehen können als die traditionellen Systeme. Er empfiehlt, daß die Einrichtungen allgemein als 'Beratungsstellen' charakterisiert sein und als Anlaufstationen sowohl bei sozialen als auch bei psychischen und gesundheitlichen Problemen von Jugendlichen dienen sollten. (vgl. Hurrelmann 1995: 43)

### 3.2.7. Entspezialisierung der Hilfsangebote

Nach einer Phase zunehmender Spezialisierung der verschiedenen Beratungs- und Hilfsangebote im psychosozialen Bereich und der damit einhergehenden Einengung auf spezifische Probleme oder Klientengruppen hat die Forderung nach einer Integration und Zusammenführung entsprechender Einrichtungen in den letzten Jahren an Aktualität gewonnen. Das Zauberwort von den *Synergie-Effekten*, die hierdurch herbeigeführt werden sollen, verschleiert allerdings kaum den Zwang zu Kosteneinsparungen, der die fachlichen Argumente überlagert und sich teils unheilvoll mit diesen verquickt.

Keupp (1987a: 828 f.) hat bereits vor mehr als 10 Jahren einen besonderen Mangel der psychosozialen Versorgung in der „fehlende(n) Planung und Koordination der verschiedenen Dienstleistungen“ diagnostiziert. Innerhalb und zwischen verschiedenen im psychosozialen Bereich tätigen Einrichtungen sei es zu mehr oder weniger stabilen Formen der Arbeitsteilung, aber auch zu Kämpfen um Kompetenz und Zuständigkeit gekommen, was nicht zuletzt zu einer „aspekthaften Zergliederung“ (a.a.O.: 830) der Problemsituation der Hilfesuchenden geführt habe: „Zusammenfassend läßt sich das bestehende System der psychosozialen Versorgung charakterisieren durch eine mangelnde Integration in den Lebenszusammenhang derer, die Hilfeleistung brauchen, durch die Dominanz professioneller Interessen über die Bedürfnisse der Klienten und durch eine Zergliederung der alltagsweltlichen Problemlagen durch parzellierte Zuständigkeiten und Kompetenzen der unkoordiniert intervenierenden Institutionen. Ein problemsensibler Zugang zur Lebenswelt der Betroffenen ist dadurch weitgehend verstellt.“ (a.a.O.: 831)<sup>35</sup>

<sup>35</sup> In dieselbe Richtung weist die Beobachtung von Richter (1978: 168 f.), der insbesondere Abstimmungsschwierigkeiten zwischen ärztlich-therapeutischen und sozialarbeiterisch-sozialadministrativen Diensten sieht: „Medizinische, beraterische, fürsorgerische, pädagogische Dienste arbeiten weitgehend isoliert voneinander und nur sehr partiell koordiniert aufeinander zu. Die Ausübung von Therapie ist noch immer weitgehend Ärzten und Heil-

Um diesen Tendenzen entgegenzuwirken und gleichzeitig auf Mängeldiagnosen produktiv zu reagieren, die bereits im Rahmen der Psychiatrie-Enquete in den 70er Jahren ausformuliert wurden, werden Konzepte zur Realisierung von entspezialisierten Beratungsdiensten verstärkt diskutiert und umgesetzt. Im Zuge dieser Entwicklung gewinnen auch Begriffe wie *Nutzerorientierung* und *Gemeindenähe* von Institutionen wieder mehr an Bedeutung. Als weitere Prinzipien solcher Versorgungssysteme werden die Notwendigkeit von Prävention und eine umfassende, ganzheitlich orientierte Versorgung betont. Durch die Schaffung von integrierten Diensten könnten, so die Argumentation, Rat- oder Hilfesuchende mit unterschiedlichsten Problemen oder Krisensituationen betreut werden. Gleichzeitig wäre gewährleistet, daß sie in bezug auf die bestehende Problematik/ Krisensituation, die oft mehrere Lebensbereiche betreffen kann (z.B. Suchtmittelgebrauch, familiäre Probleme, psychische Belastungen), Unterstützung und Beratung in den unterschiedlichsten Bereichen erhalten. Durch das Konzept der integrierten Dienste könnte bei gleichzeitigem Einsatz von Ehrenamtlichen oder Laienhelfern eine ganzheitliche, an den Bedürfnissen des Klienten/ der Klientin orientierte Beratung oder Begleitung realisiert werden.

Im Bereich ambulanter Hilfen für Suchtkranke und -gefährdete haben sich in den letzten Jahren Trends zur Schaffung „multifunktionaler Beratungs- und Behandlungsstellen“ verstärkt. (vgl. Groß/ Gerhard 1999: 411) Allen voran gibt es Bestrebungen, die nach den Kriterien *legal* und *illegal* aufgeteilten ambulanten Hilfsangebote in integrierten Suchtberatungsstellen zusammenzuführen, die sich an Konsumenten aller psychoaktiven Substanzen und auch an Hilfsbedürftige mit nicht-stoffgebundenen süchtigen Verhaltensweisen adressieren. Diese Integration beruft sich u.a. darauf, daß sich aufgrund verbreiteter polyvalenter Konsummuster zusehends die Unterschiede verwischen, die als Begründung für die Abtrennung der Hilfesysteme gedient haben. So läßt sich beispielsweise nicht mehr klar trennen zwischen einer illegale Drogen konsumierenden jugendlichen Subkultur und der alkoholtrinkenden Erwachsenenengesellschaft. Überdies zeigen Erfahrungen in der Suchtprävention, wo sich ein Paradigmenwechsel von der *Drogen-* zur *Sucht*prävention bereits vollzogen hat, daß eine substanzspezifische Herangehensweise fachlich überholt und auch wenig hilfreich ist. (s.u.)

---

hilfspersonen als Privileg vorbehalten, die in Praxen und Kliniken vornehmlich eine traditionelle medizinische Versorgung betreiben. Streng abgetrennt widmet sich die Sozialbürokratie mit ihren Einrichtungen den als rein „sozial“ etikettierten Problemen. Die Folge ist, daß ein Betroffener zumeist entweder als „sozial Gefährdeter“ oder als „sozial Schwieriger“ ausschließlich an die Sozialadministration und an Sozialarbeiter gerät oder als „medizinischer Fall“ allein ärztlich-pflegerische Hilfe in einer Praxis oder einem Krankenhaus erhält. Sein Aspekt als Patient und sein Aspekt als sozialer Problemfall werden also meist aufgespalten, und es ist eher die Ausnahme, wenn die körperlichen, psychischen und sozialen Anteile seiner in sich zusammenhängenden Schwierigkeiten auch ganzheitlich verstanden und zum Gegenstand einer konvergierenden Behandlungsstrategie gemacht werden.“

Auch über den Bereich der Suchtkrankenhilfe hinausgreifend wird nach Integrationsmöglichkeiten Ausschau gehalten - so in Gestalt von Überlegungen und ersten Praxisansätzen, die die historisch entstandene Spezialisierung von ambulanten Beratungsangeboten (Erwachsenen-Suchtberatung, Jugend- und Drogenberatung, Erziehungsberatung, AIDS-Beratung, Schwangerschaftskonfliktberatung, Psychosoziale Kontakt- und Beratungsstellen, Beratungsstellen für Eßstörungen etc.) zumindest partiell zurücknehmen möchten zugunsten einer Entspezialisierung, die einhergeht mit einer höheren Binnendifferenzierung der entsprechenden Einrichtungen. (vgl. Kindermann 1996: 485 ff.) Hierzu gibt die Erfahrung Anlaß, daß psychosoziale Probleme meist nicht in so isolierter Form auftreten, daß sie einen hochspezialisierten Ansatz rechtfertigen, sondern vielmehr als Problembündel, das eine ganzheitliche Herangehensweise erfordert. Beispiele hierfür sind Erscheinungsformen jugendlicher Devianz, bei denen nicht eindeutig ist, ob etwa Verwahrlosung oder Suchtgefährdung im Vordergrund der Problematik steht; oder auch Doppeldiagnosen, die die Frage aufwerfen, ob das Drogen-/Suchtproblem oder die Psychose bzw. Persönlichkeitsstörung primär behandlungsbedürftig ist?

Erfahrungen und Beobachtungen aus der Beratungsarbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Rahmen eines integrierten psychosozialen Dienstes („Beratungszentrum“) in einer ländlichen Region zeigen, daß ein solches institutionelles Design sich an Schnittstellen der etablierten Hilfesysteme bewegt: an Schnittstellen von Erziehungsberatung und Jugend- und Drogenberatung, und an Schnittstellen von Drogenhilfe, Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Durch den Integrationsansatz werden Bedarfs- und Notlagen Jugendlicher sichtbar, die oft quer zu der traditionellen Segmentierung von Hilfseinrichtungen liegen. (vgl. Gerhard/ Lauer 1998)

Im Setting einer integrierten Beratungseinrichtung, so eine zentrale Beobachtung, werden vielfach ohne den Umweg über das zum Einrichtungsdesign passende Präsentiersymptom gleich brisantere Themen und Konfliktbereiche angesprochen. Der neutrale Name „Beratungszentrum“ erlaubt es, sich mit individuellen Problemen besser anzuvertrauen und offener darüber zu sprechen, da die Definition des Problems nicht gleich schon vom Etikett der Beratungsstelle mitgeliefert wird.<sup>36</sup>

#### Kasuistik:

#### C. oder: „Ist das hier Drogenberatung?“

<sup>36</sup> Das Etikett „Drogenberatung“ hat Erkennungs- und Identifikationswert für ein drogenabhängiges Klientel, es scheint aber jüngere Konsumierende und Gefährdete eher auf Distanz zu halten - auch aufgrund des stigmatisierenden Effekts, der vom Einrichtungsnamen ausgeht.

An dieser Stelle muß jedoch offenbleiben, ob und inwieweit die unter den spezifischen Bedingungen der psychosozialen Versorgungssituation in einer ländlichen Region gewonnenen Erfahrungen auch auf andere, insbesondere großstädtisch geprägte Kontexte übertragbar sind.

C. ist 18 Jahre alt, männlich, und lebt in einer Jugendwohngemeinschaft; er erscheint zum Erstinterview in Begleitung seines Bezugsbetreuers. Sein bisheriges Leben ist gekennzeichnet durch Beziehungsabbrüche, Wohnortwechsel, Schulabbrüche, JVA-Aufenthalte (wegen Diebstählen) und Aufenthalte in Jugendhilfeeinrichtungen. An Drogen hat er alles schon mal genommen (außer Kokain), auch Heroin, in erster Linie aber Cannabis, LSD und Ecstasy. Im ersten Gespräch, das ich gemeinsam mit ihm und seinem Betreuer führe, fragt er sofort, nachdem ich mich und unsere Einrichtung kurz vorgestellt habe: „Ist das hier Drogenberatung? Drogenberatung brauch ich nicht, Probleme mit Drogen hab ich nicht mehr!“ Er sei vor einem Jahr zu zwei Gesprächen in einer Drogenberatungsstelle gewesen, aber zwischenzeitlich habe er den Konsum eingestellt, und so habe er auch keine Veranlassung für weitere Gespräche mehr gesehen. Die Probleme dieses Jugendlichen sind nun aber in der Folgezeit keineswegs geringer geworden, weshalb er auch schließlich hierher gekommen ist. Seine Lebensplanung steht auf äußerst wackligen Füßen: Er möchte die Mittlere Reife machen, hat aber große Probleme in der Schule; wenn er den Realschulabschluß nicht schafft, muß er auch die Jugendhilfeeinrichtung verlassen - ein Teufelskreis.

Die Dramatik und Bedrohlichkeit seiner Situation teilt sich affektiv im Gespräch gar nicht mit. Sie wird umso mehr durch den Erzieher erlebt und ausgedrückt, der die existentielle Not des Jugendlichen gleichsam stellvertretend für diesen aufspürt, sich Sorgen macht und sich sehr für den jungen Mann engagiert. Dieser wiederum spaltet die bedrohlichen Gefühle ab und betäubt sie mit Medikamenten; seine Ängste erscheinen ihm anders gar nicht aushaltbar. In den Gesprächen, die wir vereinbaren, hätte es nun in allererster Linie darum zu gehen, daß er herausfindet, was er eigentlich selber will; es geht um nichts weniger als um seine - berufliche wie menschliche - Identität.

Dieses Beispiel aus einer integrierten Beratungsstelle zeigt, „daß Hilfe an komplexen Problemlagen ansetzen muß. Diese können wir - so wagen wir zu behaupten - mit unserem integrativen Ansatz besser erreichen und bearbeiten als traditionelle Einrichtungen. Immer wieder sind wir konfrontiert mit problematischen, weil fehlschlagenden Formen der Lebenswältigung - einer Lebensbewältigung, die mittels Drogenkonsum angestrebt werden, aber auch ganz andere Wege nehmen kann: sich in kriminellen und aggressiven Handlungen, Suizidalität, psychosomatischen Reaktionen, Depressionen etc. zeigen kann. Drogenkonsum ist eine Variante jugendlicher Verhaltensentwicklung, ein Symptom unter vielen, in denen sich psychosoziale Probleme von Jugendlichen ausdrücken können. Wir beobachten jedenfalls zunehmend, daß Jugendliche mit sehr unterschiedlichen 'Präsentier-Beschwerden' Kontakt zu unserer Einrichtung aufnehmen: beispielsweise wegen Suizidgedanken und Gefühlen der Ausweglosigkeit infolge von Konflikten im Elternhaus und Problemen in der Schule. Im Verlauf einer Beratung kann sich dann herausstellen, daß der Betreffende zusätzlich - als Problembewältigungsversuch - Haschisch konsumiert. Vordringlich wird es jedoch immer um die Bearbeitung der psychosozialen Grundprobleme gehen

- zumindest da, wo nicht eine manifeste Abhängigkeit besteht.“ (Gerhard/Lauer 1998: 37; H.i.O.)<sup>37</sup>

Die hier in exemplarischer Weise aufbereiteten Erfahrungen konvergieren mit generalisierenden Beobachtungen, die darauf schließen lassen, daß die Bedeutung der Sozialpädagogik und Sozialarbeit für die Jugendlichen sich verschiebt: „Sozialpädagogik wird von der Integrationshilfe im Rahmen übersehbarer Statuspassagen und Resozialisierungsmuster zur (oft unspezifischen) Ressource im gegenwartsbezogenen Kontext der Lebensbewältigung. Sozialpädagogik wird veralltäglicht, gerät endgültig zur sozialen Reproduktionshilfe und ist damit zunehmend ´sozialpolitisch unauffälliger´ Teil der sozialen Infrastruktur.“ (Böhnisch/ Schefold 1989: 13). Der empirische Ansatzpunkt für die neue Reflexivität, derer sie hierfür bedarf, „ist dabei die in der Jugendhilfepraxis inzwischen verbreitete Erfahrung, daß Lebensschwierigkeiten und Gefährdungen im Jugendalter nicht mehr symptomatisch isolierbar und auf spezielle Maßnahmen indizierbar sind, sondern in der Regel auf Probleme der Lebensbewältigung verweisen.“ (a.a.O.: 13)

Somit bestätigen die hier reflektierten Erfahrungen in eindrücklicher Weise die Bewegungsrichtung *weg von der Symptomorientierung* und hin zur praktischen pädagogisch-therapeutischen Auseinandersetzung mit adolescenten Entwicklungsproblemen. Sie knüpfen an die bereits durch Forschungen in den 80er Jahren angestoßene theoretische Ausrichtung an den Diskursen der Jugendentwicklung an, in deren Rahmen jugendlicher Drogenkonsum als „eine neben anderen Möglichkeiten jugendlicher Verhaltensentwicklung“ (vgl. Projektgruppe Tudrop 1984: 33) begriffen worden ist.

### **3.3. „Vom Symptom zur psychischen Störung“. Aspekte tiefenpsychologischer Behandlung**

---

<sup>37</sup> Daß diese Einsichten nicht gar so neu sind, zeigt der folgende - 18 Jahre zurückliegende - Erfahrungsbericht eines ehemaligen Drogenberaters: „Während meiner Arbeit in der Beratungsstelle ist mir bei Jugendlichen immer wieder die Perspektivlosigkeit, Zukunftsangst und das Gefühl ´nichts wert zu sein´ begegnet, gleichzeitig aber auch die Suche nach Lebenssinn, Zugehörigkeitsgefühl und Anerkennung. Viele dieser Jugendlichen waren nicht von Drogen abhängig, sondern suchten Hilfe, um mit Lebensproblemen fertig zu werden, die sie immer mehr belasten: fehlende Ausbildungs- und Arbeitsplätze, wachsende Konkurrenz in der Schule und Selbstzweifel. In einer Lebensphase, wo die Entfaltung emotionaler und kreativer Bedürfnisse für die positive Entwicklung des Jugendlichen notwendig ist, werden die Umgangsformen härter, und der Jugendliche fühlt sich bei Mißerfolgen als der alleinige Versager. Frühzeitiger Drogenkonsum verhindert dann oft die notwendigen Entwicklungsschritte zu einem selbstverantwortlichen Leben. Der Mißbrauch der illegalen Drogen hat dazu den besonderen Reiz, sich von einer Gesellschaft abgrenzen zu können, die für eine zunehmende Zahl junger Menschen nichts bedeutet und der sie gleichgültig gegenüberstehen.“ (Sickinger 1982: 16)

### 3.3.1. Narzißmus und Beziehung. Tiefenpsychologische Therapie in der Spätadoleszenz

Tiefenpsychologisch orientierte Therapie und psychoanalytische Behandlungsformen lassen frühkindliche Konflikte wieder lebendig werden und suchen diese einem besseren Ausgang, einer gelungeneren und befriedigenderen Lösung zuzuführen, als dem Betreffenden dies in seiner Kindheit und in den sich wiederholenden Neuauflagen der ursprünglichen Konfliktsituation in seinem äußeren Beziehungsfeld möglich war. „Psychoanalyse definiert sich also als ein psychogenetisches Verfahren mit einer kausal, auf die Krankheitsursachen bezogenen Therapie.“ (Rost 2000: 463)

Psychoanalytische Therapie ist schmerzhaftes Erinnerungsarbeit, die innerlich autonom(er) macht für die Lebens- und Beziehungsgestaltung, und insbesondere zur Herstellung oder Wiederherstellung von Arbeits- und Liebesfähigkeit beiträgt. Sie soll die ins Unbewußte verbannten und von der weiteren Entwicklung abgeschnittenen Selbst- und Identitätsanteile wieder transparent machen. Im Optimalfall wird so eine Neuinszenierung kindlicher Konflikthaftigkeit ermöglicht. Die Wiederbelebung kindlicher Bedürfnisse in ihren kreativ-spielerischen wie in ihren destruktiven Aspekten zielt darauf ab, daß der Klient/ Patient sich die dunklen Seiten seiner Lebensgeschichte aneignet, sie in eine „flexible, durchlässige Kernidentität“ (Leuzinger-Bohleber) integriert, um so schließlich gelingendere Lösungen und Befriedigungsformen für seine konfliktbesetzten Lebensthemen zu finden.

Aufgrund der Tendenz des Patienten/ Klienten, belastende und unverarbeitete Erfahrungen und mißlungene Erfahrungsverarbeitungen im Rahmen der therapeutischen Beziehung neu zu inszenieren, wird der Therapeut in dessen konflikthafte und belastende, szenische Lebens- und Situationsentwürfe einbezogen. „In diesen Szenen sind die zentralen Probleme und Krisen der Klienten faßbar, erlebbar und verstehbar (szenisches Verstehen).“ (Trescher 2001: 192)

Kerngedanke der psychoanalytischen Therapie ist es, die innere Zerrissenheit des Patienten, welcher oft chaotische psychosoziale Außenverhältnisse entsprechen, im Rahmen der therapeutischen Beziehung zu bearbeiten. Auf der Grundlage einer haltenden Beziehung und nach Etablierung eines Arbeitsbündnisses stellt der Therapeut und/oder Analytiker im therapeutischen Prozeß - vorzugsweise durch Deutungen, aber auch in Form von „Antworten“ (s.u.) - Zusammenhänge zwischen aktuell und früher Erlebtem her „und ermöglicht es so dem Patienten, verfestigte Verhaltensweisen und Symptome nach deren Durcharbeitung aufzugeben und sich damit gesünder zu entwickeln.“ (Rost 2000: 463)

„Gesundheit“ im Sinne der Psychoanalyse meint, daß „hysterisches Elend“ in „gemeines Unglück“ (Freud) verwandelt wird. „Der Analysand wird deshalb in diesem Sinne ´gesund´, weil er im Vollzug der psychoanalytischen

Forschung, in der er Subjekt wie Objekt des Prozesses ist, sukzessive befähigt wird, einen vernünftigeren und d.h. bewußteren Umgang zu finden mit seinen Triebkonflikten, mit den verhaltens- und erlebniswirksamen Ereignissen der Vergangenheit und mit seiner 'beschädigten' Subjektivität. Hieraus begründet sich auch das in der Tradition der Aufklärung stehende Programm der Psychoanalyse: Unbewußtes soll bewußt werden, weil nur unter dieser Bedingung menschliche Beziehungen, Verkehrsformen und Verhältnisse potentiell vernünftig, d.h. potentiell herrschaftsfrei, von Einsicht gelenkt und gestaltet werden können.“ (Trescher 2001: 169 f.)<sup>38</sup>

Festgefahrene und/ oder in Identitätsdiffusion mündende Ausgänge der *Adoleszenz* sind häufig ein Grund dafür, daß der Übergang ins Erwachsenenleben nicht ohne professionelle Hilfe bewältigt werden kann. Leuzinger-Bohleber zufolge besteht bei Patienten in der Lebensphase der Spätadoleszenz durchaus eine Indikation für eine hochfrequente Psychoanalyse. Die intensive Aufarbeitung frühinfantiler und adoleszenter Traumatisierungen im Übertragungsgeschehen einer Psychoanalyse eröffne diesen Patienten eine „dritte Chance“ (Leuzinger-Bohleber 2000)<sup>39</sup> „(...), um eingefrorene und in der Pathologie mündende Entwicklungsprozesse wieder zum Fließen zu bringen, was im besten Fall doch noch eine produktive, spätadoleszente Identitätsfindung und dadurch eine Nutzung heutiger Freiräume zur individuellen Lebensgestaltung ermöglicht.“ (14 f.)

Die folgende Falldarstellung reflektiert klinische Erfahrungen aus der Therapie mit einem Spätadoleszenten, der Cannabis, aber auch stimulierende Drogen zu Zwecken der Selbstwertregulation genutzt hat. Es handelt sich hierbei nicht um eine psychoanalytische Behandlung, sondern um eine mehrjährige tiefenpsychologisch orientierte Psychotherapie.

#### Kasuistik:

##### „A.“ oder: *Höhenflug und Verzweiflung des Narziß*

A., Mitte zwanzig und männlich, hat scheinbar alles richtig gemacht, um ein konsistentes „Identitätsgehäuse“ zu errichten - zumindest wenn man seine Biographie auf der Außenseite betrachtet: Er hat einen Beruf erlernt, den er auch ausübt, geheiratet und ist vor einigen Jahren Vater geworden. Die Innenseite, die nach und nach in dem therapeutischen Prozeß freigelegt wird, offenbart ein völlig anderes Bild: Das Gehäuse hat früh schon Risse erhalten und ist schließlich in sich zusammengebrochen, als eine Weichenstellung für den weiteren beruflichen Weg bevorstand. Beruflich im Sozialbereich tätig, ist A. trotz entsprechender Ausbildung das Gefühl nie

<sup>38</sup> Der Begriff der „Forschung“ wird in diesem Zusammenhang verwendet, weil Trescher das spezifische Theorie-Praxis-Verhältnis der Psychoanalyse, ihr „wirkliches Kernstück“, im Anschluß an Freud als Junktum von „Heilen und Forschen“ begriffen hat. (vgl. Trescher 2001: 167 ff.)

<sup>39</sup> Diese Terminus greift die Rede von der „zweiten Chance“ (Blos) auf, die die Adoleszenz gegenüber der infantilen Frühgeschichte bietet.

recht losgeworden, „sich durchzumogeln, die Arbeit gar nicht richtig zu können“.

Die Persönlichkeit von A. hat sich so auf der Grundlage eines *falschen Selbst* aufgebaut: Frustriert geblieben in seinem Bedürfnis nach spiegelnder Aufmerksamkeit durch primär wichtige Bezugspersonen, ist er fixiert an die beständige Zufuhr narzißtischer Bestätigung. Seine Frau, von der er getrennt ist, hat er immer als ähnlich unempathisch und zurückweisend erlebt wie seine Mutter; nach wie vor trägt er an Partnerinnen passiv-orale Versorgungserwartungen heran.

Um nicht vollends zu kurz zu kommen, hat A. eine ausgeprägte Fähigkeit zu schneller oberflächlicher Anpassung entwickelt, mittels derer er sich sekundärnarzißtische Bestätigungen zu verschaffen und die Läsionen seines Selbstwertgefühls zu kompensieren vermag. Diese Funktion besitzt auch sein Drogenkonsum. Seit seinem 16. Lebensjahr konsumiert er regelmäßig wöchentlich, phasenweise auch täglich Cannabis. Beim Kiffen habe er oft „ein Gefühl von Geborgensein, Wohlfühlen, Lebensfreude“ erlebt, und auch „ein aus der Kindheit bekanntes Gefühl von Allmacht, von Verbindung mit dem Universum“.<sup>40</sup>

Durch den Cannabiskonsum hat A. sich ersatzhaft Qualitäten eines *guten* mütterlichen Teilobjekts zuführen können. Der Konsum dieser Droge hat für ihn ganz offensichtlich auch die Funktion, mit verborgenen eigenen Selbstanteilen in Kontakt zu kommen.<sup>41</sup> Gelegentlich hat er zur Antriebssteigerung auch stimulierende Substanzen, insbesondere Speed, konsumiert. Insgesamt folgt der Suchtmittelgebrauch einem ganz bestimmten regressiven Muster, das an A.'s Beziehungserfahrungen mit wichtigen Objekten anknüpft: Ein gescheitertes Werben um eine Frau führt zur Regression in die Oberflächlichkeit und Pseudoharmonie von Cliqueskontakten und zum Cannabiskonsum. Hier wiederholt A., so scheint es, frühe Erfahrungen mit Mutter und Vater: Von der Mutter enttäuscht, erhofft er sich vom Vater das, was er nicht bekommen hat. Aber auch hier wird er enttäuscht. Analog hierzu bleiben auch die Beziehungen in der Clique unverbindlich, es fehlt ein wirkliches Interesse aneinander; wichtige Wünsche und Bedürfnisse bleiben so weiterhin unbefriedigt, und A. regrediert in innere Isolation und Desinteresse an menschlichem Kontakt, symptomatisch verknüpft dann mit dem Speed-Konsum, mit dem er sich künstlich revitalisiert.

Im Anschluß an einen eher passiv hingenommenen denn aktiv betriebenen Ausstieg aus seiner Berufstätigkeit hat sich A. auf eine lange Reise begeben; anschließend ist er arbeitslos, lebt sehr zurückgezogen und nimmt sich mal dies und mal jenes vor, um beruflich wieder in die Gänge zu

<sup>40</sup> Natürlich läßt diese Schilderung sofort an das „ozeanische“ Gefühl denken, von dem Freud durch einen Freund als der „eigentlichen Quelle der Religiosität“ berichtet wurde: „Ein Gefühl, das er die Empfindung der ‚Ewigkeit‘ nennen möchte, ein Gefühl wie von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam ‚Ozeanischem‘.“ (Freud 1972: 65)

<sup>41</sup> Dies bestätigt eine Feststellung von v. Scheidt, wonach der Drogenkonsument danach strebt, ein Falsches Selbst „über den Rausch aufzulösen, immer wieder, um endlich an das lange vermißte Wahre Selbst zu gelangen!“ (v. Scheidt 1976: 94)



kommen; dies gelingt ihm jedoch nicht so recht, und er läßt sich stattdessen von seinen Eltern finanziell unterstützen. Er unterhält sporadische sexuelle Beziehungen mit wechselnden Partnerinnen und surft im Internet, auf der Suche nach Kontakt und Kommunikation.<sup>42</sup>

Dies ist grob umrissen die Situation, in der A. professionelle Hilfe sucht, um sich mit den leiderzeugenden Mechanismen seiner Alltagspraxis auseinanderzusetzen und in seiner psychosozialen Entwicklung weiterzukommen. Anfangs fällt es ihm schwer, sich auf eine verbindliche therapeutische Beziehung einzulassen. In dem Maße jedoch, wie ihm dies gelingt, kommt er mit seiner infantilen Gier nach Zuwendung und Geborgenheit und mit der Enttäuschungswut über die unvermeidlichen Frustrationen, die solche Wünsche in der Kindheit hervorgerufen haben und es noch immer tun, in Berührung. Nun wird es ihm wieder zu eng, und aus Angst vor (Wieder-) Verschmelzung sucht er das Weite.

Therapeutisch kommt es zunächst darauf an, eine haltende, verbindliche Beziehung anzubieten und A. wieder einzubinden, dabei die Artikulation seiner inneren Zerrissenheit und Verzweiflung zu fördern und zuzulassen. Die intensive Anspruchshaltung, die er nun auch innerhalb der Therapie agiert, wird aufgegriffen, zum Thema gemacht und bearbeitet. Eine verstärkte Konfrontation mit seinen Bequemlichkeitshaltungen erlaubt es A., seinen ungelösten Autonomie-Abhängigkeits-Konflikt genauer zu fokussieren: seine ambivalente Bindung an primär-mütterliche Versorgung und Zuwendung, den auffallenden Mangel an Initiative und aggressivem Zugreifen-Können. A. gewinnt in dieser Phase der Therapie eine einfühlsame Einsicht in frühkindlich erlebten Mangel und Enttäuschung. Er trauert um die verlorenen Objekte seiner Kindheit und vermag nun ansatzweise innerlich zu akzeptieren, daß seine Eltern nicht so gewesen sind, wie er sie sich gewünscht und wie er sie benötigt hätte.

---

<sup>42</sup> Im Bezugssystem einer *postmodernen* Interpretationsweise könnte man folgern: A. „lebt in virtuellen Beziehungen und pflegt multiple Identitäten“. (Bosshart; nach: Keupp 1996). Helsper hat in einer Fallstudie zu (neo-) religiösen Orientierungen von Jugendlichen bei einem etwas jüngeren Jugendlichen die zentralen Merkmale eines „postmodernen jugendlichen Selbst“ wiedergefunden: „Offenheit zeigt sich in immer wieder neuen Selbstentwürfen und jugendkulturellen Wendungen. Pluralität wird im Wechsel zwischen verschiedenen institutionellen, familialen und jugendkulturellen Welten mit gegensätzlichen Lebensführungsmaximen deutlich. Gesteigerter Selbstbezug kommt in der Infragestellung der familialen Lebensführung, der reflexiven Auseinandersetzung mit den eigenen widerspruchsvollen Orientierungen, aber auch in der Infragestellung gesellschaftlicher Anforderungen (...) zum Ausdruck.“ (Helsper 1997: 200). Gegenüber einer allzu optimistischen Interpretation dieser Entwicklung insistiert Helsper jedoch auf der Feststellung, „daß die vielfältige und wechselvolle Jugendbiographie nicht Ausdruck freier Wahl, transversaler Übergängigkeit und spielerischen Umgangs ist, sondern Ausdruck von Not und Traumabewältigung. Alle Wechsel der Jugendkulturen und Lebensführungsprinzipien sind zugleich Versuche, den Steigerungsformen von Selbstkrisen zu entgehen.“ (a.a.O.: 201)

Diese Einschätzung trifft sich mit den in unserer Kasuistik reflektierten Erfahrungen, wonach A. sich nach einem schnellen Sprung in eine Pseudo-Form von Erwachsensein in ein *psychosoziales Moratorium* zurückgeworfen sieht, wo „alle Identifizierungen und alle Sicherungen, auf die man sich früher verlassen konnte, erneut in Frage gestellt“ werden (Erikson 1973: 106).

Im Gefolge dieser Trauerarbeit wird es therapeutisch zunehmend wichtiger, auch *väterlich* eingefärbte Identifikationsangebote zu machen und Reibungsflächen für eine produktive Auseinandersetzung zu schaffen. Sein wirklicher Vater hat A. zwar wohlwollend gefördert, aber in einem starren Sinn und damit in der Konsequenz autonomiebeeinträchtigend. In dem Maße, wie A. artikuliert, was ihm im *Hier und Jetzt* der Therapie nicht paßt und er gelegentlich die Interventionen des Therapeuten kritisiert, nimmt er diesen insgesamt deutlicher als von ihm unterschiedene Person wahr. Statt nurmehr gelobt und bestärkt werden zu wollen, lockert sich die grundlegende narzißtische Übertragungseinstellung und es konturiert sich ein eigenes *Selbst*. Vor allen Dingen macht er nun auch die Erfahrung, daß er aggressiv und destruktiv sein kann, ohne daß darüber die Beziehung zerbricht; daß nicht nur er selbst keine Rache seines Gesprächspartners fürchten muß, sondern daß auch dieser seine Angriffe überlebt hat und unversehrt geblieben ist. Aggressionen werden nun als ichzugehörig erlebt und müssen nicht länger abgespalten und auf andere projiziert werden.<sup>43</sup>

A. macht die Erfahrung, daß ich trotz seiner Eskapaden und Angriffe als Dialogpartner verfügbar bleibe, daß ich mit ihm und er mit mir klarkommen kann. Allmählich faßt er das Zutrauen, Veränderungen seiner realen Lebenssituation in Angriff zu nehmen; Alltagsprobleme erscheinen ihm lösbarer. Die weitere Entwicklung, verkürzt dargestellt: Er verliebt sich in eine Frau und läßt sich auch durch die Ängste und heftigen Affektstürme nicht entmutigen, die mit zunehmender Intensität der Beziehung andrängen. Obwohl seine Freundin und er mehr als nur einmal miteinander „am Abgrund entlang taumeln“, schaffen sie es immer wieder, ins Gespräch zu kommen; die Beziehung stabilisiert sich. A. kann sich auch in der Therapie allmählich angstfreier mit Fragen beschäftigen wie: Wer bin ich? Was will ich? Er entwickelt Ansätze einer neuen beruflichen Perspektive, gibt seine Single-Wohnung auf und zieht schließlich mit seiner Freundin zusammen. Da er zumindest ansatzweise die im therapeutischen Prozeß sich bietenden Spielräume nutzen und sich in einer Art Probehandeln mit neuen Rollen und Identitäten vertraut machen konnte, ist ihm eine persönliche Weiterentwicklung gelungen.

Menschen mit einer narzißtischen Problematik sind erfüllt von einer Sehnsucht nach einer endlich genügend guten Beziehung, nach dem Aufgehen in etwas, was endlich Stärke und Selbstvertrauen gibt und Tröstung vermittelt - innerhalb der therapeutischen Beziehung wie im alltäglichen Kontext. Das Bedürfnis nach befriedigenden zwischenmenschlichen Beziehungen steht in

---

<sup>43</sup> Die therapeutische Aktivität wird nun tendenziell in eine Richtung nuanciert, die v. Minden (1988) mit dem Leitmotiv: „der Therapeut als Trainer“ bezeichnet hat: In dem Maße, wie der Patient seine kindlichen Sehnsüchte freigelegt und bewußt gemacht habe, habe er sich selbst entwaffnet und erlebe sich „in mancher Hinsicht als schutzloser als zu Beginn der Analyse. Jetzt empfindet er Angst, sein ihm noch weitgehend unbekanntes Wahres Selbst (...) der Konfrontation mit der Welt auszusetzen.“ (v. Minden 1988: 116 f.) Daher müsse nun der Therapeut in seiner Rolle stärker den „vorwiegend guten Vater“ akzentuieren. Neben einem Übungsfeld, in dem der Patient tun und lassen könne, was er bisher nie tun und lassen durfte, benötige dieser in dieser Phase einen Therapeuten, „der ihn durch seine neue Vaterpräsenz implizit vor Forderungen stellt und ihm Gelegenheit für ödipale Auseinandersetzung bietet.“ (a.a.O.: 120)

einer Wechselbeziehung zum Identitätsbedürfnis; nur dauerhafte Beziehungen verhelfen zu einer dauerhaften Identität. (vgl. Schwerd 1992: 146) Aber so wie diese Patienten einerseits Nähe und Verständnis suchen, so meiden und fliehen sie diese auf der anderen Seite, weil sie sich hierdurch in eine für sie unerträgliche Abhängigkeit begeben, in der immer die Gefahr der Enttäuschung lauert. „Die Notwendigkeit einer ambulanten, aber auch stationären Behandlung ist für solche Patienten eine Kränkung; sie ist das unabweisbare Zeichen dafür, mit den eigenen Lösungsstrategien gescheitert zu sein.“ (Wernado 1993: 287)

Die Probleme der Therapie, aber auch deren Ziel, werden durch die nur oberflächliche Beziehungsfähigkeit dieser Patienten bestimmt, durch ihre Kränkungsanfälligkeit und ihre Neigung zu Idealisierungen und Entwertungen anderer, insbesondere auch des Therapeuten. Für einen von Selbstzweifeln, Angst und Mißtrauen besetzten Menschen „zählt nur das lebendige Vorbild, nur die wiederholt auf ihre Verlässlichkeit hin geprüfte Beziehung“ (v. Minden 1988: 84) „Thema und Ziel der Therapie ist die Erarbeitung eines ´gesunden´ Selbstwertgefühles: die Erweiterung der Fähigkeit, zu lieben, von anderen Menschen abhängig zu sein, Dankbarkeit zu empfinden und wirkliche Anteilnahme am Schicksal anderer Menschen zu entwickeln.“ (Wernado 1993: 287)

Psychologische Voraussetzung hierfür ist die Fähigkeit zur Ambivalenz. „Die Überwindung der narzißtischen Einsamkeit wird nur dann gelingen, wenn die Differenz akzeptiert werden kann, wenn der Narziß verstehen lernt, daß er anders ist als der andere, nie ganz einig sein wird und trotzdem weder unnütz noch zur totalen Einsamkeit verdammt.“ (Jaeggi 1998: 79) Daher verleiht nicht nur das bedingungslose *Angenommen-Sein* des Patienten durch seinen Therapeuten eine stabile Identität und ein narzißtisches Gleichgewicht; vielmehr kann eigene Identität erst im Anerkennen der unüberwindlichen Differenz, die mich von anderen unterscheidet, entdeckt werden. Psychoanalytisch gesprochen aber heißt Anerkennung der Differenz: die ödipale Situation zu meistern. Das *väterliche* Prinzip, das Trennung, Abgrenzung und Differenz bedeutet, muß zum *mütterlichen* Prinzip des Haltens und der Symbiose hinzutreten und zugleich über dieses hinausführen. Nur so kann sich bei Menschen mit einer narzißtischen Problematik Identität konstituieren.<sup>44</sup>

E. Jaeggi hat betont, daß es darauf ankäme, die Wichtigkeit des Ödipalen wiederzuentdecken und dies gegen eine Perspektive ins Feld zu führen, die die frühe Mutter-Kind-Beziehung allzusehr überbewertet hat. „Sowohl

---

<sup>44</sup> Im Grunde geht es in der therapeutischen Arbeit stets darum, mit viel Fingerspitzengefühl die Balance zwischen zwei extremen Positionen zu halten: weder die Übertragung wortlos zu befriedigen und den Klienten gewähren zu lassen („Laisser-faire“), noch ihm etwas überzustülpen und die Übertragung aktiv und heftig zurückzuweisen („mach Deinen Scheiß allein!“), sondern: die Übertragung anzunehmen und sie dann zum Thema zu machen und in der therapeutischen Beziehung zu bearbeiten.

Identität als auch Selbstwertgefühl hängen (...) längst nicht nur ab von der Bestätigung in der dyadischen Beziehung, sondern von der Erfahrung der Position dessen, der sich in der Differenz zu den anderen erlebt.“ (a.a.O.: 80 f.)

Reife Ödipalität meint, sowohl die Position innerhalb als auch diejenige außerhalb der Triade zu erleben, und jede Position als eine zu empfinden, die zur Entdeckung der eigenen Identität beiträgt. In der ödipalen Situation wird die Differenz zu den anderen, den Eltern, die in anderer Weise zusammengehören als das Kind zu jedem von ihnen gehört, schmerzlich fühlbar. „In einer Welt, in der die Selbstreflexivität in sehr vielen Bereichen, die früher qua Tradition geregelt waren, unbedingt notwendig ist, erscheint der Schritt ´weg von der Mutter´ besonders wichtig. (...) Die klare exzentrische Positionalität - durch das väterliche Prinzip bestimmt - ermöglicht die Distanz, in der Reflexion sich entfaltet.“ (a.a.O.: 81)

Die eigene Person zu sehen durch den Blick der anderen, sich mit den Augen anderer zu sehen, und andere von meiner - getrennten - Position aus zu sehen: Ein solcher Perspektivenwechsel kann narzißtische Unsicherheiten, allzulange Abhängigkeiten - auch in der Therapie - und Identitätsdiffusionen relativieren. In einer Formulierung von Passett (1981: 186): „´Authentizität ist nicht, was man immer schon selbst war, der Kern, das wahre Selbst, sondern vielmehr die Begegnung des Ureigenen mit dem Fremden.“

### **3.3.2. Eine kausale Therapie der Sucht**

Psychoanalytiker haben Süchtigen oftmals „generell eine sehr schlechte Prognose“ (Passett) gestellt und sich pessimistisch bezüglich der therapeutischen Aussichten geäußert. Die Süchtigen, so hat etwa Passett ausgeführt, könnten keine therapeutische Ich-Spaltung herstellen, durch die ein Teil des Ich dafür gewonnen wird, sich mit dem Therapeuten gegen einen anderen Teil des Ich, der die Neurose aufrechterhält, zu verbünden. Der Veränderungswunsch des Süchtigen nämlich „bezieht sich gerade nicht auf die eigene Person, bzw. die eigenen psychischen Strukturen, sondern lediglich auf die Folgen, welche ihr Suchtverhalten sekundär mit sich bringt. Sie möchten Gratisstoff, keinen Kater mehr haben etc. Man sagt dann, sie seien schlecht motiviert, und postuliert eine Phase von Motivierungsarbeit vor der eigentlichen Therapie.“ (Passett 1981: 182) Das Suchtmittel, das im Sinne eines - notwendig fehlschlagenden - Selbstheilungsversuches eingesetzt werde, erweise sich somit als ein übermächtiger Rivale des Therapeuten. Der Süchtige verhalte sich, so Passett, im Prinzip so wie alle anderen Gesellschaftsmitglieder: Er einverleibt sich eine Substanz, die ein wohliges Gefühl vermittelt. Es erscheine nachgerade aussichtslos, jemanden motivieren zu wollen, ein Verhalten zu unterlassen, welches doch alle praktizieren. Da Suchtverhalten in weiten Bereichen gesellschaftlich prämiert, in anderen Fällen dagegen negativ sanktioniert werde, bedeute der erzwungene Verzicht auf

dieses Verhalten eine zusätzliche narzißtische Kränkung. „Beim Süchtigen ist Therapie also deshalb sehr schwierig, weil sich der Therapeut mit der Un-logik der Gesellschaft gegen die Logik des ‘Kranken’ verbünden muß. Im Grunde genommen muß hier das Überich gegen das Ich mobilisiert werden. Therapieformen, die das tun (z.B. Synanon, die Anonymen Alkoholiker), sind denn auch recht erfolgreich.“ (a.a.O.: 183)

Rost hat diese Therapieformen, die den Weg der Verstärkung von Kontrolle und Über-Ich beschreiten, als „Irrweg der Suchttherapie überhaupt“ bezeichnet, „getragen von dem Konzept, ein brüchiges ‘falsches Selbst’ durch ein stabileres ‘falsches Selbst’ ersetzen zu wollen.“ (Rost 1993: 168 f.)

Die Ambivalenz der Sucht als „Lebenskrücke“ mit prothetischer Funktion in einem als belastend empfundenen Leben sowie als behandlungsbedürftige Krankheit, darauf hat Loviscach (1996: 37) hingewiesen, „drückt sich auch in dem Widerspruch aus, daß Süchtige und ihre soziale Umgebung oft erheblich an der Sucht leiden, ihnen aber zugleich die Krankheitseinsicht fehlt, (...)“ Hiermit wiederum werden die Leidensdruckthese und der „helfende Zwang“ begründet, der für eine Behandlung motivieren soll.

Nicht zuletzt aufgrund des Drucks zu therapeutischer Rigidität (Über-Ich-Mobilisierung) und der mangelnden Krankheitseinsicht vieler Patienten gibt es in der Psychoanalyse und unter Psychotherapeuten insgesamt eine Berührungsangst, ja ein ausgeprägtes Vorurteil gegen Suchtpatienten; die Psychoanalyse, so Rost (vgl. 1987: 13 f.), habe vor der Komplexität der Sucht theoretisch wie therapeutisch resigniert.

Dennoch mehren sich in den letzten zwei Jahrzehnten Verstehensmodelle und Behandlungsstrategien, die sich um einen Zugang zu dieser Problematik bemühen, und zwar im Sinne einer Ich-Stärkung - anstelle der Über-Ich-Förderung. Exemplarisch werden wir uns im folgenden mit der sogenannten psychoanalytisch-interaktionellen Methode befassen, die von Heigl-Evers und Heigl auf der Grundlage der psychoanalytischen Ich- und Objekt-Psychologie entwickelt worden ist. Diese Methode fokussiert auf die emotionale Beziehung zwischen Patient und Therapeut, ohne dabei aber belastende Regressionen zu fördern. Ausgangspunkt ist die Erfahrung, daß Suchtpatienten vermehrt therapeutische Hilfe suchen, ihnen aber im Gegensatz zu den Patienten mit Konfliktneurosen häufig eine Ich-Struktur im Sinne des von Freud so bezeichneten „fiktiven Normal-Ich“ fehlt.

Bei diesen Patienten liegen strukturelle Ich-Störungen oder strukturelle Ich-Defekte vor, und es überwiegen apersonale oder Teilobjektbeziehungen. Eine psychoanalytische Behandlung solcher Patienten muß zunächst auf die Beseitigung der Ich-Funktions-Defizite abzielen, indem die Mängel und ihre Kompensationsweisen - als eine solche kann das Suchtverhalten begriffen werden - verstehend erfaßt werden. „Vor allem aber muß angestrebt werden, dominierende Teilobjektbeziehungen durch personale oder Ganzobjektbe-

ziehungen zu ersetzen und damit die Voraussetzungen für eine trianguläre Ordnung zu schaffen.“ (Heigl, Schultze-Dierbach u. Heigl-Evers 1993: 240)

Rauchfleisch (1996: 11 f.) hat auch von „Menschen mit schwerwiegenden psychosozialen Problemen“ gesprochen: „Menschen, die bereits primär erhebliche psychische Störungen aufweisen und sich zugleich in vielfältigen sozialen Schwierigkeiten befinden. Das Charakteristische bei ihnen ist, daß es im Verlauf der Jahre zu einer unheilvollen Verquickung zwischen den psychischen und den sozialen Problemen und zu einer zunehmenden Eskalation beider Störungsbereiche kommt.“ Bei der Beratung, Betreuung und Therapie dieser Menschen, so folgert Rauchfleisch, dürfe das Augenmerk des Professionellen weder allein auf die psychischen Störungen noch ausschließlich auf die sozialen Schwierigkeiten gerichtet sein; es seien vielmehr beide Dimensionen sowie die zwischen ihnen bestehenden Wechselwirkungen zu beachten. (vgl. a.a.O.: 12)

Bei Patienten, für deren Behandlung die psychoanalytisch-interaktionelle Methode indiziert erscheint, fehlen oft die Voraussetzungen für ein stabiles Behandlungsbündnis. Die Fähigkeit zur Entwicklung eines solchen Bündnisses darf daher nicht vorausgesetzt werden, sondern sie wird zu einem Ziel der Therapie. Allerdings würden sich diese Patienten ohne eine noch so vage Vorstellung von einem hilfreichen Objekt und eine oft genug minimale Hoffnung auf Hilfe erst gar nicht an einen Therapeuten wenden; daß sie es dennoch tun, ist ein erster Ansatzpunkt zur Entwicklung eines Arbeitsbündnisses; dieses wird in der Folge durch den Therapeuten solange aktiv aufrechterhalten, bis der Patient dies selbst bewerkstelligen kann.

Das Arbeitsbündnis wird in seiner Entstehung gefördert und in seiner weiteren Entfaltung begünstigt durch wesentliche Grundeinstellungen des Therapeuten wie Präsenz, Respekt und emotionale Akzeptanz.<sup>45</sup>

Für den therapeutischen Prozeß ist das Angebot und die Herstellung einer verlässlichen Beziehung grundlegend. Hierdurch wird vermittelt, daß es sich lohnen kann, Vertrauen in eine Beziehung zu entwickeln. Mit der Ausübung einer mütterlichen Schutzschildfunktion wird die Grundeinstellung einer „genügend guten Mutter“ therapeutisch neu aufgelegt: „Eine genügend gute ‚Mutter‘ (nicht unbedingt die leibliche Mutter des Kindes) ist diejenige, die

---

<sup>45</sup> „Präsenz bedeutet eine wache Aufmerksamkeit gegenüber allen verbalen und non-verbalen Äußerungen des Patienten, die nur gelingen kann, wenn beim Therapeuten eine gewisse Neugier-Motivation, ein gewisses Interesse gegenüber dem Kranken vorhanden ist oder entwickelt werden kann. *Respekt* bedeutet, den Patienten in seinem Gewordensein und seiner Biographie, in seiner wie auch immer gearteten Person, in seinen Weltbewältigungs- und Lebensmeisterungsversuchen einschließlich der darin enthaltenen Psychopathologie ernstzunehmen, die als krank zu verstehenden Anteile dieser Person als ein Element eines immerhin gelungenen Überlebensversuchs anzuerkennen. *Akzeptanz* heißt, den Patienten als Mitmenschen anzunehmen, eine womöglich vorhandene Schicksalsanteiligkeit und deren sympathiebildende Wirkung zu spüren, auch Erbarmen zu fühlen angesichts eines der Störung innewohnenden Elends.“ (Heigl-Evers u. Ott 1994: 23; H.i.O.)

sich zunächst aktiv den Bedürfnissen des Säuglings anpaßt, eine Anpassung, die sich nur schrittweise verringert, je mehr die Fähigkeit des Kindes zunimmt, sich auf ein Versagen der Anpassung einzustellen und die Folgen der Frustrationen zu ertragen.“ (Winnicott 1971: 20) Durch „ausreichend gute Bemutterung“ kann der Glaube an eine wohlwollende Umwelt aufgebaut (vgl. Winnicott 1965: 40) und „Urvertrauen“ (Erikson) vermittelt werden.

Eines der wesentlichen Prinzipien dieser Psychotherapieform ist das *Prinzip Antwort*, das einen Kontrapunkt zum Prinzip Deutung der klassischen Psychoanalyse darstellt. Das antwortende Verhalten des Therapeuten soll Entwicklungsreize liefern, die die reale Mutter in der frühkindlichen Entwicklungsphase nicht hat geben können. Der Therapeut stellt sich dem Patienten als Austausch- oder Dialogpartner zur Verfügung und regt damit eine Nachreifung unzureichend verfügbarer Ich-Funktionen und eine Differenzierung der Objektbeziehungen an. „Er diagnostiziert Bedürfnisse, vom Patienten nicht oder nicht voll erlebte Affekte, geht ´antwortend´ auf sie ein, benennt sie und lenkt seine Mitteilung immer auf die aktuelle Beziehung, auf die gerade stattfindenden verbalen und nonverbalen Interaktionsprozesse und deren die Kommunikation fördernde oder behindernde Elemente, immer unter Wahrung der Toleranz des Patienten. Er übernimmt stellvertretend Hilfs-Ich-Funktionen oder Hilfs-Über-Ich-Funktionen und regt damit die Behebung von Mängeln dieser Strukturen an. Vor allem durch sein antwortendes Verhalten (er antwortet authentisch im Sinne seiner Affekte gegenüber dem Patienten, jedoch *selektiv* in Abstimmung auf dessen Toleranzgrenzen) fördert er einen Prozeß, in dem er für den Patienten im gelungenen Fall zunehmend als Ganzobjekt erfahrbar wird.“ (Heigl, Schultze-Dierbach, Heigl-Evers 1993: 240 f.; H.i.O.)

Der Therapeut verläßt hier die Abstinenz, wie sie durch die klassische Psychoanalyse gefordert war, und wird seinerseits zum agens des therapeutischen Prozesses: Er drückt selektiv eigene Gefühle aus, bestätigt auch kleine und kleinste Lernschritte und bietet ein Modell für Interaktion und Austausch an. Durch Übernahme einer Hilfs-Ich-Funktion vermittelt er, wie er selbst sich in einer vom Patienten berichteten Situation verhielte. Dies „ist ein Angebot, das ein Element der Alterität enthält: Ich, der Therapeut, würde in einer solchen Situation so und so - das heißt, anders als Du - handeln. Gleichzeitig wird damit ein Identifikationsangebot gemacht: Wie wäre es, wenn Du es auch einmal so oder ähnlich versuchen würdest? Außerdem wird ein Hilfsangebot gemacht: Du könntest mit solchen Situationen anders, mehr zugunsten Deiner Interessen, Bedürfnisse und Gefühle umgehen.“ (Heigl-Evers u. Ott 1994: 24 f.)<sup>46</sup>

<sup>46</sup> In diese Richtung zielt auch die Feststellung von Bohleber (1999: 508): „Befand sich in der klassischen Auffassung der Analytiker in der Position eines neutralen Beobachters, vor dessen Augen sich eine von ihm unabhängige psychische Realität entfaltetete, so kreist der analytische Prozeß bei den intersubjektiven Behandlungstheorien um die Begegnung zweier Subjektivitäten.“

Indem der Therapeut sich als andersartig erfahrbar macht, berücksichtigt er implizit auch die Position des Vaters als drittem Objekt. „Der ´antwortende´ Therapeut vertritt sowohl ´mütterliche´ wie ´väterliche´ Positionen, wenn er symbiotische Wünsche einerseits versteht, durch Vermittlung seiner authentischen Affektivität jedoch auch Elemente des Unerwarteten und Andersartigen in die Beziehung zum Patienten einführt und somit Chancen zur beginnenden Triangulierung anbietet. Damit überschreitet er die Position des nur-guten mütterlichen Primär-Objekts, das heißt, er bewahrt das schwache Ich des Patienten vor der identitätsbedrohenden Angst, die bei Annäherung an symbiotische Wünsche im mit labilen Ich-Grenzen ausgestatteten Patienten *immer auch* mobilisiert werden kann. Erst das Erleben von Andersartigkeit und, damit verbunden, das der eigenen Unvollständigkeit, das während der ödipalen Phase im Kontext der Triangulierungserfahrungen zur endgültigen Festigung der eigenen Geschlechtsidentität beiträgt, ermöglicht es dem Individuum, sich selbst und die Objekte in ihrer jeweiligen Eigenständigkeit und Unabhängigkeit zu begreifen und zu akzeptieren. Dies wiederum ist eine der Voraussetzungen für das Eingehen, Aufrechterhalten und Gestalten *personaler* Ganzobjekt-Beziehungen.“ (Heigl-Evers u. Nitzschke 1994: 66 f.; H.i.O.)

Welche Bedeutung besitzt nun aus psychoanalytisch-therapeutischer Perspektive die Fähigkeit des Patienten zur *Abstinenz vom Suchtmittel*? Für viele Analytiker, sofern sie sich überhaupt mit Süchtigen befassen, gilt es als essentielle Voraussetzung, daß der Patient die Verantwortung zu übernehmen hat, alkohol- und drogenfrei zu sein, bevor er sich in psychotherapeutische Behandlung begibt.

Wenn die Erreichung der Abstinenz somit immer ein fester Bestandteil einer psychoanalytischen Psychotherapie der Sucht sein muß, bedeutet dies jedoch nicht - hierauf hat Rost (1987: 241; H.i.O.) insistiert -, „daß die Abstinenz unabdingbar schon die Voraussetzung zum Beginn einer Therapie sein muß, bedeutet auch nicht, daß mit deren Erreichung die Therapie erfolgreich beendet wäre. Die Abstinenz ist *eine Etappe* auf einem langen Weg, dessen Ziel beim einen Patienten früher, beim anderen später erreicht wird.“ Allerdings gilt die bloße Erlangung von Abstinenz nicht als hinreichendes Ziel des therapeutischen Prozesses, da die Psychoanalyse einen höheren Anspruch stellt, nämlich den einer basalen Lebens- und Genußfähigkeit.

Stützende therapeutische Verfahren wie die psychoanalytisch-interaktionelle Methode akzeptieren die Sucht als Erhaltungsmechanismus eines in innere Bedrängnis geratenen Ichs. „Aus dieser psychoanalytischen Perspektive drängt sich als therapeutische Konsequenz auf, dem Süchtigen die Droge nicht einfach wegzunehmen, sondern zunächst ihre Funktion für das Individuum zu studieren und zu respektieren, da der Gebrauch der Droge eine Schutzmaßnahme und Anpassungsfunktion eines kranken, labilen Ichs ist,



das sich damit vor vielleicht noch schlimmeren Folgen für seine Lebensfähigkeit zu schützen sucht.“ (a.a.O.: 60)

Um Abstinenz zu erreichen, müsse der Abhängige einen Ersatz für die von der Droge wahrgenommenen Ichfunktionen erhalten. Diese Aufgabe kann durch Therapeuten, Selbsthilfegruppen oder auch den Rahmen einer klinisch-stationären Behandlung wahrgenommen werden. Die stationäre Behandlung wird dabei als Teilelement einer längeren Prozeßbegleitung gesehen; sie legt allenfalls den Grundstock für eine Persönlichkeitsentwicklung, gibt Anstöße und Hilfestellungen hierfür. Rost (a.a.O.: 247) hat unter Bezugnahme auf den Alkoholismus mit Recht darauf hingewiesen, daß eine wirkliche persönlichkeitsverändernde Therapie, die von der Droge Alkohol unabhängig macht, fünf bis zehn Jahre benötige; für Drogenabhängige wäre eher ein noch längerer Zeitrahmen zu veranschlagen.

Zentrale Bedingung für analytisches Vorgehen, gleich ob in einer ambulanten oder stationären Institution praktiziert, ist die Kontinuität der Beziehung, psychoanalytisch gesprochen: die *Objektkonstanz*. Die Geduld des Therapeuten mit dem Süchtigen „kann - muß aber nicht - für den Patienten bedeuten, erstmals Erfahrungen mit einem stabilen, zuverlässigen Objekt zu machen, das ihn nicht funktionalisiert und mißbraucht und das er durch sein Agieren nicht verschrecken und zerstören kann.“ (a.a.O.: 242) Die Objektkonstanz konfrontiert den Süchtigen mit einer Situation, der er aufgrund seiner lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Verlust, Verletzung und Ungeborgenheit mißtrauisch begegnet und die er oft nicht aushalten kann. Vor allem die frühgestörten Süchtigen fürchten „die Nähe des Objekts, das sie zerstören müssen wie ihr eigenes Selbst, wenn es ihnen zu nahe kommt. Aufgrund ihres negativen Selbstwertgefühls können sie Zuwendung und Verständnis nicht aushalten und müssen den Therapeuten dann wütend angreifen und zerstören. Psychoanalytisch gesehen wäre der Idealfall hier, daß sich der Therapeut als unzerstörbar erweist und die Angriffe des Patienten aushält.“ (a.a.O.: 243)

Mit dieser Aufgabe aber sind beide, Therapeut wie Patient, oft genug überfordert, woraus man die Legitimation für ein aggressives und kontrollierendes Vorgehen der Therapeuten und der Institutionen abgeleitet hat: Indem diese die Rolle eines externalisierten, sadistischen Über-Ichs spielen, sollen sie den Patienten komplementär vom Über-Ich-Druck entlasten; andere Konzepte haben die Aufspaltung guter und böser Objekte innerhalb eines stationären Settings empfohlen. Wie kritisch diese Ansinnen auch immer zu beurteilen sein mögen: In jedem Fall scheint es geboten, die Aggressivität in der Übertragung des Patienten wahrzunehmen und sie nicht zu leugnen, da andernfalls ein Scheitern der Therapie droht.

Der grundlegende Unterschied zwischen der Psychoanalyse der Ära Freuds und dem hier dargestellten Verfahren, das als exemplarisch für neuere Ent-

wicklungen der Psychoanalyse und eine kausale Therapie der Sucht beschrieben wurde, besteht in folgendem: „Freud beschreibt eine dynamische Seelenstruktur: den Kampf auf Leben und Tod zwischen antagonistischen Kräften - Es und Ich, Ich und Über-Ich, Lustprinzip und Realitätsprinzip, Eros und Thanatos. Dieser Kampf wird letztlich im Individuum und durchs Individuum ausgefochten, in seinem Leib und seiner Seele und durch sie; der Analytiker wirkt als der (stumme!) Sprecher der *Vernunft* - in letzter Instanz der *eigenen* Vernunft des Individuums. Er aktiviert, artikuliert nur, was *im* Patienten ist, seine seelischen Anlagen und Kapazitäten. ‘Wo Es war, soll Ich werden’: hierin liegt das rationalistische, rationale Programm der Psychoanalyse - Sieg über das Unbewußte, seine ‘unmöglichen’ Triebe und Ziele.“ (Marcuse 1965: 86; H.i.O.)

Anders im psychoanalytisch-interaktionellen Verfahren: Dieses hat es mit Patienten zu tun, die gar nicht in der Lage sind, innere Konflikte überhaupt als solche wahrzunehmen, sondern die den Schauplatz der seelischen Prozesse von innen nach außen verlagert haben. Ein solcher Patient tendiert dazu, den Therapeuten zu instrumentalisieren: zur Befriedigung von Triebwünschen, von Bedürfnissen nach Reizschutz, nach Sicherheit und Wohlbefinden und zur Stabilisierung des Selbstwertgefühls. Aus der Sicht des Patienten erscheint der Therapeut (wie auch alle anderen Menschen) nicht als eigenständiges Gegenüber, sondern meist nur in einer festgelegten Funktion als Container für unerträgliche Erfahrungen. Der Therapeut wiederum geht auf dieses Funktionalisiertwerden ein, indem er dem Patienten „Antworten“ gibt, ihm aufzeigt, was dessen Aktionen bei ihm auslösen. Der Therapeut ist hier nicht mehr der „stumme Sprecher der Vernunft“ (Marcuse), sondern gleichsam ein *Katalysator der Affektivität*, der erst herstellen muß, woran er sich adressieren will: ein integriertes Ich nämlich. Er aktiviert nicht lediglich, was *im* Patienten ist, sondern fügt etwas eigenes hinzu, indem er Anreize zu einer Weiterentwicklung setzt.

Identitätsbildung bewegt sich in solchen Formen auf einem archaischen Niveau. Identität ist insofern auch, wie Bohleber (1999: 512) im Anschluß an den Neu-Kleinianer Hinshelwood formuliert hat, „keine Struktur des Individuums und auch kein Prozeßgeschehen innerhalb des Selbst, sondern eine zwischenmenschliche Aushandlung darüber, welche Selbstanteile und Erfahrungen als sich zugehörig betrachtet werden. Durch Splitting und Projektion können sie eliminiert und anderen zugeschrieben werden.“<sup>47</sup>

---

<sup>47</sup> Diese Formen der Identitätsbildung, so Bohleber (1999: 512), „finden sich aber nicht nur bei schwer gestörten Menschen, sondern alle Menschen sind je nach inneren Belastungen und unter dem Druck sozialer Verhältnisse für diese archaischen Modi des Identitätserlebens anfällig.“ Grundlage dieses psycho-sozialen Geschehens ist der Abwehrmechanismus der *projektiven Identifizierung*, durch den ein unerträglicher Selbstanteil - anders als etwa bei der Verdrängung - aus der psychischen Selbstorganisation verschwindet und in einen anderen Menschen hineinprojiziert, dort lokalisiert und kontrolliert wird. (vgl. a.a.O.)

Der Therapeut vermag im Optimalfall im interaktiven Geschehen des therapeutischen Prozesses durch seine Fähigkeit zur Empathie und seine kommunikative Kompetenz die Ambiguitätstoleranz des Patienten zu fördern und damit die Voraussetzung zu schaffen, daß der Patient jene Stufe innerer Kohärenz erreichen kann, die ihm erlaubt, auch unter wechselnden Anforderungen Ich-Identität wahren zu können.

Das süchtige Individuum gilt als derart geschwächt, daß es über Hilfs-Ich-Prothesen, die ihm von Professionellen zur Verfügung gestellt werden, erst stabilisiert werden muß, bevor es - wenn überhaupt - zur intrapsychischen Konfliktbewältigung in der Lage ist. „Wo das Suchtmittel war - ist nun das Hilfs-Ich des Therapeuten - und soll einmal Ich werden“ - dies wäre, etwas salopp formuliert, das modifizierte Programm dieser Variante der zeitgenössischen Psychoanalyse. So wie die chemische Krücke der Droge eingesetzt wird, wo ein beschädigtes Selbst die intrapsychische Regulation nicht mehr sicherstellen und nur noch Schein-Identitäten hervorbringen kann, so stellt nun das Hilfs-Ich des Therapeuten ein Arsenal an prothetischen Funktionen bereit, die in einem interaktiven Prozeß mit dem Patienten dessen Autonomie fördern und ein Kohärenzgefühl erst entwickeln sollen. Das Ziel solcher therapeutischer Bemühungen besteht nicht lediglich in der Beseitigung der Symptome, sondern sie formulieren keinen geringeren Anspruch als den, „das Ganze der Kommunikation, der Beziehung und des Selbst-Sein-Könnens“ (Csef 1999: 1148) zu verbessern.

### **3.4. „Vom Symptomträger zum sozialen Beziehungsgeflecht“: Spielarten psychosozialer Praxis**

#### **3.4.1. Interventionen im Familiensystem: Familienberatung und -therapie**

In der Drogenarbeit bestand anfangs die Tendenz, Eltern oder Angehörige aus der Arbeit mit dem Abhängigen auszuschließen, da man sich parteilich mit letzterem identifizierte. Seit den achtziger Jahren jedoch hat die Einbeziehung von Eltern und Angehörigen in den Beratungs- und Behandlungsprozeß mehr Raum gewinnen können und ist zu einem wesentlichen Bestandteil ambulanter Beratungsarbeit geworden.

Wirth (1992) zufolge ist die klassische Psychoanalyse zumindest bereichsweise dem traditionellen individualistischen Krankheitskonzept verhaftet geblieben.<sup>48</sup>

---

<sup>48</sup> Die klassische Psychoanalyse hat bei der Neurosenentstehung in erster Linie die subjektive Erlebnisverarbeitung des Kindes berücksichtigt, die realen Lebensbedingungen der frühen Kindheit dabei eher unterschätzt. Ergebnisse der Kleinkindforschung haben hingegen

Im individualtherapeutischen Setting interessiere daher auch allein das Wohlbefinden des einzelnen Patienten. „Erst mit der Einführung des familientherapeutischen Settings wird das individualistische Behandlungskonzept der Psychoanalyse wirklich zu einem psychosozialen transzendiert.“ (Wirth 1992: 95) Familienberatung und -therapie können allen Beteiligten Einsichten in psychosoziale Abwehrformen vermitteln, die die soziale Interaktionsdynamik einer Familie bestimmen. Familientherapeuten, so hat Spangenberg (1985: 28) formuliert, sind den Familien dabei hilfreich, „zu durchschauen, welche Motive in dem multipolaren Dialog der Familienmitglieder untereinander nicht zur Geltung kommen, unterdrückt oder ausgeblendet werden. Der ‚Zensor‘ schwebt, wenn man so will, zwischen den Menschen, in den Regeln des Umgangs miteinander oder in der Ausarbeitung einer bestimmten Familienideologie, die das offene Fragen und Antworten behindern.“

Familientherapeuten können als Mediatoren fungieren, die in oft dramatisch verlaufenden Ablösungskonflikten verfügbar sind, um den erstarrten innerfamilialen Dialog wieder in Gang zu bringen. Da zumal Drogengefährdete im Vergleich zu Abhängigen meist noch wesentlich stärker in Familienbezüge eingebunden sind und erst am Beginn ihrer Ablösung stehen, kann die Einbeziehung der Familienangehörigen den Behandlungsverlauf oft entscheidend beeinflussen.

Zur Illustration einige Aspekte aus einem etwa dreivierteljährlichen Beratungsprozeß mit einem 15jährigen drogengefährdeten Mädchen und dessen Familie (vgl. Gerhard u.a. 1999):

#### Kasuistik:

##### „D.“ oder: „Ich will meine Freiheit!“

Die Eltern von D. haben Kontakt zur Beratungsstelle aufgenommen, da sie besorgt sind über die in ihren Augen zunehmend problematischer verlaufende Entwicklung ihrer Tochter. Diese konsumiert seit einiger Zeit Cannabis und experimentiert nun auch mit Speed und Ecstasy. Sie hat seither ihren Freundeskreis gewechselt, in ihren schulischen Leistungen nachgelassen und öfter die Schule geschwänzt - alles „typische Anzeichen“ einer Suchtgefährdung und der Gefahr einer weiteren dissozialen Entwicklung.

D.'s Eltern sind zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme im Begriff, sich zu trennen. Ihr Vater sieht für sich nur noch wenig Möglichkeiten, auf die weitere Entwicklung seiner Tochter einwirken zu können; er prophezeit ihr, sie

---

die Wichtigkeit von Realbeziehungen, auch die Bedeutung der Interaktionsstruktur der Gesamtfamilie, unterstrichen.

Beispiele für Konzepte, die eine individuumzentrierte Sichtweise überwinden:

- Kind als Substitut für einen nicht gelebten Selbstanteil eines oder beider Eltern (H. E. Richter);
- Kollusionskonzept (J. Willi);
- Delegationsprinzip (Stierlin);
- Prinzip der interpersonellen Abwehr (Mentzos).

bekäme bald mit Jugendamt und Polizei zu tun, wenn sie so weitermache; diese Instanzen würden ihrem Treiben dann wohl endlich Grenzen setzen. D.'s Beziehung zur Mutter ist eng und sehr verclincht. Gelegentlich schreit sie ihre Mutter auch in den Beratungsgesprächen an, wobei diese einen hilflosen Eindruck macht. Die Mutter zeigt eine gewisse Scheu davor, die mit der generationsspezifischen Rolle verbundene Erziehungsverantwortung zu übernehmen; sie begreift sich selber eher als „Freundin“ ihrer Tochter.

Wegen der Berufstätigkeit beider Eltern ist D. in den vergangenen zwei bis drei Jahren viel sich selbst überlassen gewesen; wenn sie von der Schule nachhause kam, hat sie meist stundenlang ferngesehen. Jetzt, wo die individuellen und familiären Probleme nicht mehr zu übersehen sind, versucht die Mutter durch Restriktionen und Bestrafungen Einfluß auf D.'s Persönlichkeitsentwicklung zu nehmen; eher widerwillig läßt sie „die Mutter raushängen“. D. beklagt sich über dieses einmischende Verhalten mit Sätzen wie: „Früher, als ich dich gebraucht hätte, warst du nicht da, hast dich nicht für mich interessiert! Heute will ich deine Hilfe nicht mehr, jetzt ist es zu spät. Ich habe meine Freunde, mit denen ich über alles reden kann, und die mich verstehen!“

Das ist die Ausgangssituation des Beratungsprozesses mit D. gewesen; neben Einzelgesprächen fanden periodisch Familiengespräche bzw. (da der Vater sich zunehmend entzog) Gespräche mit dem Mädchen und seiner Mutter statt. Vor allem die Mutter artikulierte deutlich eine Erwartung an den Berater, dieser möge ihrer Tochter wieder auf die „richtige Bahn“ verhelfen und ihr die Verwerflichkeit des Drogenkonsums aufzeigen. Der Vater verlangte kategorisch, daß D. ihren Drogenkonsum einstellen soll. D. hingegen will ihre Freiheit, womit sie auch die Freiheit meint, selber zu entscheiden, welche Drogen sie und wie oft sie diese konsumiert; sie möchte sich nicht bevormunden lassen. Der Berater möchte die Klientin bei ihrer Identitätssuche unterstützen.

Der Vater von D. sucht in der Tochter vor allem das, was er selbst auf keinen Fall sein möchte. Er projiziert seine eigene negative Identität auf die Tochter; im Endeffekt bringt er diese mit seiner Prophezeiung, daß das Einschreiten sanktionierender gesellschaftlicher Instanzen sich bald als unvermeidlich erweisen werde, dazu, sich unbewußt genauso zu verhalten wie seine Prognose es ausmalt. Auch die Mutter hat ihre eigenen unangepaßten, sie selbst störenden Seiten an die Tochter delegiert.<sup>49</sup> Auf der anderen Seite blockiert sie die Autonomieentwicklung der Tochter mit einer sich anbietenden Attitüde von „Jugendlichkeit“.

Im Beratungsprozeß werden unter dem schillernden Aktionismus und der „Coolness“ der Klientin Verzweiflung und Angst spürbar, die sich aber nicht manifestieren (dürfen). Im Grunde ist D. damit überfordert, daß sie nicht Kind bleiben kann und darf. Ihre Dissozialität und ihren Drogenkonsum zu akzeptieren bedeutet, sie weiterhin wie eine Erwachsene zu behandeln und damit zu überfordern. Grenzsetzung und Mitteilung der eigenen Besorgnis hingegen erlauben ihr, Kind zu bleiben.

---

<sup>49</sup> vgl. auch Wirth 1985: 108, 110

Aufgrund erweiterter Handlungsspielräume und Entscheidungsmöglichkeiten sind familiäre Kommunikation und insbesondere elterliches Verhalten „ebenso anspruchsvoll wie anfällig“ geworden, und sie unterliegen einem „hohen Irritationspotential“, mit der „Gefahr sublimierender und manifester Verwahrlosung“ (Brückner 1990: 1976). Intentionale Erziehung in den Bereichen von Familie, Schule, Kinder- und Jugendarbeit etc. operiert heute mit einem Pluralismus von Erziehungszielen. Die Erziehungsstile sind offener, liberaler, aber auch permissiver, zuweilen resignativer geworden, und sie lassen pädagogisches Engagement vermissen. Ein allzu bequemer und unverbindlicher Gestus liberal-permissiver Grundhaltungen kann aber ebenso wie eine permanente Verstehensbereitschaft von Eltern und Erziehern dazu führen, daß Jugendliche sich von der Gleichgültigkeit oder der penetrant anbietenden und einschmeichelnden Pädagogisierung und Therapeutisierung der Erwachsenen abgestoßen fühlen.

Bauriedl hat zu Recht darauf hingewiesen, daß psychische Schäden bei Jugendlichen dadurch entstehen, daß sie weder in der Familie noch in der Gesellschaft wirkliche *Eltern* hatten. „Würden wir unsere Position als Eltern einnehmen, dann könnte gleichzeitig ein Raum für unsere Kinder und Jugendlichen entstehen, in dem diese so sein können, wie sie sind, in dem sie von ihren wirklichen Gefühlen ausgehen könnten und mit diesen Gefühlen die Eltern erreichen können. Nur wenn die Eltern emotional erreichbar sind, können sie von den Jugendlichen 'losgelassen' werden. Wer kein Kind sein konnte, kann auch nicht erwachsen werden oder erwachsen sein.“ (Bauriedl 1995: 28)

Kinder solcher Eltern neigen dazu, antisoziale Verhaltenstendenzen zu entwickeln: „Das antisoziale Kind versucht auf die eine oder andere Weise, sanft oder mit Gewalt, die Welt dazu zu bringen, ihre Schuld anzuerkennen; oder es versucht, die Welt dazu zu bringen, den Rahmen wiederherzustellen, der zerbrochen ist.“ (Winnicott 1984: 127) Negative Reaktionen auf das eigene Verhalten sind dabei allemal besser als gar keine.

In vielen Fällen, gerade bei manifester Drogenabhängigkeit, sind die Betroffenen gar nicht erst zu einer Kontaktaufnahme zu einer Beratungsstelle bereit. Hier kann aber durch veränderte Verhaltensweisen der Bezugspersonen der weitere Verlauf der Drogenkarriere beeinflußt werden - vorausgesetzt, diese sind zu einer kritischen Reflexion und praktischen Änderung ihres eigenen Verhaltens dem Abhängigen gegenüber bereit.

Es löst zunächst immer wieder ungläubiges Erstaunen und teils heftige Abwehr bei Eltern aus, wenn sie in der Drogenberatung hören, die beste Hilfe für ihr drogenabhängiges Kind sei, ihm nicht zu helfen. Mit einer Form von Hilfe, die dem Kind die unangenehmen Konsequenzen seiner Sucht erspart (z.B. indem die Eltern seine Schulden begleichen), wird der Suchtmechanismus nämlich in verhängnisvoller Weise unterstützt. „Oft haben sich An-

gehöriger und Betroffener durch gegenseitige Polarisierung in Rollen hineingelebt, die sich einander verhängnisvoll ergänzen. Es ist eine symbiotische Beziehung entstanden, in der sich Liebe, Schuldgefühle, Kontrolle und Hilfsbedürfnis abwechseln. Bei Versuchen, diesen 'Clinch' von außen zu lösen, entstehen dann oft eine Art Komplizenschaft und gemeinsame Abwehrfront, die sich gegen jede Veränderung stemmen. Wie es dem Süchtigen schwerfällt, sich aus der Abhängigkeit zu lösen, so schwer ist es oft für Angehörige, insbesondere Eltern, sich nicht mehr auf die Angelegenheiten des Kindes zu konzentrieren. Sie müssen das Kind als eigenständige Person und nicht länger als Teil von sich begreifen und damit aufhören, dem Kind durch Helfen die Selbstverantwortung für sein Handeln zu entziehen.“ (Kreuzer/ Wille 1988: 140)

### 3.4.2. Suchtprävention

#### 3.4.2.1 Ansätze der Suchtprävention

Erste Ansätze einer *Drogenprävention* sind seit Beginn der 70er Jahre entwickelt worden, da gesetzliche und polizeiliche Abschreckung allein sich als unwirksam erwies, den Konsum illegaler Drogen einzudämmen. Ihre Zielsetzungen und die angewandten Methoden haben sich seither wesentlich geändert.

Die allerersten Maßnahmen und Programme einer „Drogenerziehung“ - verstanden als „die bewußte und planmäßige pädagogische Einwirkung auf Kinder und Jugendliche in Sachen Drogen“ (Marzahn 1983: 112) - arbeiteten vorwiegend mit dem Prinzip der Abschreckung. Plakate und Faltblätter, die mit Drogentoten, Fixernadeln und Skeletten illustriert waren, sollten die gesundheitlichen und sozialen Folgeschäden des Drogenmißbrauchs drastisch darstellen. Diese Kampagnen blieben aber erfolglos und wurden abgelöst durch Maßnahmen der Informationsvermittlung. Sachliche Informationen über die Mittel, ihre Wirkungsweise und ihre Folgen, die auch das Für und Wider eines Konsums abwogen, sollten Jugendliche von einem Suchtmittelmißbrauch abhalten. Doch auch dieser „Sachkunde“-Ansatz förderte eher Neugier und konnte weder eine Einstellungs- noch eine Bewußtseinsänderung bewirken, da er die vielfältigen Ursachen von süchtigem Verhalten ignorierte. (vgl. Groß/ Gerhard 1999: 413)

Im Dschungel widersprüchlicher gesellschaftlicher Bewertungen des Drogenumgangs können weder Abschreckung noch Sachkunde glaubwürdige Orientierungen liefern. Drogenerziehung, so hat Marzahn (1983: 114) resümiert, klärt am Ende weniger auf, als daß sie bestehende Vorurteile noch verfestigt - „vermutlich sogar in dem umfassenden Sinn, daß mit der Drogenerziehung nicht nur einzelne Vorurteile, sondern ein ganzer Lebensstil gestützt werden soll. Drogenerziehung ist (...) ein besonders eifernder Teil des Versuchs, die heranwachsende Generation bei der Stange zu halten.“

Heute gelten *ursachenorientierte* und *suchtmittelunspezifische* Ansätze als Konzepte der Wahl; in ihnen sind unterschiedliche Aspekte miteinander verknüpft:

- der strukturelle Ansatz sucht als *Verhältnisprävention* Einfluß zu nehmen auf gesellschaftliche Bedingungen, die suchtfördernd wirken können - mit dem Ziel, entwicklungsförderliche Umweltbedingungen für Jugendliche zu schaffen;
- dem personalen Ansatz geht es im Sinne einer *Verhaltensprävention* darum, Kompetenzen aufzubauen und zu fördern, die Jugendliche befähigen können, auch angesichts von Schwierigkeiten eine aktive Lebensplanung zu entwickeln und Entwicklungsaufgaben produktiv zu bewältigen.

Als wesentliches Ziel von *Suchtprävention*<sup>50</sup> gilt die Förderung und Stärkung der Persönlichkeit, die Entwicklung von Selbstwert- und Verantwortungsgefühl, Erlebnisfähigkeit, sozialer Kompetenz etc.. *Protektive* Faktoren, die eine Suchtgefährdung minimieren können, werden etwa erblickt in der Fähigkeit des Einzelnen, Konflikte zu erkennen und auszutragen, in der Durchsetzungsfähigkeit und im Nein-Sagen-Können.

Prävention umfaßt heute alle psychoaktive Substanzen und suchtähnliche Verhaltensweisen, d.h. sie ist suchtmittelunspezifisch. Eine Ausrichtung allein auf illegale Drogen greift zu kurz, da die Entstehungsbedingungen für süchtiges Verhalten sehr ähnlich und die Stoffe austauschbar sind und oft auch wahllos durcheinander konsumiert werden.

Ursachenorientierte und suchtmittelunspezifische Prävention ist zugleich Teil der Vorbeugung anderer schädigender Verhaltensweisen (wie z.B. Eßstörungen, psychische und psychosomatische Störungen, Kriminalität) und wird damit als integraler Bestandteil von *Gesundheitsförderung* im weitesten Sinne begriffen. *Gesundheit* wird im Rahmen dieser Konzepte nicht als alleinige Abwesenheit von Krankheit begriffen, sondern als „Zustand des völligen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens“ (WHO 1946; zit. nach: Palentien/ Hurrelmann 1995: 9). In diesem Kontext wird Suchtprävention als gesellschaftliche Gemeinschaftsaufgabe definiert. In ihren pädagogischen Aspekten stellt sie sich dar als gemeinsame Aufgabe aller am Erziehungsprozeß Beteiligten.

Die Handlungsfelder zur Verwirklichung von Maßnahmen der Prävention und Gesundheitsförderung betreffen informelle und professionelle Systeme gleichermaßen. Auf der informellen Ebene kommt vor allem der Familie und der Peer-Group eine wichtige Bedeutung zu. Als zentrale Sozialisationsinstanzen sind sie für die Grundlegungen von Verhaltensmustern in den

---

<sup>50</sup> Die Verwendung dieses Terminus, der den alten Begriff der *Drogenprävention* abgelöst hat, markiert die paradigmatische Hinwendung zu den suchtfördernden Ursachen.



Bereichen Hygiene, Ernährung etc. direkt oder indirekt verantwortlich. Auf der professionellen Ebene zählen zu den Institutionen und Trägern, in denen Maßnahmen der Prävention und Gesundheitsförderung anzusiedeln sind:

- Erziehungs- und Bildungseinrichtungen,
  - Einrichtungen der psychosozialen Versorgung und Beratung,
  - Einrichtungen der ambulanten und stationären psychiatrischen und Krankenversorgung und
  - öffentliche Einrichtungen der Gemeinde bzw. der Gebietskörperschaft.
- (vgl. Palentien/ Hurrelmann 1995: 10)

Diese Institutionen sollen im Sinne einer formellen Gesundheitsinfrastruktur weiter ausgebaut werden. Präventive Maßnahmen sollen folglich dort greifen, wo die tatsächlichen Lebensbedingungen und -räume gestaltet werden und die Persönlichkeitsstruktur von jungen Menschen sich ausbildet: in Kindergärten, Schulen, Sport- und Freizeiteinrichtungen. Sie sollen sich auf langfristige und lokal vernetzte Maßnahmen konzentrieren und verschiedene Zielgruppen sowie geschlechtsspezifische Ansätze berücksichtigen. Gefordert wird, daß koordinierte, inhaltlich aufeinander abgestimmte Konzepte in den Bereichen der erzieherischen Suchtprävention und der Angebote der Sozial-, Jugend-, Ausbildungs- und Beschäftigungshilfe (weiter-)entwickelt werden.<sup>51</sup>

Daß diesen fachlichen Einsichten und Forderungen längst nicht überall politische Taten gefolgt sind, hat beispielhaft der Nationale Rauschgiftbekämpfungsplan der Bundesregierung von 1992 gezeigt.<sup>52</sup> Während für die Prävention ein Modellprogramm mit insgesamt 37 Stellen im Gebiet der alten Bundesrepublik und 24 Stellen in den neuen Bundesländern (sämtlich auf drei Jahre befristet) aufgelegt wurde, sind gleichzeitig 400 Beamte zur Bekämpfung der Drogenkriminalität beim Bundeskriminalamt eingestellt worden. Ebenso konnten vereinzelte Versuche von positiven Imagekampagnen

---

<sup>51</sup> „Kommunale Suchtkrankenhilfe benötigt umfassende Präventionsprogramme. Diese reichen von der Forderung nach spezifischen Curricula in Kindergärten und Schulen bis hin zu spezifischen Programmen und Projekten für gefährdete Jugendliche und suchtkranke Familien. Zur Prävention gehört aber auch die Einflußnahme auf die sozial- und lebenskulturellen Strukturen des Gemeinwesens selbst.“ (Groß/ Gerhard 1999: 412)

<sup>52</sup> Der Nationale Rauschgiftbekämpfungsplan steckt den Rahmen für die Drogenpolitik in Deutschland ab. In ihm kommt der Prävention bei der Suchtmittelbekämpfung eine zentrale Bedeutung zu: „Um sozialen und individuellen Entstehungsbedingungen vorzubeugen, sind bereits weit im Vorfeld süchtigen Verhaltens Bedingungen zu schaffen, die Einstellungen, Erlebnisfähigkeit und individuelle sowie gesellschaftliche Handlungskompetenz fördern, die eine konstruktive Bewältigung von Konflikten zulassen und für ein sinnerfülltes Leben motivieren. Konsequente Prävention des Mißbrauchsverhaltens beinhaltet demnach das Zusammenwirken von Gesundheits-, Jugend-, Familien-, Sozial-, Bildungs- und Sicherheitspolitik, damit gesellschaftliche Rahmenbedingungen entstehen, die den Suchtmittelmißbrauch überflüssig machen. Hierzu sind neue Strategien und Angebote etwa zur Streßbewältigung, zur Verarbeitung negativer Erlebnisse und zur Steigerung der psychischen Belastbarkeit zu entwickeln; insbesondere ist auch das gesamte soziale Umfeld einzubeziehen.“ (Bundesminister für Gesundheit und Bundesminister für Inneres 1992: 17)

für Drogenfreiheit („Keine Macht den Drogen“; „Kinder stark machen“) nur wenig ausrichten gegen eine allgemeine positive Bewertung des Suchtmittelgebrauchs und -mißbrauchs, die insbesondere durch die Werbung verbreitet wird.

Immerhin hat der Ansatz einer ursachenorientierten oder mittelunspezifischen Suchtprävention sich in den achtziger Jahren in der Fachwelt durchgesetzt; er ist in den Aktions- und Suchthilfeplänen der Länder sowie in den schulischen Lehrplänen festgeschrieben worden. Darüber hinaus sind lokale Koordinatoren für suchtpreventive Maßnahmen installiert worden, in Hessen beispielsweise in Gestalt sogenannter „Fachstellen für Suchtprävention“. Deren Tätigkeit soll suchtpreventiven Aufgaben das Profil einer eigenständigen, professionell ausdifferenzierten Fachdisziplin verleihen. Die Komplexität des suchtpreventiven Arbeitsfeldes, so wird dies begründet, erfordere eine umfangreiche Qualifikation, die über die traditionellen Aufgabenfelder der Sozialpädagogik und Sozialarbeit hinausreiche (vgl. Schmidt 1992: 279). Kommunikative Kompetenz sei ein wesentliches Merkmal im Anforderungsprofil an die neuen „Präventionsberater“, und sie müßten insbesondere auch in der Lage sein, Methoden des Sozialmanagements und des Soziomarketings anzuwenden.<sup>53</sup>

Die in der Ausdifferenzierung der Suchtprävention angelegte schematische Trennung von Prävention und Intervention, also von Vorbeugung und dem konkreten Unterstützungshandeln, das dann einsetzt, wenn das Kind bereits „in den Brunnen gefallen“ ist, erscheint als generalisierte Orientierung aus fachlicher Sicht nur bedingt sinnvoll (vgl. Gerhard/ Lauer 1998). In der Begründung dieser Konzepte wird richtig gesehen, daß Prävention im Kern Beziehungsarbeit ist; fraglich bleibt indessen, wie die „Präventionsberater“ andere zum Aufbau einer kontinuierlichen Beziehung befähigen wollen, wenn sie selber in dieser Hinsicht nur unzureichend qualifiziert sind und sich damit nur unzulänglich auf die komplexe Übertragungs-Gegenübertragungs-Dynamik in den sozialen Feldern, in denen sie agieren, einstellen können. In anbetracht der aktuellen Entwicklung im Bereich der Primärprävention kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, als sollten hier in erster Linie neue Zuständigkeitsbereiche für eine neue Kategorien von Experten geschaffen und zementiert werden.

#### 3.4.2.2 Suchtprävention in Schule und Jugendarbeit

Schulen haben sich lange der Konfrontation mit Erscheinungen wie Gewalt und Drogenkonsum und -handel mit dem pauschalen Verweis darauf entzogen, daß diese Probleme in der eigenen Schule nicht vorkämen, und daß

---

<sup>53</sup> „Es ist nicht Aufgabe der Präventionsberater, die Verantwortung anderer Institutionen (Schule, Gesundheitswesen) im primärpräventiven Bereich zu übernehmen. Vielmehr sollen sie auf Defizite hinweisen und Institutionen beraten, wie diese Defizite abgebaut werden können.“ (Schmidt 1992: 279)

deren Wurzeln ohnehin außerhalb des schulischen Einflußbereichs lägen, nämlich bei den Kindern und ihren Familien. Diese Zuschreibung funktionierte so lange, bis die kommunikativen und pädagogischen Defizite im schulischen Alltag nicht mehr zu übersehen und zu übertünchen waren.<sup>54</sup>

Beim Versuch, diese pädagogischen Aufgaben zu bewältigen und Defizite aus eigener Kraft zu beheben, gelangt die Institution Schule an Grenzen. Sie bedarf des Beistands anderer gesellschaftliche Instanzen, die zur Persönlichkeitsförderung der Kinder, aber auch zu Grenzsetzung und Orientierung im pädagogischen Prozeß beitragen. Die Schule läßt dies zunächst eher unwillig zu, da hierdurch die Defizite ihrer internen pädagogischen Prozesse öffentlich werden.<sup>55</sup>

Bei solchen externen Instanzen handelt es sich beispielsweise um die neue professionelle Disziplin der Präventions-Fachleute oder auch um Sondereinheiten von Polizeibeamten, die die an Schulen grassierenden Gewalt- und Kriminalitätsdelikte eindämmen sollen. Während erstere die im schulischen Leben verkümmerte emotional-affektive und die weitgehend ausgeblendete sozial-kommunikative Dimension wiederzubeleben trachten, soll die zweite Kategorie von Interventionen - neben der vordergründigen Aufgabe der Kriminalitätsbekämpfung - dazu beitragen, daß Realitätsdefizite aufseiten der Schüler kompensiert werden und der grassierenden Erosion der Werte begegnet werden kann.

Über die Schiene der Suchtprävention (analog auch über Kriminal- und Gewaltprävention) werden von sozialpädagogischen Fachkräften Programme einer *Lebenskompetenzförderung* in den schulischen Alltag eingeführt: Mit Schülern werden beispielsweise im Rahmen sogenannter Life-skill-Programme *Life-resistance-Trainings* veranstaltet, die auf lerntheoretischer Grundlage Standfestigkeit gegen negative soziale Beeinflussung einüben sollen. Schüler sollen selbstbewußter werden gegenüber Verführungen zum Drogenkonsum, sie sollen Gruppendruck widerstehen lernen und ihre Einstellung zu Drogen ändern. Durch erlebnispädagogische Angebote wird versucht, einen *gesunden Kick* zu vermitteln und damit praktische Alternativen zum Suchtmittelkonsum aufzuzeigen.

Bei der Aufgabe, Handlungsorientierungen bereitzustellen und insbesondere das Realitätsbewußtsein der Schüler für angetanes und erlittenes Unrecht zu fördern (durch „klare Worte“ mit „klaren Konsequenzen“), findet die Insti-

<sup>54</sup> vgl. zum folgenden: Gerhard 1999b: 1198 ff..

<sup>55</sup> „Die explizite Thematisierung eigentlich selbstverständlicher Vorgänge, hier: des Beitrages der Schule zur Persönlichkeitsentwicklung der Schüler, ist immer ein Hinweis darauf, daß Selbstverständlichkeiten verlorengegangen sind - analog etwa zur Beschwörung des 'Mutes zur Erziehung' und zur Forderung: 'Wir brauchen wieder Werte!', die angesichts eines diagnostizierten Wertezusammenbruchs im Kontext der in den letzten Jahren geführten Erziehungsdebatte erhoben wurde.“ (Gerhard 1999b: 1199)

tution Schule Unterstützung durch polizeiliche Sondereinheiten, die im schulischen Kontext agieren. Prompte Reaktion auf Straftatbestände wie Diebstahl, Erpressungen, Schlägereien und Drogendelikte, sowie Verlässlichkeit und Konsequenz zeichnen das polizeiliche Handeln in diesem Feld aus. Die Einsatzgruppen operieren vielfach in der Grauzone zwischen polizeirelevanten Tätigkeiten und pädagogischer Intervention, wodurch polizeiliche Funktionen eine pädagogische Weiterung erfahren.<sup>56</sup>

Es sind die spektakulären Formen von Gewalt und die eklatantesten Defizite im schulischen Leben, denen durch die Vernetzung mit anderen Institutionen zu begegnen versucht wird. Die alltägliche Gewalt, die „Leck-mich-Haltung“ der Schülerinnen und Schüler, das fehlende Interesse der im schulischen Alltag Zusammengepferchten aneinander, diese Ebenen werden durch solche Aktionen kaum oder gar nicht erreicht. In Schulklassen wird ausgegrenzt, werden einzelne zu Zielscheiben von Spott und Diskriminierung gemacht, und pädagogische Korrekturbemühungen laufen häufig ins Leere. „Hoffnungslosigkeit und Angst führen dazu, daß viele meinen, daß sie sowieso nichts mehr zu verlieren haben“, äußerten Schüler aus der 10. Klasse einer betroffenen Gesamtschule öffentlich: durch die Einrichtung einer „Trouble Line“ würden die Probleme von Drogensucht und Gewalt nicht gelöst. (nach einem Bericht in der Frankfurter Rundschau vom 31.10.1996)<sup>57</sup>

Neue pädagogische Konzepte der Jugendarbeit akzentuieren die Bedeutung von Beratung und pädagogischen Orientierungen auf der Grundlage der Individualisierungstheorie. Die zunehmende Individualisierung, die die „soziale Ozonschicht“ (Hurrelmann) gerade für Kinder und Jugendliche, denen sie einen Schutz für eine ungestörte Persönlichkeitsentwicklung sichern könnte, durchlöchert und ausdünn, produziert einen neuen Bedarf an Sozialem. „Die Pädagogik sollte Jugendlichen Hilfen anbieten, die gesellschaftlich vorangetriebene Individualisierung individuell-persönlich und zugleich kollektiv zu bewältigen.“ (Wolf 1998: 16)

---

<sup>56</sup> Jenseits der eigentlichen polizeilichen Interventions- und Ermittlungsaufgaben werden auch schon mal Strafarbeiten angeordnet oder Hausarrest verhängt. Ein Schulleiter: „AG-GAS (= „Arbeitsgruppe gegen Gewalt an Schulen“, so die Bezeichnung der hessischen Sondereinheiten - H.G.) stützt das pädagogische Wollen unserer Schule. Die drei Polizisten (von AGGAS) sind Mitarbeiter in unserer Pädagogik.“ (Gießener Allgemeine Zeitung vom 11.3.1999) Hierzu paßt, daß einer SPIEGEL-Umfrage zufolge Polizeibeamte als diejenige gesellschaftliche Gruppierung genannt wurde, der am ehesten - weit vor Pfarrern oder Lehrern - die Vermittlung von Werten zugetraut wurde. (vgl. Gerhard 1999b: 1201)

<sup>57</sup> „Nur der Abscheu über die unappetitlichen, rohen, häßlichen Formen der Gewalt, wie sie etwa von jugendlichen Brandstiftern ausgeübt werden, gehört zum gesicherten Bestand der gesellschaftlichen Moral, nicht aber eine Ächtung der subtilen Gewalt, die das Ingrediens ist, das die moderne Welt im Innersten zusammenhält.“ (M. Gronemeyer 1996: 48)

Pädagogische Interventionen können gerade für benachteiligte Jugendliche diejenigen Spielräume offenhalten oder auch erst schaffen, die diese für eine halbwegs gelingende Identitätsbildung benötigen. In dem Maße, in dem die Schule in die gesellschaftliche Bildungs- und Ausbildungskonkurrenz hineingezogen wird, kann die offene Jugendarbeit sich durchaus als Kommunikations- und Bewältigungsraum für jene benachteiligten Jugendlichen verstehen, die in der Konkurrenz- und Konsumrotation nicht mithalten können und ihren Selbstwert eingebüßt haben. Wenn Schule Lernerfahrungen nur aus zweiter Hand ermöglicht, verlagert sich die Suche nach direkter Realitätskonfrontation ohnehin in den Freizeitbereich hinein - und offene Jugendarbeit kann die sozioemotionalen Räume für Jugendliche bereitstellen, die diese um so mehr benötigen, um neue Spielräume erfahren und damit experimentieren zu können. (vgl. Böhnisch 1998: 36) Sie kann ein Moratorium schaffen, das Jugendlichen Erlebnis- und Erfahrungsräume für wichtige Lebens- und Lernerfahrungen außerhalb von Familie, Schule und Betrieb bereitstellt.

Die Chancen für einen suchtpreventiven Zugang im Rahmen der Jugendarbeit liegen vor allem darin, daß die im Drogenkonsumverhalten sich manifestierenden Bedürfnisse nach Erleben, Phantasie, Sinnlichkeit und Abenteuer aufgegriffen werden können. Eine solche Bedürfnisorientierung nimmt den Konsumenten in seiner Subjektivität ernst, statt ihn zum Objekt sei es von therapeutischer Fürsorge, sei es von Bestrafung zu machen. Durch ein Angebot an Aktivitäten, die gleichsam als „funktionale Äquivalente“ zum Drogenkonsum wirken (z.B. „Skateboard-Fahren statt Kiffen“), wird konkret aufgezeigt, wie entsprechende Bedürfnisse auf alternative Art erfahren und gelebt werden können.

Vom Anschluß an das Präventionsparadigma, der in den letzten Jahren verstärkt zu beobachten ist, verspricht sich die Jugendarbeit eine Sicherung und Legitimierung des eigenen Bestandes. Mit der Adaption des Präventionsgedankens, so wird kritisch eingewendet (N.N.: 2000), hofft man, klare Problemdefinitionen, Ziele und Methoden zu finden, um den aktuellen Anforderungen und Standards an eine „moderne Jugendarbeit“ zu genügen. Statt in offener Beziehungsgestaltung den Entwicklungsprozeß Jugendlicher zu begleiten und auf diesem Wege herauszufinden, was deren Bedürfnisse sind, weiß man nun immer schon, welches die Handlungsweisen sind, gegen deren Risiken es die Jugendlichen präventiv zu immunisieren gelte. (vgl. N.N. 2000: 18) Bei alledem aber läuft die Jugendarbeit Gefahr, die Position anwaltschaftlicher Begleitung der Jugendlichen und eines „Empowerment“ zu verlassen und ihnen stattdessen mit einem Ziel- und Maßnahmenkatalog begrenzend und normierend gegenüberzutreten.

#### 3.4.2.3 Zur Kritik des Präventionsgedankens

*Prävention*, als Kombination aus Vorsicht und Vorsorge, ist das Gebot der individualisierten Gesellschaft, in der jederzeit jedem alles passieren kann. Wer daher nicht beizeiten vorsorgt, ist am Ende selber schuld, wenn ihm etwas zustößt. „Prävention verstanden als ‚Vorgriff‘ auf mögliche zukünftige Entwicklungen“ kann aber angesichts des Verlustes allgemeingültiger Normalisierungsstandards nur bedeuten, daß Probleme bekämpft werden müssen, ‚bevor diese als solche sichtbar werden, und dies heißt in den meisten Fällen auch, bevor die Betroffenen die Situation selbst als problematisch wahrnehmen‘ (Lüders 1995: 45; nach: Lindner 1998: 54)<sup>58</sup>

Wir erinnern an den Hinweis von Keupp, daß der Zugriff auf motivationale Faktoren der Sozialisation und auf diejenigen Aspekte der eigenen Lebensgestaltung zunimmt, in denen sich die Individuen für die Verringerung ihres eigenen Devianzrisikos verantwortlich fühlen. (s.o.) Der Begriff der Prävention, darauf hat Gronemeyer (1998: 163) hingewiesen, stammt nicht zufällig aus der Gesundheitspolitik. Er macht am Ende aus der Gesellschaft „ein Biotop, ein System, das nicht mehr des Gemeinsinns und der bürgerlichen Tugenden, sondern der quasi-hygienisch motivierten Kontrolle bedarf.“

Die Folge dieser Entwicklung ist eine *Entgrenzung der Prävention*: „Im Durch- und Nebeneinander von Gewalt-, Drogen-, Aids-, Konsum-, Verkehrs-, Gesundheits-, sexueller Mißbrauchs- und weiterer Präventionen besteht die Gefahr, einer Präventionsrhetorik zu verfallen, die jedes Projekt, jeden Informationsstand, jede sozialpädagogische Maßnahme als Prävention aus gibt: ‚Die Präventionsidee läuft solange ins Leere, als nicht ein erkennbarer Konsens darüber besteht, was in konkreten Konstellationen als ver hinderungswürdig anzuerkennen ist und was nicht. Mit anderen Worten es bedarf diskursfähiger Standards und Kriterien für präventive Maßnahmen.‘ (Lüders 1995: 34) Da aber kaum gesicherte Erkenntnisse darüber vorliegen, welche Maßnahme in dieser oder jener Form oder welche Maßnahmenkombination auch tatsächlich erfolgreich ist, kann Prävention nur allgemeine, primäre Prävention sein, die mit der sozialpolitischen Gestaltung ziviler Lebensverhältnisse deckungsgleich wird.“ (Lindner 1998: 55)

Prävention zielt auf den frühestmöglichen Vorgriff. Sie konfrontiert insbesondere Kinder und Jugendliche mit Problemen, bevor diese sich entwicklungsabhängig manifestieren bzw. in ihrer Lebenswelt auftreten. Lebensweltliche Erfahrungsräume werden gleichsam mit Verbotstafeln und Warnhinweisen zugestellt, bevor sie sich diese selber erschließen können. Die *fürsorgliche Belagerung* der Jugendlichen durch wohlmeinende Prävention grenzt die Möglichkeiten einer selbsttätigen Aneignung der Welt immer mehr ein.

---

<sup>58</sup> Im präventiven Diskurs wird die Eingriffsschwelle vorverlagert von der vollzogenen zur möglichen Tat. Sicherheit und Normalität seien herstellbar, wenn man nur früh und konsequent genug vor- und zugreife, so wird suggeriert; soziale und individuelle Risiken seien beherrschbar, wenn man sich nur der präventiven Lösungstechnologien bediene.

In der öffentlichen Wahrnehmung und Thematisierung erscheinen Jugendliche heute stets als entweder gefährlich oder gefährdet - jenseits dieser Alternative scheint keine weitere Variante mehr zu verbleiben. „Über ‚Jugend‘ wird gegenwärtig nahezu ausschließlich im Kontext von Krisenphänomenen gesprochen. Als Prototypen gelten dabei einerseits gewalttätige Skinheads und auf der anderen Seite vereinsamte, isolierte und orientierungslose Einzelne, von denen gar nicht angenommen werden kann, daß sie ihr Leben eigenständig oder gar selbstbewußt gestalten können.“ (Scherr 1997; zit. nach: Lindner 1998: 51 f.)<sup>59</sup>

Beide Varianten rufen pädagogische Handlungsstrategien auf den Plan. Entziehen sich Jugendliche diesen, dann werden sie - Stichwort: aufsuchende Jugendarbeit - weiter verfolgt und auch ihre letzten informellen Freiräume werden pädagogisch besetzt.

Nicht zuletzt der rapide Anstieg gesellschaftlicher Sicherheitsbedürfnisse hat dazu geführt, daß Eigensinn und Kreativität von Jugendlichen zunehmend im Keim (also: präventiv) erstickt oder pädagogisch vereinnahmt werden. Die Jugendlichen sollen *eingebunden* werden. „Denn was pädagogisch nicht begleitet wird, setzt sich dem Verdacht aus, neue Probleme zu verursachen. Sobald Jugendliche sich anderswo als in pädagogischen Reservaten zu entfalten wagen, werden ihnen fürsorgliche Grenzen gezogen. (...) Was immer Jugendliche anstellen, es wird entweder verboten oder sofort vermarktet. Wo Jugendliche vornehmlich als bedrohliche Meute oder kriminelle Bande wahrgenommen werden, gilt eine Jugendclique - entgegen allen Erkenntnissen der Jugendforschung - nicht mehr als eine produktive Form des Umgangs Jugendlicher miteinander, sondern primär als gefährliche Subkultur.“ (Lindner 1998: 53 f.) Gleich ob Verbot, Vermarktung oder pädagogische Vereinnahmung: wenn auch mit unterschiedlichen Mitteln, so bewirken sämtliche Reaktionsweisen im Kern, daß Jugendkulturen und -bewegungen in ihrer Identität zerstört werden.

Wo der Tatverdacht bereits genügt, um ein Einschreiten zu legitimieren, verfließen die Grenzen zwischen formellen und informellen Reaktionen auf abweichendes Handeln. So können wir ein verstärktes Zusammengehen der Sozialen Arbeit mit der Polizei beobachten, die in den letzten Jahren auch mit eigenen Präventionsprojekten spürbar in das Terrain der Jugendarbeit eingedrungen ist. In gutgemeinter präventiver Absicht werden fachliche Grenzziehungen zwischen Polizei und Jugendarbeit zunehmend von beiden Seiten aufgeweicht - analog dem oben erwähnten Beispiel der polizeilichen Sondereinheiten, die im schulischen Bereich operieren.<sup>60</sup>

<sup>59</sup> „Jugendliche sind wesentlich nur interessant als Konsumenten oder in ihrer Gewaltbereitschaft als Störer.“ (Negt 1997: 103)

<sup>60</sup> „Aus der alten Gemeinwesenarbeit wird unterderhand community policing: gemeinwesenbezogene Polizeiarbeit.“ (Gronemeyer 1998:164)

Jugendliche Lebenswelten werden mit der Konvergenz polizeilicher und sozialarbeiterischer Interventionen gemeinsam unter dem Blickwinkel des Definierens, Verhütens und Bekämpfens von Abweichung konstruiert und bearbeitet. (vgl. N.N. 2000: 20) Prävention arbeitet dabei mit Normalitätskonstruktionen, die nicht weiter hinterfragt werden, und sie hat eine individualisierende Wirkung. Lebenswelten, die beispielsweise von Armut, Arbeitslosigkeit, Drogengebrauch etc. bestimmt sind, werden als Brutstätten individueller Pathologien konstruiert, die dann mit den Methoden Sozialer Arbeit bzw. der Pädagogik sowie in letzter Konsequenz mit polizeilichen Eingriffen zu bearbeiten sind.<sup>61</sup>

Präventionsstrategien, die nur am Verhalten, nicht aber zugleich auch an den sozialen Verhältnissen ansetzen und diese zu verändern suchen, bekämpfen Oberflächenphänomene und richten sich im Vorgriff gegen die Entstehung symptomatischer Auffälligkeiten. Dies bestätigt die These von Deleuze (1993), wonach sich gegenwärtig der Übergang von der Disziplinargesellschaft zur Kontrollgesellschaft vollzieht. In der zunehmenden Installation von Videokameras zu Überwachungszwecken auf Schulhöfen und öffentlichen Plätzen etwa manifestiert sich die Tendenz, daß die Überwachung einzelner Personen oder Zielgruppen abgelöst wird durch eine Kontrolle von Räumen.

Im präventiven Vorgriff verquicken sich die Aspekte lebensweltlicher Unterstützung und polizeilich gesicherter Kontrolle miteinander. Identitätsbildung, die sich nicht mehr im Kontext sozial gesicherter Anerkennungsverhältnisse vollziehen kann, wird zum Projekt sozialpädagogisch lancierter - und hier und da repressiv abgestützter - Bildungsprozesse.

Das große Problem der *Drogenprävention* ist immer gewesen: Was soll eigentlich vermieden, wozu soll erzogen werden? „Zur Abstinenz, wenn doch Drogen schädlich sein können? Zum kontrollierten Umgang, angesichts des faktischen und beträchtlichen Drogenkonsums?“ (Marzahn 1983: 112 f.) Shedler und Block haben auf zwei Kardinalfehler herkömmlicher Anti-Drogen-Kampagnen hingewiesen: „Sie sind schwarzmalersisch, sie pathologisieren normale adoleszente Experimente und Grenzerfahrungen, so daß Eltern und Erzieher unnötig erschreckt werden; und noch gravierender, sie trivialisieren die Faktoren, die einem Drogenmißbrauch zugrunde liegen,

---

<sup>61</sup> „Mit der sich vermischenden Annäherung von Jugendarbeit und Polizei beginnen beide Seiten die gemeinsame Gestaltung eines lebensweltnahen Kontroll- und Interventionssystems. Problemthemen, Problemszenen und Problemherde werden gemeinsam bestimmt und koordiniert bearbeitet. Man beginnt (sanft) mit kooperativen Präventionsprojekten, beobachtet und interpretiert zusammen ´riskante Entwicklungen´ von Jugendszenen, entscheidet über Übergänge zu (schon härteren) erzieherischen Maßnahmen und hat als letzte Möglichkeit den polizeilichen Eingriff.“ (N.N. 2000: 19 f.)



indem dessen Tiefe und Komplexität geleugnet wird.“ (zit. nach Barth 1991: 78)<sup>62</sup>

In anbetracht der Tatsache, daß jugendlicher Probier- und Gelegenheitskonsum von illegalen Drogen fast zu einer *normalen* Erscheinung geworden ist, wäre zu fordern, daß pädagogische Interventionen nicht vorzugsweise Ersterfahrungen mit Drogen zu bekämpfen, sondern präventiv den Einstieg in die Phase schädigender Auswirkungen zu verhindern hätten. Eine solche - nichts weiter als realistische - Position sieht sich aber ganz schnell dem Vorwurf ausgesetzt, sie animiere zum Drogenkonsum.

*Suchtprävention* stellt einen weit umfassenderen Anspruch als eine Drogenprävention, die über die Gefährdungen durch den Konsum illegaler Drogen aufklären und vor diesen warnen wollte. Als primäre Prävention, die an den Ursachen der Suchtentstehung ansetzt, fällt sie, wenn sie ihren eigenen Anspruch ernst nimmt, in eins mit sozialpolitischen Anstrengungen einer Humanisierung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse.

Dieser Anspruch jedoch erweist sich als unrealistisch. Er führt zu einer tendenziellen Entgrenzung der Prävention, mit der Folge, daß ihre spezifischen Leistungen und Möglichkeiten verschwimmen. Wenn man am Ende nicht mehr ausmachen kann, wo Prävention endet und wo Sozialpolitik beginnt, dann laufen diese Ansätze gerade ob ihres umfassenden Anspruchs Gefahr, durch die Imperative der *Erlebnisgesellschaft* vereinnahmt und zur Ideologie zu werden. Sie verlieren den Bezug auf eine Veränderung der Verhältnisse und werden in der Gestalt einer individuumbezogenen Verhaltensprävention in den reduktionistischen Gesundheitsbegriff der *Wellness-Gesellschaft* eingeschlossen. Dieser propagiert Gesundheit als umfassenden Lebensstil und *wellness* als Lebensziel, fetischisiert Jugendlichkeit und (körperliche und mentale) Fitneß.<sup>63</sup> Mit dem Leitbild einer umfassenden Gesundheit, die als Synonym gilt für Glück und Erfolg, wird versucht, die Brüche zuzukleistern, die im kulturellen Erosionsprozeß der Gesellschaft entstanden sind. Die Schattenseiten des Lebens sind in diesem Bild getilgt. Leiden, Krankheit und Gebrechen werden zur Angelegenheit des Einzelnen und sind, so die immanente Logik dieser Position, bei einer entsprechenden Lebensführung

---

<sup>62</sup> Den Eltern werden *Anzeichen* mitgeteilt, woran eine Drogengefährdung des Kindes zu erkennen sei, wie: Leistungsabfall, Rückzug von den Familienaktivitäten, Stimmungsschwankungen, häufiger Interessenwechsel etc. - relativiert durch den Hinweis, daß dies auf Suchtmittelmißbrauch hindeuten, aber auch Merkmal einer ganz normalen pubertären Entwicklung sein kann.

<sup>63</sup> Zukunftsforscher prophezeien, daß im 21. Jahrhundert der *medizinische Komplex* in vielen Industrienationen - insbesondere in Deutschland, Österreich und der Schweiz - zur größten Säule der Volkswirtschaft werden könnte. Heute bereits werde in diesen Ländern ein Zehntel des Bruttosozialproduktes (in den USA knapp ein Sechstel) für den Gesundheitssektor ausgegeben. Der „Mega-Markt Gesundheit“ teilt sich in viele Sektoren, die alle am erwarteten Boom teilhaben sollen: vom Wellness-Tourismus über die Lebensmittel-Industrie, von neuen Anti-Stress-Beratern bis zu Medizin-Medien, vom Schönheitskosmetiker bis zum Hersteller künstlicher Organe. (vgl. Frankfurter Rundschau vom 27.02.2001)

im Prinzip zu verhüten. Wer nicht selbst freiwillig mehr Verantwortung für seinen Körper und seine Gesundheit übernimmt, so wird suggeriert, der ist am Ende selber schuld und muß auch die Zeche dafür zahlen. Die Entstehung einer „Zwei-Klassen-Medizin“, eines klassenspezifischen Auseinanderfalls von Psychotherapie und Sozialarbeit, gar die Herausbildung einer Zwei-Klassen-Gesellschaft verdankt sich am Ende der Uneinsichtigkeit Einzelner.

Die *Kundenorientierung* im Bereich der sozialen Dienstleistung ist der aktuelle und zugespitzteste Ausdruck dieser Selbstverpflichtung des Einzelnen für das Management der eigenen Befindlichkeit. Die neuen „Kundenpatienten“ und „Kundenklienten“ werden künftig präventive Dienstleistungen ebenso gerne in Anspruch wie heute noch einen Opernbesuch oder eine Urlaubsreise - oder auch wie Substanzen und Techniken, die eine dosierte und situationsadäquate Manipulation der eigenen Befindlichkeit erlauben. Die neue Kundenorientierung erweist sich im Kern als *das* zeitgemäße Vehikel der Ausgrenzung und Separation.

### 3.4.3. Sozialtherapeutische Zugänge zur „Welt des Anderen“

Die Ansätze, die im folgenden diskutiert werden, tragen unterschiedliche Bezeichnungen: Mal ist von *Sozialtherapie* bzw. *Sozialer Therapie* die Rede, mal von *psychosozialer Arbeit* bzw. *psychosozialer Therapie*, dann von *psychoanalytischer Pädagogik*.<sup>64</sup> Diese Konzepte konvergieren - bei aller Unterschiedlichkeit - in ihren sozial-, institutions- und methodenkritischen Implikationen. Sie stimmen in der Kritik einer therapeutischen und sozialpädagogischen Praxis überein, die ihre Interventionen ausschließlich an isolierten Individuen oder Kleingruppen orientiert. Die ihnen implizite Handlungsorientierung transzendiert individualtherapeutische Settings und individualistische Krankheitskonzepte. Psychisches Wohlbefinden und soziale Faktoren werden als eng miteinander verflochten begriffen. Durch die Ausrichtung auf soziale Lebenszusammenhänge, die die Symptomzentrierung überwindet, wird ein *psychosoziales* Verständnis individueller Problemlagen etabliert. (vgl. Abschnitt 3.1.3) Weiterhin ist für diese Ansätze charakteristisch, daß sie Veränderungen auf der Ebene organisatorischer und institutioneller Faktoren des psychosozialen Systems insgesamt zu fördern suchen. (vgl. auch Dorst/ Leffers 1980: 91)

---

<sup>64</sup> Wirth (1992: 95) etwa bevorzugt in der Explikation eines in der Tradition der psychoanalytischen Familientherapie entworfenen sozialtherapeutischen Ansatzes den ihm genauer erscheinenden Begriff psychosoziale Therapie gegenüber dem Terminus Sozialtherapie, um dann aber beide Begriffe synonym zu verwenden. Der Begriff der Sozialtherapie scheint ihm in seiner Bedeutung zu sehr festgelegt auf die ursprüngliche Bezeichnung einer speziellen Form der soziotherapeutischen Arbeit mit Strafgefangenen. In sozialtherapeutischen Anstalten ist Sozialtherapie verstanden worden - und wird noch immer verstanden - als Katalog von Maßnahmen, die auf (Re-)Sozialisierung und Anpassung des delinquenten Klienten zielen, diesen also „sozial machen sollen“.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Ansätzen betreffen insbesondere Fragen,

- ob sie bezüglich der in ihrem Rahmen angewandten psychotherapeutischen Verfahren methodenspezifisch (psychoanalytisch) oder methodisch offen angelegt sind;
- ob sie arbeitsfeldspezifisch oder arbeitsfeldneutral konzipiert sind;
- wie sie den Aspekt interdisziplinärer und interinstitutioneller Kooperation gewichten;
- wie das jeweilige interne Spannungs- und Kräfteverhältnis von psychotherapeutischen und sozialarbeiterisch-(sozial)pädagogischen Aspekten beschaffen ist.

Schwendter (2000: 15) hat „Soziale Therapie“ definiert als „die Reflexion auf die Gleichzeitigkeit gesellschaftlicher und psychischer Ursachen je bestehender Leidenserfahrungen, verbunden mit dem Ensemble möglicher Interventionen zur Behebung oder doch Minderung dieser.“ Damit setzt sich Soziale Therapie ab von jener Sichtweise von Sozialarbeit und Sozialpädagogik, „die sich auf Individualisierung von Konflikten, bürokratische Handlungsabläufe und kontrollierende sowie gesellschaftlich komplementäre Funktionen der sozialen Berufe bezieht - (...)“ (a.a.O.: 11). Im Unterschied dazu befaßt sich Soziale Therapie mit der Verflechtung aller dieser Faktoren wie mit deren gesellschaftlicher Bedingtheit. Sozialtherapeutisch Handelnde wären demzufolge „Spezialisten und SpezialistInnen für das Allgemeine“ (a.a.O.: 12).

#### 3.4.3.1 Zur historischen Genese eines sozialtherapeutischen Praxisverständnisses

*Sozialtherapie* entstand in den siebziger Jahren. Wie viele andere institutionelle Neuerungen, die unter dem Leitbegriff der Solidarisierung entstanden sind (vgl. 3.1.1), verdankt sich ihre Herausbildung einem sozialkritischen Impuls, der motiviert gewesen ist durch die Erfahrung der kränkenden und krankmachenden Charakteristika *totaler Institutionen* (Strafvollzugsanstalten, psychiatrische Kliniken, geschlossene Heime). Sozialtherapie stellte im Sinne einer institutionskritischen Bewegung die herrschenden Normalitätsvorstellungen sozialer Einrichtungen in Frage. Sie kritisierte auch das *medizinische Modell*, demzufolge etwa Verrücktheit als Krankheit begriffen und nicht als Abweichung von einer gesellschaftlichen Norm gesehen wurde.

Ein weiterer Ausgangspunkt für die Sozialtherapie, und zwar insbesondere für ihren methodenkritischen Impuls, wird durch das Unbehagen an den Versprechungen des *Psychobooms* markiert. An diesem wurde einerseits eine inflationäre Vielfalt an Psychotechniken kritisiert und andererseits die Abkopplung der Methoden von ihrem emanzipatorischen Anspruch. „Mit der Entwicklung des Psychobooms zeichneten sich immer deutlicher Disparitäten in der Entwicklung zwischen psychologischen Verfahren und Pro-

blemlagen in sozialtherapeutischen Arbeitsfeldern ab. Psychoanalytische, gesprächstherapeutische, verhaltenstherapeutische, bioenergetische Methoden und Techniken wurden nicht von den Problemlagen in den therapeutischen Feldern her entwickelt, sondern eher die klinischen Standardverfahren auf die jeweiligen Interventionsgebiete angewandt. Es gibt somit eine deutliche Parallele: Wie der Psychoboom auf die jeweils neuesten therapeutischen Techniken zurückgreift, ohne die Analyse der psychosozialen Konstitutionsbedingungen des Elends, bemächtigt sich auch die institutionelle Psychotherapie blind der Therapiemethoden. Das therapeutische Prinzip der Psychotechniken besteht nun darin, die Symptome einer isolierten, auf wenigen psychodynamischen und sozialwissenschaftlichen Annahmen beruhenden Psychotechnik zugänglich zu machen. Mit dieser Eindimensionalität werden die gesellschafts- und institutionskritischen Impulse und damit auch die Perspektiven einer sozial engagierten Weiterentwicklung therapeutischer Methoden blockiert.“ (Leffers 1992: 29)<sup>65</sup>

Die politisch instruierte Sozialtherapie der Anfangstage scheiterte vielfach an ihrem eigenen umfassenden Anspruch ebenso wie an den widrigen Realitätsbedingungen. Überdies hat der Professionalisierungsboom der helfenden Berufe das Berufsbild Sozialer Arbeit nachhaltig verändert. Im Zuge einer zunehmenden Therapeutisierung, zu der die Qualifizierung von Sozialarbeitern als Therapeuten geführt hat, sind die - ohnehin schwer beeinflussbaren - Aspekte der äußeren Lebensverhältnisse des Klientels erst recht ausgeblendet worden.

#### 3.4.3.2 Psychoanalytische Sozialtherapie (Richter)

Vor dem Hintergrund einer *psychoanalytisch-familientherapeutischen Sichtweise* ist seit den 70er Jahren durch H.-E. Richter und seine Schüler eine Variante dieser sozialtherapeutischen Grundhaltung entwickelt worden. Sie knüpft an familientherapeutischen Erfahrungen an und entwickelt Grundgedanken konsequent weiter, die in familientherapeutischen Konzepten ausformuliert worden sind. „Pointiert formuliert läßt sich sagen: Familientherapie kann zwar ohne Sozialtherapie funktionieren, umgekehrt aber ist ein sozialtherapeutisches Vorgehen ohne familientherapeutische Fundierung kaum vorstellbar.“ (Wirth 1992: 96) Diese sozialtherapeutische Variante kombiniert die Vorzüge eines psychoanalytisch-familientherapeutischen Verstehens- und Interventionsmodells mit dem Impetus einer - auch poli-

---

<sup>65</sup> Brückner (1990: 79) sieht eine Parallele zwischen therapeutischer und sozialarbeiterischer Praxis, was die Ausblendung gesellschaftlicher Ursachen betrifft: „Sowohl in der sozialarbeiterischen Alltagsbewältigung wie in der therapeutischen Arbeit entschwindet der gesellschaftliche Kontext des Problems gleichsam aus dem Blickfeld, dennoch oder gerade deswegen ist die Vergegenwärtigung gesellschaftlicher Hintergründe und Ursachen als wesentlicher Faktor der individuellen Notlage umso wichtiger als aktiver, bewußter Akt. Denn die eigenen gesellschaftlichen Annahmen und auch ihr 'Vergessen' fließen allemal in die Arbeitsauffassung und -durchführung - ob als SozialarbeiterIn oder AnalytikerIn - ein.“

tisch getragenen - präventiven Einwirkung auf soziale Lebensbedingungen.

Richter (1978) hat in einem viel beachteten Aufsatz von Sozialtherapie als „eine(r) neue(n) Sichtweise von Therapie überhaupt“ gesprochen. „Je mehr sich die Überzeugung durchsetzt, daß psychisches Wohlbefinden soziales Wohlbefinden einschließt und zugleich voraussetzt, um so mehr muß jede Therapie auch soziale Therapie sein. Sie bezieht sich auf die Menschen in ihren komplexen sozialen Zusammenhängen. Sie kümmert sich um ihre persönlichen Beziehungen untereinander, um ihre ökonomischen und ihre Wohnverhältnisse, um ihre Arbeitssituation, ihre Probleme in und mit Institutionen wie Schule, Heim, Ämter usw.. Denn alle diese sozialen Faktoren können ursächlich beteiligt sein, wenn Menschen sich nicht mehr sozial zurechtfinden oder erkranken, wenn sie von Krankheiten nicht genesen oder mit Behinderungen kein erträgliches Leben führen können.“ (Richter 1978:166)

Intrapsychische und interpersonale Konflikte, die in therapeutischen Prozessen sichtbar werden, werden als eingebettet in übergreifende soziale Bedingungen gesehen. „Beispielsweise bilden sich in einer gestörten Paarbeziehung in irgendeiner Weise stets auch das traditionelle Ungleichgewicht und neuerdings obendrein eine zunehmende Rollenunsicherheit in der Beziehung zwischen den Geschlechtern ab, also ein Problem, das den Individuen gesellschaftlich vorgegeben ist.“ (a.a.O.: 424 f.) Daher führt eine sozialtherapeutische Perspektive zwangsläufig dazu, Einzelne, Paare und Familien innerhalb ihrer komplexen sozialen Beziehung zu verstehen und zu unterstützen. Sie fokussiert jedoch nicht bloß auf diese Beziehung, sondern auf die sozialen Bedingungen selbst, die Form und Inhalt der Beziehungsgestaltung beeinflussen.<sup>66</sup> *„Dieser Anspruch erklärt, daß Sozialtherapie nicht von Einzelnen oder auch nur von einer Berufsgruppe zu praktizieren ist. Sie erfordert eine interdisziplinäre und interinstitutionelle Kooperation. Sie wird dort politisch, wo sie auf eine Änderung von schädlichen Lebensbedingungen dringen muß, die politische Entscheidungen erfordern. Grundsätzlich liegt ein politischer Aspekt von Sozialtherapie bereits darin, daß sie eine solidarische Gesellschaft verlangt, die soziale Diskriminierungen als Wurzel seelischer Krisen oder Krankheiten ebenso abschafft wie die ungleiche Verteilung von Therapieangeboten. Ihr Leitsatz lautet: Nur in sozialer Demokratie ist psychosoziales Wohlbefinden aller sozialen Gruppen möglich!“* (Richter 1978: 165 f.; H.i.O.)<sup>67</sup>

<sup>66</sup> „Sozialtherapie achtet darauf, wie Menschen wohnen und arbeiten, wie sie mit Nachbarschaft und Behörden umgehen. Sozialtherapie will nicht nur Menschen helfen, sich gegen äußere Entfremdung und Überforderung besser zu schützen oder durchzusetzen, sondern obendrein präventiv auf soziale Bedingungen selbst einwirken. Humanisierung von Schule und Arbeitswelt, Community Development und Umweltplanung im weiteren Sinne gehören zu den Bereichen, in denen Sozialtherapie bereits stattfindet oder wirksam werden will.“ (Richter 1978: 165; H.i.O.)

<sup>67</sup> „Der sozialtherapeutische Ansatz bestimmt sich von einem sozialbezogenen Gesundheitsbegriff her: Zu erstreben ist ein gleiches und gemeinsames Wohlergehen aller in einer Ge-

Die Entwicklung sozialtherapeutischen Denkens, so hat Richter in der Konsequenz gefordert, müsse mit sozialanalytischen und sozialkritischen Reflexionen verbunden werden. Sozialtherapie muß sich „an Mustern und Leitbildern des gesellschaftlichen Zusammenlebens orientieren bzw. sich mit dem Umstand auseinandersetzen, daß die vorgegebenen gesellschaftlichen Strukturen und Organisationsformen die Chancen für soziales und psychisches Wohlbefinden vieler Menschen in mannigfacher Weise einengen.“ (Richter 1980: 425)

Dies gilt nicht zuletzt auch für die sozialen Dienste: „Die Besinnung auf die sozialen Voraussetzungen von Therapie führt auch dazu, daß man diese Voraussetzungen nicht nur bei den Betroffenen, sondern zu Recht auch auf der Seite der versorgenden Dienste und Personen kritisch überprüft.“ (a.a.O.: 425) Ein wesentliches Ziel moderner Sozialtherapie sei es, im Gegenzug zur „aspekthaften Zergliederung“ (Keupp) der Problemsituation der Hilfesuchenden eine ganzheitliche Betrachtungsweise zu etablieren und in den Behandlungskonzepten zum Ausdruck zu bringen.

Das Feld, in dem Sozialtherapie tätig wird, stellt den sozialtherapeutisch Handelnden ob seiner Komplexität vor immense Orientierungsprobleme. Für deren Bewältigung hat Richter (1974) das *introspektive Konzept* entwickelt. Zunächst im Rahmen der Obdachlosenbetreuung ausgearbeitet, kann es auch in anderen sozialtherapeutischen Arbeitsbereichen fruchtbar gemacht werden.<sup>68</sup> Das introspektive Konzept ist ein methodisches Verfahren zur Analyse sozialer Interaktionen, das am emotionalen Erleben der beteiligten Partner anknüpft. Es stellt eine Erweiterung des psychoanalytischen Konzepts der Gegenübertragung dar und weist einige Ähnlichkeiten mit dem Konzept des „szenischen Verstehens“ (Lorenzer) auf.

Die Anwendung des introspektiven Konzeptes erlaubt es, „unbewußt einwirkende soziale Determinanten aus ihren emotionalen Auswirkungen in Individuen oder Gruppen zu erschließen“ (Richter 1977: 197) und diese Aufdeckung für die praktische sozialtherapeutische Arbeit nutzbar zu machen. Indem die Sozialtherapeuten bzw. die gesamte Helfergruppe ihre emotionalen Reaktionen auf das Konfliktverhalten der Patienten/ Klienten selbstreflexiv bearbeiten, erhalten sie Rückschlüsse auf undurchschaute Konflikte der Patienten/ Klienten und auf Beziehungskonflikte in ihrem näheren und weiteren sozialen Beziehungsgefüge „Dadurch wird dieses introspektive Konzept zu einem Mittel, objektive Tatbestände über emotionelle

---

sellschaft, die von dem Prinzip der Solidarität geleitet und strukturiert wird.“ (Richter 1978: 168)

<sup>68</sup> „Das introspektive Konzept läßt sich in allen sozialen Feldern, in denen Personen und Gruppen miteinander in Interaktion stehen, anwenden, mag es sich nun um eine Obdachlosensiedlung, ein Altersheim, eine Behinderteneinrichtung, eine psychosoziale Beratungsstelle oder sonst einen psychosozialen Dienst handeln.“ (Wirth 1992: 100)

Erfahrungen zu erfassen. Zugleich kann die praktische Anwendung dieses Konzeptes dazu verhelfen, daß soziale und gesellschaftliche Konfliktfaktoren einer rationalen Strategie nicht dadurch entzogen werden, daß sie sich undurchsicht in emotionalen Spannungen abspiegeln“ (a.a.O.).<sup>69</sup>

### 3.4.3.3 Sozialtherapie als mehrdimensionale Problemanalyse

Wie wir weiter oben sahen (Abschnitt 3.1.3), treten die Interventionsformen der Sozialarbeit und der Psychotherapie in dem Maße auseinander, wie infolge einer gesellschaftlichen Spaltung die therapeutischen Dienstleistungsangebote für den gesellschaftlichen Kern und ausgrenzende Kontrollbestrebungen für die *Übriggebliebenen* sich in polarer Weise voneinander trennen. Hilfeformen mit sozialisatorischen und therapeutischen Zügen auf der einen und rein repressive Problembewältigungsformen gegenüber Abweichenden und Randgruppen auf der anderen Seite divergieren in verstärktem Maße. *Neuere Varianten sozialtherapeutischer Praxis* nehmen für sich in Anspruch, ein Instrumentarium bereitzustellen, mit dessen Hilfe die Spaltung von sozialarbeiterischen Handlungsnotwendigkeit und therapeutischer Orientierung im praktischen Interventionshandeln überwunden werden kann.

Die politisch und institutionskritisch motivierte Sozialtherapie der 70er Jahre war an ihrem eigenen umfassenden Anspruch ebenso gescheitert wie an den widrigen Realitätsbedingungen, während die nachfolgende Therapeutisierung im Gegenzug Aspekte der äußeren Lebensverhältnisse des Klientels zu stark ausgeblendet hat. Seit den 80er Jahren nun ist versucht worden, ein modifiziertes Grundverständnis einer sozialtherapeutischen Theorie und Praxis aus der Kritik dieser beiden Richtungen als Versuch einer Synthese zu entwickeln.

Dieser Versuch ist auch ein Reflex auf zunehmende Spezialisierungen in der Sozialen Arbeit - insbesondere der bereits in der Ausbildung (Fachhoch-

---

<sup>69</sup> „Die Grundannahme bei diesem Ansatz besteht darin, daß beispielsweise in dem sozialen Feld einer Obdachlosensiedlung von den Bewohnern dieser Siedlung, von den dort tätigen Sozialarbeitern, von den Mitgliedern der Initiativgruppe und von den Vertretern der Behörden jeder einzelne unbewußt bestimmte Motivationen in die Interaktion hineinträgt, die mit seinem sozialen Status, seiner Profession und seiner institutionellen Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit zusammenhängen. Die Anwendung des introspektiven Konzeptes stellt den systematischen Versuch dar, sich darüber klarzuwerden, daß ein wesentlicher Teil der Konflikte, die zwischen diesen beteiligten Personen und Gruppen ausgetragen werden und als persönliche Konflikte und Ressentiments erscheinen, im Grunde der zwangsläufige Ausfluß bestimmter sozialer Voraussetzungen sind. Eine Klärung mit Hilfe des introspektiven Konzeptes kann dazu beitragen, daß die betreffenden Impulse leichter in Schach gehalten werden können, daß sie bei den Individuen und Gruppen weniger blockierende Schuldgefühle, Vorurteile und Ressentiments produzieren, und daß die durch sie hindurchwirkenden sozialen Hintergründe als solche besser praktisch beeinflussbar werden.“ (Wirth 1992: 100) Theoretische Orientierung bei der Analyse der unbewußten Beziehungsdynamik gewinnt das introspektive Konzept durch den Rekurs auf die bekannten Modelle der Paar- und Familiendynamik.

schulstudium) angelegten Zersplitterung in Aspekte von Einzelfall-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Durch Verknüpfungen zwischen einzelnen Bereichen und Aspekten sollen die unterschiedlichen auseinandergefallenen Erfahrungsbereiche (die jeweiligen Lebenswelten des Therapeuten, des Klienten und der Institution) wieder zusammengebunden und damit die aus der Therapeutisierung resultierende Ausgrenzung von Aspekten der Hilfe ebenso wie von Teilen des Klientels rückgängig gemacht werden. Eine so verstandene Sozialtherapie knüpft an die sozial- und institutionskritischen Impulse der Praxisformen der 70er Jahre an, wobei sie deren Einseitigkeiten zu vermeiden sucht. Sie strebt zugleich danach, die Eindimensionalität traditioneller Therapieverfahren durch deren Öffnung für die spezifischen Not- und Bedarfslagen eines im klassischen Setting als „nicht therapiefähig“ geltenden Klientels zu überwinden.

*Methodenvielfalt und die Wahrnehmung und Diagnose des Gesamtzusammenhangs:* „Sozialtherapeut - Berater - Klient(ensystem) - Institution - soziales Umfeld“ zeichnen diese sozialtherapeutische Haltung aus. Der Sozialtherapeut als „Spezialist für Zusammenhänge“ (Gerhard u.a. 1999) macht *mehrdimensionale Problemanalysen* zum Ausgangspunkt der Zusammenarbeit mit Klienten. Das Verhältnis zwischen Sozialtherapeuten und Klienten bestimmt sich als partnerschaftliches - ohne Verleugnung der professionellen Rolle und Kompetenz - , getragen von der Bereitschaft des Therapeuten, sich auf die Lebenssituation und die subjektiven Problemsichten des Klienten als Betroffenen einzulassen.

Sozialtherapeutische Diagnostik fokussiert auf das Gesamt der Lebensumstände des Klienten, auf dessen materielle, soziale und psychische Situation. Problemlagen werden nicht lediglich am Individuum festgemacht, und Interventionen werden nicht allein auf individualisierte Symptome zentriert, sondern auch auf soziale Lebenszusammenhänge ausgerichtet. „Die zentrale Handlungsorientierung ist immer auf das Klientensystem gerichtet, auch wenn der Sozialtherapeut im Hinblick auf spezifische Handlungssituationen zur Zeit nicht unmittelbar mit Klienten arbeitet. Erst die Wahrnehmung und Diagnose des Gesamtzusammenhangs macht Sozialtherapie und sozialtherapeutisch effektives Handeln für die Zwecke des Klientensystems aus. Je nach Indikation wechseln die Aufmerksamkeitsrichtungen und somit die Wahrnehmungs-, Diagnose- und Handlungsorientierungen. Insgesamt zeigt sich sozialtherapeutisches Handeln als indikatives Aufspüren von Störungen, Reibungsverlusten, Dysfunktionen etc. im Gesamtkomplex des therapeutischen Einflußmilieus. Vorwiegende Option muß es sein, Störfaktoren, krankmachende und demotivierende Einflüsse im Rahmen des therapeutischen Milieus zu eliminieren zum Zweck einer möglichst optimalen Dienstleistung, sprich Therapie, Rehabilitation etc. von Klienten.“ (Leffers 1992: 32)

Um diese Vorgehensweise zu illustrieren, greifen wir zunächst noch einmal auf die Kasuistik von D. aus dem Abschnitt 3.4.1 zurück. Die Realisierung



einer sozialtherapeutischen Haltung in dem dort skizzierten Beratungsprozeß würde mit sich bringen, die Aufmerksamkeitsrichtung vom Individuum weg und auf kontextuelle Gegebenheiten hin zu verlagern. Mögliche Varianten der Indikationsstellung, die in der Folge dann auch einen anderen Ansatz der Intervention bedingen, wären:

- die *systematische* (nicht nur sporadische) *Einbeziehung der ganzen Familie*:

Der Symptomträger macht durch seine Verhaltensauffälligkeit auf eine Problemlage der Familie als ganzer aufmerksam. In dieser Perspektive wäre zu fragen: Welche Rolle spielt die Symptomatik des Klienten im Kontext seiner Herkunftsfamilie, was sagt sie aus über familiäre Beziehungsstörungen und wie wären diese zu beeinflussen?

- die *Einbeziehung der peer-group*:

Was bedeutet symptomatischer selbstschädigender Drogengebrauch für das soziale Selbstverständnis einer peer-group? Sind alternative Gruppenaktivitäten vorstellbar, die den Sinn- und Ereignishunger Jugendlicher in einer weniger schädigenden Art und Weise zu befriedigen und zu kanalisieren erlauben? Wie müssen die Gruppennormen ausgestaltet sein, damit solche Handlungsorientierungen entfaltet werden können?

- *Intervention im sozialen Nahbereich*:

Da sich Kinder und Jugendliche in starkem Maße sozialräumlich orientieren, ist die Qualität des Handlungsraums zentral für den Erwerb von Kompetenzen und Ressourcen. Bezogen auf den schulischen Kontext wäre zu fragen: Welches Bewußtsein eigener Perspektiven in dieser Gesellschaft muß erzeugt werden, um ein Sich-Einlassen auf hier sich vollziehenden Leistungswettbewerb und soziale Selektion zu ermöglichen? Wie können stigmatisierende und ausgrenzende Mechanismen im schulischen und gesellschaftlichen Lebenskontext der Klienten abgebaut werden? Was bedeutet es, die Schule zum Ort einer möglichen Intervention zu machen, wenn die Lebenssituation Jugendlicher außerhalb der Schule unsicher und labil bleibt? Zu fragen ist nach Handlungsstrategien, Bündnispartnern und Ressourcen; zu fordern wäre eine Bildungs- und Beschäftigungspolitik, die Jugendlichen Sicherheit in der Gestaltung ihrer Lebensperspektiven gibt.

- *sozialpolitische Intervention*:

Hier drängt sich insbesondere die Frage auf nach sinnvollen Betreuungsangeboten für die sogenannten „Lückekinder“ im Alter zwischen 10 und 14 Jahren. Die *strukturelle Rücksichtslosigkeit* gesellschaftlicher Lebenssphären gegenüber den Bedürfnislagen des familiären Lebens zeigt sich in dieser Lebensphase in besonders krasser Form. Zu fordern wäre eine Familienpolitik, die die Erziehungsfähigkeit gerade von Familien in schwierigen Situationen stärkt.

Ein sozialtherapeutisches Praxisverständnis stellt Verknüpfungen her zwischen Aspekten, die in der beruflichen Alltagspraxis oft entweder unverbunden nebeneinander stehen oder aber ganz ausgeblendet werden. Obwohl die Grenzen des fachlich Möglichen und Machbaren beachtet werden, wird der Blick für den Gesamtzusammenhang, für die kontextuelle Einbettung des

Problemaspekts, mit dem der Praktiker im Augenblick befaßt ist, gewahrt. Sozialtherapie nimmt die Komplexität der Handlungsebenen und -möglichkeiten in den Blick und trifft eine Auswahl. Es gehört zentral zum Arbeitsauftrag an den Sozialarbeiter/ Sozialtherapeuten, fall- und situationsspezifisch zu ermitteln, worin jeweils der klärungsbedürftige Tatbestand bzw. das klärungsbedürftige Problem besteht.<sup>70</sup>

Hierfür benötigt der sozialtherapeutisch Handelnde spezifische Kompetenzen:

- *subjektbezogene Kompetenz*, die den Umgang mit der eigenen Person und damit die Subjektivität des Helfers betrifft, soweit sie das sozialtherapeutische Handeln bestimmt;
- *therapeutische Kompetenz*, also diagnostische, therapeutische und beratende Kompetenzen in engerem Sinne;
- *organisationsbezogene Kompetenz*, d.h. Kenntnisse und Fähigkeiten, die Institution und das eigene Arbeitsfeld bezüglich ihrer Auswirkungen auf das sozialtherapeutische Handeln zu analysieren. (vgl. Dorst/ Leffers 1980: 101 ff.)

#### 3.4.3.4 Das Konzept psychosozialer Arbeit (Bernler und Johnsson)

Das von Bernler und Johnsson (1997) entwickelte Konzept *psychosozialer Arbeit* umfaßt zufolge sowohl Beratungs-, Betreuungs- als auch vorbeugende Arbeit; hierzu zählen fördernde Gespräche, Krisenintervention, Beratung und Motivationsarbeit.

Gegenüber der Psychotherapie, die auf Persönlichkeit und Lebensgeschichte fokussiert, sei die Zielsetzung psychosozialer Arbeit in Problemumfang und Zeithorizont spezifischer und begrenzter; sie richte sich vor allem auf die Lebenssituation. Im Anschluß an Hesse (1982) führen Bernler und Johnsson aus: „Gegenüber der psychotherapeutischen Begrenzung nach Zeit, Raum und Methode sucht die psychosoziale Arbeit problemorientiert nach der bestmöglichen situationsbezogenen Methodik. Die Probleme sollen bearbeitet werden, ´dann´, ´wo´ und ´wenn´ sie auftreten. Die Theoriewahl der Psychotherapie ist meistens ´eindimensional´, die der psychosozialen Arbeit muss ´mehrdimensional´ sein. Die Psychotherapie wird als ´geschlossener Raum´ charakterisiert, da sie auf Vertraulichkeit beruht. Die psychosoziale

<sup>70</sup> „Klärung des Auftrags bedeutet zunächst, den Auftraggeber und den Inhalt des Auftrags zu ermitteln, sowie zu entscheiden, wer der Klient ist (Auftraggeber und Klient können, müssen aber nicht identisch sein) - mit dem Ziel, einen Kontrakt zu schließen, ein Arbeitsbündnis herzustellen und das Setting zu definieren. Eine sozialtherapeutische Diagnostik befaßt sich insbesondere mit den Fragen:

- a. Was bedeutet es für den Auftraggeber/ Klienten, in die Situation zu kommen, die ihn Kontakt zu einer Beratungsinstitution aufnehmen läßt, welche Erwartungen und Ziele hat er?
- b. Welche Auswirkung hat der institutionelle Kontext, in dem ich arbeite, für meine professionelle Haltung und Interventionsgestaltung?“ (Gerhard u.a. 1999: 18)

Arbeit aktiviert Familie, Nachbarn, Behördenpersonal usw. - alle, die von einem sozialen Problem betroffen sind -, um eine gemeinsame Konfliktlösung zu suchen; dem entspricht der Typus des 'offenen Raumes'.“ (Bernler/Johnsson 1997: 35f.)

Als Teil der Sozialarbeit ist psychosoziale Arbeit „Veränderungsarbeit mit Andersartigen und Außenseitern, die das innere psychische Leben und die äußere Lebenssituation dieser Menschen einschließt. Probleme und Bedürfnisse muss man auf unterschiedlichen Ebenen definieren können: der individuellen, interpersonellen und strukturellen Ebene. Sie wird im Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft betrieben und schließt praktische, pädagogische und psychotherapeutische Arbeitsweisen ein. Vor allem ist sie Veränderungsarbeit in dem Sinne, dass überschreitende Veränderungen möglich sind, wenn sie in Dialog und Zusammenarbeit mit den betroffenen Menschen praktiziert wird.“ (a.a.O.: 37)

#### 3.4.3.5 Psychoanalytische Pädagogik

Gegenüber den zuletzt vorgestellten Modellen versucht das Konzept einer *psychoanalytischen Pädagogik* in stringenter Weise eine explizit *psychoanalytische Grundhaltung* in sozialpädagogischen/ sozialarbeiterischen Handlungskontexten fruchtbar zu machen.<sup>71</sup> Das Ziel des hierdurch zu initiierenden Prozesses ist von Trescher (2001: 180) beschrieben worden als „die möglichst optimale Förderung der Klienten im sozialen und institutionellen Beziehungskontext.“

Die Möglichkeiten und Grenzen des psychoanalytischen Arbeitens in pädagogischen Arbeitsfeldern werden durch die folgenden Variablen beeinflusst: die Klienten, das Setting, die Person des Pädagogen und die spezifischen Arbeitsziele, die mit dem Bestand der Institution bereits formuliert sind. (vgl. a.a.O.: 180) Zur Frage nach einer psychoanalytischen Haltung gehören laut Trescher (a.a.O.: 180 ff.) ferner Überlegungen hinsichtlich der folgenden, eng miteinander zusammenhängenden Aspekte:

1. der *Abstinenz* des Pädagogen, die als nie absolut erreichbares, aber dennoch anzustrebendes Ideal in die Formel gefaßt werden kann: „Sich verwenden lassen, den anderen nicht verwenden“. Die Forderung „sich verwenden lassen“ setzt zuallererst emotionale und affektive Präsenz und Zuverlässigkeit voraus. Sie ermöglicht Zurückhaltung gegenüber eigener Bedürftigkeit und Ansprüchlichkeit und bildet gleichfalls einen Schutz gegen Abwehrbündnisse mit den Klienten (z.B. der Abwehr von Konflikten durch regressive Versorgung). Zu den Einstellungen des Pädagogen, die je nach der Qualität und Dynamik der Konflikt- und/ oder Belastungslagen variieren, zählen die Übernahme von „Holding“- und „Containing“-Funktionen oder auch die Übernahme struktursetzender und strukturerhaltender Funk-

---

<sup>71</sup> Vgl. grundlegend: Muck u. Trescher (Hrsg.): 2001

tionen. „Sich verwenden“ lassen bedeutet schließlich auch Parteilichkeit für die Klienten in der Forderung nach einer Optimalstrukturierung der pädagogischen Situation, was Konflikte in der eigenen Institution und diesbezügliche Veränderungsanstrengungen mit sich bringen kann. (vgl. a.a.O.: 181 ff.)

2. des *Arbeitsbündnisses*, wobei das faktische Bündnis bereits mit dem und durch den Bestand der Institution formuliert ist. „Die Aufgabe des Pädagogen ist es, das institutionell vorformulierte Bündnis zur Wirkung, zur besonderen Entfaltung zu bringen. Man könnte dies als Entwicklungsbündnis des psychoanalytischen Dialoges unter den gegebenen Rahmenbedingungen der Institution formulieren.“ (a.a.O.: 184) Hierzu bedarf es einer weitgehend konstanten und überschaubaren Beziehungskonstellation innerhalb der Institution.

3. der *Optimalstrukturierung* der Rahmenbedingungen der pädagogischen Arbeit in einer gegebenen Institution: Dieses Prinzip meint „die bewußte Gestaltung der pädagogischen Situations- und Prozeßstruktur mit dem Ziel, eine maximale Entwicklungsförderung zu ermöglichen.“ (a.a.O.: 185) Eine solche Optimalstrukturierung habe sich insbesondere darin zu bewähren, daß sie ein stabiles und gesichertes Setting mit Haltefunktionen im Binnenraum der Institution verknüpft. „Denn erst die garantierte äußere Sicherheit und Verlässlichkeit von Grenzen kann Raum schaffen für strukturbildende Verinnerlichungsprozesse im Rahmen eines fördernden Dialogs.“ (a.a.O.: 187) Hierzu gehört wesentlich auch, „daß die Institution für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gleichsam eine haltende Umwelt bereitstellt, die es ihnen wiederum ermöglicht, die Reinszenierungen traumatischer Erfahrungen und deren gescheiterte Verarbeitungsversuche ihrer Klienten im Winnicottschen Sinne zu ´überleben´, also nicht mit Beziehungsabbruch, Vergeltung oder Rückzug zu reagieren.“ (a.a.O.: 187)

#### 3.4.3.6 Zur praktischen Realisierung einer sozialtherapeutischen Haltung

Im folgenden soll versucht werden, ein Fallszenarium aus der sozialpädagogischen Praxis auf der Grundlage eines psychoanalytisch-sozialtherapeutischen Verstehensmodells zu reflektieren.

Dieses Szenarium bezieht sich auf Konfliktdynamiken im *Arbeitsfeld Aufsuchender Jugendarbeit*.<sup>72</sup> Eine zentrale Zielgruppe dieses Arbeitsfeldes bilden Cliques von Migranten-Jugendlichen, d.h. Jugendlichen und jungen Erwachsenen der dritten und vierten Migrantengeneration, die zum großen Teil in Deutschland geboren sind und hier die Schule besucht haben; überwiegend handelt es sich um türkische, marokkanische und Jugendliche aus dem ehemaligen Jugoslawien. Eine weitere, erst kürzlich hinzugekommene Zielgruppe bilden jugendliche Spätaussiedler aus Rußland.

---

<sup>72</sup> zum Folgenden vgl. auch Gerhard u.a. 1999: 19.

Gemeinsam ist diesen Jugendlichen, daß sie nur über schlechte bzw. gar keine Schulabschlüsse verfügen, vielfach arbeitslos sind und nur eingeschränkte Konsummöglichkeiten besitzen. Ihnen wird über weite Strecken die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben vorenthalten. Gerade im adolescenten Übergang von der Schule zu einer nicht greifbaren beruflichen Zukunft manifestiert sich bei vielen dieser Jugendlichen das diffuse Gefühl, sich auf der Seite der Verlierer zu befinden.

Dem durch die präventive Vorverlagerung psychosozialer Aktivitäten forcierten Einschluß (Inklusion) von Klientengruppen, Konsummustern und Störungsbildern korrespondiert eine neue Ausschluß- und Ausgrenzungstendenz. In dem Maße, wie alte Selektionsmuster aufbrechen und der Zuständigkeitsbereich psychosozialer Problembewältigung erweitert wird, werden zugleich neue Segregationslinien eingezogen. Anders gesagt: Die vakant gewordene Position des *ungeliebten Klientels* wird neu ausgeschrieben und vorzugsweise mit Gruppierungen drogenkonsumierender Migrantenjugendlicher besetzt.

Der sozialpsychologische Grund für Ausschluß und Ausgrenzung besteht darin, daß das den Drogen zugeschriebene *Böse* gesellschaftlich präsent und wach gehalten werden muß, da es im Zeichen der Diffusion des vordem subkulturell kanalisiertem Drogenkonsumphänoms in alltägliche Lebens- und Erfahrungszusammenhänge im Begriff ist, sich zu verflüchtigen. Die alten Stereotype des *verelendeten Junkies* sind hierbei abgelöst durch Klischeebilder des *kriminellen Ausländers* und des *gefährlichen Fremden*.

### Kasuistik

#### „Blockhaus“

Der Ort des Konfliktgeschehens liegt in einem Siedlungsgebiet des sozialen Wohnungsbaus aus den fünfziger Jahren, der ehemals als Sozialer Brennpunkt klassifiziert war und jetzt als Gebiet mit 'verdichteter sozialer Problemlage' gilt. Zentraler Treffpunkt ist ein größerer Grünstreifen zwischen den Siedlungsblocks. Dieser Platz wird in den frühen Abendstunden bis in die Nacht hinein von verschiedenen Jugendcliquen bevölkert. Ausufernder Konsum von Alkohol und auch von illegalen Drogen ist eine häufig auftretende Begleiterscheinung ihrer Aktivitäten.

Zwischen Migrantenjugendlichen und jugendlichen Spätaussiedlern aus Rußland, die in einem in der Siedlung gelegenen Wohnheim wohnten, kam es zu teils heftigen Konflikten und Ausschreitungen, die auch Großeinsätze der Polizei nach sich zogen. Von den Medien wurden diese Konflikte aufgegriffen, so daß dadurch die Situation zu einem Politikum wurde. Die Sozialarbeit vor Ort und insbesondere die Einrichtung der „Aufsuchenden Jugendarbeit“ (AJA) gerieten dabei unter starken Druck, Konfliktlösungsstrategien zu entwickeln und die Situation zu befrieden.

Aus der Gruppe der *multikulturellen* Jugendlichen heraus wurde die Forderung nach einem eigenen siedlungsnahen, selbstorganisierten Treffpunkt

erhoben. Im gleichen Zeitraum initiierte der schon länger bestehende Siedlungsarbeitskreis ein Projekt der Gemeinwesenarbeit, bei dem die Einrichtung AJA und das hier ebenfalls angesiedelte Jugendbeschäftigungsprojekt eine zentrale Rolle spielten: Eine siedlungsnahe Brachfläche sollte in ein Sport- und Freizeitgelände umgestaltet werden. Es bot sich an, auf diesem Gelände auch einen Platz für den von den Jugendlichen gewünschten Treffpunkt zu schaffen. Damit war das „Blockhaus-Projekt“ entstanden, d. h. der Bau einer Holzhütte auf dem hinteren Teil des Geländes.

Die Dynamik, die damit in Gang gesetzt wurde, war nur schwer zu steuern. Einwände, daß Planung, Genehmigung und Finanzierung dieses Projektes auch Arbeit und Zeit erfordern würden, fanden kaum Gehör, zumindest dann nicht, wenn dies im Rahmen von 'Vollversammlungen' in der Gruppe diskutiert wurde. Verbindlichkeiten ließen sich immer nur punktuell herstellen, und dann auch nur mit einzelnen Jugendlichen, und sie wurden von der Gesamtgruppe kaum akzeptiert. Die Sozialarbeiter sahen sich in diesen Situationen erstmals mit massiven Vorwürfen konfrontiert, sie würden den Bau des Holzhauses blockieren.

Um eine Akzeptanz für das in der Siedlung umstrittene Vorhaben zu erreichen, führten die Sozialarbeiter der AJA und des Siedlungsarbeitskreises gemeinsam mit den Jugendlichen eine Anwohnerversammlung durch, zu der auch die Leitungsebene der Sozialverwaltung der Stadt eingeladen war. Ein 'Baukostenzuschusses' von 3000 DM wurde zugesagt - doch schon mit der Geldübergabe begann eine Aneinanderreihung von Konfliktsituationen: Es kam zu vereinzelt Vorwürfen, die Sozialarbeiter würden sich das Geld 'unter den Nagel reißen'. Aus dem Hüttenprojekt entsponn sich so über weite Strecken ein Dauerkonflikt, bei dem die Aufsuchende Jugendarbeit phasenweise zwischen allen Stühlen saß.

Eine sozialtherapeutische Interpretation dieses Fallbeispiels kann zunächst aufzeigen, daß die Einrichtung der Aufsuchenden Jugendarbeit in den Schnittpunkt sehr heterogener Interessen und Erwartungen geraten ist. Sie wollte mit dem „Blockhaus“-Projekt ein zentrales Bedürfnis der Jugendlichen aufgreifen und zugleich die Konfliktsituation in der Siedlung entschärfen.

Eine Bestandsaufnahme der Erwartungen und Interessen der in die Konfliktdynamik involvierten Akteure macht dies deutlich:

- Die Jugendlichen: *„Ihr müßt für uns die Hütte klarmachen, und zwar sofort, sonst gibt's Ärger!“*

- Die Anwohner aus der Siedlung: *„Die Belästigungen sind nicht mehr hinzunehmen, die Polizei läßt sich nicht blicken, es kommen immer mehr Jugendliche von außerhalb, es wird mit Drogen gedealt!“* Aber auch: *„Irgendeinen Platz brauchen die Jugendlichen! Wenn sie die Hütte haben, sind sie hoffentlich nicht mehr auf der Wiese!“*

- Die eigene Institution/ Träger: *„Die Entwicklung muß steuerbar bleiben, die Kosten dürfen die Gesamteinrichtung nicht immer mehr belasten, die Außenwirkung/ Öffentlichkeitsarbeit muß positiv sein!“*

- Die anderen Institutionen wie Kindereinrichtungen, Schulen, Beratungsstellen, Siedlungsarbeitskreis: *Wir haben das Gefühl, von dem Hüttenprojekt überfahren und nicht gefragt worden zu sein!“* Diese Institutionen ziehen sich teilweise aus dem gemeinsamen Projekt „Sport- und Freizeitflä-

che“ zurück, unterstützen aber andererseits dennoch das Hüttenprojekt, weil sie sich u.a. auch eine Entlastung der jeweils eigenen Einrichtung von den hier präsenten Jugendcliquen erhoffen.

- Politik und Sozialverwaltung: *„Die Konfliktsituation in der Siedlung muß entschärft werden, die Aufsuchende Jugendarbeit ist jetzt gefordert! Die Jugendlichen müssen in die Entscheidungsprozesse einbezogen werden!“*

Den Jugendlichen geht der Hüttenbau zu langsam vonstatten, und sie suchen ihre reale Abhängigkeit von den Sozialarbeitern und ihre ohnmächtige Wut durch aggressives Agieren zu überspielen. In der Gegenübertragung erlebt der in dieser Art und Weise attackierte Sozialarbeiter seine eigene Frustration und Ohnmacht. Er, der sich ebenso wie seine KollegInnen gegen viele Widerstände für das Hüttenprojekt stark gemacht hat, sieht sich von den „undankbaren“ Jugendlichen zur Zielscheibe von deren Unzufriedenheit gemacht.

In dieser Konfliktdynamik manifestieren sich die Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen der nichtdeutschen Jugendlichen. Auf dem Höhepunkt der Konfliktspannungen fielen Äußerungen wie: „Ihr Deutschen habt uns nix zu sagen!“ In der Wahrnehmung der Jugendlichen ist die AJA, die von ihnen bisher als unterstützend erlebt wurde, durch diesen Vorfall mit auf die Seite derjenigen Institutionen geraten, die ihnen legitime gesellschaftliche Teilhabe- und Entfaltungschancen vorenthalten. Zum wiederholten Male machen sie die lebensgeschichtliche Erfahrung, sich auf der Verliererseite wiederzufinden. Die Linie zwischen Gewinnern und Verlierern ziehen sie dabei zwischen „den Deutschen“ als Inhabern von Machtpositionen (vom Kindergarten über die Schule, in der Arbeitswelt, bei Polizei und Justiz bis hin zur Sozialarbeit) und sich selbst als Jugendlichen nicht-deutscher Herkunft.

Forschungsergebnissen einer Projektgruppe der Uni Trier (Wetzstein u. Eckert 2000) zufolge werden tiefgreifende Verunsicherungen, die aus Diskriminierungs- und Benachteiligungserfahrungen entspringen, durch Angehörige ethnischer Minoritäten mit der Aufwertung „angeborener“ Merkmale (wie Geschlecht, ethnische Herkunft) zu kompensieren versucht. Dies geht mit der Abwertung von Menschen einher, die diese Merkmale nicht aufweisen. Rassistische oder sexistische Ideologien werden legitimatorisch ins Feld geführt. Sprachbarrieren produzieren zusätzlich auf beiden Seiten (bei den Angehörigen der Majorität wie der Minorität) Erfahrungen des Ausgegrenztseins. Und: „Als Konfliktherd nicht vernachlässigt werden darf schließlich, dass in einigen Minoritäten oft ganz andere moralische Vorstellungen, Ehrbegriffe oder Männlichkeitsbilder gelten. Sie können Konflikte auslösen (z.B. um Mädchen) oder verschärfen (z.B. durch Rache).“

In der leistungs- und konkurrenzorientierten Gesellschaft entbrennt der Verteilungskampf mit besonderer Heftigkeit am unteren Ende der sozialen Pyramide. In (groß)städtischen Ballungsgebieten verdichten sich soziale Problemlagen und brechen auf in Gestalt von Auseinandersetzungen zwi-

schen rivalisierenden „gangs“ und Cliques; in diesen Auseinandersetzungen bilden ethnische Grenzen eine wesentliche Konfliktlinie.

Die Clique bietet diesen Jugendlichen, deren unterschiedliche Erfahrungsbereiche (Familie, Schule, sozialräumliche Kontexte) in einer Art „Mehrfach-Marginalisierung“ (Wetzstein u. Eckert) konvergieren, einen eigenen Status; sie erlangen mit der Gewaltdrohung eine subjektiv befriedigende Macht über andere. Selbst wenn sie jedoch als Gruppe abweichende und gewalttätige Wege beschreiten, sind die Jugendlichen aus fast allen Gruppen in ihrem Selbstverständnis keine überzeugten Außenseiter. „Ganz im Gegenteil,“ so die Forscher, „ihre Lebenspläne - bezogen auf Familie und Beruf - sind äußerst konventionell (eine Ausnahme sind die eher „linken“ Politgruppen, bei denen allerdings offen bleiben muss, ob ihre rebellische ‚Gegenkultur‘ biografisch stabil ist). Familie, geregeltes Einkommen, sicherer Arbeitsplatz und Teilhabe am Konsum sind ansonsten die wichtigsten Eckpunkte der Lebensplanung. Die Jugendlichen stehen mit ihren Werten und Lebenszielen also nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern orientieren sich an ‚Normalitätsvorstellungen‘, an den allgemein akzeptierten kulturellen Zielen. Für sie werden Anomieerfahrungen wirksam: die Diskrepanz zwischen den verinnerlichten Zielen einerseits und den zur Verfügung stehenden Mitteln andererseits.“ (Wetzstein u. Eckert 2000)

Zum Fallszenarium zurück: Um wieder (sozialtherapeutisch) handlungsfähig zu werden, muß die Aufsuchende Jugendarbeit sich von ihrer Position lösen, in der sie von allen Seiten kritisiert wird und es niemandem recht machen kann. In dem Maße, wie die AJA sich zumindest phasenweise und partiell aus dieser Position zurückzieht, wird die Fähigkeit der anderen beteiligten Gruppen zunehmen (müssen), den Dialog zu suchen und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Die Sozialarbeit ging davon aus, daß sich mit dem Fortgang des Hüttenprojektes eine Kerngruppe herauskristalisieren würde, die verbindlich und verantwortlich in die Projektgestaltung einsteigt. Aufgrund der Heterogenität der Cliques war dies aber nur für kurze Zeiträume der Fall; bei auftretenden Konflikten unter den Jugendlichen haben sich diese fragilen Strukturen schnell wieder aufgelöst. Parallel gewannen destruktive Verhaltensweisen an Raum, der Alkohol- und Drogenkonsum verstärkte sich. Die angestrebte Partizipation der Jugendlichen an Entscheidungsprozessen bis hin zu einer verbindlichen Übernahme der Verantwortung für das Projekt konnte nur ansatzweise gelingen.

In einer sozialtherapeutischen Perspektive kommt es darauf an, das Engagement der Jugendlichen positiv zu bestärken, aber auch negative Erfahrungen zu thematisieren und nach deren Ursachen zu forschen. Dabei ist es wichtig, die von außen herangetragenen Konflikte nicht den Jugendlichen selbst anzulasten, aber auch den realistischen Blick für die Möglichkeiten eines solchen Projekts zu fördern. An das dargestellte Projekt haben sich überschießende Erwartungen geheftet, was vielen Jugendlichen eine willkommene Möglichkeit geboten hat, von eigenen Problemen abzulenken. In dem Maße, wie die AJA sich wieder mehr um konkrete Hilfsangebote für



die betroffenen Jugendlichen bemüht und ihnen dabei hilft, individuelle Lebensperspektiven zu entwickeln, dürfte sich auch die Konfliktlage zwischen AJA und Jugendlichen wieder entschärfen.

Unter (sozial)therapeutischen Aspekten ist es für die sozialpädagogische Arbeit notwendig, „den Blick zu schärfen für bestimmte Phänomene und Lebenszusammenhänge, die auf die Inszenierung einer Lebensdramatik verweisen“ (Leber 1975: 43; zit. nach: Brückner 1990: 92). In unserem Fallbeispiel treten diese Inszenierungen auf in Gestalt von verbalen Angriffen, aggressiven Handlungen und selbstdestruktivem Suchtmittelkonsum.

In einer solchen Inszenierung verschaffen sich unbewältigte Probleme einen Ausdruck, und zwar in einer Art und Weise, die für den einzelnen bezüglich seiner Teilhabe an gesellschaftlichen Interaktionsprozessen hinderlich ist. „Erst wenn eine soziale Auffälligkeit als - aus der Lebensgeschichte mit ihren Versagungen erwachsener - Appell verstanden werden kann, ist es möglich zu versuchen, gemeinsam in zäher Auseinandersetzung am Aufgeben dieser sprachlosen Inszenierung zu arbeiten; der Zugang zur Welt des anderen ist die Voraussetzung dafür, beginnen zu können. Das Schwierige dabei ist (...), daß diese Inszenierung auch an den Sozialarbeiter gebunden wird, der oder die das aushalten muß, was an Versagenserlebnissen sich in Wut, Haß, Verachtung, Unzuverlässigkeit, Gewalttätigkeit etc. entlädt.“ (Brückner 1990: 92)

„Multikulturelles“ Zusammenleben erzeugt ein spezifisches Spannungspotential, und Sozialhelfer bewegen sich zunehmend an der „Nahtstelle“ der unterschiedlichen, teils nur lose miteinander verbundenen Segmente des soziokulturellen Systems. Sie werden zum Übertragungsobjekt von Diskriminierungserfahrungen, und sie werden in Machtkämpfe verwickelt, die das professionelle Selbstverständnis mitunter auf eine harte Probe stellen.

Um diese konflikthaften Inszenierungen auszuhalten und ihnen konstruktiv zu begegnen, bedarf sozialarbeiterische Professionalität zentral der methodisch angeleiteten Reflexion und Selbstreflexion: „Skylia und Charybdis der Sozialarbeit wären so auf der einen Seite überbordende Hilfewünsche und -leistungen (und Kontrollen), die die Autonomie der Betroffenen verkennen und auf der anderen Seite der Rückzug in eine abstinent-passive therapeutische Haltung, die der Lebensnot der Menschen und ihrem Bedürfnis nach Alltagsstrukturierung nicht gerecht werden.“ (Brückner 1990: 90)<sup>73</sup>

Psychoanalytische Sozialtherapie leistet nichts weniger als eine Balance zwischen diesen beiden Aspekten: Psychoanalytische Reflexion und Selbstreflexion sind in solchen Handlungskontexten eine wichtige methodische Wahrnehmungs- und Verstehenshilfe wie auch unerlässlich für die Er-

---

<sup>73</sup> Brückner betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, die gestellte Arbeitsaufgabe klar zu strukturieren unter Einbeziehung der institutionellen Gegebenheiten und einer genauen Abklärung der jeweiligen Erfordernisse. (vgl. Brückner 1990: 89)

weiterung der Handlungsfähigkeit. (vgl. a.a.O.: 91) Allerdings dürfen dabei alltägliche und reale Unterstützungsaufgaben und -leistungen nicht im Sinne einer falsch verstandenen „Therapeutisierung“ in den Hintergrund gedrängt und als geringwertig betrachtet werden.<sup>74</sup> Die pädagogische/ sozialarbeiterische Tätigkeit darf nicht in eine therapeutische umgedeutet werden, da hieraus die Gefahr der Grenzüberschreitung und der Kolonialisierung erwächst: Die allgemeine Anforderung an sozialarbeiterisches Handeln, sich als Beziehungshandeln zu definieren und verstehende Einfühlung zu praktizieren, leugnet tendenziell das *doppelte Mandat* der Sozialarbeit aus Hilfe und Kontrolle.<sup>75</sup> „So wichtig das Verstehen des anderen und die zwischenmenschliche Kontaktaufnahme in der Sozialarbeit sind, ist es ebenso wichtig zu bedenken, daß Verstehen zum Eindringen verkommen kann und sich dann von Empathie löst, die Respekt immer schon beinhaltet.“ (a.a.O.: 81)

Die im Fallbeispiel beschriebene Dynamik von Ausgrenzung und Selbstausgrenzung/ Isolation gewinnt auch in anderen Arbeitsfeldern an Bedeutung. Der sozialtherapeutische Zugang zu diskriminierten Gruppierungen und das Verständnis ihrer Benachteiligungserfahrungen ist auch unabhängig von interkulturellen Kontexten heftigen Zerreißproben ausgesetzt.

Die folgende Reflexion von Erfahrungen in der aufsuchenden Arbeit mit einer Gruppe von „Punkern“ zeigt, wie wichtig es ist, das sozialtherapeutische Wahrnehmungs- und Analyseinstrumentarium in praktischen Handlungskontexten zu schärfen. Im Rahmen der Erprobung aufsuchender Arbeitsansätze in einer Jugend- und Drogenberatungsstelle gelang es, zu dieser Gruppe über ein mobiles Straßencafé Zugang zu finden. Der von ihnen angenommene Treffpunkt wurde aber bald zum öffentlichen Ärgernis, da sich Passanten und die Geschäftswelt durch die sichtbarere gewordene Präsenz und das Gebaren der jugendlichen Außenseiter belästigt fühlten. „Punker schaffen durch ihr destruktiv-aggressives Verhalten und durch ihre kompromißlose Infragestellung der gängigen Werte ein hohes Angstpotential. Wer sich mit ihnen einläßt, wird selbst mit hineingezogen, wird verantwortlich gemacht für die Vorfälle, sieht sich der Erwartung ausgesetzt, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Unversehens entsteht eine unauflösliche Beziehungsfalle zwischen dem Bedürfnis der Jugendlichen, an dem festzuhalten, was sie derzeit als ihre Identität erleben, und den konträren Erfolgser-

---

<sup>74</sup> „Das Gemeinsame der Psychoanalyse und der Sozialarbeit ist der Umgang mit dem Leid. An den gesellschaftlichen und sozialisatorischen Verursachungen können beide nichts ändern, (...) Aber sie können eingreifen: Sozialarbeit in der ihr eigenen Mischung von Hilfe und Kontrolle, Psychoanalyse in freier Vereinbarung mit dem Patienten auf der Basis von Leidensdruck.“ (Brückner 1990: 73 f.)

<sup>75</sup> Brumlik hat demgegenüber eine neue pädagogische Besinnung sowie die Bereitschaft gefordert, „die Eigenständigkeit und Eigensinnigkeit, ja auch die Unverständlichkeit und Undurchsichtigkeit jener Subjekte, die pädagogischen Maßnahmen unterworfen sind, *anzuerkennen*“ (1984a: 62; zit. nach: Brückner 1990: 81; H.i.O.) auf der Grundlage von Respekt und Takt gegenüber der Intimsphäre des anderen.

wartungen der Öffentlichkeit. Im Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen aktualisiert sich die Dynamik von Bindung und Ausstoßung. Grandiose Wunscherfüllungserwartungen der Jugendlichen, verbunden mit der Negierung der Gepflogenheiten und Umgangsformen bis über die Grenze des Erträglichen (nach dem Motto: wir können uns schon benehmen, wir machen nur selten Gebrauch davon) provozieren den totalen Rausschmiß. Die unbewußte Frage der Jugendlichen, ob wir sie wirklich aushalten können und die Provokationen 'Du bist ja auch nur ein Schwätzer' verleiten den Streetworker oder Therapeuten zur ebenfalls grandiosen Selbstüberschätzung und zu falschen Versprechungen. Letztlich erfüllt sich dann schnell der trotzigke Szene-Spruch: 'Wir müssen leider draußen bleiben'.' (Krämer 1989: 114)

Die pädagogisch-therapeutische Folgerung aus diesen Erfahrungen: Neue Ansätze sekundärpräventiver Arbeit, die etwa in Gestalt von Treffs und Wohnprojekten soziokulturelle Spielräume für ausgegrenzte bzw. von Ausgrenzung bedrohte Jugendliche schaffen bzw. erhalten, müßten die institutionalisierten Hilfsangebote ergänzen. (vgl. Krämer 1989) Solche Freiräume könnten für das Lebensschicksal dieser Jugendlichen von zentraler Bedeutung sein, da in ihnen sich das intensive Verlangen nach dem Sich-Wiederfinden und nach Geborgenheit in einer Gruppe im Sinne eines „Gruppen-Ichs“ (Parin 1977: 490) ausdrückt.

Ein anderes Beispiel bilden die in Abschnitt 2.2.2.3 charakterisierten Gruppierungen rußlanddeutscher Jugendlicher: Sozialisationsbedingt besteht bei diesen eine Scheu, etwas aus ihrem Innenleben preiszugeben - vor allem vor Anderen, da dies als „Schwäche“ ausgelegt werden könnte. Kritik an den Eltern gilt als tabu, da die Jugendlichen innerlich an traditionelle Geschlechterstereotypen und Rollenbilder gebunden sind und die Eltern für sie Autoritäten verkörpern, die nicht hinterfragt werden dürfen. Andererseits werden die Jugendlichen im kulturell bedingten Anpassungssog, den sie bezüglich individueller Freiheiten, materiellem Konsum etc. erleben, viel früher als sie dies problemlos bewältigen können, zur Eigenständigkeit gezwungen.

Die beunruhigenden und irritierenden Erscheinungsformen der Identitäts- und Orientierungskrisen bei diesen Jugendlichen bleiben nur dann kein vorübergehendes, d.h. nur die Jugendphase betreffendes Problem, wenn es nicht gelingt, deren Integrationschancen zu verbessern. Integration sollte dabei nicht als einseitige Anpassungsleistung verstanden werden. Möglicherweise wäre dieser Begriff sogar besser durch den der Anerkennung zu ersetzen. Damit würde dem Umstand Rechnung getragen, daß es zunächst vor allem darauf ankommt, das Anderssein der „anderen Deutschen“ zu achten und zu akzeptieren - denn Integration ist immer ein prozeßhaftes Geschehen, und sie benötigt Zeit. (vgl. Gerhard 2001: 7) Integration kann als Anforderung

sehr viel eher akzeptiert werden, wenn die eigenen Wurzeln als identitätsbildend verstanden und angenommen werden können.

Psychosoziale Hilfen für diese Jugendlichen müssen darauf abzielen, Wege aus dem „Niemandland“ aufzuzeigen und Brücken in die kulturelle Realität des Aufnahmelandes hinein zu bauen. Akzeptanz der kulturellen Eigenheiten sowie ein Interesse am biographischen Hintergrund und an den spezifischen Erfahrungen der Migration sind „Türöffner“ für psychosoziale Beratungs- und Therapieprozesse und tragen dazu bei, daß sich eine tragfähige und vertrauensvolle Therapeut- Patient/ Klient-Beziehung entwickeln kann. Und Therapie wäre dann nichts anderes als der anspruchsvolle Versuch, den Prozeß des Ankommens in der hiesigen Lebenswirklichkeit zu gestalten.

Möhring hat die Migrationssituation mit dem von Erdheim beschriebenen ethnopsychanalytischen Prozeß verglichen: Die Prinzipien der psychischen Bewegungen, die sich in beiden Fällen abspielen, seien gleich, auch wenn bei letzterem eine analytische Reflexion stattfindet, was bei der Migration nicht der Fall ist. „Es findet aber auch ohne analytische Reflexion diese psychische Pendelbewegung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, dem Vertrauten und dem Ungewohnten, zwischen affektiv aufgeladenen Zurückweisungsimpulsen und probeweisen Identifizierungen statt, die Erdheim im Auge hat. Es kann sich durch die Konfrontation mit der fremden Kultur so etwas wie eine Aufweichung und Infragestellung eigener Struktur ergeben, wenn diese aber als zu bedrohlich erlebt wird, folgt die Zurückweisung.“ (Möhring 1998: 70)<sup>76</sup>

Psychoanalytische Reflexion kann, wenn es um Migration und interkulturelle Begegnung geht, „auf die Notwendigkeit verweisen, eigene unbewußte Konflikthaftigkeit kennenzulernen, weil diese gerade in der Begegnung mit fremden Kulturen aktualisiert wird, kann auf die Notwendigkeit der Schaffung interkultureller Spielräume verweisen, damit gegenseitige Abwehr reduziert wird.“ (a.a.O.: 72) Hieran entscheidet sich, ob ein kultureller Spielraum gefunden werden kann oder ob der Neuankömmling - und generell der in der Minoritätenposition sich Befindende - in eine regressive Entwicklung gezwungen wird. Letzteres wird ihn dann eher dazu veranlassen, sich auf die eigenen kulturellen Elemente zu verlegen und sich surrogathaft, teils auch in

---

<sup>76</sup> Migration ist ein krisenhafter Prozeß, der das Gefühl der kontinuierlichen Existenz in Frage stellt. Grinberg und Grinberg haben unter Bezugnahme auf Winnicott festgestellt: „Der Immigrant braucht einen potentiellen Raum, der ihm als ‚Übergangsort‘ und ‚Übergangszeit‘ vom mütterlichen Land-Objekt zur neuen äußeren Welt dient: ein potentieller Raum, der die Möglichkeit gewährt, die Migration als Spiel zu erleben, mit aller Seriosität und allen Implikationen, die es für das Kind hat.“ (Grinberg u. Grinberg 1990: 14; zit. nach: Möhring 1998: 62)

fundamentalistischer Manier, unter den schützenden Mantel kollektiver Identitäten wie Nation, Rasse etc. zu flüchten.<sup>77</sup>

Eine partielle „Regression im Dienste der Gruppe“ (Finger-Trescher) hingegen ist zuzulassen und zu fördern, bevor und damit (inter)kulturelle Spielräume eröffnet werden können.<sup>78</sup> Was auf der individuellen Ebene als „immer wieder notwendige Exkursionen in den intermediären Bereich der Übergangsobjekte“ (Honneth 2000: 1100) imponiert, findet sein Pendant im Rahmen gruppenbezogener Regression in einer partiellen Aufgabe der individuellen Identität. Diese „garantiert ein erstes gemeinsames Erleben, ermöglicht die Herstellung eines Gruppenzugehörigkeitsgefühls, einer Gruppenidentität. Und dies wiederum entspricht einem, wenn auch oft verkümmerten, so doch essentiellen sozialen Bedürfnis, unerträgliches Erleben von Isolation zu überwinden in der Gemeinschaft mit anderen, also innerhalb eines sozialen Beziehungsgefüges, das mit Hilfe dieser regressiven Mechanismen hergestellt wird.“ (Finger-Trescher (2001: 228 f.)<sup>79</sup>

Der Zugang zur Welt des Anderen ist die Voraussetzung dafür, mit jemandem, der seine Lebensdramatik in oft unverständlicher Form inszeniert, am Aufgeben seiner sprachlosen Inszenierung zu arbeiten. Dies geschieht, wie Brückner (1990: 92) formuliert hat, „gemeinsam in zäher Auseinandersetzung“. Zu dieser Auseinandersetzung gehört es, die Bedeutung der Gruppenidentität zugleich zu respektieren und zu dechiffrieren. Der Herstellungsprozeß einer Gruppenidentität trägt immer auch Züge einer suchenden und tastenden Erweiterung von Spielräumen. Erst auf der Grundlage der hier-

<sup>77</sup> In komplementärer Weise finden sich bei sozial unterprivilegierten, von Ausbildungs- und Arbeitslosigkeit bedrohten einheimischen Jugendlichen vielfach Tendenzen „zu regressiven Bewältigungsversuchen“ (Heitmeyer 1987: 93). Die mit dem Individualisierungsschub moderner kapitalistischer Gesellschaften verbundenen Phänomene der Vereinzelung, Anomie und Orientierungslosigkeit werden bei einer Minderheit von Jugendlichen zu rechtsextremistischen Haltungen verarbeitet. Bei diesen wird die personale Identität zugunsten einer „surrogathaften kollektiven Identität“ etwa nach dem Motto „Ich bin nichts, das Volk ist alles“ (a.a.O.: 93) preisgegeben.

Für die Ausbildung rechtsextremer Haltungen sind im einzelnen ausschlaggebend:

1. Merkmale wie Hautfarbe, Rasse und Nation an Bedeutung für Identifikations- und Identitätsbildungsprozesse, da selbstverständliche Gruppenzugehörigkeiten durch die Auflösung sozialer Milieus zunehmend in Frage gestellt werden;
2. Desorientierungen und Statusängste, die aus der Auflösung der jugendlichen Normalbiographie resultieren, werden durch die Suche nach Gewißheiten aufzufangen versucht (Gewißheiten etwa in Gestalt eindeutiger, „natürlicher“ Hierarchien und Stärke verheißender Symbole und Rituale);
3. Die Ohnmachtserfahrungen, die mit den widersprüchlichen gesellschaftlichen Erwartungen verbunden sind, werden - subjektiv sinnhaft - durch Gewalthandlungen überwunden, die zumindest punktuell eine Entlastung verschaffen. (vgl. Tillmann 1995: 273)

<sup>78</sup> Der individualpsychologisch begriffenen „Regression im Dienste des Ich“ (vgl. Abschnitt 1.3.4) entspricht auf der Ebene der Gruppeninteraktionen und -identitäten eine „Regression im Dienste der Gruppe“ (Finger-Trescher).

<sup>79</sup> „In der Gruppe wird deutlich, daß subjektives Erleben immer intersubjektiv bezogenes und bedingtes ist.“ (Finger-Trescher 2001: 225 f.)

durch entstehenden Anerkennungsverhältnisse ist die probeweise Identifikation mit dem Fremden, mit dem Ungewohnten überhaupt möglich.

Unter umgekehrten Vorzeichen gilt dies für ein sozialtherapeutisches Praxisverständnis: In dessen Rahmen erscheint es als unabdingbar, vom Gewohnten der eigenen Position abzurücken und sich selbst als Lernenden zu definieren, der die eigenen Bezugssysteme probeweise zur Disposition stellt. So nämlich wird jener Perspektivenwechsel erst möglich, der es erlaubt, die eigene Person zu sehen durch den Blick des Anderen. Dies führt zu einer Form der Authentizität, die nicht ist, „was man immer schon selbst war, der Kern, das wahre Selbst, sondern vielmehr die Begegnung des Ureigenen mit dem Fremden.“ (Passett 1981: 186)

### **3.5 Resümee**

In der spätmodernen Gesellschaft wächst der Bedarf an psychologischer Beratung und Therapie. Hand in Hand damit nehmen ausgrenzende Formen sozialer Kontrolle zu, und zwar in dem Maße, wie die soziale Spaltung der Gesellschaft voranschreitet. In der Folge etabliert sich ein Dualismus von psychologisierenden und therapeutisierenden Hilfsangeboten für den gesellschaftlichen Kern und ausgrenzenden Kontrollsystemen für die „Modernisierungsverlierer“.

Dieser Dualismus findet sich in den unterschiedlichen Feldern psychosozialer Praxis, die uns im Zusammenhang dieser Arbeit interessieren, in einer jeweils charakteristischen Ausprägung:

1. innerhalb des institutionellen Systems der Drogenhilfe sowie
2. im Rahmen psychoanalytisch fundierter Behandlungsverfahren sowie psychosozialer Interventionen in Bereichen, in denen Drogengebrauch sich im Sinne symptomatischer Auffälligkeiten manifestiert.

Zu 1.

Das *System der Drogenhilfe* bildet ein stark professionalisiertes Handlungsfeld Sozialer Arbeit, in dem psychotherapeutisch orientierte Behandlungsvorstellungen früh eine tragende Rolle übernommen haben. Nach dem Scheitern anfänglicher szenenaher Praxisansätze („Release“) wurde das gesamte Hilfe- und Behandlungssystem auf das *eine* Ziel der Abstinenz hin ausgerichtet. Die im Rahmen dieses Systems praktizierten Behandlungsvorstellungen gründeten auf den Motivationsfaktoren des Leidendrucks und des helfenden Zwangs, und sie unterwarfen die *negative Identität* des Junkies einem radikalen Umbau. Sie wurden aufgrund ihrer Härte und einseitigen

Fixierung auf die Psychopathologie des Drogenabhängigen, aber auch wegen ihrer relativen Erfolglosigkeit kritisiert.

Der Paradigmenwechsel von der Abstinenz- zur Akzeptanzorientierung hat eine Modernisierung der Drogenhilfe bewirkt. Diese Modernisierung weist viele konstruktive Aspekte auf, die zu Verbesserungen der Hilfeansätze geführt haben. Dennoch aber ist sie in einigen ihrer Aspekte kritikbedürftig.

Selbstverantwortlichkeit und Akzeptanz von Andersartigkeit nehmen einen zentralen Platz in den *akzeptanzorientierten* Ansätzen ein. Das Konzept der *Suchtbegleitung* kann insofern als *klientenzentriert* gelten, als es die subjektive Problemsicht des Klientels ernst nimmt und ihm nicht die Maßstäbe des Therapeuten - die mit den gesellschaftlich-allgemeinen meist weitgehend identisch sind - aufoktroyiert. Somit läßt sich die Akzeptanzorientierung als Ausdruck einer *Normalisierung* begreifen: Drogenkonsum wird - ganz im Sinne pluraler Optionsvielfalt - als Teil des Lebensstils verstanden.

Die akzeptanzorientierten Ansätze üben keinen Erwartungsdruck auf den Drogenabhängigen zur Verhaltensänderung aus und verzichten im Prinzip auf weiterführende therapeutische Beziehungsarbeit. Damit unterliegen sie der Gefahr, die Dimension der individuellen Leidenserfahrungen zu vernachlässigen und den psychologischen Pol des Spannungsfeldes psychosozialer Praxis zu kappen. Entgegen einem anders lautenden Anspruch wird damit aber eine zentrale Dimension der Drogenabhängigkeit nicht ernstgenommen. Die traditionellen Modelle, so autoritär sie angelegt und so hierarchisch sie strukturiert waren, rechneten demgegenüber noch - wenn auch in anachronistisch-hilfloser Weise - mit der Chance zu einer Verinnerlichung positiver Orientierungen, die dem Neuaufbau der zuvor „therapeutisch“ demontierten Persönlichkeit die Richtung weisen sollten.

Moderne Drogenberatung hat sich im Verlauf der letzten zwei, drei Jahrzehnte von symptomorientierter Beratung und Therapie zu einer (allgemeinen) psychosozialen Beratung bei der Bewältigung von Entwicklungs- und Belastungskrisen in der Adoleszenz hin geöffnet.

Die Akzentuierung des Zusammenhangs von (problematischen Aspekten der) Jugendentwicklung und Drogenkonsum ist ein Reflex der „neuen Durchlässigkeit“ des vordem subkulturell kanalisiertes Drogenphänomens und seiner Diffusion in alltägliche Lebens- und Erfahrungszusammenhänge. Die Gebrauchsmuster von sozial und psychisch wenig auffälligen Konsumenten, werden - sofern sie überhaupt in den Einflußbereich öffentlicher Interventionen geraten - im Kontext eines psychosozialen Beratungshandelns thematisiert, das sie als Symptome adoleszentärer Auffälligkeit begreift. Diese Sichtweise schafft die Grundlagen für eine zunehmende Integration aspekthaft zergliederter Hilfeformen: Die historisch begründete Abspaltung des allein auf die Nutzer illegaler Drogen ausgerichteten Hilfesystems wird obsolet. Erfahrungen mit *integrativen institutionellen Modellen*,

die diese Spezialisierung tendenziell rückgängig machen, zeigen dies deutlich.

Die hier dargestellte Entwicklung hat einerseits den positiven Effekt, daß Drogen(konsum)probleme im weiteren Kontext der Lebens- und Alltagsbewältigung begriffen und nicht als isoliertes Phänomen - noch dazu oft in stigmatisierender Weise - behandelt werden. Indem sie jedoch Adoleszenzprobleme weitreichend pathologisieren, enthüllen diese Interventionsstrategien den Charakter einer subtilen Form sozialer Kontrolle und einer Kolonialisierung lebensweltlicher Erfahrungszusammenhänge.

Zu 2.

Kerngedanke der psychoanalytischen Psychotherapie ist es, die innere Zerrissenheit des Patienten, welcher oft chaotische psychosoziale Außenverhältnisse entsprechen, im Rahmen der therapeutischen Beziehung zu bearbeiten. Der Klient/ Patient soll sich im Verlauf des therapeutischen Prozesses die dunklen Seiten seiner Lebensgeschichte aneignen und sie in eine „flexible, durchlässige Kernidentität“ (Leuzinger-Bohleber) integrieren. Auf diesem Wege kann er schließlich gelingendere Lösungen und Befriedigungsformen für seine konfliktbesetzten Lebensthemen finden.

Festgefahrene Ausgänge der Adoleszenz oder solche, die in Identitätsdiffusion münden, sind häufig ein Grund dafür, daß der Übergang ins Erwachsenenleben nicht ohne professionelle Hilfe bewältigt werden kann. Die therapeutische Aufarbeitung frühinfantiler und adoleszenter Traumatisierungen im Übertragungsgeschehen eines psychoanalytisch-tiefenpsychologischen Prozesses kann helfen, eingefrorene Entwicklungsprozesse wieder zum Fließen zu bringen.

Die psychoanalytische Behandlungstechnik ist inzwischen dergestalt modifiziert worden, daß sie erfolgreich auf sogenannte *frühe Störungen* angewandt werden kann. Hiervon geben therapeutische Verfahren wie die in Abschnitt 3.3 dargestellten einen plastischen Eindruck. Diese vermitteln dem Patienten eine Kompetenz zu sozialer Interaktion, die aufgrund seiner Persönlichkeitsdefizite nur unzureichend bzw. brüchig vorhanden ist. An die Fähigkeit zur Interaktion ist der Erwerb von Ambiguitätstoleranz geknüpft, d.h. der Fähigkeit zum Ertragen uneindeutiger, unstrukturierter Situationen; dieser ermöglicht den Aufbau einer dezentrierten Identität. Im Fall einer günstig verlaufenden Therapie muß dann nicht mehr mit rigiden Spaltungsprozessen operiert werden, sondern der Patient kann sich auch mit den abgewehrten Schattenseiten des eigenen Selbst konfrontieren. Diese „dem bewußten Selbst nahezubringen, sie zu integrieren ist Ziel vieler Therapien, um die in inneren Konflikten zwischen den Teilen (Selbsten) gebundene Energie für produktive Lebensbewältigung freizumachen.“ (Bilden 1997: 242)



Psychotherapie kann handlungsfähig machen für die Bewältigung der Anforderungen in einer individualisierten Gesellschaft, in welcher Kohärenz und Kontinuität von den Subjekten zunehmend selbst herzustellen sind. Sie kann individuelle Potentiale stärken, und damit die Störungen der Anforderungsbewältigung abmildern. Für viele bedeutet dies sicherlich einen enormen Zugewinn individueller Beweglichkeit und von Freiheitsgraden.

Ihre Grenze finden alle therapeutischen Bemühungen freilich dort, wo die gesellschaftliche Lebensorganisation selber, insbesondere die Arbeitsbedingungen und die Allgegenwart computervermittelter entsinnlichter Realitätserfahrung, die Basis von subjektiver Kohärenz und Kontinuität zerstört. Ganzheitliche Selbst-Erfahrung und „Selbst-Sein-Können“ (Csef 1999: 1148) bleiben immer nur als relative möglich. Psychotherapie, die individuelles Wohlbefinden maximieren möchte, kann bestenfalls das neurotisch/frühgestörte Leiden auf das Maß des „allgemeinen Unglücks“ (Marcuse) reduzieren - nicht mehr, aber auch nicht weniger. Wenn diese gesellschaftlichen Voraussetzungen und die soziale Funktion psychotherapeutischen Handelns nicht mitreflektiert werden, droht die Gefahr einer Grenzüberschreitung und Kolonialisierung: Es offenbart sich der Charakter von Psychotherapie als - *weicher* - Strategie sozialer Kontrolle.

Die Psychoanalyse ist als therapeutisches Verfahren ebenfalls auf die Behandlung von Paaren, Familien und Gruppen ausgedehnt worden. *Familienberatung und -therapie* können allen Beteiligten Einsichten in psychosoziale Abwehrformen vermitteln, welche die soziale Interaktionsdynamik einer Familie bestimmen.

Zu den Strategien, die nicht allein individualisierte Symptome, sondern auch die sozialen Lebenskontexte zu beeinflussen suchen, zählen auf den ersten Blick ebenfalls die Konzepte und Strategien der *Drogen- und Suchtprävention*. Bei genauerem Hinsehen indes zeigt sich, daß sie das Individuum in einem Maße die Pflicht nehmen wie kaum eine andere psychosoziale Strategie.

Sofern Suchtprävention als *Verhältnisprävention* Einfluß zu nehmen sucht auf gesellschaftliche Bedingungen, die suchtfördernd wirken können, wird sie deckungsgleich mit der sozialpolitischen Gestaltung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. Minimiert sie diesen Anspruch und wendet ihn ins Therapeutische, läßt sie sich als *eine* Variante sozialtherapeutischer Praxis begreifen.

Sofern sie jedoch als *Verhaltensprävention* zum Aufbau individueller und sozialer Kompetenzen bei jungen Menschen beitragen will, nimmt sie lediglich den Einzelnen und nicht mehr die Gemeinschaft in die Pflicht. Dem Einzelnen wird Selbstmanagement abverlangt, nach dem Motto: 'Wer nicht beizeiten vorsorgt, ist am Ende selber schuld, wenn ihm etwas zustößt'.

Suchtprävention, die ihren Anspruch auf eine individuumbezogene Verhaltensprävention reduziert und die Bezugnahme auf eine Gestaltung von Lebensverhältnissen verläßt, die die Entwicklungsbedingungen des Menschen fördern, wird zur Ideologie eines „modernen“ Selbstmanagements. Die *Kundenorientierung* im Bereich der sozialen Dienstleistungen ist der aktuelle und am meisten zugespitzte Ausdruck dieser Selbstverpflichtung des Einzelnen für das Management der eigenen Befindlichkeit; sie erweist sich im Kern als *das* zeitgemäße Vehikel der Ausgrenzung und Separation.

Dem durch die präventive Vorverlagerung psychosozialer Aktivitäten forcierten Einschluß neuer Klientengruppen, Konsumformen und Verhaltenskategorien ins Hilfesystem korrespondiert eine neue *Ausschluß- und Ausgrenzungstendenz*. Der sozialpsychologische Grund für Ausschluß und Ausgrenzung besteht offensichtlich darin, daß das in den Drogen verkörperte *Böse* gesellschaftlich präsent und wach gehalten werden muß, da es im Zeichen der Diffusion des vordem subkulturell kanalisierten Drogenkonsumphänoms in alltägliche Lebens- und Erfahrungszusammenhänge im Begriff ist, sich zu verflüchtigen. Die alten Stereotype des *verelendeten Junkies* sind hierbei abgelöst durch Klischeebilder des *kriminellen Ausländers* und des *gefährlichen Fremden*.

Infolge der gesellschaftlichen Spaltung trennen sich die therapeutischen Dienstleistungsangebote für den *gesellschaftlichen Kern* und ausgrenzende Kontrollbestrebungen für die *Übriggebliebenen* in polarer Weise voneinander. Hilfeformen mit sozialisatorischen und therapeutischen Zügen auf der einen und rein repressive Problembewältigungsformen gegenüber Abweichenden und Randgruppen auf der anderen Seite divergieren in verstärktem Maße.

Ein Instrumentarium, mit dessen Hilfe die gesellschaftlichen wie die institutionellen Spaltungsmechanismen im praktischen Interventionshandeln kritisch aufgegriffen und gegebenenfalls überwunden werden können, bilden Modelle *psychosozialer* und *sozialtherapeutischer Praxis*.

Sie stellen eine Verknüpfung zwischen Psychotherapie und Sozialarbeit her, indem sie psychoanalytische Reflexion und Selbstreflexion mit alltäglichen und realen Unterstützungsaufgaben und -leistungen verbinden, dabei aber die Autonomie beider Bereiche respektieren und wahren. Sozialarbeiterische Tätigkeitsaspekte dürfen nicht im Sinne einer falsch verstandenen „Therapeutisierung“ in den Hintergrund gedrängt und als geringwertig betrachtet werden. Wird die pädagogische/ sozialarbeiterische Tätigkeit in eine therapeutische umgedeutet, erwächst die Gefahr einer folgenreichen Grenzüberschreitung: Die allgemeine Anforderung an sozialarbeiterisches Handeln, sich als Beziehungshandeln zu definieren und verstehende Einfühlung zu praktizieren, leugnet tendenziell das *doppelte Mandat* der Sozialarbeit aus Hilfe und Kontrolle.

Sozialtherapie ist insofern kein eigenständiges therapeutisches Verfahren, sondern eine Wahrnehmungs- und Verstehenseinstellung, die psychotherapeutische Reflexions- und Selbstreflexionsprozesse in den Handlungsfeldern der Sozialarbeit/ -pädagogik zur Geltung bringt.

Eine Wiederbelebung der integrativen Kraft dieser Modelle unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen der Spätmoderne ist an zwei Bedingungen geknüpft:

- a) Es muß ihnen gelingen, ausgegrenzten bzw. von Ausgrenzung bedrohten Gruppierungen soziokulturelle Moratorien zu schaffen bzw. zu erhalten. Psychoanalytische Wahrnehmungs- und Verstehensinstrumentarien können dabei helfen, die Reinszenierungen traumatischer Erfahrungen dieser Gruppen zu „überleben“.
- b) Ferner müssen diese Modelle in der Lage sein, (inter)kulturelle Spielräume zu erhalten bzw. zu eröffnen, in denen Begegnungen einander fremder Kulturen stattfinden können. Dies beinhaltet die Notwendigkeit, eigene unbewußte Konflikthaftigkeit kennenzulernen, die gerade in der Begegnung mit Fremden und mit Fremdem aktualisiert wird.

Sozialtherapie, die das psychische und soziale Leiden in denjenigen Bezügen versteht und zu mindern versucht, in denen es entstanden ist und fortbesteht, vermag soziokulturelle und interkulturelle Spielräume zu öffnen. Dies ist um so notwendiger, als die neuen Segregationslinien zur Exklusion „neuer gefährlicher Klassen“ (zu denen insbesondere auch Migranten zählen) geführt haben. Diese Linien bilden sich vor allem entlang der Fremdartigkeit von Drogengebrauchsmustern und dem Bruch mit der geläufigen Drogensequenz. Erst mit der Akzeptanz des Ausgegrenzten, des Fremden stellt Sozialtherapie den Zugang zu dessen Lebenswirklichkeit her. Dies macht einen Wechsel der Perspektive erforderlich, nämlich sich selbst zu sehen mit den Augen des Anderen. Auf diese Weise erst werden Zugänge zu marginalisierten Gruppierungen möglich, die ihre Lebensdramatik in oft unverständlicher Form inszenieren, und es kann dann versucht werden, gemeinsam in zäher Auseinandersetzung am Aufgeben der meist sprachlosen Inszenierungen zu arbeiten.

#### **4. Zusammenfassung, Diskussion und Ausblick**

Schwendter hat im Nachwort zu seinem Kompendium *Einführung in die Soziale Therapie*, im Anschluß an eine umfassende Darstellung des Themas, bemerkt, daß es keinen sinnvollen Grund gebe, „das ausufernde Ensemble von Leidenserfahrungen, institutionellen Zusammenhängen und Interventionsformen auch noch in eine Zusammenfassung zu quetschen. Diese hätte dann weithin den Stellenwert des Fragments aus den Fragmenten, des Beispiels aus dem Exemplarischen, der Abstraktion aus der Abstraktion.“ (2000: 298)

Obwohl wir uns dem an dieser Stelle ohne weiteres anschließen könnten, möchten wir dennoch einen solchen Versuch unternehmen: Vor dem Hintergrund der eingangs aufgestellten Hypothesen zu den Zusammenhängen zwischen Prozessen der Identitätsbildung, Mustern des Drogengebrauchs und Strategien psychosozialer Intervention sowie anschließend an die theoretischen Analysen und die Reflexion praktischer Erfahrungen sollen zentrale Aussagen dieser Arbeit noch einmal verdichtet werden. Abschließend wird auf einige weiterführende Aspekte des Umgangs mit Drogenkonsumphänomenen eingegangen, die zugleich die Grenzen psychosozialer Praxis verdeutlichen.

**Das Problem der Identität (1.)** stellt sich unter den Bedingungen der Spätmoderne in der Form dar, daß immer neue Möglichkeitsräume der Identitätsbildung erschlossen werden, zugleich aber auch zuvor ungekannte Risiken zutage treten - und dies bei einer sozialstrukturell determinierten Verteilung der Chancen und Risiken. Die Ambivalenz des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses bewirkt, daß Identitätsbildung aus einst festgefügtten Koordinaten und normativen Mustern herausgelöst wird. Damit aber ist sie nicht nur offener und kreativer, sondern zugleich prekärer, strapaziöser und energieaufwendiger geworden - für die einen allerdings mehr und für die anderen weniger.

Sind die lebensgeschichtlich erworbenen persönlichen und sozialen Ressourcen hinreichend stabil und konsistent, kann die Erosion der traditionellen Lebensformen und Identitätsmuster als Chance für neue experimentelle Suchbewegungen wahrgenommen werden. Im geglückten Fall führt dies zu einer als bereichernd erlebten „intrapyschischen Pluralisierung von Subjekten“ (Honneth). Unter ungünstigeren Voraussetzungen kann die Offenheit dieser (post)modernen Form der Identitätsbildung jedoch auch eine Fragmentierung bewirken, die zum Nährboden für mannigfache Ängste oder auch für fundamentalistische Verhärtungen des Identitätsgerüsts wird.

Das Identitätsproblem, so konnten wir sehen, hat sich über die *Adoleszenzphase* hinaus auf das gesamte Erwachsenenleben ausgeweitet. Identitätsbildung bleibt ein auf Dauer gestellter Prozeß, eine im Prinzip lebenslange Aufgabe.

Die Adoleszenzphase verliert mehr und mehr ihren Charakter als „psycho-soziales Moratorium“ (Erikson). Die Anforderungen, mit denen Jugendliche heute angesichts der „Überkomplexität“ (Heitmeyer) zeitgenössischer Lebensverhältnisse konfrontiert sind, führen zu vielfältigen, insbesondere auch gesundheitlichen Belastungen. Konstruktive Lösungen der Adoleszenzkrise sind unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen immer weniger möglich. Insbesondere dann, wenn (frühkindliche) Mangelerfahrungen, zusätzliche familiäre und/oder schulische Probleme und Belastungen sowie Erfahrungen sozialer Unterprivilegierung hinzukommen, verschärfen sich die persönlichen Schwierigkeiten und können bis hin zu massiven Identitätsproblemen führen, in Gestalt von verkürzten Identitätsbildungen, Identitätskrisen sowie einer Zunahme individueller Auffälligkeiten und Pathologien.

Auch wenn das Problem der Identität unter den Bedingungen eines beschleunigten sozialen Wandels längst nicht mehr nur ein Thema der Jugendphase ist, so ist und bleibt dessen Bewältigung doch die „entwicklungsspezifische Hauptaufgabe“ (Leuzinger-Bohleber) insbesondere der Spätdoleszenz, vor allem weil hier noch immer entscheidende Prozesse der Selbstsuche und -findung durchlaufen und typische entwicklungsbedingte Krisen bewältigt werden müssen.

**Drogengebrauch (2.)** kennt ebenso wie süchtiges Verhalten unterschiedliche Gesichter, je nach konkreter individueller und sozialer Ausgangssituation. Der Gebrauch von Drogen kann einen Versuch darstellen, in unübersichtlicher Lage Komplexität zu reduzieren, er kann eine verunsicherte Identität prothetisch abstützen, als Vehikel für rauschhaften Genuß fungieren oder auch dazu dienen, sich ein pharmakologisch induziertes Wohlgefühl zu verschaffen. Bei der Sucht kann es sich um einen mißlungenen Konfliktlösungsversuch handeln, eine Krankheit oder um den Ausdruck einer schweren psychischen „Grundstörung“.

In der spätmodernen Gesellschaft finden wir analog zu den multioptionalen Lebenskonzepten so etwas wie multioptionale Drogengebrauchskonzepte: Es besteht eine Vielzahl von Optionen, was die Wahl der Drogen angeht, ihre Kombination untereinander, den Aspekt der Identitätsdarstellung, die Form ihrer Nutzung zu bestimmten Zeiten, Phasen, Lebensabschnitten etc..

In jenem Spektrum des Drogengebrauchs, der als *pathologisch* zu gelten hat, geht es vornehmlich um den Ausgleich von Mängeln und die Kompensation von Defiziten. Drogen werden als Mittel der Leidminderung und der

intrapyschischen Spannungsbewältigung und -reduktion verwendet. Ihr Gebrauch stützt eine unvollständig gebliebene Identitätsbildung kompensatorisch ab.

Hingegen finden wir im Spektrum *normaler* Drogennutzung eine umfassende pharmakologische Manipulation und Steuerung, die in die Routinen der Alltagsbewältigung eingelassen ist. Ein leistungsbezogenes „Doping in Eigenregie“ (Hurrelmann/ Bründel) mittels stimulierender Drogen hilft dem „vereinzelt Einzelnen“, in der Konkurrenzgesellschaft zu bestehen.

Was die *Nutzung illegaler Drogen* betrifft, so haben wir es heute mit einer *doppelten Entgrenzung* der Modalitäten dieser pharmakologischen Manipulation zu tun: Der Gebrauch illegaler Drogen ist zwar in besonderer Weise gebunden an spezifische Erfahrungskomplexe der *Jugendphase* (a) sowie an *jugendkulturelle Kontexte* (b), er wird aber nicht mehr nur unter den Vorzeichen von Abweichung, individueller Pathologie und einer Bindung an die Erfahrungskomplexe von Sub- und Gegenkulturen thematisiert:

a) Das in der fachwissenschaftlichen Diskussion etablierte Verständnis des *Drogenkonsums Jugendlicher* als einer (*problematischen*) *Form der Lebensbewältigung* ermöglicht es, die lebensweltliche und entwicklungsbezogene Einbettung des Konsumverhaltens zu berücksichtigen. Drogenkonsum wird in dieser Perspektive als zielgerichtetes, subjektiv sinnhaftes und für den Gesamtprozeß der Jugendentwicklung bedeutsames Handeln begriffen, und nicht in erster Linie als abweichendes Verhalten bzw. individuelle Pathologie.

b) Als *Lifestyle-Phänomen* ist der Gebrauch illegaler Drogen in sehr variable soziokulturelle Kontexte diffundiert, die teils diesseits, teils aber auch jenseits „klassischer“ Jugendkulturen angesiedelt sind. Wo etwa in jugendlichen Teilkulturen wie der Techno-Szene ohnehin nicht der Ausstieg aus der Gesellschaft projiziert ist, sondern der Einstieg in diese, hat Drogenkonsum den Forderungen nach Vielfalt und Beweglichkeit, nach Balance im Patchwork der Identitäten und Flexibilitätsforderungen zu entsprechen. Ihm kommt also wesentlich die Funktion zu, das Auf- und Abtauchen zu ermöglichen bzw. zu beschleunigen, die Übergänge zwischen Mithalten und zeitlich partiellem Aussteigen zu erleichtern.

Die Wechselbeziehungen zwischen Drogengebrauch (2.) und Identitätsentwicklung (1.) sind vielschichtiger Natur:

Der Konsum von Rauschmitteln ist der Versuch des „vereinzelt Einzelnen“, sich künstlich zu erwärmen, innerpsychisch wie sozial, im Kontext entsprechender Gruppierungen. Rauschhafte Zustände werden zum Instrument, das die Anforderungen des Alltags routiniert zu bewältigen hilft.

Doch nicht nur *Streß-Faktoren*, sondern auch ein *Fun-Faktor* motiviert zunehmend zum Gebrauch rauscherzeugender Substanzen und Techniken: Wir registrieren heute eine zunehmende Tendenz zur erlebnisbezogenen Manipulation des eigenen Körpers wie des eigenen Innenlebens. Die Neigung zur pharmakologischen Manipulation hat als integrativer Teil einer weitverbreiteten Lifestyle- und Fitneßkultur Eingang in die Alltagsbezüge vieler Menschen gefunden. Körper und Seele, monadisch begriffen, erscheinen in den segmentierten und individualisierten Lebenswelten der Spätmoderne gleichsam als der letzte Bereich, der eigenen kreativen Gestaltungsabsichten noch zugänglich ist.

Dieses Bedürfnis wird in der entfalteten Marktgesellschaft durch vorgefertigte Identitätsbausätze in der Gestalt von Dienstleistungsangeboten bedient, von denen prinzipiell vorstellbar ist, daß sie sich künftig auch auf den Sektor der heute noch illegalen Drogen erstrecken könnten. Damit wären wir nicht mehr weit entfernt von einer gesellschaftlichen Situation, wie sie von Schmidt-Semisch/ Nolte (2000: 90) für möglich gehalten wird: Analog zur Vermarktung der legalen Drogen würden bald ganz selbstverständlich Dienstleistungen akzeptiert, die die verschiedensten Formen von Genuß oder Konsum der heute noch illegalen Substanzen anbieten: „Vielleicht eröffnen sich ja in diesem Rahmen Chancen für die Tourismusbranche: Warum soll es nur die Camel-Trophy für Raucher geben? Mit TUI pauschal ins goldene Dreieck mit Unterbringung im Vier-Sterne-Hotel und Vollverpflegung inklusive (‘Schöne Ferien!’); organisierte Rundreisen durch die schönsten Anbaugebiete des Nahen Ostens mit Verkostungen erlesener Cannabinoide (‘Sie haben es sich verdient!’); von Coca-Cola gesponserte ethnographische Bildungsreisen zur traditionellen Lebensweise von Coca-Bauern in Kolumbien und Bolivien (‘The taste of the real life’).“ Im eigenen Land könnten beispielsweise alte chinesische Opiumhöhlen von findigen Dienstleistungsunternehmen ebenso nachgebaut werden wie - der Erfrischung beim Einkaufsbummel dienende - Coca-Stuben oder „Schnee-Hütten“ in den Innenstädten. „Vielleicht aber wird der Unternehmergeist sich auch an den großen modernen Freizeitparks oder ‘Wasser- und Badepalästen’ orientieren und ein ‘Genusscenter’ bauen, in dem ‘in gepflegter Atmosphäre’ alles gleichzeitig vorhanden ist, durch dessen Räume man wandeln kann, sich hier oder dort niederlassend, um psychedelische Dienstleistungen aller Art zu konsumieren. Der Endpunkt der Entwicklung könnte schließlich die sich auch in Zukunft immer weiter perfektionierende virtuelle Realität bilden. Hier kann in absehbarer Zukunft jede beliebige Situation simuliert werden, sodass das Einnehmen von Drogen ohnehin überflüssig werden könnte. Den Möglichkeiten dieser virtuellen Genusswelt sind dabei keine Grenzen gesetzt - solange sichergestellt wird, dass wir in der Gesellschaft funktionieren.“ (a.a.O.: 90 f.)

Wir begegnen hier dem Paradox, daß der Gebrauch gesellschaftlich geächteter Substanzen als gesellschaftlich konformes Verhalten erscheint und sich damit als funktional erweist für den sozialen Zusammenhalt und die Reproduktion der Gesellschaft. Veränderte Bewußtseinszustände und ekstatische

Erfahrungen gehören zum zunehmend diversifizierten Angebotskatalog einer spätmodernen Gesellschaftsorganisation, weil sie das Erleben bereichern und ökonomisch durchaus erwünschte Effekte erzielen können. Sie sollen dabei aber möglichst frei von Risiken sein und kontrollierbar bleiben, weil sie sonst schnell wieder zur ökonomischen Belastung werden.

Die Sehnsucht nach einer ebenso leicht wie flexibel berauschten, aber gleichzeitig suchtlosen Gesellschaft ist, betrachtet man die Entwicklung des Rausches kulturhistorisch, der Wunsch nach einem domestizierten Dionysos: Ja zum Exzess, Nein zum Kater. Rausch und Drogen bleiben auch zukünftig ambivalente Angelegenheiten, auf die spätmoderne Gesellschaften nicht verzichten können. (vgl. Hessischer Rundfunk 2001b)

Eine weitere Wechselbeziehung zwischen Drogengebrauch und Identitätsbildung ergibt sich aus dem inneren Zusammenhang von „sozialer Kälte“ und „einem Revival der Sehnsucht nach Gemeinschaft (...) als einer Art zeitgenössischer Romantik“ (König 2001: 31). Dieses Revival ist im Kontext von Jugendkulturen, aber auch außerhalb dieser zu beobachten.

Der rohe und verwilderte - durch den Sozialstaat nur notdürftig gemilderte - Kampf ums Überleben stellt Negt zufolge eine der Bedingungen für die Entstehung sozialer Kälte dar. „Wo das gesellschaftliche Gesamtklima zunehmend durch eine solche soziale Kälte bestimmt wird, spaltet sich das, was pfleglicher Umgang mit Menschen, Natur und Dingen sein könnte, vom gesellschaftlichen Boden ab und flüchtet in Nischen.“ (1997a: 10) In einer dieser Nischen könnten sich diejenigen zusammenfinden, die die Grenzen der Alltagserfahrung mittels Gebrauchs stimulierender resp. betäubender Substanzen zu überschreiten suchen. Auch in der Vision des „Genusscenters“ wird diese Variante angedacht. „Vielleicht“, so Schmidt-Semisch/Nolte (2000: 91) „wird das ‚Genusscenter‘ (...) zu einem Ort der Opposition, wie es in der frühen Neuzeit die Kaffeehäuser und Rauchsalons waren, in denen sich die Sehnsüchtigen nach dem wirklichen Leben treffen, zu einem Ort der Authentizität, an dem die Wirkungen der heute illegalen, psychoaktiven Substanzen als eine der letzten nichtsimulierten, unmittelbar körperlichen Erfahrungen genossen werden können.“

Die gesellschaftliche Individualisierungstendenz hat neue Gruppenbildungen und die Herausbildung vielfältiger sozialer Netzwerke befördert, die Anerkennungsräume für die Identitätsbildung darstellen. Aus der fragmentierten Alltagserfahrung und trotz - oder gerade wegen - der Oberflächlichkeit der „Collagen-Identitäten“ erwächst eine Sehnsucht nach ganzheitlichen Erfahrungen und nach Verwurzelung in sozialen Bindungen. Es entstehen eine „Vielzahl von neuen gesellschaftlichen Gruppen und Gruppierungen, Zirkel und Kreise, die die aus traditionellen Vorgaben freigesetzten Individuen in neuen Zugehörigkeiten organisieren oder vergemeinschaften.“ (König 2001: 31) Kaum denkbar jedoch, daß in diesen Gruppen Modelle einer vollständig devianten Lebenspraxis sich ausbilden. Auch an den gesell-



schaftlichen Rändern, wo subkulturelle Praktiken fortexistieren, sind diese nicht in vollständig deviante Lebensentwürfe eingelagert, sondern treten allenfalls in Gestalt segmentaler, temporärer und situationsspezifischer Abweichungen in Erscheinung.

**Psychosoziale Praxis (3.)** verknüpft die Strategien und Handlungsperspektiven von Sozialarbeit und Psychotherapie. In den *Modellen psychosozialer und sozialtherapeutischer Praxis* sind Aspekte der sozialen Lebenssituation und der inneren psychischen Konflikthaftigkeit eines Patienten/Klienten theoretisch wie im Handlungsbezug miteinander verbunden.

Im Zuge zunehmender gesellschaftlicher Spaltung lösen sich Soziale Arbeit und Psychotherapie tendenziell jedoch wieder aus jener Verbindung, die sie im Paradigma *psychosozialer Praxis* eingegangen waren. Es hat sich ein Dualismus herausgebildet: Auf der einen Seite psychologisierende und therapeutisierende Hilfsangebote für den gesellschaftlichen Kern, auf der anderen sich regenerierende ausgrenzende Kontrollsysteme für die „Modernisierungsverlierer“. Dieser Dualismus findet sich in den unterschiedlichen Felder psychosozialer Praxis in einer jeweils charakteristischen Ausprägung.

Die Formen psychosozialer Reaktion auf Phänomene des Drogenkonsums, -mißbrauchs und der -abhängigkeit (in Gestalt von Beratung, Betreuung, Therapie etc.) unterliegen einer *doppelten Entgrenzung*:

- Auf der einen Seite Verzicht auf Intervention, auf der anderen Seite eine präventive Vorverlagerung der Aktivitäten, die symptomatische Auffälligkeiten bekämpfen, bevor sie als solche sichtbar werden (*Entgrenzung der Prävention*);
- Drogenprobleme werden nicht mehr nur in einem spezifischen Arbeitsfeld Drogenhilfe bearbeitet, sondern die Kompetenz im Umgang mit Drogen- und Suchtphänomenen wird zunehmend zu einem Teil der Handlungskompetenz in zahlreichen Feldern Sozialer Arbeit (Aufsuchende Jugendarbeit, Jugendhilfe etc.) sowie zum Teil einer Beratung und Psychotherapie, die aus ganz anderen Gründen in Anspruch genommen wird (Jugendberatung und Psychotherapie narzißtischer u.ä. Störungen). In diese Richtung einer *Aufhebung der institutionellen Besonderung* des beratend-betreuenden Umgangs mit Menschen mit Drogenproblemen weisen auch Ansätze einer sowohl innerhalb der Suchthilfe sich vollziehenden wie auch über diese hinausgreifenden Entspezialisierung von Beratungsdiensten.

Dem durch die präventive Vorverlagerung psychosozialer Aktivitäten forcierten Einschluß neuer Klientengruppen, Konsumformen und Verhaltenskategorien ins Hilfesystem korrespondiert eine neue *Ausschluß- und Ausgrenzungstendenz*. Infolge der gesellschaftliche Spaltung trennen sich die therapeutischen Dienstleistungsangebote für den *gesellschaftlichen Kern*

und ausgrenzende Kontrollbestrebungen für die *Übriggebliebenen* in polarer Weise voneinander. Hilfeformen mit sozialisatorischen und therapeutischen Zügen auf der einen und rein repressive Problembewältigungsformen gegenüber Abweichenden und Randgruppen auf der anderen Seite divergieren in verstärktem Maße.

Abschließend soll auf zwei Aspekte vertiefend eingegangen werden, die uns als wesentlich erscheinen für das Verständnis des Zusammenhangs von psychosozialer Praxis (3.), Drogengebrauch (2.) und dem Problem der Identität (1.):

#### A. Die Kundenorientierung in der Drogenhilfe und die Zukunft der Drogenpolitik

Im Bereich der *Drogenhilfe* hat sich ein Paradigmenwechsel von der Abstinenz- zur Akzeptanzorientierung vollzogen, der sich als Ausdruck einer *Normalisierung* begreifen läßt: Drogenkonsum wird - ganz im Sinne pluraler Optionsvielfalt - als Teil des Lebensstils verstanden.

Die *akzeptanzorientierten Ansätze* verzichten darauf, einen Erwartungsdruck auf den Drogenabhängigen in Richtung einer Verhaltensänderung auszuüben. Sie bedienen vielmehr dessen Ansprüche und Erwartungen.<sup>1</sup> Der Therapeut aber, der im Patienten einen Kunden sieht, verhält sich wie der Verkäufer einer Ware: Er erfüllt die Wünsche des Kunden, weil er sich sonst am Markt nicht behaupten kann. Diese Orientierung führt in ihrer Konsequenz zum *Kundenmodell*. Kaum hat sich der Paradigmenwechsel von der abstinenten zur *akzeptierenden Drogenarbeit* und -politik vollzogen, ist er gleich darauf von einem weiteren überlagert worden: „dem zur Kundenorientierung der Hilfeeinrichtungen“ (Schmidt-Semisch/ Nolte 2000: 86). „Die noch vor einem Jahrzehnt fast revolutionäre These vom ‚Fixersein als Lebensstil‘“, so fahren die Autoren bissig fort, „wird von den ‚Hilfe-Dealern‘ heute eher ökonomisch interpretiert, und sie warten nur darauf, in neue Marktsegmente vorstoßen zu können.“ (a.a.O.: 86)

Die Kundenorientierung verfestigt individualisierte Zuschreibungen: „Der Markt gibt alles, und wem der Markt nichts gibt, der ist selber schuld!“. Dies gilt für Klienten/ Patienten, Mitarbeiter wie für die sozialen Einrichtungen gleichermaßen. Kundenorientierung bedeutet immer auch, daß die sozialen Einrichtungen, die sich mehr und mehr als Unternehmen verstehen, ihr Handeln marktmäßig ausrichten, am Markt ihre Effizienz beweisen und damit ihr Überleben sichern müssen - andernfalls werden sie durch den Untergang bestraft. Diejenigen, die nicht mithalten können, fallen aus dem

<sup>1</sup> Wie im Gang der Argumentation dargelegt worden ist, begreifen sich die akzeptanz- und abstinenten Positionen und Konzepte inzwischen eher als Ergänzung und treten selten in einer Reinform auf. Wenn hier dennoch eine idealtypische Darstellungsweise gewählt wird, dann um Grundorientierungen dieser Ansätze sichtbar zu machen.

marktorientierten System heraus: Der Untergang der Unterlegenen und die Verdrängung der Schwächeren ist durch die Marktorganisation „systemisch“ gewollt.

Mit der Durchsetzung der Kundenorientierung droht alles Soziale in den Dienstleistungssektor umgewandelt zu werden. Damit wären wir von Szenarien wie dem folgenden, das sich auf „Fixerstuben“ bezieht, nicht mehr weit entfernt: „Nette Sozialarbeiterinnen oder ‘Druck-Hostessen’ empfangen den fixwilligen Kunden mit einem freundlichen ‘Hallo’ und ‘Was für eine Kanüle hättest du denn gern’. Es werden Injektions- und Desinfektionsutensilien gereicht, und dann wird man mit einer netten Geste in den Druckraum geleitet: ‘Bis gleich, im Cafe.’ Im Falle einer ‘staatlich-kontrollierten Heroingabe’ bekommt man zuvor auch noch die notwendige Menge Stoff zugesteckt: Qualitätsgarantie und Videoüberwachung der risikominimierten ‘Genusshandlung’ inklusive (‘Can’t beat the feeling!’)“ (a.a.O.: 85 f.)

Die Einrichtung von Fixerstuben und etwa auch die kontrollierte Abgabe von Heroin sind Ausdruck einer *Normalisierung*, die sich im Umgang mit einer ehemals stark stigmatisierten Außenseitergruppe vollzogen hat, und sie bilden wesentliche Segmente einer auf Schadensbegrenzung ausgerichteten Drogenhilfe.<sup>2</sup> Unbehagen bereitet an dem skizzierten Szenario, daß mit der Verflüchtigung der Dimension individuellen Leidens die spannungsreiche und oft genug mühsame Beziehungsarbeit auf eine konsumkompatible Dienstleistung reduziert wird.

Auch Entwicklungen im Bereich des psychosozialen Umgangs mit Gebrauchern synthetischer Drogen verweisen auf eine ähnliche Zukunft. Die Selbsthilfeorganisationen der Raver sind „schon nahezu vollständig einem Dienstleistungstypus verpflichtet, der sich ohne moralische Ambitionen dem Management eines unproblematischen Drogen- und Partykonsums verschrieben hat - ‘Drogenprävention’ als ‘Partyservice’.“ (a.a.O.: 89)

Zwar ist der Verzicht auf anprangernden Moralismus verdienstvoll. Aber in dem Maße, wie Drogenhilfe und Suchtprävention auf einen „Partyservice“ reduziert werden, wird auf den Stachel einer weiterführenden Beziehungsarbeit und auf das Aufzeigen von Alternativen zum Drogenkonsum verzichtet. Diese Ansätze laufen daher Gefahr, die Dimension der individuellen Leidenserfahrungen zu vernachlässigen und damit den psychologischen Pol des Spannungsfeldes psychosozialer Praxis zu kappen.

Die Imperative der Kundenorientierung treffen sich im Kern mit der neoliberalistischen Ideologie, derzufolge die Regulierung gesellschaftlicher Prozesse dem Markt und den Kundenwünschen zu überlassen ist. Psychosoziale Arbeit wäre demgegenüber gut beraten, sich gegen eine unreflektierte Öko-

<sup>2</sup> „Druckräume“ oder „Fixerstuben“ sind Schutz- und Kontrollräume in einem. Bei ihrer Einrichtung geht es immer auch darum, die Kontrolle über soziale Räume (wieder) zu erlangen, indem die Elenden unsichtbar gemacht werden und das Belästigende aus den Flaniermeilen der Städte und Metropolen verdrängt wird.

nomisierung, die aufgrund von Bestrebungen eines „Qualitätsmanagements“ in ihrem eigenen Handlungsbereich Einzug hält, deutlich abzugrenzen. Dies verlangt ihr allerdings im Gegenzug nichts weniger ab, als ihre originäre Professionalität zu stärken und auszubauen.

Die Kundenorientierung im Bereich der sozialen Dienstleistungen kann als aktueller und zugleich als am meisten zugespitzter Ausdruck einer Selbstverpflichtung des Einzelnen für das Management der eigenen Befindlichkeit gelten. Indem sie den Einzelnen für den Zustand seines Körpers, seiner Gesundheit etc. haftbar macht, erweist sie sich im Kern als *das* zeitgemäße Vehikel der Ausgrenzung und Separation.<sup>3</sup>

Neuere Konzepte und Strategien der *Suchtprävention*, die den Einzelnen in die Pflicht eines weitreichenden Selbstmanagements nehmen, unterliegen einer fatalen Tendenz zur *Entgrenzung*. Deren ultima ratio scheint in einer „quasi-hygienisch motivierten Kontrolle“ (Gronemeyer) zu bestehen: Das Leitbild einer umfassenden Gesundheit, die als Synonym gilt für Glück und Erfolg, tilgt die Schattenseiten des Lebens, es bestreitet die Legitimität von Leiden, Krankheit und Gebrechen. Die Verwandlungskünste des „proteischen Selbst“, das psychoaktive Substanzen bei der fortwährenden Verwandlung unterstützend benutzt, künden ebenso wie Strategien der Lebensbewältigung und des Risikoverhaltens von einer „Fun“- und Genußorientierung und einem Hedonismus der aktuellen kulturellen Formen.

Der Tendenz zum stromlinienförmigen Funktionieren gegenüber, die in diesen Modellen zum Ausdruck kommt, hat Negt auf einem Bildungs- und Lernbegriff insistiert, der den Erwerb einer Reihe von gesellschaftlichen Kompetenzen oder „Schlüsselqualifikationen“ umschließt. Eine dieser Kompetenzen, von ihm als „geschichtliche Kompetenz“ bezeichnet, zielt u.a. auf den Umgang mit Zeitstrukturen, was etwa auch die Entwicklung von Mußfähigkeit umfaßt. „Umwege, ja Abwege, Zeitstreckungen und Ruhezeiten, in denen gar nichts abzulaufen scheint, sind die Basis für alle Lernprozesse, (...) Wer das alles auf das Schema von Lean production bringen will, zerstört die Produktivität dieser Lernprozesse.“ (1998: 75) Die Zeitstruktur von kreativem, ausdrucksstarkem und phantasie reichem Lernen unterscheidet sich grundlegend von den Zeitmaßen einer betriebswirtschaftlichen Kalkulation. Sie hat die subjektive Fähigkeit zu einer „inneren Lagerhaltung“ zur Voraussetzung, durch die Erinnerungen und Vorstellungen von dem, wie es anders sein sollte, aufbewahrt werden. „Menschen, die keine Zeit mehr haben, die von der Hand in den Mund leben, die alles schnell entwerten und nichts in Vorratslagern bewahren, sie sind am Ende universell manipulierbar.“ (Negt 1997a: 12) Und, so wäre zu ergänzen: Sie unter-

---

<sup>3</sup> Möglicherweise wird im Lichte dieser neuartigen Anforderungen an Selbstzwang und Selbstmanagement das Szenario einer „neopuritanischen Genußkontrolle“ (Scheerer) neben dasjenige des Hedonismus und der *umfassenden Versüchtelung* rücken. Dies findet seinen Grund darin, daß in einer hochkomplexen Welt der Zwang zum Selbstzwang immer notwendiger wird, um die Katastrophen zu vermeiden, die durch menschliches Versagen entstehen können.

liegen schnell dem Druck, sich selbst und ihre eigene Befindlichkeit in der beschriebenen Weise zu manipulieren.

Ungebrochen, allen gesellschaftlichen Wandlungen zum Trotz, bleibt die Aktualität von Adornos Feststellung: „Wie die Leute durchweg zu wenig Hemmungen haben und nicht zu viele, ohne doch darum um ein Gran gesünder zu sein, so müßte eine kathartische Methode, die nicht an der gelungenen Anpassung und dem ökonomischen Erfolg ihr Maß findet, darauf ausgehen, die Menschen zum Bewußtsein des Unglücks, des allgemeinen und des davon unablösbaren eigenen, zu bringen und ihnen die Scheinbefriedigungen zu nehmen, kraft derer in ihnen die abscheuliche Ordnung nochmals am Leben sich erhält, wie wenn sie sie nicht von außen bereits fest genug in der Gewalt hätte. Erst in dem Überdruß am falschen Genuß, dem Widerwillen gegen Angebot, der Ahnung von der Unzulänglichkeit des Glücks, selbst wo es noch eines ist, geschweige denn dort, wo man es durch die Aufgabe des vermeintlich krankhaften Widerstands gegen sein positives Surrogat erkaufte, würde der Gedanke von dem aufgehen, was man erfahren könnte. Die Ermahnung zur happiness, in der der wissenschaftlich lebemännische Sanatoriumsdirektor mit den nervösen Propagandachefs der Vergnügungsindustrie übereinstimmt, trägt die Züge des wütenden Vaters, der die Kinder anbrüllt, weil sie nicht jubelnd die Treppe hinunterstürzen, wenn er mißlaunisch aus dem Geschäft nach Hause kommt.“ (Adorno 1951: 74 f.) Der Mechanismus der Herrschaft verbietet die Erkenntnis des Leidens, das sie produziert. Dies, so Adorno, ist „das Schema der ungestörten Genußfähigkeit.“ (a.a.O.: 75)

So wie Rausch und Drogenerfahrung ambivalente Angelegenheiten bleiben, so wird auch die künftige Drogenpolitik sich kaum an universellen Maximen ausrichten können, sondern auf Kompromißbildungen aus sein müssen. Während in den USA *zero tolerance* regiert, bleiben in den europäischen Ländern die Extremvarianten: konsequente Repression auf der einen, vollständige Deregulierung von Drogenhandel und -konsum auf der anderen Seite, in den drogenpolitischen Zukunftsszenarios weitgehend ausgeklammert. Hier haben sich die Strategien der Risikominderung und Schadensbegrenzung weitgehend durchgesetzt. Sie akzeptieren den Drogenkonsum als gesellschaftliches Problem und als unumstößliche Realität, versuchen ihn jedoch nicht zu dramatisieren.

Eine vom Schweizer Bundesrat eingesetzte Kommission, die mit der Ausarbeitung von Szenarien einer Drogenpolitik ohne Prohibition beauftragt war, favorisierte das Szenario einer *differenzierten Drogenlegalisierung*: In diesem nimmt das Individuum die Selbstverantwortung und Verantwortung für andere wahr. Die Gesellschaft setzt Grenzen, bietet aber auch Hilfen an und übernimmt Verantwortung, wo der Einzelne diese nicht (mehr) selbst übernehmen kann. Die Vielfältigkeit der Drogen und ihres Gebrauchs wird in diesem Szenario akzeptiert, ebenso, daß es verschiedene Gründe für den Drogenkonsum gibt: Neugierdekonsum, genußorientierten Konsum, Kon-

sum zur Bewältigung von Problemen. Jede Form kann, muß aber nicht zu gesundheitlichen und/oder sozialen Problemen führen; ob es dazu kommt, hängt vom Individuum und von den Rahmenbedingungen des Konsums ab.

Auf Repression wird nicht verzichtet, aber die Drogen werden auf der Grundlage eines staatlichen Drogenmonopols, mit staatlicher Überwachung der Produktqualität, nach ihrer Gefährlichkeit differenziert. Dies bedingt eine Legalisierung des Cannabismarktes. (vgl. Hessischer Rundfunk 2001a) Teil dieses Szenarios sind Vorschläge und Bestrebungen, Grenzerfahrungen auf ungefährliche und produktive Weise zu kanalisieren. Die Frage jedoch ist, ob Grenzerfahrungen ohne jegliche Gefährdung überhaupt zu haben sind bzw. dann als Grenzerfahrungen von Jugendlichen akzeptiert werden.

## B. Die Grenzen von Psychotherapie und Sozialtherapie

*Psychotherapie* kann handlungsfähig machen für die Bewältigung der Anforderungen in einer individualisierten Gesellschaft, in welcher Kohärenz und Kontinuität von den Subjekten zunehmend selbst herzustellen sind.<sup>4</sup> Das „Hilfs-Ich“ des Therapeuten stellt ein Arsenal an prothetischen Funktionen bereit, die in einem interaktiven Prozeß mit dem Patienten dessen Autonomie fördern und ein Kohärenzgefühl entwickeln sollen. So können individuelle Potentiale gestärkt und die Störungen der Anforderungsbewältigung abgemildert werden. Die Kernfrage lautet immer, ob psychosoziale Praxis - zum Ingrediens der „schönen neuen Welt“ (Huxley) verkommen - zu einer manipulativen Anpassung der Individuen an den gesellschaftlichen Zustand beiträgt, indem sie bestenfalls Symptome beseitigt, oder ob sie darauf abzielt, individuelle Autonomie, Genußorientierung und Erlebnisfähigkeit zu fördern, mithin „das Ganze der Kommunikation, der Beziehung und des Selbst-Sein-Könnens“ (Csef 1999: 1148) zu verbessern?

Ihre Grenze finden alle therapeutischen Bemühungen dort, wo die gesellschaftliche Lebensorganisation selber die Basis von subjektiver Kohärenz und Kontinuität zerstört. „Selbst-Sein-Können“ (Csef) bleibt unter gesellschaftlichen Bedingungen, die „gelingendes Leben“ (Aristoteles) und die Entwicklung eines Selbst erst gar nicht zulassen, immer nur als ein relatives möglich. Psychotherapie, die individuelles Wohlbefinden maximieren möchte, kann bestenfalls das neurotisch/ frühgestörte Leiden auf das Maß des „allgemeinen Unglücks“ (Marcuse) reduzieren - nicht mehr, aber auch nicht weniger. Den Patienten der Psychotherapie und Psychiatrie auf die

---

<sup>4</sup> Keupp hat im Zusammenhang der Diskussion um Kohärenz und Identität die Frage aufgeworfen: „Ist das Festhalten am Kohärenzmodell nicht der illusionär-vergebliche Versuch, ein gesellschaftliches Auslaufmodell normativ festhalten zu wollen? Sprechen nicht alle Gegenwartsanalysen der postmodernen oder der individualisierten, globalisierten Risikogesellschaft gegen das Deutungsmuster einer kohärenten Sicht der eigenen Biographie und Identität und der Lebenswelt? Wird die normative Idee der Kohärenz nicht notwendig zu einem ‚Kohärenzzwang‘ führen, der alle widerstreitenden, ambivalenten und kontingenten Erfahrungen ausklammern muß, um eine ‚reine Identität‘ konstruieren zu können?“ (Keupp 1999)

gesellschaftliche Normalität auszurichten, so Marcuse (1968: 9 f.) an anderer Stelle, hieße die gesellschaftlich produzierten Spannungen und Belastungen „normalisieren; oder um es krasser auszudrücken: es hieße ihn in die Lage versetzen, krank zu sein und seine Krankheit als Gesundheit zu erleben, ohne daß er, der sich gesund und normal fühlt, diese Krankheit überhaupt noch bemerkt.“<sup>5</sup>

Mit ähnlicher Intention, wenn auch mit einem anderen gesellschaftsanalytischen Ausgangspunkt, hat Beck betont, daß es wichtig sei, die historisch-gesellschaftliche Dimension dessen zu berücksichtigen, was sich uns heute etwa als privater, persönlicher Beziehungskonflikt darstellt. Ohne Einsicht in die gesellschaftlichen Bedingungen werde beispielsweise eine Psychologie (und Psychotherapie) kurzschlüssig, die das Leiden, mit dem sie nun massenhaft konfrontiert wird, lediglich auf Bedingungen der familialen Sozialisation zurückführt. „Wo den Menschen die Konflikte aus den Lebensformen, die ihnen vorgegeben sind, entgegenspringen, wo ihr Zusammenleben vorbildlos wird, kann ihr Leiden nicht mehr nur auf frühkindliche Versäumnisse und Weichenstellungen zurückgeführt werden.“ (Beck 1990: 56)

*Psychotherapie* grenzt Aspekte der Hilfe wie auch Teile des Klientels aus, wenn sie einseitig an ein Verständnis individueller Pathologien fixiert bleibt und das Soziale nicht angemessen berücksichtigt. Sie definiert dann die „nicht Pflegeleichten“ tendenziell als „nicht therapiefähig“ bzw. „nicht therapiemotiviert“, ohne dabei die Angemessenheit des eigenen methodischen Arsenal in Frage zu stellen.

Ein Instrumentarium, mit dessen Hilfe die gesellschaftlichen wie die institutionellen Spaltungsmechanismen im praktischen Interventionshandeln kritisch aufgegriffen und gegebenenfalls überwunden werden können, bilden Modelle *psychosozialer* und *sozialtherapeutischer Praxis*.

Sozialtherapie ist kein eigenständiges therapeutisches Verfahren, sondern eine Wahrnehmungs- und Verstehenseinstellung, die psychotherapeutische Reflexions- und Selbstreflexionsprozesse in den Handlungsfeldern der Sozialarbeit/ -pädagogik zur Geltung bringt.

---

<sup>5</sup> Marcuse hat die Wurzeln von inneren Konflikten des Individuums „nicht nur in der privaten Krankheitsgeschichte, sondern auch (und in erster Linie) im allgemeinen, umfassenden Schicksal des Individuums unter dem etablierten Realitätsprinzip“ (Marcuse 1965: 87) gesehen. Die ontogenetische Geschichte des Krankheitsfalles, mit ihrem Angelpunkt der ödipalen Situation, sei letztlich eine Variante der phylogenetischen Geschichte der Menschheit. Diese Einsicht hat Konsequenzen auch für die Therapie: „In beträchtlichem Umfang hängt die Therapie davon ab, ob das innere Band zwischen individuellem und allgemeinem Unglück anerkannt wird. Das erfolgreich analysierte Individuum bleibt unglücklich, behält ein unglückliches Bewußtsein - aber es wird in dem Maße geheilt, „befreit“, wie es Schuld und Liebe des Vaters, Frevel und Recht jener Autoritäten anerkennt, welche die Arbeit des Vaters fortführen und erweitern. Libidinöse Bande gewährleisten derart weiterhin die Unterwerfung des Individuums unter seine Gesellschaft; es erlangt (relative) Autonomie in einer Welt der Heteronomie.“ (a.a.O.: 87)

Als mögliche Gefahren sozialtherapeutischer Konzeptbildung, Modellentwicklung und Praxis sind noch immer diejenigen Aspekte zu bedenken, die Dorst/ Leffers (1980: 101) herausgestellt haben:

„- die Dominanz professioneller, berufsständischer und technologischer Interessen in der Etablierung von psychosozialen Versorgungseinrichtungen;  
- die Gefahr, lediglich Sprachspiele mit neuen Modewörtern zu betreiben, neue Etiketten für in Inhalt und Zielen wenig veränderte Praxis zu liefern;  
- anstelle von Bedürfnisorientierung in Bedarfskategorien eines Gesundheitsmarktes zu planen;  
- durch die Allzuständigkeit professioneller Helfer Selbsthilfemöglichkeiten Betroffener zu reduzieren und zu mißachten.“<sup>6</sup>

Eine Wiederbelebung der integrativen Kraft dieser Modelle unter den veränderten Verhältnissen zeitgenössischer Gesellschaftsentwicklung ist vor allem an zwei Bedingungen geknüpft:

- a) Es muß ihnen gelingen, ausgegrenzten bzw. von Ausgrenzung bedrohten Gruppierungen soziokulturelle Moratorien zu schaffen bzw. zu erhalten. Dabei bedarf es psychoanalytischer Wahrnehmungs- und Verstehensinstrumentarien, um die Reinszenierungen traumatischer Erfahrungen dieser Gruppen zu „überleben“.
- b) Ferner müssen sie in der Lage sein, (inter)kulturelle Spielräume zu erhalten bzw. zu eröffnen, in denen Begegnungen einander fremder Kulturen stattfinden können. Dies beinhaltet die Notwendigkeit, eigene unbeübte Konfliktfähigkeit kennenzulernen, die gerade in der Begegnung mit Fremden und mit Fremdem aktualisiert wird.

Voraussetzung für die Entwicklung einer solchen Haltung ist jener Perspektivenwechsel, der konstitutiv ist für ein sozialtherapeutisches Praxisverständnis, nämlich sich selbst zu sehen mit den Augen des Anderen.<sup>7</sup> Auf diese Weise erst werden Zugänge zu marginalisierten Gruppierungen möglich, die ihre Lebensdramatik in oft unverständlicher Form inszenieren, und es kann dann versucht werden, gemeinsam in zäher Auseinandersetzung am Aufgeben der meist sprachlosen Inszenierungen zu arbeiten.

---

<sup>6</sup> Sozialtherapeutische Kompetenz, so wäre noch anzufügen, kann nicht verordnet werden, sondern sie entwickelt sich in einem lebendigen Prozeß, der durch die Bedürfnisse, Interessen und Wünsche der beteiligten Menschen getragen und bestimmt wird. Ressourcen für Zusammenarbeit und Vernetzung werden nicht über Programme, Regeln und Strukturen von Organisationen gebildet, sondern sie entwickeln sich als *Vernetzung von unten her* in den realen Handlungs- und Erfahrungszusammenhängen der Beteiligten.

<sup>7</sup> Habermas zufolge müssen die Individuen unter den Bedingungen gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse generell „jene Art moralischer und existentieller Selbstreflexion“ leisten, „die nicht möglich ist, ohne daß der eine die Perspektiven der anderen übernimmt. Nur so kann sich eine neue Art der sozialen Einbindung der individualisierten einzelnen herstellen. Die Beteiligten müssen ihre sozialintegrierten Lebensformen selbst erzeugen, indem sie einander als autonome, handlungsfähige Subjekte und überdies als Subjekte, die für die Kontinuität ihrer verantwortlich übernommenen Lebensgeschichte einstehen, anerkennen.“ (zit. nach Heitmeyer 1995)



„Wohlverstandene Gerechtigkeit“, so der Philosoph Emanuel Levinas in seiner Schrift *Die Spur des Anderen* (1993: 200), „beginnt beim Anderen“<sup>8</sup>. Dörner (2001) hat in seinem neuesten Buch, Levinas folgend, für eine empathische Ausrichtung ärztlichen Handelns „vom Anderen her“ plädiert. Der Arzt solle sich durch die „sprechenden Augen“ des in sein Arztzimmer eingetretenen „Fremden“ berühren und in die Verantwortung nehmen lassen. In konzentrischen Kreisen weitet Dörner den Begriff des Anderen aus: über nahestehende Angehörige bis hin zur kommunalen Umgebung und auf politische Institutionen. Stets sei vom Schwächsten, vom Letzten her, „bei dem es sich am wenigsten lohnt“, der Einsatz der Ressourcen an Empfänglichkeit, Verwundbarkeit, Zeit, Aufmerksamkeit, Kraft und Liebe zu bemessen. Selbiges gilt auch für das psychosoziale Arbeitsfeld.

Psychosoziale Praxis wird in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, zu einem Refugium der Beziehungsfähigkeit und des Interesses am anderen; sie stiftet Ersatz für Verlässlichkeiten und Verbindlichkeiten, an denen es im gesellschaftlichen Alltag mangelt.<sup>9</sup> Damit gewinnt sie gleichsam subversive Qualität und bewahrt die Hoffnung auf einen gesellschaftlichen Zustand, in dem nicht Marktförmigkeit und Verdinglichung in alle Poren der Lebensorganisation eingedrungen sind. Nur so kann sie das Bewußtsein sozialer Not und Unterprivilegierung ebenso lebendig erhalten wie die Ahnung von gesellschaftlichen Umgangsformen jenseits einer um sich greifenden marktvermittelten „sozialen Kälte“. Harm (1998: 115) hat in diesem Sinne die Sozialarbeit als „humanistische Bastion“ bezeichnet.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> „Besteht diese (die Gerechtigkeit - der Verf.) nicht darin, den Verpflichtungen gegen sich selbst die Verpflichtung gegen den Anderen voranzustellen, dem selben den Anderen vorgehen zu lassen?“ (Levinas 1993: 195)

<sup>9</sup> Richter hat darauf hingewiesen, daß Familientherapeuten in ihrer Arbeit nicht wenigen Menschen begegnen, „die in ihren familiären Bindungen einen Hort der Verlässlichkeit suchen gegen die umgebende Unverlässlichkeit, Menschen, die sich ihres inneren Wertes dadurch versichern wollen, daß sie sich nicht flexibilisierend und fragmentierend in Chamäleons-Charaktere verwandeln lassen wollen.“ (Richter 1998a: 58) Familientherapie bleibe daher als psychoanalytische Therapie einem emanzipatorischen Ziel verpflichtet, oder sie sollte es zumindest bleiben.

<sup>10</sup> Wirth (1984: 118ff.) hat vor mehr als zehn Jahren auf die Distanz der Angehörigen sozialer Berufe zu den etablierten Werten hingewiesen und die Übereinstimmung ihres Werteprofiles mit dem gesellschaftlicher Außenseitergruppen betont. In einem Aufsatz über „Beratung in unserer Gesellschaft“ hat Richter (1985: 15f.) psychosoziale Beratungsansätze in die Nähe der „alternativen Kultur“ gerückt: „Indessen glaube ich mich nicht darin zu täuschen, daß die Klienten in ihrer Mehrzahl in psychosozialer Beratung und Therapie alles andere als eine Wiederholung der Strukturen und Mechanismen ihrer Alltagswelt wünschen. Sie stellen sich nicht eine Betreuung vor, in der sie gehorsam nach undurchschaubaren Programmen funktionieren und sich wie sonst hierarchischem Druck ergeben sollen. Ihnen schwebt in der Beratung eher eine *Gegenwelt* vor, in der sie sich als Person fühlen können, der man zuhört, die man auch in ihren Phantasien und Träumen, in ihren Unfähigkeiten und Verrücktheiten ernst nimmt.“

Eine wesentliche Funktion in menschlichen Bildungsprozessen ist „die raumzeitliche Verlässlichkeit, durch die körperliche Nähe und Anwesenheit konkreter Bezugspersonen vermittelt (...); nur das erlaubt Identitätsfindung, Entwicklung des Selbst, und beides ist verknüpft mit dem Glücksgefühl der Wiedererkennung in den Objekten.“ (Negt 1997a: 79) „Soziale Verantwortung bedeutet Nähe und Nähe ist Verantwortung“, hat Zygmunt Baumann gesagt.

Psychosoziale Arbeit trennt im Handlungsvollzug gesellschaftlich bedingtes Schicksal und Person, um überhaupt helfend, beratend und integrierend mit der jeweiligen Klientel arbeiten zu können. Sie stößt dabei aber immer auf soziale Problemdimensionen, die hinter dem jeweiligen individuellen Schicksal liegen und etwa mittels einer sozialtherapeutischen Diagnostik (vgl. Gerhard u.a. 1999) freigelegt werden können.

Die Grenzen psychosozialer - und am Ende jeglicher therapeutischer - Praxis liegen dort, wo diese für die Bewältigung der Defizite der gesellschaftlichen Lebensorganisation allein keine hinreichenden Lösungen entwickeln und bereitstellen kann. Sozialarbeit wie Psychotherapie, psychosoziale Arbeit wie Sozialtherapie sind auf die sozialen und persönlichen Seiten des Elends verwiesen, sie können nur sehr begrenzt (Sozialarbeit) oder sehr indirekt (Therapie) zur Verbesserung objektiver Gegebenheiten, etwa im Arbeits- oder Wohnungsbereich, beitragen. (vgl. Brückner 1990: 78) Angesichts dieser objektiven Handlungsgrenzen, so folgert Brückner, seien die eigenen Handlungsmöglichkeiten immer wieder aufs Neue auszuloten. Dies stelle eine hohe Arbeitsbelastung dar und führe überdies zu Enttäuschungen auf seiten der Hilfesuchenden ob der geringen Reichweite sozialarbeiterischer und therapeutischer Einflußmöglichkeiten.

Obwohl in der sozialarbeiterischen Alltagsbewältigung wie in der therapeutischen Praxis der gesellschaftliche Kontext des Problems gleichsam aus dem Blickfeld entschwindet, ist dennoch oder gerade deswegen die als aktiver, bewußter Akt vollzogene Vergegenwärtigung gesellschaftlicher Hintergründe und Ursachen sozialer und individueller Problemlagen um so wichtiger. (vgl. a.a.O.: 79)

Zur Bearbeitung der Kontextbedingungen solcher Problemlagen bedarf es kollektiver Handlungs- und politischer Veränderungsstrategien, müssen Soziale Arbeit wie Therapie ihr Berufsfeld verlassen. Um die (relative) Autonomie der Subjekte zu erweitern, bedarf es eines Perspektivenwechsels und einer Differenz- und Fremdheitserfahrung, die die Erfahrungen psychosozialer Praxis aufschließt für die Potentiale kritisch-emanzipatorischer Bewegungen.

Psychotherapie und Psychoanalyse etwa können die gesellschaftlichen Bedingungen für die Entwicklung und Erhaltung eines gesunden Selbst nicht herstellen. „Für einen überwiegenden Teil der Menschen (...) bleibt deshalb

Therapie eine Trockenübung bzw. eine Illusion, weil *in ihr* gesucht werden muß, was es *außerhalb von ihr* nicht gibt.“ (Passett 1981: 187; H.i.O.) Für Angehörige einer Minderheit, die sich in einer privilegierten sozialen Stellung befinden, so Passett weiter, sei es immerhin denkbar, daß sie aufgrund erfolgreicher Psychoanalysen Erfüllung in kreativer Arbeit und befriedigenden Beziehungen finden. Kaum vorstellbar sei jedoch, daß dies ganz ohne Selbstbetrug abginge. „Für alle anderen aber - und das sind die meisten - können wir nur politisch etwas tun, dadurch, daß wir aus der noblen therapeutischen Abstinenz und Zurückhaltung heraustreten und versuchen, unsere Einsichten in die Zusammenhänge zwischen persönlichem Unglück und gesellschaftlicher Struktur so unter die Leute zu bringen, daß sie allmählich für das politische Bewußtsein breiter Schichten relevant werden. Wir müssen zeigen können, daß das ´gemeine Elend´ nur deshalb so allgemein ist, weil die herrschenden Zustände so ´gemein´ sind.“ (a.a.O.: 188)

Aktuell geblieben ist die vor mehr als 30 Jahren von Marcuse getroffene Feststellung, daß die Psychoanalyse ihre Stärke gerade aus ihrem „Veralten“ ziehe: „aus ihrer Insistenz auf den individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten, die von der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung überholt worden sind. Was veraltet ist, ist deswegen nicht falsch. Wenn die fortschreitende Industriegesellschaft und ihre Politik das Freudsche Modell des Individuums und seiner Beziehung zur Gesellschaft haben hinfällig werden lassen, wenn sie die Kraft des Individuums, sich von den anderen abzulösen, ein Selbst zu werden und zu bleiben, untergraben haben, dann beschwören die Freudschen Begriffe nicht nur eine hinter uns liegende Vergangenheit, sondern auch eine neu zu gewinnende Zukunft.“ (Marcuse 1965: 105)

## Literaturverzeichnis

Adorno, Th. W., 1975: Negative Dialektik, Frankfurt/ M.

Adorno, Th. W., 1951: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt/ M.

Altmeyer, M., 2000: Big Mother. Inszenierungen des Selbst im interaktiven Fernsehen; in: Frankfurter Rundschau vom 27.12.2000

Amendt, G., 1992: Die Droge. Der Staat. Der Tod. Auf dem Weg in die Drogengesellschaft, Hamburg

Amendt, G., 2000: Von der Drogensubkultur zur Spaßgesellschaft; in: Kemper, P. u. U. Sonnenschein (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft, Stuttgart, S. 293 - 306

Anselm, S., 1983: Freud als Aufklärer; in: Lohmann, H.-M. (Hrsg.): Das Unbehagen in der Psychoanalyse. Eine Streitschrift, Frankfurt/ M. u. Paris, S. 40 - 49

Baacke, D., 1997: Medienpädagogik, Tübingen

Bader, Th., 1997: Stellenwert der Abstinenztherapie in der Drogenbehandlung; in: Sucht, Heft 43 (4) 1997, S. 270 - 276

Balint, M., 1968: Therapeutische Aspekte der Regression. Die Theorie der Grundstörung, London; dt. 1970, Stuttgart

Barth, A., 1991: Was Kinder süchtig macht. Neue Konzepte gegen Drogen; in: Der Spiegel Nr. 21/ 45. Jg., 20.05.1991, S. 70 - 91

Bauman, Z., 1993: Wir sind wie Landstreicher. Die Moral im Zeitalter der Beliebigkeit; in: Süddeutsche Zeitung vom 16./17.11.1993

Bauman, Z., 1995: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt/ M.

Bauriedl, Th., 1995: Von der Schwierigkeit, erwachsen zu werden; in: Hundsalz, A., H.-P. Klug, H. Schilling (Hrsg.): Beratung für Jugendliche. Lebenswelten, Problemfelder, Beratungskonzepte, Weinheim und München, S. 15 - 29

- Bauriedl, Th., 1998: Das Bild der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit; in: R. Ekkes-Lapp, J. Körner (Hrsg.): Psychoanalyse im sozialen Feld. Prävention - Supervision, Gießen, S. 33 - 49
- Beck, P., 1975: Zwischen Identität und Entfremdung. Die Hochschule als Ort gestörter Kommunikation, Frankfurt/ M.
- Beck, U., 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2 der „Sozialen Welt“, Göttingen 1983, S. 35 – 74
- Beck, U., 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.
- Beck, U., 1990: Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie; in: Beck, U./ E. Beck-Gernsheim: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M., S. 20 - 64
- Beck, U. (Hrsg.), 1997: Kinder der Freiheit, Frankfurt/ M.
- Beck, U. u. E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), 1994: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/ M.
- Beck-Gernsheim, E., 1998: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München
- Becker, H. S., 1973: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt/ M.
- Becker-Schmidt, R., 2000: Mädchen und Jungen auf der Suche nach geschlechtlicher Identität; in: Wiese, J. (Hrsg.): Identität und Einsamkeit: Zur Psychoanalyse von Narzißmus und Beziehung, Göttingen, S. 71 - 90
- Behr, H.-G., 1981: „Ein Junkie ist ein verhinderter Spießbürger“; in: Psychologie heute 11/1981, S. 31 - 41
- Behr, H.-G., 1982: Von Hanf ist die Rede, Basel
- Berger, H., 1982: Fixersein als Lebensstil; in: Völger, G. u. K. v. Welck (Hrsg.): Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich, Band 3, Reinbek b. Hamburg, S. 1207 - 1216
- Bernler, G./ L. Johnsson, 1997: Psychosoziale Arbeit. Eine praktische Theorie, Weinheim und Basel
- Bilden, H., 1997: Das Individuum - ein dynamisches System vielfältiger Teilselbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft; in: H. Keupp u. R. Höfer (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt/M., S. 227 - 249

- Bilitza, K. W. u. A. Heigl-Evers: Suchtmittel als Objekt-Substitut. Zur Objektbeziehungs-Theorie der Sucht; in: K. W. Bilitza (Hrsg.): Suchttherapie und Sozialtherapie, Göttingen Zürich, S. 158 - 181
- Böhme, G., 1996: Selbstsein und derselbe sein. Über ethische und sozialtheoretische Voraussetzungen von Identität; in: Barkhaus, A. et.al. (Hrsg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität, Frankfurt/ M., S. 322 - 340
- Bohle, H. H., W. Heitmeyer, W. Kühnel, U. Sander, 1997: Anomie in der modernen Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Kritik eines klassischen Ansatzes soziologischer Analyse; in: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/ M., S. 29 - 65
- Bohleber, W., 1997: Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität; in: H. Keupp u. R. Höfer (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt/M., S. 93 - 119
- Bohleber, W., 1999: Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität; in: Psyche, LIII. Jg., Heft 6, Juni 1999, S. 507 - 529
- Bohleber, W./ M. Leuzinger, 1981: Narzißmus und Adoleszenz. Kritische Bemerkungen zum „Neuen Sozialisationstypus“; in: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.): Die neuen Narzißmustheorien: zurück ins Paradies?, Frankfurt/ M., S. 125 - 138
- Böhnisch, L., 1998: Der andere Blick auf die Geschichte. Jugendarbeit als Ort der Identitätsfindung und der jugendgemäßen Suche nach sozialer Integration; in: L. Böhnisch, M. Rudolph, B. Wolf (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt, S. 19 - 37
- Böhnisch, L., 1999: Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung, Weinheim u. München
- Böhnisch, L./ W. Schefold, 1989: Jugend und soziale Integration; in: Olk, Th., H.-U. Otto (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel Bd. 2, S. 3 - 18
- Bohnsack, R., 1998: „Milieubildung“. Pädagogisches Prinzip und empirisches Phänomen; in: L. Böhnisch, M. Rudolph, B. Wolf (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt, Weinheim u. München, S. 95 - 112
- Böllinger, L., H. Stöver, 1992: Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik. Ein Leitfaden für Drogenberater, Drogenbenutzer, Ärzte und Juristen, Frankfurt/ M.
- Böllinger, L./ S. Burkhardt, 1997: MDMA: Das Recht auf Qualitätsbestimmung und therapeutischen Gebrauch; in: J. Neumeyer, H. Schmidt-Semisch (Hrsg.): Ecstasy - Design für die Seele, Freiburg i. Br., S. 217 - 245

Bolz, N., 1994: Die unerträgliche Geschwindigkeit des Seins; in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft 6/1994, S. 514 – 520

Bolz, N., D. Bosshart, 1995: Kult-Marketing. Die neuen Götter des Marktes, Düsseldorf (2. Aufl.)

Bopp, J., 1985: Psycho-Kult - kleine Fluchten in die großen Worte; in: K. M. Michel u. T. Spengler (Hrsg.): Kursbuch 82. Die Therapie-Gesellschaft, Berlin, S. 61 - 74

Bourdieu, P., 1998: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz

Braun, A., 2001: Suchtprobleme bei Aussiedlern; in: Tagungsreader „Zwischen allen Stühlen“. Ansätze zur Integration von Rußlanddeutschen (Dokumentation einer Fachtagung, Grünberg 25.10.2000), S. 10 - 18

Breuer, I., 1996: In der Welt der Touristen und der Vagabunden. Ein Gespräch mit dem polnischen Philosophen Zygmunt Bauman über die Schwierigkeiten des postmodernen Lebens; in: Frankfurter Rundschau vom 19.10.1996

Brückner, M., 1990: Grenzgänge zwischen gesellschaftlichen Ursachen und restitutiven Interventionen; in: Büttner, Ch., U. Finger-Trescher u. M. Scherpner (Hrsg.): Psychoanalyse und soziale Arbeit, Mainz, S. 73 - 96

Brumlik, M., 1989: Zur Trivialisierung einer wissenschaftlichen Revolution. Die Rezeptionsgeschichte des Etikettierungsansatzes in der sozialpädagogischen Metatheorie; in: Olk, Th., H.-U. Otto (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel Bd. 2, S. 19 - 48

Bundesminister für Gesundheit und Bundesminister für Inneres (Hrsg.), 1992: Nationaler Rauschgiftbekämpfungsplan, Bonn

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), 1998: Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland, Bonn

Butterwegge, Ch., 1999: Wohlfahrtsstaat im Wandel. Probleme und Perspektiven der Sozialpolitik, Opladen (2. überarb. Auflage)

BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) 1994: Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland. Wiederholungsbefragung 1993/1994, Köln

Csef, H., 1999: Die Millenniums-Panik. Zeittypische Ängste an der Schwelle zum neuen Jahrtausend; in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, S. 1137 - 1149

Dangschat, J. S., o.A.: Gesellschaft in Bewegung: Eine „neue Unübersichtlichkeit“ gesellschaftlicher Strukturen, eine unübersehbare Werteppluralität und entleerte Sinne; Manuskript

- Deleuze, G., 1993: Postskriptum zu den Kontrollgesellschaften; in: ders.: Unterhandlungen, Frankfurt/ M., S. 254 - 262
- Deutsche Shell (Hrsg.), 2000: Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie, Opladen
- Döbert, R./ G. Nunner-Winkler, 1975: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften, Frankfurt/ M.
- Döbert, R./ J. Habermas/ G. Nunner-Winkler (Hrsg.), 1980: Die Entwicklung des Ichs, Königstein
- Doehlemann, M.D., 1991: Langeweile? Deutung eines verbreiteten Phänomens, Frankfurt/ M.; zit. nach: Kemper, P. u. U. Sonnenschein (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft, Stuttgart, S. 18 - 24
- Dörner, K., 1984: Bürger und Irre. Zur Sozialgeschichte und Wissenschaftssoziologie der Psychiatrie, Frankfurt/ M.
- Dörner, K., 1994: Wir verstehen die Geschichte der Moderne nur mit den Behinderten vollständig; in: Leviathan 03/1994, S. 367 - 390 (?)
- Dörner, K., 2001: Der gute Arzt. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung, Stuttgart
- Dornes, M., 1999: Das Verschwinden der Vergangenheit; in: Psyche, LIII. Jg., Heft 6, Juni 1999, S. 530 - 571
- Dorst, B. u. C. J. Leffers, 1980: Sozialtherapie - ein neues Handlungsmodell. Anmerkungen zum Begriff Sozialtherapie, in: Gruppenpsychother. Gruppendynamik 15 (1980), S. 91 -114
- Eisenberg, G.: 1998: „Tempo, Tempo!“ Versuch über Ich-Zeit und Welt-Zeit oder: Wieviel Geschwindigkeit erträgt der Mensch?; unveröff. Manuskript
- Eisenberg, G., 1999: Die Verwilderung des Kontinents. Versuch über einige „Kollateralschäden“ der Modernisierung; in: Rakelmann, G. (Hg.): Bewegung, Gießen, S. 214 - 236
- Eisenberg, G., 2000: Zur Toxikologie des Erfolges, unveröffentl. Manuskript
- Eisenberg, G./ R. Gronemeyer, 1993: Jugend und Gewalt. Der neue Generationenkonflikt oder Der Zerfall der zivilen Gesellschaft, Reinbek b. Hamburg
- Elias, N., 1977: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1, Frankfurt/ M.
- Engel, U./ K. Hurrelmann 1989: Psychosoziale Belastung im Jugendalter. Empirische Befunde zum Einfluß von Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe, Berlin, New York



- Erdheim, M., 1982: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, Frankfurt/ M.,
- Erdheim, M., 1998: Adoleszenz im psychoanalytischen Prozeß. Der Antagonismus von Familie und Kultur ermöglicht eine innere Dynamik; in: Frankfurter Rundschau vom 3.3.1998
- Erikson, E. H., 1973: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt/M.
- Erler, M., 1998: Das bisherige Bild der Armut muß korrigiert werden; in: Frankfurter Rundschau vom 11.08.1998
- Fend, H. 1990: Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Band I, Bern
- Finger-Trescher, U., 2001: Grundlagen der Arbeit mit Gruppen - Methodisches Arbeiten im Netzwerk der Gruppe; in: M. Muck u. H.-G. Trescher (Hrsg.): Grundlagen der Psychoanalytischen Pädagogik, Gießen (unveränd. Neuaufl. der Ausgabe 1993), S. 205 - 236
- Flick, U., 1990: Beratung - Aufhebung erlernter Hilflosigkeit?; in: psychosozial 12. Jg. (1990) Heft II (Nr.42), S. 63 - 73
- Freud, S., 1972: Das Unbehagen in der Kultur; in: ders.: Abriß der Psychoanalyse/ Das Unbehagen in der Kultur, Frankfurt/ M., S. 63 - 129
- Fritzsche, K.P., 1998: Wenn Freiheit in Streß umschlägt. Die Beschleunigung des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Wandels hat tiefe Spuren hinterlassen; in: Frankfurter Rundschau vom 29.8.1998
- Fünfter Familienbericht, 1994: Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland, hrsg. vom Bundesministerium für Familie und Senioren, Bonn
- Gay, P., 1997: Das Zeitalter der Selbsterforschung; in: Die Zeit vom 17.10.1997
- Geißler, K.-H., 1999: Der Übergang im Übergang; in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, 54. Jg., Nr. 642 (Dezember 1999), S. 1162 - 1173
- Geißler, R., 1992: Die Sozialstruktur Deutschlands, Opladen
- Gerdes, K, Ch. v. Wolffersdorff-Ehlert, 1974: Drogenszene: Suche nach Gegenwart. Ergebnisse teilnehmender Beobachtung in der jugendlichen Drogensubkultur, Stuttgart
- Gerhard, H., 1998: Individualisierung, Identität und psychosoziale Praxis. Beratungsarbeit mit Drogenkonsumenten unter „postmodernen“ Lebensbedingungen; in: Psychosozial 21. Jahrgang, Nr. 71, HeftI/ 1998, S. 107 - 119
- Gerhard, H., 1999a: „You Gotta Move“. Drogengebrauch und Beschleunigung; in: Rakelmann, G. A. (Hg.): Bewegung. Festschrift für Reimer Gronemeyer, Gießen, S. 95 - 113

Gerhard, H., 1999b: Kulturelle Erosion der Jugendphase und die Krise der Schule; in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, 54. Jg., Nr. 642 (Dezember 1999), S. 1196 - 1211

Gerhard, H., 2000: Partydrogen. Soziokulturelle und individuelle Hintergründe und Risiken; in: Hessisches Ärzteblatt 11/2000, S. 466 - 470

Gerhard, H., 2001: Einführung; in: Tagungsreader „Zwischen allen Stühlen“. Ansätze zur Integration von Rußlanddeutschen (Dokumentation einer Fachtagung, Grünberg 25.10.2000), S. 5 - 8

Gerhard, H. u. R. Lauer, 1998: Beratung und Prävention bei Jugendlichen im Rahmen des integrierten Beratungszentrums; in: Beratungszentrum Laubach/Grünberg: Integration ist möglich; Dokumentation einer Tagung am 4.12.1998, Laubach, S. 35 - 42

Gerhard, H., M. Luxa, V. Rapp u. R. Vogel, 1999: Der Sozialtherapeut: Spezialist für Zusammenhänge. Erfahrungen einer kollegialen Arbeitsgruppe; in: Sozial Extra, 23. Jahrgang, Juli/ August 1999, S. 17 - 19

Gildemeister, R., 1997: Soziologie der Sozialarbeit; in: Korte, H./ B. Schäfers (Hg.): Einführung in Praxisfelder der Soziologie, S. 57 - 74

Goffman, E., 1975: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/ M.

Gorz, A., 1983: Wege ins Paradies. Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit, Berlin (West)

Grams, W., 1998: Ökonomisierung kontra Ethik. Lassen sich ethische Standards der Sozialen Arbeit sichern? Empowerment als Gegenstrategie; in: Blätter der Wohlfahrtspflege - Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit 11+12/98, S. 231 - 233

Gronemeyer, M., 1996: Lernen mit beschränkter Haftung. Über das Scheitern der Schule, Berlin

Gronemeyer, R., 1996: Alle Menschen bleiben Kinder, Düsseldorf, München

Gronemeyer, R., 1998 : Die neue Lust an der Askese, Berlin

Gronemeyer, R., 1999: Die 10 Gebote des 21. Jahrhunderts. Moral und Ethik für ein neues Zeitalter, München - Düsseldorf

Groß, E./ H. Gerhard, 1999: Drogenpolitik und Präventionspolitik; in: Dietz, B., D. Eißel u. D. Naumann (Hrsg.): Handbuch der kommunalen Sozialpolitik, Opladen, S. 403 - 416

Gross, W., 1990: Sucht ohne Drogen. Arbeiten, Spielen, Essen, Lieben ..., Frankfurt/ M.

- Guggenberger, B., 2000: Sein oder Design. Im Supermarkt der Lebenswelten, Reinbek b. Hamburg
- Habermas, J., 1976: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus, Frankfurt/ M.
- Harm, W., 1998: Liebe kann man nicht kaufen. Sozialarbeit zwischen Betriebswirtschaft und Nächstenliebe; in: Scherer, H. u. I. Sahler (Hrsg.): Einstürzende Sozialstaaten. Argumente gegen den Sozialabbau, Wiesbaden, S. 111 - 117
- Häsing, H., H. Stubenrauch, Th. Ziehe (Hrsg.), 1979: Narziß - Ein neuer Sozialisationsstypus? Bensheim
- Heckmann, W., 1981: Sucht; in: G. Rexilius u. S. Grubitzsch (Hrsg.): Handbuch psychologischer Grundbegriffe, Reinbek b. Hamburg, S. 1068 - 1076
- Heckmann, W., 1991 (Hg.): Drogentherapie in der Praxis. Ein Arbeitsbuch für die 90er Jahre, Weinheim und Basel
- Heigl, F., E. Schultze-Dierbach u. A. Heigl-Evers, 1993: Die Bedeutung des psychoanalytisch-interaktionellen Prinzips für die Sozialisation von Suchtkranken; in: K. W. Bilitza (Hrsg.): Suchttherapie und Sozialtherapie, Göttingen Zürich, S. 230 - 249
- Heigl-Evers, A., 1977: Möglichkeiten und Grenzen einer analytisch-orientierten Kurztherapie bei Suchtkranken, Kassel
- Heigl-Evers, A. u. J. Ott, 1994: Zur Einführung in die psychoanalytisch-interaktionelle Therapie; in: dies. (Hrsg.): Die psychoanalytisch-interaktionelle Methode. Theorie und Praxis, Göttingen Zürich, S. 9 - 31
- Heigl-Evers, A. u. B. Nitzschke, 1994: Das analytische Prinzip „Deutung“ und das interaktionelle Prinzip „Antwort“; in: A. Heigl-Evers u. J. Ott (Hrsg.): Die psychoanalytisch-interaktionelle Methode. Theorie und Praxis, Göttingen Zürich, S. 53 - 108
- Hein, Ch., 1994: Prägungen. Eröffnungsrede der Frankfurter Buchmesse 1994, in: „Freitag“, 7. Okt. 1994, Nr. 41 (Literaturbeilage, S. 1 + 2)
- Heitmeyer, W., 1985: Identitätsprobleme und rechtsextremistische Orientierungsmuster; in: Baacke, D./ W. Heitmeyer (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren, Weinheim/ München, S. 175 - 198
- Heitmeyer, W., 1987: Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen, Weinheim/ München
- Heitmeyer, W., 1995: Freisetzen, Auflösungen, Gewißheitsverluste; in: Frankfurter Rundschau vom 17.07.1995
- Helsper, W., 1997: Das „postmoderne Selbst“ - ein neuer Subjekt- und Jugend-Mythos? Reflexionen anhand religiöser jugendlicher Orientierungen; in: H. Keupp

- u. R. Höfer (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt/M., S. 174 - 206
- Henkel, D., 1984: Arbeitslosigkeit und Alkoholismus: Kritik und Perspektiven der Forschung; in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Sucht und Gesellschaft. Ursachen - Folgen - Zusammenhänge, Hamm, S. 246 - 254
- Hessischer Rundfunk, 2001a: hr2 Funkkolleg „Sucht und Sehnsucht“, Folge 25: Rausch und Reglementierung. Herausforderungen und Grenzen der Politik (Transkription durch den Verf.)
- Hessischer Rundfunk, 2001b: hr2 Funkkolleg „Sucht und Sehnsucht“, Folge 26: Rausch und Normalität. Auf dem Weg in ein neues Zeitalter der Extasen (Transkription durch den Verf.)
- Hitzler, R./ M. Pfadenhauer, 1997: Techno: Jugendkultur und/ oder Drogenkultur? Soziologisch-ethnographische Eindrücke aus der Techno-Szene; in: J. Neumeyer, H. Schmidt-Semisch (Hrsg.): Ecstasy - Design für die Seele, Freiburg i. Br., S. 47 - 62
- Höfer, R., 2000: Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl, Opladen
- Hoffmann, S. O., G. Hochapfel, 1992: Einführung in die Neurosenlehre und Psychosomatische Medizin, Stuttgart New York
- Höge, H., 2001: Lob der Blödigkeit. Die Aufregungen in der neuen Ökonomie und ihre Beruhigungsmittel; in: Frankfurter Rundschau vom 1.8.2001
- Holz, A., J. Leune, 1998: Versorgung Suchtkranker in Deutschland; in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Jahrbuch Sucht '99, Geesthacht, S. 154 - 174
- Honneth, A., 2000: Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse; in: Psyche 54. Jg., 11 (Nov.) 2000, S. 1087 - 1109
- Horkheimer, M., 1936: Allgemeiner Teil; in: E. Fromm, M. Horkheimer, H. Mayer, H. Marcuse u.a.: Studien über Autorität und Familie, Bd. 1 (Studienberichte aus dem Institut für Sozialforschung), Paris, S. 3 - 76
- Horkheimer, M., Th. W. Adorno, 1969: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt/ M.
- Huber, G., 1999: Psychiatrie (6. Aufl.), Stuttgart - New York 1987
- Hurrelmann, K., 1994: Suchtprävention trotz gesellschaftlicher Ursachen? in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Suchtprävention, Freiburg i. Br., S. 26 -37

Hurrelmann, K., 1995: Lebensphase Jugend. Chancen und Risiken für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung; in: A. Hundsatz, H.-P. Klug, H. Schilling (Hrsg.): Beratung für Jugendliche. Lebenswelten, Problemfelder, Beratungskonzepte, Weinheim und München, S. 31 - 46

Hurrelmann, K., 1996: Die Ecstasy-Welle? - Ein Symptom für den Trend von den betäubenden zu den aufputschenden Drogen?; in: Drogenkonferenz 1995 Rheinland-Pfalz: Lebensgefühl mit Designer-Drogen

Hurrelmann, K., 1997: Kleine Erwachsene. Das unkindliche Leben unserer Kinder; in: Universitas, 52. Jg., Nr. 612, Juni 1997, S. 541 - 550

Hurrelmann, K., 2000: Legal und illegal sagen nichts über das Gefährdungspotenzial aus; in: Frankfurter Rundschau vom 10.08.2000

Hurrelmann, K., S. Hesse, 1991: Drogenkonsum als problematische Form der Lebensbewältigung im Jugendalter; in: Sucht 37, Heft 4/91, S. 240 - 252

Hurrelmann, K., H. Bründel, 1997: Drogengebrauch - Drogenmissbrauch. Eine Gratwanderung zwischen Genuß und Abhängigkeit, Darmstadt

Institut für Sozialforschung, 1956: Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen, Frankfurt/ M. - Köln

Institut für Sozialforschung (Dubiel, H. u. L. v. Friedeburg), 1995: Memorandum; in: Frankfurter Rundschau vom 19.12.1995

Jaeggi, E., 1998: Ist die Psychoanalyse die richtige Theorie für das „Postmoderne Subjekt“?; in: R. Eckes-Lapp, J. Körner (Hrsg.): Psychoanalyse im sozialen Feld. Prävention - Supervision, Gießen, S. 71 - 85

Kaufhold, R., 1990: Mobile Jugend- und Drogenberatung in Landkreisen. Endbericht der wissenschaftlichen Begleitung des hessischen Erprobungsprogramms, Frankfurt/ M. (Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.)

Kernberg, O., 1975: Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus, New York; dt. 1983, Frankfurt/ M.

Keupp, H., 1982: Einleitende Thesen zu einer radikalen gemeindepsychologischen Perspektive psychosozialer Arbeit; in: Keupp, H. u. D. Rerrich (Hrsg.): Psychosoziale Praxis. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München - Wien - Baltimore, S. 11 - 20

Keupp, H., 1987: Psychosoziale Praxis im gesellschaftlichen Umbruch, Bonn

Keupp, H., 1987a: Psychosoziale Versorgung; in: Eyferth, H./ H.-U. Otto/ H. Thiersch (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/ Sozialpädagogik, Neuwied - Darmstadt, S. 823 - 842

Keupp, H. (Hrsg.), 1995: Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch, München

- Keupp, H., 1996: Erzählungen für die Chefetagen. Auf der Suche nach dem zukunftsfähigen Persönlichkeitsprofil; in: Süddeutsche Zeitung vom 6.12.1996
- Keupp, H., 1997: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung; in: H. Keupp u. R. Höfer (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt/M., S. 11 - 39
- Keupp, H., 1999: Identität und Gemeinschaft im Wandel. Die kulturellen „Schnittmuster“ für Lebenssinn und Kohärenz haben sich geändert; in: Frankfurter Rundschau vom 25.5.1999
- Keupp, H. u.a., 1999: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek b. Hamburg
- Kindermann, W., 1996: Das Ende der Spezialisierung?; in: caritas 97 (1996), 11, S. 485 - 495
- Kindermann, W., R. Sickinger, D. Hedrich, S. Kindermann, 1989: Drogenabhängig. Lebenswelten zwischen Szene, Justiz, Therapie und Drogenfreiheit, Freiburg i. Br.
- King, V., 2000: Identitätsbildungsprozesse in der weiblichen Adoleszenz; in: Wiessse, J. (Hrsg.): Identität und Einsamkeit: Zur Psychoanalyse von Narzißmus und Beziehung, Göttingen, S. 53 - 70
- Kohut, H., 1971: Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen, dt. 1973, Frankfurt/ M.
- Kohut, H., 1976: Vorwort zu J. v. Scheidt: Der falsche Weg zum Selbst. Die Drogenkarriere als gescheiterter Versuch der Selbstheilung, Frankfurt/ M., S. 11 - 16
- König, O., 2001: Individualität und Zugehörigkeit - Gruppendynamik als Forschungsfeld der angewandten Sozialwissenschaft; in: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik. Beiträge zur Sozialpsychologie und therapeutischen Praxis, 37. Jg., Heft 1/2001, S. 29 - 44
- Krämer, J., 1989: Vom Streetwork zur Familientherapie - Soziale Arbeit mit Punkern; in: F. Buchholtz (Hrsg.): Suchtarbeit: Utopien und Experimente, Freiburg i. Br., S. 111 - 121
- Krappmann, L., 1969: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart
- Kraus, L., J. Töppich, 1998: Konsumtrends illegaler Drogen bei Jugendlichen und Erwachsenen in Deutschland 1973 bis 1997; in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Jahrbuch Sucht '99, Geesthacht, S. 129 - 153
- Kreuzer, A., 1978: Jugend - Rauschdrogen - Kriminalität, Wiesbaden

- Kreuzer, A., 1988: Strafjustizielle Kontrolle des Drogenumgangs; in: Kreuzer, A. u. R. Wille: Drogen - Kriminologie und Therapie, Heidelberg, S. 87 - 118
- Kreuzer, A./ R. Wille, 1988: Drogen - Kriminologie und Therapie, Heidelberg
- Krollpfeiffer, K., 1997: Die Sehnsucht nach dem Paradies. Ecstasy, Ekstase-Suche und die Freiheit zur Unvernunft. Gespräche mit Ecstasy-Konsumenten aus der Selbsterfahrungs- und Rave-Szene; in: Rabes, M/ W. Harm (Hrsg.): XTC und XXL. Ecstasy, Reinbek b. Hamburg, S. 103 - 136
- Kronauer, M., 1995: Die Entbehrlichen der Arbeitsgesellschaft. Zur sozialwissenschaftlichen Diskussion um eine neue „underclass“, in: Frankfurter Rundschau vom 28.11.1995
- Krystal, H., H. A. Raskin, 1970: Drogensucht. Aspekte der Ich-Funktion, Detroit Michigan; dt. Göttingen 1983
- Kuntz, H., 2001: Ecstasy - auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Vorbeugung und Wege aus Sucht und Abhängigkeit, Weinheim und Basel (erw. Neuausgabe von 1998)
- Kurnitzky, H., 1996: Rasende Bewegungslosigkeit. Kündigt die Informationsgesellschaft die aktiven Sinne auf?; in: Frankfurter Rundschau, 20.07.1996
- Kurnitzky, H., 1999: Die Unternommenen. Der „flexible Mensch“ oder die Verfügungsmasse der Wirtschaftsordnung; in: Frankfurter Rundschau vom 31. 7.1999
- Kutsch, Th., G. Wiswede, 1980: Drogenkonsum als Form abweichenden Verhaltens; in: dies. (Hrsg.): Drogenkonsum. Einstieg - Abhängigkeit - Sucht, Königstein, S. 1 - 24
- Lasch, Ch., 1980: Das Zeitalter des Narzißmus, München
- Leffers, C.-J., 1992: Zur Professionalisierung der Sozialtherapie; in: Matrix 3/ 1992, S. 28 - 36
- Leggewie, C., 1995: Die 89er. Portrait einer Generation, Hamburg
- Legnaro, A., 1973: Soziologische Aspekte des Alkoholismus; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 25 (1973), S. 403 - 419
- Legnaro, A., 1982: Ansätze zu einer Soziologie des Rausches - zur Sozialgeschichte von Rausch und Ekstase in Europa; in: Völger, G. u. K. v. Welck (Hrsg.): Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich, Band 1, Reinbek b. Hamburg, S. 93 - 114
- Legnaro, A., 1992: Im Grunde sind alle jung, nur manche sind jünger. Vom Verschwinden des Unterschieds zwischen Jugendlichen und Erwachsenen; in: Frankfurter Rundschau vom 22.8.1992
- Leibfried, St. u.a., 1995: Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat, Frankfurt/ M.

- Lenz, K., 1998: Zur Biografisierung der Jugend. Befunde und Konsequenzen; in: L. Böhnisch, M. Rudolph, B. Wolf (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt, S. 51 - 74
- Leuzinger-Bohleber, M., 1998: Wissenschaft zwischen den Wissenschaften. Psychoanalytische Forschung im interdisziplinären Diskurs: Arbeitslosigkeit und Identitätsbildung; in: Frankfurter Rundschau vom 8.12.1998
- Leuzinger-Bohleber, M., 2000: „Ich kann es nicht ertragen...“ - Trauma und Identität. Aus der Psychoanalyse eines Spätadoleszenten; in: Wiese, J. (Hrsg.): Identität und Einsamkeit: Zur Psychoanalyse von Narzißmus und Beziehung, Göttingen, S. 11 - 52
- Levinas, E., 1993: Die Spur des Anderen, Freiburg/ München
- Lindner, W., 1998: Die „sichere“ Stadt zwischen urban control und urbaner Kompetenz; in: Breyvogel, W. (Hg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, S. 37 - 61
- Lorenzer, A., H. Dahmer, K. Horn, K. Brede, E. Schwanenberg, 1971: Psychoanalyse als Sozialwissenschaft, Frankfurt/ M.
- Loviscach, P., 1996: Soziale Arbeit im Arbeitsfeld Sucht. Eine Einführung, Freiburg i. Br.
- Lürßen, E., 1974: Psychoanalytische Theorien über die Suchtstrukturen; in: Suchtgefahren 20, S. 145 - 151
- Lürßen, E., 1976: Das Suchtproblem in neuerer psychoanalytischer Sicht; in: Die Psychologie des XX. Jhdt., Bd. II, Zürich/ München, S. 838 - 867
- Mahler, M. S., F. Pine, A. Bergman, 1975: Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation, New York; dt. 1980, Frankfurt/ M.
- Marcuse, H., 1965: Das Veralten der Psychoanalyse, in: ders.: Kultur und Gesellschaft 2, Frankfurt/ M., S. 85 - 106
- Marcuse, H., 1968: Aggressivität in der gegenwärtigen Industriegesellschaft; in: Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft. Mit Beiträgen von H. Marcuse u.a., Frankfurt/ M., S. 7 - 29
- Martin, H.-P./ H. Schumann, 1996: Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand, Reinbek b. Hamburg
- Marzahn, Ch., 1983: Plädoyer für eine gemeine Drogenkultur; in: J. Beck, H. Dauber, M. Gronemeyer, Ch. Marzahn, W. Sachs, H. Stubenrauch: Das Recht auf Ungezogenheit, Reinbek b. Hamburg, S. 105 - 134
- Marzahn, Ch., 1994: Bene Tibi. Über Genuß und Geist, Bremen
- Mertens, W., 1981: Psychoanalyse, Stuttgart Berlin Köln



- Meyer, E., 2000: Die Techno-Szene. Ein jugendkulturelles Phänomen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, Opladen
- Michels, I.J. u. H. Stöver, 1999: Wichtig ist, daß der Modellversuch akzeptiert wird; in: I. Sahler u. H. Scherer (Hrsg.): Tolleranz - Neue Ansätze in der Drogen-Diskussion, Wiesbaden, S. 43 - 49
- Miller, A., 1979: Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst, Frankfurt/ M.
- Minden, G. von, 1988: Der Bruchstück-Mensch. Psychoanalyse des frühgestört-neurotischen Menschen der technokratischen Gesellschaft, München Basel
- Mitscherlich, A., 1963: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München
- Möhring, P., 1998: Zum psychoanalytischen Verständnis von Migration und Interkultureller Begegnung; in: Ch. Büttner u.a. (Hrsg.): Brücken und Zäune. Interkulturelle Pädagogik zwischen Fremdem und Eigenem, Gießen, S. 53 - 74
- Morgenroth, Ch., 2001: Schock, Scham und Schuldgefühle. Langzeitarbeitslosigkeit zermürbt Menschen physisch und psychisch. Ein Gespräch m. Ch. Morgenroth; in: Frankfurter Rundschau vom 28.05.2001
- Muck, M. u. H.-G. Trescher (Hrsg.), 2001: Grundlagen der Psychoanalytischen Pädagogik, Gießen (unveränd. Neuaufl. der Ausgabe 1993)
- Negt, O., 1997: Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche, Göttingen
- Negt, O., 1997a: Nähe, Distanz und Achtung als Existenzbestimmungen der modernen Welt. Eröffnungsrede zum 18. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Transaktionsanalyse, 9. Mai 1997; Manuskript
- Negt, O., 1998: Warum SPD? 7 Argumente für einen nachhaltigen Macht- und Politikwechsel, Göttingen
- Negt, O., 1998a: Ironie der Geschichte oder: Der Kaiser ist nackt; in: Frankfurter Rundschau vom 04.07.1998
- N.N., 2000: Prävention ist keine Jugendarbeit. Thesen zu Risiken und Nebenwirkungen der Präventionsorientierung; in: sozialmagazin Heft 1, 25. Jg./ Januar 2000, S. 14 - 21
- Nordlohne, E., 1995: Drogenkonsum im Kontext von Entwicklungsanforderungen im Jugendalter: Ansätze für die Prävention; in: Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz (Hrsg.): Suchtprävention - (k)eine Aufgabe der Jugendhilfe, Freiburg i. Br., S. 17 - 30
- Ogden, Th. H., 1995: Frühe Formen des Erlebens, Wien New York

- Palentien, Ch./ K. Hurrelmann, 1995: Veränderte Lebenssituation - veränderte Gesundheit. Zum Zusammenhang von Sozialisation und Gesundheit im Jugendalter; in: Der pädagogische Blick, 3. Jg., Heft 1, S. 5 -13
- Parin, P., 1977: Das Ich und die Anpassungsmechanismen; in: Psyche 31, 1977, S. 481 - 515
- Passett, P., 1981: Gedanken zur Narzißmuskritik: Die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten; in: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.): Die neuen Narzißmustheorien: zurück ins Paradies?, Frankfurt/ M., S. 165 - 193
- Petzold, H., 1992: Menschenbilder als bestimmendes Moment von Grundhaltungen und Konzepten in der Drogenhilfe; in: Fachverband Drogen und Rauschmittel e.V. (Hrsg.): Was hilft! Grundhaltung - Menschenbild - Konzepte. Beiträge zu den Grundlagen der Drogenarbeit, Hannover, S. 16 - 41
- Peuckert, R., 1991: Familienformen im sozialen Wandel, Opladen
- Peuckert, R., 1997: Destabilisierung der Familie; in: Heitmeyer, W (Hrsg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/ M., S. 287 - 327
- Peuckert, R., 1999: Familienformen im sozialen Wandel, Opladen (3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage) 1991
- Pressemitteilung des Bundesministeriums für Gesundheit vom 16.12.1998: Neue Studien zur Verbreitung des Drogen- und Suchtmittelkonsums bei Erwachsenen und jungen Menschen
- Projektgruppe TUdrop, 1984: Heroinabhängigkeit unbetreuter Jugendlicher, Weinheim und Basel
- Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.), 1981: Die neuen Narzißmustheorien: zurück ins Paradies?, Frankfurt/ M.
- Quensel, St., 1982: Drogenelend. Cannabis, Heroin, Methadon: Für eine neue Drogenpolitik, Frankfurt/ M. - New York
- Rabes, M., 1995: Ecstasy und Partydrogen; in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hg.): Jahrbuch Sucht 1996, Geesthacht, S. 161 - 177
- Rabes, M., 1997: Ecstasy, Techno und die Medien; in: Rabes, M/ W. Harm (Hrsg.): XTC und XXL. Ecstasy, Reinbek b. Hamburg, S. 13 - 22
- Rabes, M/ W. Harm (Hrsg.), 1997: XTC und XXL. Ecstasy. Wirkungen, Risiken, Vorbeugungsmöglichkeiten und Jugendkultur, Reinbek b. Hamburg
- Rado, S., 1934: Psychoanalyse der Pharmakothymie; in: Internationale Zeitschrift f. Psychoanalyse 20, S. 16 - 32

- Rauchfleisch, U., 1996: Menschen in psychosozialer Not. Beratung, Betreuung, Psychotherapie, Göttingen - Zürich
- Reich, K., E. Weitekamp u. H.-J. Kerner: Jugendliche Aussiedler; in: Bewährungshilfe Jg. 46, Nr. 4/ 1999, S. 335 - 359
- Remschmidt, H., 1990: Grundsätze zur Versorgung psychisch gestörter Kinder und Jugendlicher; in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie (39) 1990, S. 338 - 347
- Richter, H.-E., 1963: Eltern, Kind und Neurose. Psychoanalyse der kindlichen Rolle, Stuttgart
- Richter, H.-E., 1970: Patient Familie. Entstehung, Struktur und Therapie von Konflikten in Ehe und Familie, Reinbek b. Hamburg
- Richter, H.-E., 1973: Zur psychoanalytischen Theorie von Familienkonflikten; in: Claessens, D./ P. Milhoffer (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, Frankfurt/ M., S. 281 - 292
- Richter, H.-E., 1974: Lernziel Solidarität, Reinbek
- Richter, H.-E., 1977: Hat die Psychoanalyse in der Randgruppenarbeit eine Chance? In: P. Kutter (Hg.): Psychoanalyse im Wandel, Frankfurt/ M., S.122 - 147
- Richter, H.-E., 1978: Was ist Sozialtherapie?; in: ders.: Engagierte Analysen. Über den Umgang des Menschen mit dem Menschen, Reinbek, S. 165 - 175
- Richter, H.-E., 1980: Sozialtherapie; in: Kreft/ Mielenz: Wörterbuch Soziale Arbeit, S. 424 - 428
- Richter, H.-E., 1985: Beratung in unserer Gesellschaft; in: psychosozial 24/25: Psychoanalytische Familien- und Sozialtherapie, Reinbek b. Hamburg, S. 10 - 25
- Richter, H.-E., 1997: Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen, Düsseldorf u. München
- Richter, H.-E., 1998: Lernziel Solidarität zur Jahrtausendwende. Festrede zur Eröffnung des Internationalen Brucknerfestes Sept. 1998 in Linz; Manuskript
- Richter, H.-E., 1998a: Psychoanalytische Familientherapie - eine aktuelle Herausforderung; in: Beratungszentrum Laubach/ Grünberg: Integration ist möglich; Dokumentation einer Tagung am 4.12.1998, Laubach, S. 43 - 60
- Riesman, D., 1958: Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters, Hamburg
- Rifkin, J., 1996: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft (4. Aufl.), Frankfurt/M. - New York

- Rohde-Dachser, Ch., 1983: Ichstrukturelles Defizit; in: W. Mertens (Hrsg.): Psychoanalyse. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, *Urban & Schwarzenberg* 1983, S. 83 - 90
- Rohr, E., 1999: Inszenierungen der Moderne am Beispiel fremdenfeindlicher Gewalt; in *psychosozial* 22.Jg. (1999) Heft III (Nr. 77), S. 97 - 108
- Ronneberger, K., 1998: Die Stadt der „Wohlanständigen“ und die neuen „gefährlichen Klassen“. Der Umbau der Städte zu „Konsumfestungen“; in: Breyvogel, W. (Hg.): *Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität*, S. 16 - 36
- Rosenbaum, M./ P. Morgan/ J. E. Beck, 1997: „Auszeit“. Ethnographische Notizen zum Ecstasy-Konsum Berufstätiger; in: J. Neumeyer, H. Schmidt-Semisch (Hrsg.): *Ecstasy - Design für die Seele*, Freiburg i. Br., S. 73 - 82
- Rost, W.-D., 1987: *Psychoanalyse des Alkoholismus. Theorie, Diagnostik, Behandlung*, Stuttgart
- Rost, W.-D., 1993: Die hilflose Verweigerung. Männer und Glücksspielgeräte; in: *Ethnopsychanalyse 3: Körper, Krankheit und Kultur*, Frankfurt/ M., S. 144 - 171
- Rost, W.-D., 2000: Psychoanalyse; in: F. Stimmer (Hrsg.): *Suchtlexikon*, München Wien, S. 463 - 468
- Rothschild, B., 1981: Der neue Narzißmus - Theorie oder Ideologie?; in: *Psychoanalytisches Seminar Zürich* (Hrsg.): *Die neuen Narzißmustheorien: zurück ins Paradies?*, Frankfurt/ M., S. 31 - 68
- Saunders, N. 1994 (hrsg. v. P. Walder): *Ecstasy*, Zürich
- Schacke, J., 1991: Struktur und Dynamik der „Drogenszene“ - Ergebnisse einer gemeindenahen Feldstudie zum Drogengebrauch in einer mittelständisch-ländlichen Region; in: *Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren* (Hrsg.): *Drogenpolitik und Drogenhilfe*, Freiburg i. Br., S. 229 - 246
- Scheerer, S., 1995: *Sucht*, Reinbek b. Hamburg
- Scheerer, S., I. Vogt, 1989: *Drogen und Drogenpolitik. Ein Handbuch*, Frankfurt/ M. - New York
- Scheidt, J. vom, 1976: *Der falsche Weg zum Selbst. Die Drogenkarriere als gescheiterter Versuch der Selbstheilung*, Frankfurt/ M.
- Schivelbusch, W., 1980: *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel*, München Wien
- Schmidbauer, W., 1977: *Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe*, Reinbek b. Hamburg
- Schmidbauer, W., 1981: Suchtgefahren vorprogrammiert?; in: M. Furian (Hrsg.): *Ursachenorientierte Prophylaxe süchtigen Verhaltens*, Heidelberg; zit. nach: Deut-

- ches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen: Zeitungskolleg „Drogen“. Textsammlung, 1982, S. 15 - 19
- Schmidbauer, W., 1995: Jetzt haben, später zahlen. Die seelischen Folgen der Konsumgesellschaft, Reinbek b. Hamburg
- Schmidt, W. A., 1992: Stiefkind Prävention; in: Blätter der Wohlfahrtspflege - Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit 10/92, S. 278 - 279
- Schmidt-Semisch, H./ F. Nolte, 2000: Drogen. Rotbuch 3000, Hamburg
- Schneider, M., 2000: Ich hab soviel in dich investiert. 100. Geburtstag Erich Fromms; in: Die Zeit 24.03.2000
- Schroers, A., 1997: Ecstasy-Gebrauch und Sekundärprävention. Ein akzeptanzorientiertes Konzept für den Bereich Techno- und Partykultur; in: J. Neumeyer, H. Schmidt-Semisch (Hrsg.): Ecstasy - Design für die Seele, Freiburg i. Br., S. 246 - 258
- Schroers, A., 1999: Ecstasy & Saver Rave. Die Neubelebung akzeptierender Drogenarbeit mit Blick auf drogenkulturelle Trends; in: I. Sahler u. H. Scherer (Hrsg.): Tolleranz - Neue Ansätze in der Drogen-Diskussion, Wiesbaden, S. 21 - 42
- Schüle, J. A., 1981: Sinnprobleme in Industriegesellschaften am Beispiel der Jugendsekten; in: Schüle/ Rammstedt/ Horn/ Leithäuser/ Wacker/ Bosse: Politische Psychologie. Entwürfe zu einer historisch-materialistischen Theorie des Subjekts, Frankfurt/ M., S. 13 - 38
- Schüle, J. A., 1983: Normalität und Opposition. Über Ursachen und gesellschaftliche Funktion der „Alternativbewegung“; in: Leviathan 11, 1983, S. 252 - 274
- Schüle, J. A., 1990: Die Geburt der Eltern, Opladen
- Schulze, G., 1989: Spontangruppen der Jugend; in: Marckfeld, M./ R. Nave-Herz (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung (Bd. 2), Neuwied, S. 553 - 570
- Schulze, G., 1995: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M., New York (5. Aufl.)
- Schwendter, R., 1993: Theorie der Subkultur, Frankfurt/ M. (4. Aufl.)
- Schwendter, R., 2000: Einführung in die Soziale Therapie, Tübingen
- Schwerd, W., 1992: Identität und Beziehungsfähigkeit: Illustriert am psychosomatischen Konsiliardienst; in: psychosozial 15.Jg. (1992) Heft I/II (Nr. 49/50), S. 141 - 150
- Seiffge-Krenke, I., 1986: Psychoanalytische Therapie Jugendlicher, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz

- Sennett, R., 1983: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt/ M.
- Sennett, R., 1998: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin
- Shorter, E., 1994: Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten, Reinbek b. Hamburg
- Sickinger, R., 1982: Drogenhilfe, München
- Sigusch, V., 1997: Metamorphosen von Leben und Tod. Ausblick auf eine Theorie der Hylomatie; in: Psyche 51, Heft 9/10, 1997
- Silbereisen, R. K. u. P. Kastner, 1985: Jugend und Drogen: Entwicklung von Drogengebrauch - Drogengebrauch als Entwicklung?; in: R. Oerter (Hrsg.): Lebensbewältigung im Jugendalter, VCH Verlag, S. 192 - 219
- Spangenberg, N., 1985: Gewalt in Familien: Vorbild oder „Nachbild“ gesellschaftlicher Gewalt?; in: psychosozial 24/25, Reinbek b. Hamburg, S. 26 - 53
- Stang, H., 1998: Talk Out - Eine Form der „Party-Beratung“ im Techno-Club „Stammheim“ (Kassel); in: Akzeptanz. Zeitschrift für akzeptierende Drogenarbeit und humane Drogenpolitik 1/98 (6. Jg.), S. 49 - 57
- Stöver, H., 1991: Akzeptierende Drogenarbeit - Entwicklungen, Bedingungen und Perspektiven; in: Schuller, K. u. H. Stöver (Hrsg.): Akzeptierende Drogenarbeit. Ein Gegenentwurf zur traditionellen Drogenhilfe, Freiburg i. Br. (2. Aufl.), S. 14 - 30
- Stöver, H., 1994: Drogenfreigabe. Plädoyer für eine integrative Drogenpolitik, Freiburg i. Br.
- Stöver, H. u. I. J. Michels, 1999: Von der Gasse ins Gassenzimmer. Gesundheitsräume; ihre Bedeutung für DrogenkonsumentInnen und ihr Stellenwert innerhalb der Drogenhilfe; in: I. Sahler u. H. Scherer (Hrsg.): Tolleranz - Neue Ansätze in der Drogen-Diskussion, Wiesbaden, S. 50 - 69
- Strzyz, K., 1978: Sozialisation und Narzißmus. Gesellschaftlicher Wandel und die Veränderung von Charaktermerkmalen, Wiesbaden
- Szasz, Th. S., 1980: Das Ritual der Drogen, Frankfurt/ M.
- Täschner, K.-L., 1979: Das Cannabisproblem, Wiesbaden
- Textor, M., 1989: Drogensucht und Familie; in: Familiendynamik 1989, 14, S. 13 - 26
- Thomasius, R., 2000a: Designer-Drogen; in: F. Stimmer (Hrsg.): Suchtlexikon, München Wien, S. 97 - 104

- Thomasius, R., 2000b: Ecstasy; in: F. Stimmer (Hrsg.): Suchtlexikon, München Wien, S. 170 - 175
- Tillmann, K.-J., 1995: Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung, Reinbek b. Hamburg 1989
- Tillmann, K.-J., 1995a: Gewalt in der Schule - Entstehungsbedingungen und Handlungsperspektiven; in: Schubarth, W. u. W. Melzer (Hrsg.): Schule, Gewalt und Rechtsextremismus, 2. Aufl., Opladen, S. 179 - 189
- Töpfer, L. u. A. Schneider, 1998: Techno - Jeder tanzt für sich allein?; in: Böhnisch, L., M. Rudolph, B. Wolf (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt, Weinheim u. München 1998, S. 113 - 130
- Tossmann, P., R. Soellner, D. Keiber, 1993: Cannabis - Konsummuster und Gefährdungspotential; in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Jahrbuch Sucht 1994, S. 143 - 159
- Trescher, H.-G., 2001: Handlungstheoretische Aspekte der Psychoanalytischen Pädagogik; in: M. Muck u. H.-G. Trescher (Hrsg.): Grundlagen der Psychoanalytischen Pädagogik, Gießen (unveränd. Neuaufl. der Ausgabe 1993), S. 167 - 201
- Trotha, T. von, 1990: Zum Wandel der Familie; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie, Band 42, 1990, S. 452 - 473
- Trübner, 1997: Rollenzwang. Die Folgen von „Strafe muß sein“; in: SuchtReport 4/97, S. 25 - 28
- Türcke, Ch., 1999: Kulturelle Verarmung; in: H. Schweppenhäuser u. J.H. Gleiter (Hrsg.): Paradoxien der Globalisierung, Weimar, S. 154 - 163
- Türcke, Ch., 1999 a: Design oder Nichtsein. Der Kampf ums Logo: von der Ablehnung des „eindimensionalen Menschen“ heute; in: Frankfurter Rundschau vom 29.5.1999
- Vester, M. u.a., 1993: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Köln
- Vester, M., 1994: Zwischen Distinktions- und Volksklassenmentalität; in: Frankfurter Rundschau vom 05.09.1994
- Virilio, P., 1997: Heaven's Gate. Die Aufgabe des Körpers im rasenden Stillstand; in: Frankfurter Rundschau vom 12.07.1997
- Vogt, I., 1984: Alkohol- und Tabakkonsum Jugendlicher im sozialen Kontext; in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Sucht und Gesellschaft. Ursachen - Folgen - Zusammenhänge, Hamm, S. 230 - 237
- Wanke, K., 1995: Suchtkrankenhilfe im Wandel der letzten 30 Jahre, in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Suchtkrankenhilfe im Verbund. Eine kritische Bestandsaufnahme, Freiburg i. Br., S. 17 - 30

- Weber, M., 1973: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus; in: ders.: Die protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung, Hamburg, S. 27 - 277
- Wernado, M., 1993: Präöipale Störungen und Abhängigkeitserkrankungen in der stationären Behandlung; in: K. W. Bilitza (Hrsg.): Suchttherapie und Sozialtherapie, Göttingen Zürich, S. 270 - 288
- Wetzstein, Th. A. u. R. Eckert, 2000: Zwischen Kreativität und Gewalt. Über die Bedeutung von Gruppenbildung und Gruppenzugehörigkeit für Jugendliche; in: Frankfurter Rundschau vom 29.03.2000
- Willems, H. u.a., 1993: Fremdenfeindliche Gewalt. Einstellungen, Täter, Konflikteskalation, Opladen
- Winnicott, D. W., 1965: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung, London; dt. Frankfurt/M. 1984
- Winnicott, D. W., 1971: Vom Spiel zur Kreativität, London; dt. Stuttgart 1974
- Winnicott, D. W., 1984: Familie und individuelle Entwicklung, Frankfurt/ M.
- Wirth, H.-J., 1984: Die Schärfung der Sinne. Jugendprotest als persönliche und kulturelle Chance, Frankfurt/M.
- Wirth, H.-J., 1985: Die Adoleszenz als Chance für Individuum, Familie und Kultur; in: psychosozial 24/25, Reinbek b. Hamburg, S. 96 - 117
- Wirth, H.-J., 1989: Trotz und Träume - alles Schäume? Ein Blick zurück auf die Jugendrevolte am Beispiel der Berliner „Scene“; in: Bock, M., M. Reimitz, H.-E. Richter, W. Thiel, H.-J. Wirth: Zwischen Resignation und Gewalt. Jugendprotest in den achtziger Jahren, Opladen, S. 81 - 93
- Wirth, H.-J., 1992: Psychoanalyse als psychosoziale Therapie und als Kulturkritik; in: psychosozial 15. Jahrgang, Nr. 49/50, Heft I/II 1992, Weinheim, S. 90 - 109
- Wirth, H.-J., 1996: Adoleszenz als Chance und Risiko; in: psychosozial 19.Jg. (1996) Heft II (Nr. 64), S. 9 - 28
- Wirth, H.-J., 1999: Hat Slobodan Milosevic eine Borderline-Persönlichkeitsstörung? Versuch einer psychoanalytischen Interpretation; in: psychosozial 22.Jg. (1999) Heft II (Nr. 76), S. 103 - 116
- Wolf, B., 1998: Die gegenwärtige Suche nach Konzepten in der Jugendarbeit; in: L. Böhnisch, M. Rudolph, B. Wolf (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt, S. 11 - 17
- Zeiger, H., 1994: Kindheitsräume. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit; in: U. Beck u. E. Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt/M., S. 353 - 375



Ziehe, Th., 1975: Pubertät und Narzißmus. Sind Jugendliche entpolitisiert? Frankfurt/ M. - Köln

## Erklärung

Ich versichere hiermit, daß ich die vorliegende Dissertation selbständig verfaßt und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.

Gießen, im Dezember 2001

.....

Horst Gerhard